Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
TU
v. 23'

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Dreiundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1920 bis März 1921)

Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Digitized by Google

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

053
T4
Bd. 23

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite		Seite
Bock: Der Stern	180	König, Eberhard: Als Bild	266
Christians: Gebet	248	Linck: Meine Väter	317
Faber-Bierhake: Flockentanz	254	v. Münchhausen, Börries: Dem Auswanderer	195
Frey: Dem Schwane gleich	394	Schellenberg: Bergwinter	187
Gramatzki: Alter	108	— Ostern	401
v. Grotthuß: Funkeln und verglühen	6	Schüler: Der Morgenstern	260
— Dankgebet	22	— Erhöre mich!	331
— Einsam!	28	Schulze, Isa M.: Schatten	116
— Mein letztes Lied	34	Siemers: Wie Parzival Gott suchte	96
Heidsieck: Geisterstunde	113		

Novellen und Skizzen

Bergengruen: König Ysus	29	Klaus Groths Reise nach Süddeutschland und der Schweiz 1855	117
Demmel: Von Justinus Kerner	207	Kusche: Viele Pfade führen zur Stadt Gottes	328
Friedrich: Totensonntag	114	Malberg: Vormundschaft	261
Hörmann: Der Schmuck der Goldschmiede	395	Schauwecker: Kobi, der Sohn Bogos	188
Karwath: Die Begegnung 7. 98. 171. 249.	318		

Aufsätze

Alsatious: Beobachtungen über Elsaß-Lothringen	203	Bülow: Aus Richard Wagners Bezirken	436
— Elsässische Charakterbilder 267. 332	406	Die Freude an der Sternforschung	128
An die Türmer-Leser	1	Diers: Bücher und Zeiten	217
Bergenthal: Das religiöse Erleben und die christliche Kunst der Gegenwart	430	Efodi: Auf der Flucht	56
Berger: Schemanns „Gobineau“	355	Elster, H. M.: Cäsar Flaischlen †	214
Beseelte Technik	205	Faißt: Bei Meister Thoma	139
Biedenkapp: Hörbigers kosmische Ehslehre	341	— Ein alemannischer Künstler	289
Bismarcks Schatten	344	Francé: Die Hoffnung auf neue Kraftquellen	125
Bjorkquist: Vom fröhlichen Dienen	247	Gillhausens Kriegsweisſagung	200
Bornhak: Bismarcks Politik	129	Göhring: Die Arbeitsmethoden der Zukunft	35
Bousset: Lebendige Jugend	255	Grunewald: Holzschnittausstellung im Berliner Kupferstichkabinett	60
Bülow: Aufgaben und Wirkungsziele des „Bayreuther Bundes“	151	Hart: Untergangskunst	53
— Versunkene Schätze	324	— Theaterkunst und Dichtung	142
		— Der Geist des Zeitalters im Drama	353
		Heuß: Anmerkungen zum Schlagwort	270

470186
Digitized by Google

Seite

Heyck: Die politische Zukunft Deutschlands 402
Hotzel: Ernst Wachler 348
Knauer: Die Robinsoninsel als Nationalpark 416
Koch: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß 2
Kubsch: Wilhelm Wundt als Völkerpsychologe 51
L.: Aus Goethes Welt 359
Lange: Naturwissenschaftliche Bildung 419
Lienhard: Wird das Rosenkreuz über Neudeutschland leuchten? 23
— Wartburg und Weimar als Feststätten deutscher Kultur 90
— Das Weihnachts-Geheimnis 169
— Christophorus der Deutsche . . . 245
— Der Ausklang deutscher Politik im Elsaß 387
Ludwig: Von Herrschaft und Freiheit 426
Lilienfein: Freundschaft und Geschlechtsleben 38
Malberg: Volkskunst im Dienste des deutschen Neuaufbaues 51
Moser: Volkstanz 367
Paulsen: Ewige Wiederkunft des Gleichen oder Aufwärtsentwicklung . . 313
Präfer: Henry Thode † 292

Seite

v. Rosen: Ein Rätsel 46
Röttger: Das Kindertheater 429
Scharrelmann: Das Opfer 97
Schellenberg: Reisetagebuch eines Philosophen 58
— Philipp Otto Runge 362
Schultheis: Laiengedanken eines Berufsoffiziers 43
Seeliger: Der Wendepunkt der Naturwissenschaft 276
Seliger: Die Söhne Herrn Johann Sebastians 68
Stolzing: Aus Alt-Österreich 40
Strasser: Karl Hauptmann, der Lyriker 421
Technische Nothilfe 273
Traumann: Die Altonaer „Joseph"-Handschrift 287
Treblin: Eberhard König 281
Voigtländer: Die Erlösung vom Fortschrittswahn 109
Waltemath: Sind die Deutschen Nachkommen der Germanen des Tacitus? 196
Weber: Vom Wesen des Staates . . 410
Winzer: Eine Geschichte der deutschen Musik 66
Wolff: Mignon 210
Wram: Die Marnetragödie 181
— Genfer Stimmungen 337

Besprochene Schriften

Abert: Mozart 295
Amelung: Novellen (Goethe) 361
Aurelius: Die Legende von der Wiedergeburt 293
Avenarius: Faust 359
Bahr: Adalbert Stifter 147
Barthel, Max: Das Herz in erhobener Faust 293
— Die Faust 293
Beck: Strophen um Eros 293
— Berufung des Weltflüchtigen . . . 293
Becker: Wasgaubilder 360
Benz: Märchendichtung der Romantiker 146
Bode: Schicksale der Friederike Brion 360
zur Bonsen: Neuere Vorgeschichte . . 200
Bô Yin Râ: Buch vom Jenseits . . . 415
Brentano, Bettina: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 146
Brentano: Zwei Erzählungen 146
Brentanos Werke 146
Brentanos Novellen 147
Bröger: Die Flamme 293
Bücking: Zeteler Markt 218
Bülow: Die Jugendschriften Richard Wagners 325
Damaschke: Volkshochschule und Bodenreform 163
Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung . . 43
Die Musiker-Gilde 384
Dreyer: Die Insel 58
Dürckheim: Erinnerungen 332
Eichendorffs ausgewählte Werke . . . 146
Eichendorffs Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands 147
Engel: Die Weisheit Goethes 359

Digitized by Google

	Seite
Flaischlen: Nachtschatten	215
— Werke	216
Francé: Zoësis, eine Einführung in die Gesetze der Welt	126
Friedrich, K. J.: Hans Thoma-Buch	312
Gerber: Die deutsche Jugendgesetzgebung	256
Greifenkalender 1921	384
Groos: Bismarck im eigenen Urteile	129
Gundelfinger: George	380
Handel-Mazetti: Der deutsche Held	220
Heiler: Das Wesen des Katholizismus	208
— Das Geheimnis des Gebetes	209
Hellmer: Fenster	57
Heinrich Steffens Lebensgeschichte	146
Hoche: Die französische und deutsche Revolution	154
Hochstetter: Das Erlebnis	57
Hofer: Goethes Ehe	361
Holstein: Von der Pflugschar in den Hörsaal	222
Jakubczyk: Denk' Jesu nach	293
Johannes, M. O.: Adel verpflichtet	218
Joseph: Goethes erste Jugenddichtung	287
Keller, Gottfried: Kalendergeschichten	56
Kellermann: Der 9. November	437
Kern: Die neue Armut und die neuen Armen	302
Keyserling: Reisetagebuch eines Philosophen	58
Kjellén: Die Großmächte und die Weltkrisis	161
Klages: Mensch und Erde	168
Kleists Meisterwerke	147
Koch, Max: Deutsche Literaturgeschichte	138
Kosch: Adalbert Stifter	147
Kotzde: Der Falke	383
Kunst im Wandervogel	384
Lange: Joseph Lanner und Johann Strauß	40
Lindenhofer Monatsblatt	162
Lucius v. Ballhausen: Bismarck-Erinnerungen	129
Marburger Studentenprozeß: Verhandlungsbericht und Reden	378
Mayer, Karl Leopold: Wolken	294
Mereau: Das Blütenalter der Empfindung	145
Metternich-Sandor: Geschehenes, Gesehenes und Erlebtes	40
Miegel: Gedichte und Spiele	294
Moser J. H.: Geschichte der deutschen Musik	66
— Technik der deutschen Gesangskunst	229
Müller, Roderich: Arwed Salvator	219
v. Münchhausen: Beerenlese	294
Obenauer: Goethe in seinem Verhältnis zur Religion	359
v. Oechelhäuser: Aus deutscher Technik und Kultur	205
Paschalis Schmid: Als Herre Krist geboren ward	225
Philippi: Weltflucht	428
Placzek: Freundschaft und Sexualität	39
Plehn: Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung	129
Promnitz: Christus spricht	293
Raschdau: Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Berlin	129
Rausch: Kassiopeia	294
Rittland Klaus: Jungbrunnen	218
Rosner: Der König	426
Salburg: Burschoa	427
Schauwecker: Ghavati	221
Schemann: Gobineau	356
Schleich: Bewußtsein und Unsterblichkeit	413
— Das Problem des Todes	413
Schmidt, Leonhardt: Das zweite Proletariat	303
Schöll: Der Erlösungsweg	167
v. Scholz, W.: Balladen und Königsmärchen	294
— Der Spiegel	294
Schöne: Die wirtschaftliche Lage der Studierenden an der Univ. Leipzig	378
Seeberg: Pflicht und Moral	410
Seidel: Der Buschhahn	428
Siebe: Die Helden von Spatzenbühl	220
— Rund um die Rabenburg	220
Spahn: Die Großmächte	412
Spengler: Der Untergang des Abendlandes	109
Storck: Ein glücklich Jahr	144
— Das Leben Jesu Christi	145
Straub: Kurzgefaßter Führer durch Goethes Faustdichtung	360
Trojan, O.: Ferdinand Avenarius und Goethes Faust	359

Digitized by Google

	Seite
Volpers: Friedrich Schlegel	145
Wachler: Osning	348
Walzel: Deutsche Romantik	145
Wandervogel	383
Wenk: Das singende Meer	219
Wizenmann: Fausts Heimkehr	359
Woyrsch: Da Jesus auf Erden ging	229
Zahn: Der sinkende Tag	57
Zech: Golgatha	293
Zimmermann: Himmelfahrt der Venus	294

Offene Halle

An einen deutschen Landadeligen	279
Belebung des evangel. Gottesdienstes	49
Evangelische Katholizität	208
Katholisches	136
Zur „Freude an der Sternforschung“	347
Naturwissenschaftliche Bildung	419

Literatur

Altdeutsche Weihenacht	225
Auf der Flucht	56
Aus Goethes Welt	359
Berliner Theaterbericht: Untergangskunst	53
— Theaterkunst und Dichtung	142
— Der Geist des Zeitalters im Drama	353
Bücher und Zeiten	217
Das Kindertheater	429
Ein glücklich Jahr	144
Flaischlen, Cäsar †	214
„Joseph“-Handschrift, Die Altonaer	287
Karl Hauptmann, der Lyriker	421
Klaus Groths Reise nach Süddeutschland und der Schweiz, 1855	117
Kochs deutsche Literaturgeschichte	138
König, Eberhard	281
Mignon	210
Neue Lyrik	293
Reisetagebuch eines Philosophen	58
Romantische Bücher	145
Schemanns „Gobineau“	355
Thode, Henry †	292
Um Herrschaft und Freiheit	426
Versunkene Schätze	324
Wachler, Ernst	348
Zu Aberts „Mozart“	295

Bildende Kunst

Altdeutsche Weihenacht	225
Bei Meister Thoma	139
Berliner Malerei	226
Das religiöse Erleben und die christliche Kunst der Gegenwart	430
Ein alemannischer Künstler (A. Bühler)	289
Holzschnitt-Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinett	60
Runge, Philipp Otto	362
Thode, Henry †	292
Volkstanz	367

Musik

Aufgaben und Wirkungsziele des „Bayreuther Bundes“	151
Aus Richard Wagners Bezirken	436
Beethoven zum 150. Geburtstag	228
Bruch, Max †	150
Die Söhne Herrn Johann Sebastians	68
Eine Geschichte der deutschen Musik (Moser)	66
Versunkene Schätze	324
Volkstanz	367
Thode, Henry †	292
Woyrsch und Moser	229
Zu Aberts „Mozart“	295

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Seite

Der russische Käfig — Zerstörte Illusionen — Die Partei über alles! — Macht verpflichtet — Der Schrei nach Erlösung 72

Die Republik ohne Republikaner — Einmarschbereit — Zuwarten und Beobachten — Der Wille zum Leben 154

Hohle Hand und reine Weste — Das Hohelied der Sparsamkeit — Steuermoral — Quietisten und Gemütsathleten — Die Fronten laufen falsch! 230

Seite

Die gesellschaftliche Umschichtung — Wer ist Proletarier? — Zweierlei Bürgertum — Die neuen Armen und ihre Aufgabe 298

Bethmann Hollweg — Preußentum und Deutschtum — Übereifrige Monarchisten — Um die Einheit des Reiches 369

Zwischen Paris und London — Milliardenrausch — Protestieren hilft nichts — Sind wir wehrlos? — Das Erwachen 439

Auf der Warte

Abkehr von der Politik 239
An Stefan George 380
Arme Mignon! 243
„Baldur", ein Junglehrerbund . . . 310
Bänkelsänger in den abgetrennten Gebieten 450
Bildungshunger? 85
Das Beutesystem. 456
Das deutsche Gymnasium 164
Das Krescendo 382
Der gedemütigte Vater 83
Der Meister des Lebens 311
Der Kommunist 240
Der Schacher um Elsaß-Lothringen . . 384
Der Untergang der Seele 168
Deutschamerikanische Hilfe an deutsche Schriftsteller 450
Deutschlands Verwilderung 166
„Die deutsche Schicksalsfrage" 163
Die Geister scheiden sich 378
Die Kulturmission Mitteleuropas . . 240
Die Notgemeinschaft der Geistigen . . 455
Ein Brief Hans Thomas an amerikanische Frauen 448
Eine kommende Seuche 85
Englischer Guckkasten 306
Erinnerung an Karl Hauptmann . . . 447
Führer und Meister 244
Gartenschönheit 164
Gefahr der Jugendbewegung 243
Gegenseitige Hilfe 166
Georges Vergottung 380
Georgica 165
„Heliandkreuz". 451
Hesse (Hermann) zum „Untergang Europas" 241
Jugendbewegung 383
Jugendgruppen 87
Jungdeutsches Pfadfindertum 241
Katholische Wandervögel 88
Keyserling und Rudolf Steiner . . . 381
Kindernot 310
Klassenhaß 84
Marburger Studenten, Die 378
Mehr Mut! 242
Mehr Seele, ihr Deutschen! 382
Neudeutsches Geschäftsgebaren . . . 239
Nichtsnutzige Verleumdung 307
Siedelungen 162
Siedlungs- und Seelengemeinschaft . 167
Soldatisch, sozial, seelisch 453
Stahlhof 244
Stimme von drüben 308
Streikseuche, Die 378
Studenten in Not 377
Thoma (Hans) und Christophorus . . 312
Tristan und Tantris 166
Unbelehrbarkeit 306
Verjüngungszauber 162
Vom Freudemachen 312
Vom neudeutschen Stil 454
Wandlung des Bildungsideals 452
Wilson und der Nobelpreis 379
Zwei Bilder 454
Zweierlei Wartburg-Festtage 168
Zwei Tatsachen 86

Digitized by Google

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Heft		Heft
Bühler: Prometheus	4	König: Alte Weiden	6
— Stoffel	4	— Paulchen	6
Kaspar David Friedrich: Spinne	1	Meister H. W. G.: Johannes auf Patmos	1
— Raben	1	Menzel: Der Tod Friedrichs des Großen	1
J. E. Freiherr von Grotthuß	1	Munch: Schneelandschaft	1
Harrach: Charon	2	Ph. O. Runge: Die Kinder Hülsenbeck	5
Hollenberg: Später Abend	1	Steinhausen: Simeon	3

Notenbeilage

Moser: Mariä Schlaflied	3	Woyrsch: Wiegenlied in der Weihnacht	3

Briefe

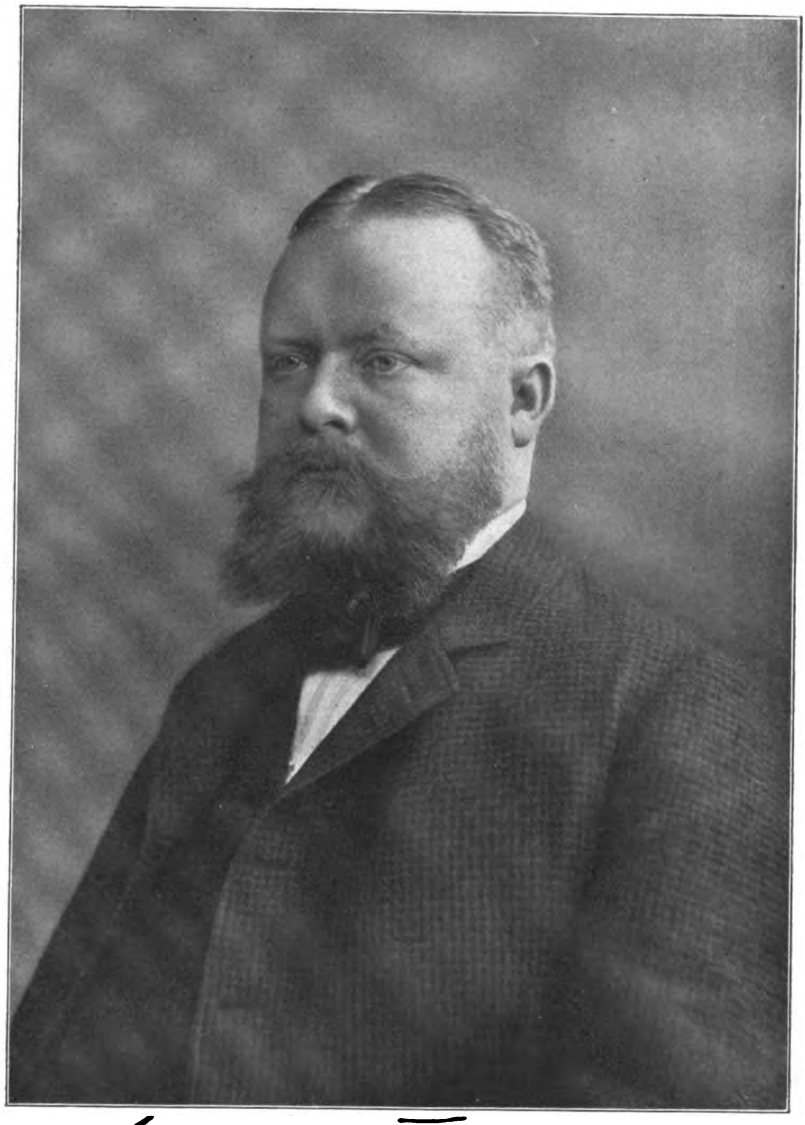
Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Z 1205
V 27 Bd. 22

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Oktober 1920 Heft 1

An die Türmer-Leser

Wir haben eine schmerzliche Nachricht mitzuteilen. Am 30. August ist der Begründer und Herausgeber des „Türmers"

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

einem Leberleiden erlegen. Der erst fünfundfünfzigjährige Mann hat durch 22 Jahre den „Türmer" geleitet, dem er seine ganze Liebe und Arbeitskraft gewidmet hat. Nachdem wir eben erst den Verlust unseres unvergeßlichen Dr. Karl Storck zu beklagen hatten, empfinden wir diesen Todesfall doppelt schmerzlich. Wir werden beiden Männern ein dankbares Andenken bewahren.

Erfreulicherweise hat sich **Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard** bereit finden lassen, in die Lücke einzuspringen und für die nächste Zeit die Gesamtleitung des „Türmers" zu übernehmen. Wir bitten unsere Freunde, uns fernerhin ihr Vertrauen zu schenken. Der „Türmer" wird nach wie vor, parteilos-deutsch, mit ganzer Kraft am Aufbau unserer Kultur mitzuwirken bestrebt sein.

Verlag und Schriftleitung

Digitized by Google

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Ein Nachruf von Julius Koch

„Ist er denn wirklich nicht mehr? ...“ So fragte er vor wenigen Monaten beim Tode von Karl Storck, und nun fragen wir es, die große Türmergemeinde, die er gesammelt hat; denn wir waren mit ihm geistig so eng verbunden, daß wir an eine Trennung nicht glauben mögen, — und doch, es ist bittere Wahrheit: Wir haben ihn begraben. Aber es war uns, als ob er nicht gestorben sei, da wir an seinem Grabe seine Verse hörten:

Du kleines Vöglein auf dem Zweige,
Wohl auf den Blumenhügel flieg'
Und sing mir Wiegenmelodieen,
Wenn ich einst stille schlummernd lieg'.

Einsam, wie er gelebt hat, ist er gestorben. Als mich die Kunde erreichte, griff ich zu dem Buche, in dem er sein ganzes reiches Gemütsleben enthüllt hat wie in keinem anderen Buche: Gottsuchers Wanderlieder. Es ist genau so eingetroffen, wie er es vor mehr als zwei Jahrzehnten in seinem tief ergreifenden Gedichte: „Der Kranke“ ahnend geklagt hat:

Von aller Welt verlassen,
Tiefkrank, dem Tode nah —
Ach Gott, ich kann's nicht fassen! —
So lieg' ich Armer da.
Die Tage schleichen träge
Vorbei an meiner Qual, —
Ich höre nur eine Säge
Klingen im tiefen Tal.

Sechs Bretter müssen sich fügen
Zu einem schlichten Kleid,
Sechs Bretter müssen genügen,
Zu bergen all mein Leid.
Am Himmel die ewigen Sterne
Leuchten in stiller Pracht
Und nicken mir aus der Ferne
Freundliche Gutenacht ...

Wer war er? In „Türmers Tagebuch“ und „Auf der Warte“ sprach er zu uns, seiner Gemeinde, und es sind wohl nicht wenige, die zunächst, wenn das neue Türmerheft erschien, sich in die letzten Seiten vertieften. Mit seinem scharfen politischen Fernblick erkannte er die Zeichen der Zeit, und in glühender Liebe zu seinem Volke war er Warner und Mahner, oft von prophetischer Kraft. Jetzt denken wir daran, welchem Widerspruche er in der unglückseligen Zeit vor dem Kriege und auch noch während des Krieges in gut vaterländisch gesinnten Kreisen oft begegnete. Wer seine herben Worte heute liest, weiß es, daß er recht gehabt hat. Und dennoch war er kein Schwarzseher. Nein, bis zum letzten Atemzuge glaubte er an sein Volk und seine Zukunft. Er war Balte, und den Balten liegt es seit Jahrhunderten im Blute, zu arbeiten und nicht zu verzweifeln.

Aber die starken Wurzeln seiner Kraft lagen tiefer als in dem Boden des Volkstums. Wer den Menschen Grotthuß kennen lernen wollte, mußte mit ihm in die heiligsten Tiefen seines Gemütslebens hinabsteigen, die uns der dichtende Träumer, der singende Philosoph enthüllt. In seinen Gedichten, in denen er uns einen Hausschatz innigster Lyrik hinterlassen hat, besonders in Gottsuchers Wanderliedern, sehen wir ihn als Bekenner eines so starken, in schweren Kämpfen errungenen Christusglaubens, daß wir von der reinen Kindlichkeit dieses Glaubens

Digitized by Google

bei einem so ausgeprägt kritisch veranlagten Geiste überrascht sind. Es gehört zu meinen stärksten Erinnerungen an ihn, als er mir einmal in später Nachtstunde, die er mehr liebte als die hellen Tagesstunden, seinen „Traum im Allerheiligsten" sprach, und unvergeßlich haftet in mir der Klang seiner Stimme, mit dem er die letzte Strophe wiederholte:

Als ich nach qualvoll schwerem Schlaf erwachte,
Da ward's in meinem Geiste furchtbar Tag: —
Heil war das Bild, das ich zertrümmert dachte,
Mein eignes Herz traf meines Hammers Schlag,
Mein eignes Herz zerschlug ich voller Qualen, — —
Gott aber glänzte in den alten Strahlen!

Wer ihm eine stille Gedächtnisfeier halten will, lese sein Gedicht „Weihnachten". Es wird eine seiner einsamen Feiern des heiligen Abends gewesen sein, in der er es geschrieben hat.

Derselbe Geist weht uns in seinem Roman „Die Halben" entgegen, wo er schreibt:

Dann kam er zu der Stelle von dem versinkenden Petrus:

„...schrie und sprach: Herr, hilf mir! Jesus aber reckte bald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifelst du? Und sie traten in das Schiff und der Wind legte sich. Die aber im Schiff waren, kamen und fielen nieder und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn!"

„Du bist wahrlich Gottes Sohn! Er legte sich auf die Seite, stützte mit der Hand den Kopf auf die Kissen und sann über das Wort, das ihn mit so geheimnisvoller Gewalt ergriff. Es genügt nicht, dachte er, daß wir das Gute und Göttliche anerkennen, wir müssen auch an seine sieghafte Macht glauben, wir müssen dieser Macht blindlings vertrauen, unser ganzes Denken und Handeln auf sie gründen, dann wird sich auch die nachgiebige Meeresflut trotz Wind und Wogen zum Felsen unter unseren Füßen härten. Wir dürfen die göttliche Lehre nicht nur als ein Ideal betrachten, das schön aber undurchführbar ist, — das ist die unfruchtbare Halbheit unseres modernen Christentums! Nein, sie als lebendige Macht ansehn, die täglich und stündlich in die Erscheinung der Wirklichkeit treten kann, wenn wir nur wollen. Denn — — du bist wahrlich Gottes Sohn! So will denn auch ich dieser Macht vertrauen und durch Wind und Wellen gehn..."

In diesem Glauben lag das Geheimnis seiner Kraft. Schon in dem seltsamen Buche, „Der Segen der Sünde", das niemand, auch der Gegner der darin niedergelegten Weltanschauung, ohne tiefe Bewegung lesen wird, hatte er sich dazu bekannt:

„Durch die hohen Fenster des Gotteshauses brach die Nachmittagssonne. Jetzt weilte sie über dem Altare, küßte mit ihren Strahlen die Wundenmale des Gekreuzigten, leuchtete über seinem Angesichte und umspielte seine Lippen. Und da sah ich den Heiland lächeln durch seine Schmerzen, und weit, weit öffnete er seine Arme, als winkte er mir. Und da gedachte ich der Worte des greisen Predigers an Gertruds Bahre:

‚Glaube, mein Bruder, an dieses Lächeln, glaube an das Lächeln der ewigen Liebeshuld, und der Herr wird sich auch deiner erbarmen, und er wird

Digitized by Google

ein Licht anzünden in deinem Innern, das über die dunklen Klüfte und Abgründe deines Lebens leuchtet, auf daß du, rückwärts schauend, erkennest, daß seine Hand dich weise geführt hat, daß er bei dir gewesen ist, ob du gleich wandertest im tiefen Tale, und daß er dich nicht verstoßen hat, wo du ihn doch verstießest, und dich gesegnet hat, wo du ihm fluchtest!'

Das Licht in meinem Innern war angezündet und leuchtete. Ich sah, daß seine Hand mich weise geführt. Denn durch die dunklen Klüfte und Abgründe meines Lebens hat er mich wunderbar zu sich zurückgeführt, meinen Fluch hat er in Gebet gewandelt und meine Sünde in Segen. Ich barg mein Gesicht in den Händen und schluchzte. Und ob ich gleich mein Gesicht in den Händen barg, so sah ich doch den Heiland lächeln durch seine Schmerzen und sah seine Arme weit, weit nach mir ausgebreitet..."

Ein starker, männlicher Geist und ein Gemüt, voll der aus dem Mitleid quellenden Liebe, — das war er. So bleibt er denen in der Erinnerung, die ihn am besten kannten. Das Bekenntnis seines Lebens hat er, der große, scharfsinnige Denker und kindlich bescheidene Mensch, in der Stelle seines Romans „Die Halben" niedergelegt, die ich an seinem Sarge sprach:

„Von der Geburt bis zum Grabe taumeln wir zwischen Erde und Himmel, zwischen den lichten Sternen unseres Gewissens und unseren dunklen, irdischen Abgründen dahin. Und je höher und sicherer wir zu stehen glauben, um so näher und tiefer ist unser Fall. Was vermögen wir ohne die vergebende Liebe? Müßten wir ohne sie nicht täglich, stündlich, in jedem unbewachten Augenblick einen geistigen Tod sterben? Denn der Tod ist der Sünde Sold. Ach, Herr, ich ringe mit Sturm und Wellen, ob ich gleich wähne, das Ufer erreicht zu haben. Recke deine Hand aus, daß ich sie ergreifen kann!"

Have, pia anima!

* * *

Dem Nachruf, den eine Freundeshand niederschrieb, lassen wir ein Charakterbild folgen, das Hanns Martin Elster in der Kreuzzeitung von dem Publizisten Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß entwirft:

Mit Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß ist wieder allzufrüh eine Persönlichkeit aus dem deutschen Geistesleben geschieden, in deren Adern Führerblut floß. Unsere Gegenwart klagt heute so lebhaft über den Mangel an wahren Führern, begeht dabei aber den Fehler, auch die wirklichen Führer, die wir haben, zu übersehen. Freiherr von Grotthuß führte: wer nur einige Jahrgänge seiner von ihm am 1. Oktober 1898 begründeten Monatsschrift für Gemüt und Geist „Der Türmer" mit dem schönen Geleitspruch „Zum Sehen geboren — Zum Schauen bestellt" gelesen hat, weiß, von welch hoher Warte aus hier die Zeitereignisse ihr Urteil fanden und von welch weiter Überschau und tiefer Einsicht aus hier Richtungszeiger gegeben wurden, um das deutsche Volk auf neue Bahnen zu bringen.

J. E. Freiherr von Grotthuß war eine voll ausgereifte Persönlichkeit mit einer umfassenden und eigen erworbenen Weltanschauung, als er an die große Aufgabe ging, im breitesten Maße als Schriftsteller, als Publizist auf sein Volk und seines Volkes Geschicke einzuwirken. Als Student war er aus Riga nach Berlin

Digitized by Google

gekommen, hatte hier Philosophie, Geschichte und Literatur studiert, war dann nicht wieder in seine engere baltische Heimat zurückgekehrt, sondern hatte den inneren und äußeren Entschluß an sein großes deutsches Vaterland gefunden: er arbeitete zunächst am deutschen Adelsblatt, dann an der Deutschen Post, sammelte hier seine Erfahrungen im Verkehr mit der Öffentlichkeit, so daß er als eigener Zeitschriftenherausgeber von dreiunddreißig Jahren sofort wußte, was er auszupacken hatte, um an der inneren, sachlichen, geistigen Hebung des Volkes wirksam mitzuarbeiten.

Das ist das Kennzeichen seiner publizistischen Tätigkeit, seiner Türmerarbeit, die in jedem Sinne das Hauptwerk seines Lebens darstellt, daß sie von Anbeginn eine tiefe Wirkung ausübte. Der „Türmer" zeigte sofort sein eigenes Gepräge, das seines Herausgebers, und verlor es niemals, wieviel Angriffe und Anstürme er auch auszuhalten hatte. Vom ersten Heft an unterschied diese Monatsschrift sich von allen bisher erscheinenden Organen: sie war der geistige, seelische Ausdruck einer in sich gefestigten Persönlichkeit und Weltanschauung, die unscheinbar zu den als wahr, schön und gut anerkannten Idealen hielt und furchtlos die erkannte Wahrheit nach jeder Richtung hin eingestand. „Der Türmer" sammelte in kürzester Frist nicht etwa eine große, gleichgültige Abonnentenschaft um sich, sondern eine geistige Gemeinde, die zu ihrem Führer hielt.

J. E. Frhr. v. Grotthuß war ein aufrechter Bekenner wahren Christentums und unerschütterlichen Nationalgeistes. Wo immer er Gefahr für diese Weltanschauung sah, da bekämpfte er sie in aller Sachlichkeit, Vorurteilslosigkeit, Vornehmheit, doch mit Schärfe und Entschiedenheit. Er sah die tiefer liegenden Ursachen der Zeitkrankheiten. Er ließ sich nicht von den scheinbar ruhiger gewordenen politischen Zuständen um die Jahrhundertwende einschläfern, sondern er sah, was bis 1900 nur ein Kampf der Formen gewesen war, wurde fortan ein Kampf um die Ideen, um das Leben. Er griff die allgemeine Heuchelei, wo immer er sie fand, an, er kämpfte für die wahre Moral, für die Sittlichkeit, die im Herzen, die vor Gott besteht, und deckte rücksichtslos die falsche Moral der konventionellen Heuchler, den „Wust und Schwall von konventionellen Fabeln und Redensarten, dekorativem Blendwerk und suggestiven Eindrücken, gutgespielter Komödie und naiver Selbsttäuschung" auf, um „das Wesen der Dinge" herauszuschälen. Ihm kam es immer auf das Wesentliche an: das waren ihm das Volk und echtes Christentum. Das Volk verstand er aus Rassebeziehung, aus Germanentum, aus der germanischen, der geschichtlichen Vergangenheit und aus der nationalen Kultur heraus. Das Christentum hatte er erlebt aus den Offenbarungen; er handelte nach diesem Erleben. Wo er dies sein national-christliches Bekenntnis angegriffen sah, schlug er mit harter Klinge eine tapfere Verteidigung, die meist zur Attacke überging: so wurde er zum absoluten Feind jedes Materialismus und Atheismus, zum Feind der Sozialdemokratie, des Byzantinismus und jedes Servilismus. Aufrechtes Menschentum sprach aus seinen Worten. Grotthuß war überzeugt, daß die Zeit vor dem Weltkriege eine Zeit des Verfalls, des Niedergangs wäre; er wußte, daß eine Gesundung nur hervorgehen kann aus einer inneren, seelischen Wandlung des Deutschen. Und so lehrte er seine Deutschen die Zeichen der Zeit richtig verstehen und deuten und zog mit hinreißender Kraft die Folgerungen

Digitized by Google

daraus. Nietzsches Philosophie, Tolstois erschlaffendes Rückwärtsgehen und Zurückschrauben der Kultur wies er ab, wo immer ihm Gelegenheit geboten war, um für das bewährte Gute einzutreten und dieses auszubauen. „Wir dürfen keine gewordenen Ordnungen zerstören, bevor wir höhere geschaffen haben und für sie reif geworden sind. Wo aber alte Gebilde, bar des Geistes, verwittern und zerbröckeln, da sollen wir die stürzenden auch nicht künstlich zu halten suchen", so lautete sein Bekenntnis, das Bekenntnis eines Konservativen, der das Leben kennt und seine Zusammenhänge richtig wertet. Und dieser Konservative erhob seine Stimme immer neu und forderte: „Wir sollen einander stützen und aufrichten, statt uns zu belügen und zu verdammen. Wir sollen wahr sein gegen uns und andere. Das ist der göttliche Urgrund aller Ordnung. Ohne Wahrheit kein Glaube und keine Liebe." So saugte er aus aller kritischen Stellungnahme zu der Zeit und den Volkskrankheiten immer neue Kraft, um aufzubauen. Das ist auch in diesen letzten Jahren des Zusammenbruches sein Hauptbestreben gewesen: Die Fehler, die gemacht worden sind, scharf ans Licht ziehend, doch immer am Aufbau zu arbeiten, für nationale Einheit und Sammlung einzutreten, gegen den Materialismus zu streiten für eine Beseelung des Daseins. Dieser Türmer J. E. Frhr. von Grotthuß war wahrhaft zum Sehen geboren: er sah die Dinge, wie sie waren, und er war auch zum Schauen bestellt: denn er schaute nicht nur das Äußere des Geschehens, sondern die Urgründe und Zusammenhänge. Gewiß immer von dem Mittelpunkt seiner Persönlichkeit. Deshalb mußte man ihm bisweilen widersprechen. Aber jeder Widerspruch war fruchtbar: denn man führte ihn gegen unantastbare Aufrichtigkeit und im Zusammenhang mit einer in sich gefestigten Weltanschauung, wie sie heute so selten geworden ist. Der Kreis der Mitarbeiter, den Grotthuß im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten um sich geschart hat, wird zweifellos den „Türmer" in seinem Geiste weiterführen — — —

Funkeln und verglühen

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Funkeln und verglühen,
Sterben und vergehn,
Blühen und verblühen
Muß ein Herz verstehn.

Keine Klagen sprechen
Darf ein fromm Gemüt,
Und das Herz muß brechen,
Wie ein Stern verglüht;

Wie ein Stern noch blinken
Bis zur letzten Stund',
Und dann lächelnd sinken
In den Himmelsgrund.

Aus Gottfuchers Wanderliedern

Digitized by Google

Die Begegnung

Von Juliane Karwath

Zu den seltsamsten Dingen, die Michelene je geschehen waren, gehörte die Geschichte, die sie vor vielen Jahren erlebte.

Das war, als sie zum erstenmal in ihrem Leben den Fuß nach Schlesien setzte.

Sie war im Münsterland erwachsen.

Ihre Geburtsstätte lag aber in Ägypten, und ihre Mutter war eine Schottin gewesen.

Die Ehe ihrer Eltern — der Vater war Ingenieur — hatte jenes Zwiespältige, das aus dem natürlichen Kampf einander fremden Blutes und fremder Lebensverhältnisse kommt. Ehe die inneren und äußeren Verständigungen eintreten konnten, starb Michelenens Vater, kurz nachdem er das Kind zu seinen Angehörigen nach Deutschland geschickt hatte, während von der Mutter selbst seitdem jede Spur verloren blieb. Es hieß, daß sie die Tat ihres Mannes nicht habe überwinden können und sich selbst in das Dunkle gestürzt habe. Die Verwandtschaft hatte jedoch eine andere Meinung und hielt damit Michelene gegenüber allmählich nicht mehr zurück. In dem Mädchen war die Einsamkeit der Menschen, die eine Tragödie im Blut fühlen und in denen daher Unendliches und vielleicht Unbeendetes kreist. Dann kam die Fremde, die jenes westfälische Städtchen für sie bedeutete, und die üble Behandlung durch die Verwandten, ein Unterdrückt- und Überhörtwerden, ein furchtbares seelisches Übergangensein, das sie immer tiefer in sich zurücktrieb. Manchmal war es ihr, als ob sie aus einem großen Schlafe noch immer nicht ganz erwacht und als ob hinter ihr in seltsamen Bildern das liege, was das Eigentliche ihres Lebens sei.

Michelene hatte eine Freundin, auf die sie erst nach einigen Jahren getroffen war, ein Mädchen aus gutem Hause, aber allem Bürgerlichen fremd, aus kühnem Willen sich ein Außenseitertum erzwingend, wie es Michelene angeboren schien. Was die junge Hanna aber wagte — und sie hatte gehörige Streiche —, schlug für sie immer wieder ins Grade zurück. Michelene sah staunend, wie dieses Leben, das sich selbst ins Unendliche zu zerstreuen suchte, doch den Ton behielt, mit dem es angefangen hatte. Warum formte sich unter Hannas Händen immer wieder das, was sie doch selbst übermütig und aller Gnaden des Daseins spottend, zu zerschlagen begehrte, und warum zerrann ihr, Michelene, immer wieder unter den Fingern, was sie in Ernst und heimlicher Andacht sich aufzubauen suchte? Warum der einen alles Gute in grenzenloser Güte und Verzeihung und ihr — nichts? War sie schlechter als jene Hanna? Warum diese Ungerechtigkeit? Dieser rätselhafte, erbarmungslose Spruch! Womit hatte sie ihn verdient? Wo lag seine Ursache? Sie war sich keiner Schuld bewußt, außer, sie müßte dort liegen, wo jener Schlaf den Blick verhüllte. Ja ... war es nicht, als ob ein Gesetz über ihrem Leben, wie über dem der Hanna walte, das sie selbst in anderen Zeiten in Böse und Gut auf sich herabgezogen hatten, so daß etwas Hanna immer hielt, während

Digitized by Google

ihr eigenes Los unter diesem verzweifelten Schicksal dahinglitt, unbegreiflichsten und unausdenklichen Weitervergeltungen zu ...?

Die Jahre gingen hin, und es blieb in allem das gleiche. Während Hanna erlebte, was sich erleben ließ, geschah es Michelene, daß ihre große Liebe an ihr vorüberging, ohne ihr mehr als einen Blick zu schenken.

Danach kam sie zu einer Tante nach Köln. Die hatte leichteres Blut und ließ Michelene etwas Geselligkeit erfahren. Dabei lernte sie Josef Ghallaun kennen und verlobte sich mit ihm. Er war Privatgelehrter, eigentlich nur kunsthistorischer Studien wegen in Köln, unabhängig, und an allem war zunächst etwas, das zu dem Vorhergegangenen auf einmal nicht mehr zu stimmen schien. Wenn auch keine Liebe in Michelene für ihn sprach, so konnte er ihr doch an Namen und Stellung manches geben und vor allem die Erlösung aus der Welt, in der sie leben mußte.

Das Glück dieses unerwarteten Ereignisses überdauerte nur wenige Wochen. Als die junge Frau auf der Hochzeitsreise von einem Gang durch die Olivengärten von Gardone zurückkehrte, fand sie ihren Mann in einer Lorbeerlaube am See mit einer Pistole in der Hand.

Bald darauf wußte Michelene, daß sie einen kranken Menschen geheiratet hatte. Josef von Ghallaun, aus einem abgelebten Geschlechte stammend, von Stimmungen hin und her geworfen, von halben Plänen erfüllt, stand unter der Zwangsidee, selbst tragisch enden zu müssen, nachdem dies seinem Vater und Bruder und vielleicht einigen Vorfahren geschehen war. Darum betrieb er ein unruhiges Reiseleben und darum hatte er sich an sie geklammert, ohne ihr aber ein Wort von sich zu verraten, in der Hoffnung, daß sie ihn von seinen Ängsten und Stimmungen befreien würde.

Michelene versuchte nun auch das Möglichste. Sie, die trotz allem nie daran gedacht hatte, wurde nun Krankenpflegerin und Gesellschafterin und mußte fast ihr letztes Selbst aufgeben. Es hieß nichts, als für diesen Mann sein, seine Stimmungen erraten und besänftigen, seine Interessen anregen, seine Gedanken ablenken. Er hatte allerhand studiert, war Dichter und Bildhauer gewesen, hatte eben wieder kunsthistorischen Plänen nachgejagt, aber in keinem je etwas erreicht. Michelene meinte, es sei am besten, ihn dem Dasein eines Kunstgenießers und Mäcens zuzuführen, aber auch da fehlte es ihm trotz aller Vielfältigkeit seiner Bildung an der letzten Kultur und Überlegenheit. Er warf es bald wieder hin.

Sie siedelten sich an dem oder jenem großen Platze für eine Weile an, aber nach einer gewissen Zeit kamen Josef immer die alten Stimmungen und Depressionen wieder, so daß er nicht allein gelassen werden durfte.

Was an Jugend in Michelene war, mußte sie an diesen unablässigen Kampf geben, Glück hatte sie nicht erlebt und ein Kind durfte sie sich nicht wünschen. Ihr Aufbäumen, das hin und wieder erfolgte, von dem Manne nicht im geringsten gewahrt, schlug, von der einen Erkenntnis berührt, immer wieder wehrlos zu Boden.

Mitten in einer Krise kam eine überraschende Nachricht. Doktor von Ghallaun erhielt Mitteilung, daß der einzige Agnat seiner letzten Verwandten, der in Österreich lebenden Ghallauns, plötzlich verstorben sei und daß er nun der Erbe der

Digitized by Google

großen Herrschaft Henningsdorf sei, die augenblicklich noch im Besitz des vierundachtzigjährigen Oberjägermeisters Baron Ghallaun-Rhegelhi war.

Auch diese da drüben, ihm unbekannt, hatte nun der Fluch erreicht, der über dem Hause Ghallaun lag!

Es war natürlich, daß Josef wieder in seine Phantasien verfiel und sich vorredete, daß nun ihm der Untergang nahe. Daß es ihn jetzt sicherlich erreichte, wie es diesen jungen Oberleutnant Rudi erreicht hatte!

Nach einigen Tagen aber gewahrte Michelene, daß er sich auf einmal landwirtschaftlichen Studien zuwandte.

Er kümmerte sich um die Art jenes Landstriches unterhalb der Sudeten, um den Volksschlag und die Nationalitätenverhältnisse und sogar um die Stellung der dortigen Ghallaun zum Hause Österreich. Es stellte sich heraus, daß er den Plan gefaßt hatte, sich dennoch für den Antritt jenes Erbes vorzubereiten, sogar die Landwirtschaft praktisch erlernen wollte. Er schrieb an einen Freund, der im preußischen Schlesien nahe der Grenze auf dem Lande lebte. Jener Herr von Zamietzki machte ihm den Vorschlag, die geplanten Studien auf seinem Gute Niederwiese zu betreiben, was noch den Vorteil habe, daß er sich mit den ihm ganz unbekannten südschlesischen Verhältnissen einigermaßen vertraut machen könne.

Josef nahm den Vorschlag mit vielem Eifer an, lehnte aber die Einladung des Herrn von Zamietzki, bei ihm zu wohnen, für sich und Michelene in seiner bekannten Wunderlichkeit ab und bat den Freund, ihnen eine andere Unterkunft in der Nähe des Gutes zu mieten.

Was Herr von Zamietzki auch notgedrungen tat.

So lösten sie also ihren letzten Haushalt in Dresden auf und kamen nach Schlesien.

In das Parkhaus.

* * *

In der Nacht vorher, die sie in einem Breslauer Gasthof zubrachten, überwältigte Michelene wieder jene Verzweiflung. Ohne daß sie sich regte, ein Laut über ihre Lippen kam, schrie alles in ihr in das Dunkel. Sie sah wieder ihr ganzes Leben, diese graue Strecke in seelischer Einsamkeit und unerbittlichstem Gebundensein, dieses furchtbar Verhängte ihres Schicksals, und alles in ihr schrie wieder: Warum? Und von neuem war es ihr, als ob da schweigend ein Geheimnis kauere ...

Josef ahnte nichts. Er war belebter als seit langen Zeiten und sah sich nachher mit einer gewissen Erwartung auf dem Bahnhof des kleinen Grenzstädtchens um, auf dem sie den Zug verlassen mußten. Zamietzkis waren nach Josefs Wunsch von dem genauen Zeitpunkt der Ankunft nicht benachrichtigt worden.

Ein Gepäckträger wies ihnen nach einem betroffenen Aufhorchen, als er von ihrem Ziele hörte, den Weg.

Sie berührten nur wenige Gassen und durchschritten eine lange Lindenallee, bis sie an das Haus kamen.

Es war ein kleiner alter Barockbau, der von einem größeren Park umgeben war, der es auch von der Straße schied.

Digitized by Google

Der Mann tappte durch den tiefen, schön gewölbten Torweg, in dem noch Winterlüfte zu stehen schienen, bis er aufs Geratewohl eine hohe Flügeltüre auftriß.

Überrascht starrten alle.

Sie sahen in einen Saal.

An den Wänden standen in eigentümlicher Regelmäßigkeit niedere Schränke aus rotflammendem Mahagoniholz, während schmale Spiegel steil von ihnen aufstiegen und das Bild des Saales lautlos wiedergaben. In der Mitte aber stand ein großer runder Tisch, der mit einer schweren Decke behängt war, und ihn umgaben eine Schar mit dunklem Brokat überzogener Sessel. Fast war es, als ob eben noch Menschen um diesen Tisch gesessen hätten, die nur aufgestanden waren und gleich wiederkehren würden, ja, als ob es draußen auf dem Kies schon von ihren nahenden Schritten klänge.

Seltsam war auch die Beleuchtung. Die Fenster gingen in den Park hinaus. Wände und Decke, ganz schlicht gehalten, waren hell. So sehr hell in diesem dunklen Parkhause. Und über diese helle Decke und die Wände hin lief immerwährend der grüne Schein des Parkes draußen und sah seltsam zitternd auch aus den Spiegeln, es war, als ob ein sonderbares Spiel lautlos hin und her ginge.

Ein merkwürdiger Saal.

Das Haus hatte einem alten Obersten gehört, der im letzten Herbst verstorben war.

Jetzt regte es sich im Erdgeschoß, und unter der weißen Windung der Stiege lugten die überraschten Gesichter zweier Mädchen hervor, die von den Zamietzkis schon einstalliert waren.

So war es möglich, rasch etwas Behaglichkeit zu gewinnen. Bald waren die noch maikühlen Zimmer erwärmt. Alle enthielten Möbel, und über allem lag die gleiche Art, wie über denen im Saal.

Michelene hatte im Laufe dieser Jahre während Josefs Launen und Studien schon in mancherlei anderen Räumen gewohnt, und gegen einen italienischen Palazzo oder eine Herberge in den Pyrenäen war dieses kleinstädtische Barockhäuschen jedenfalls von größter Harmlosigkeit. Josef nahm alles mit Gelassenheit hin, sein Sinn war ganz auf das Neue gerichtet. In die Fenster sah, soweit es die Baummassen zuließen, aus der Ferne das fremde Gebirge, sanftblau aus den Dünsten dieses Tages steigend, unbedeutender und namenloser als alles andere, was Michelene schon gesehen hatte. Und doch schien es Michelene, als ob es irgendwie auf sie einwirke.

Es war wohl die Zeit, diese Tage, halb noch April und halb schon Mai. Es war ein schöner Vorfrühling gewesen, der schon viel vorwärtsgebracht hatte, es war schon ein Spielen und Leuchten draußen am grünen Himmel, jenes zarte, eigentümlich sehnsüchtige und glückselig erregende Spiel dieser Zeit. Schlug nicht schon eine Nachtigall draußen im Park?

Michelene ging auf die schmale Terrasse, die sich an den Gartensaal schloß und schaute in den fremden Park hinaus. Viel war nicht zu erkennen, es dämmerte bereits, undurchdringlich standen die Bäume, abgefallene Blütenblätter waren herübergeweht; grade gegenüber ragte undeutlich eine Gruppe riesiger Rotbuchen

Digitized by Google

mit leisem Kupferglanz. Noch süßer hob sich jene unbekannte Luft, dann sank Blau, dieses tiefe, selige Blau, ganz versank der Park darin.

Auf einmal kam aber Michelene die Vorstellung, als ob sie hier nicht alleine sei.

Sie sah ein wenig beunruhigt ringsum, aber dann schien ihr von neuem, daß an diesem Platze kaum aufregende Dinge zu erleben wären. Aber ihr Herz schlug noch immer, wie von etwas berührt, das zu ihr wollte, hin und her ging es wie leiser Strom, etwas stieß zu ihr heran und ebbte zurück und kam von neuem, pochte, pochte. Und plötzlich erkannte sie aufschreckend, daß da drüben aus den Rotbuchen irgend eine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet sein müsse.

Waren noch andere im Park? War das Haus doch nicht so unbewohnt, sondern hatte es während des Winters doch irgendwelche ungerufenen Gäste bekommen, die nun noch nicht gewillt waren, ganz zu weichen?

Sollte sie ins Haus, Lärm schlagen? Nur auf dieses ungewisse Gefühl hin? Denn so viel sie auch spähte, nichts war zu erkennen, nichts bewegte sich drüben zwischen den Bäumen, über die das Dunkel immer mächtiger sank. Sollte sie den Park untersuchen lassen, auf die Gefahr hin, daß Josef aus der augenblicklichen Angeregtheit seiner Stimmung gröblich gerissen wurde? Die große Frage, wie er hier schlafen werde, stand noch immer offen.

War dies alles, dies unbestimmte, fiebrisch zitternde Gefühl nicht nur Täuschung ihrer durch die Reise und den Frühling aufgeregten Nerven? War es möglich, daß dies stille Gebirgsland einen anderen, aufrührerischen Frühling hatte, als das menschengefüllte Dresden?

Etwas war hier ... Etwas war ... hier ...

Plötzlich ergriff Michelene ein sonderbares Empfinden. Immer seltsamer strömten die Wellen dieser erregten Luft auf sie ein, und jetzt war es, als ob etwas darin ihr deutlich würde ... zu ihr spräche ... als ob das alles eine Stimme sei, die lautlos zu ihr sagte: „Ein Stein ist in dein Leben gefallen. Etwas kommt. Etwas Unerhörtes kommt. Es geschieht. Es geschieht ..."

Voller Grausen stand sie, und erkannte plötzlich, daß da drüben aus den Buchen jetzt eine Gestalt herausgetreten war.

Auf dem Rasen stand die Gestalt eines Mannes.

Sie blickte zu ihm. Etwas in ihr begehrte wohl fort, wollte rufen, aber sie konnte nicht. Wie gebannt starrte sie zu dem Fremden, der sich nicht rührte und dessen Umriß sie nicht mehr erkennen konnte. Aber das fühlte sie, daß seine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war.

Und auf das Haus. Auf den — Saal.

Ja, auf den Saal.

Hinter sich empfand sie alle stumme Seltsamkeit des unbekannten Hauses und den Saal ... den Saal — — —

Aus dem Park war er gekommen und begehrte zurück in den Saal.

Ja, was sonst? Was sonst?

Hilflos stammelte sie: „Was wollen Sie ...?"

Er gab keine Antwort.

Digitized by Google

Er sah nur immer noch zu ihr hin. Und um sie war der blaue weiche Abend, und weit hinten im Park sang eine Nachtigall.

Immer noch fühlte sie den seltsamen Blick wie aus Unendlichkeiten.

Was war das?

Da hörte sie auf einmal eine trockene fremde Stimme, wie von weit herkommen: „Den Saal ... Ich wollte nur den Saal ..."

Ja, den Saal.

Sie fühlte, wie es noch stärker auf sie einzudringen schien. In ihr war nicht die geringste Gewalt dagegen, sie mußte es über sich ergehen lassen. — Aber was kam? Was geschah? Um Jesu willen, was geschah —?

Was bedeutete das alles?

Von neuem hörte sie, wie die Nachtigall tief drinnen im Parke sang.

Und eben wollte sie rufen ... etwas sagen, da vernahm sie im Hause Türengehen, Schritte kamen näher, Lichtstrahlen blitzten voraus.

Man mußte drinnen aufmerksam geworden sein.

Jetzt trat Josef auf die Terrasse, von seinem Diener begleitet, der eine Laterne trug, und hinter ihnen wurden die erschreckten Gesichter der beiden Mädchen sichtbar.

Er sagte: „Was ist hier?"

Als Michelene sich nun wieder dem Park zuwandte, erkannte sie, daß der absonderliche Fremde wieder verschwunden war. Sie konnte ihn nirgends mehr entdecken. Der Lichtschein glitt nur über die eherne Masse der Bäume.

„Was war das?" fragte Josef wieder.

Das eine der Mädchen wagte plötzlich aufzulachen.

„Sie wissen —?"

Sie sah zu der anderen.

„O ja, gnädiger Herr —"

„Wer war das?"

„Der Gürbig", erwiderte das Mädchen, und ihre Gefährtin stimmte plötzlich ein:

„Ja, ja, das wird er halt gewesen sein. Der macht das so, der Gürbig. Und er war ja früher hier."

„Hier im Hause?"

„Beim alten Herrn Oberstleutnant ... Da sind ein paar ... Solche da gewesen. Alle a wing ... Auch der Gürbig, der jetzt in der alten Reitschule wohnt —"

„Ein — ein —"

„Ein Narr", sagte das Mädchen trocken. „Den kennt man in der ganzen Stadt ... Der hat aber nichts Böses vor. Der ist bloß noch a mal hier hereingekommen. Der denkt sich das nicht so, möcht' man sprechen. Der hat vielleicht nicht gewußt, daß jetzt schon die Herrschaften — —"

„Sie meinen also ..."

„Der tut nichts. Und ist längst wieder draußen", setzte das Mädchen hinzu, als Josef und der Diener nun in den Park gingen. „Der ist schon zum Kanicht 'naus. Der weiß Weg und Steg dahier ..."

Digitized by Google

Die beiden kehrten schon nach kurzer Zeit zurück.

Es war niemand mehr zu finden gewesen. Und die Dunkelheit verhinderte auch jede weitere Nachforschung. Unbekümmert sang die Nachtigall.

Die Mädchen bemühten sich noch immer, die Harmlosigkeit des Eindringlings zu erweisen.

Trotzdem wurde alles fest verschlossen und verriegelt.

Dann ging man zur Ruhe.

Abgetrennt lag der Park.

Wie sonderbar, dachte Michelene. Wie — sonderbar — —

Am anderen Morgen ging Michelene in den Park hinaus.

Das merkwürdige Erlebnis beschäftigte sie noch, aber sie fand nicht eine Spur von allem. In einsamster Unberührtheit standen die Baummassen, vor allem diese Riesenbuchen vorn mit dem Kupferton ihres jungen Laubes, dahinter Eichen und Linden. Die schmalen Wege waren kaum zu erkennen, der Frühling hatte Gras und Löwenzahn darauf hervorgetrieben, Gesträuch neigte sanft seine grünenden Gerten darüber, riesige Wurzeln durchquerten sie. Ein Park aus alten Zeiten, dessen Plan nicht mehr zu erkennen, dessen Gesetz lange nicht mehr gesucht worden war, eine undurchdringliche Wucht von Bäumen und allerhand Gesträuch, so war dies alles. Fichtengänge und Birkenhaine, Maulbeerbäume und die seltsamen Gestalten der Espen und Eiben. Alte Kastanien, die Blätter dieses Jahres eben leise auseinanderfaltend, Gebüsch von Faulbaum, Tannenwäldchen und da und dort auf stillem Plan ein einsames wildes Kirschbäumchen, über und über blühend ... Ein Weiher kam, samtgrün, von Buchen in schönem Halbkreis umgeben, dahinter führte eine Allee steil aufwärts. Der höchste Teil des Parkes nahte sich, mit jüngerem Bestand und Spuren gärtnerischer Anlagen, die aus dem Anfang des Jahrhunderts stammen konnten. Oben stand ein griechischer Tempel, sonderbar feierlich in seiner Abgeschlossenheit. Fast schien es, als ob er noch jenen diene, die in dieser Einsamkeit wohnen konnten.

Dahinter gewahrte Michelene die Mauer mit der Pforte, durch die der Fremde eingedrungen sein mochte. Sie fand sie unverschlossen und trat auf den Weg hinaus.

Da lag die Vorstadt, die man, wie sie inzwischen von den Mädchen erfahren hatte, das Kanicht nannte. Die Gasse selbst hieß der Karretenweg. Auf ihm waren vor alten Zeiten die Hexen zum Richtplatz geschleift worden. Alte Zeiten ... Michelene war es in diesen Augenblicken wieder, als ob sonderbar ineinanderränne, was man Gestern und Heute nannte ... Ihr schien es, als ob alles irgendwie eins sein müsse. Da ein paar Klosterfrauen mit steifen Hauben über entrückten Gesichtern, der Ziehbrunnen, die uralte Frau, die aus dem Giebel drüben schaute, die weißen Tauben, die in die Luft flogen, ja, war das alles nicht gestern schon gewesen und würde es morgen nicht auch sein? — Alles stand in unbegreiflicher Anordnung, wie es immer stand ... Michelene war es, als ob sich ihr noch anderes zeigen wollte, aber sie brach alles Grübeln ab und schritt rasch weiter.

Digitized by Google

Da das „Plänl", auf dem die Hexen des Nachts nach der Volksmeinung noch immer tanzen sollten, an der Seite ein Kloster und eine Kapelle.

Weidende Ziegen, weiße Kirschblüte über Zäunen, eine armselige Wirtschaft, der „blaue Ranzen".

Fern, hinter den Feldern, die seltsam dämmerige Wucht des Gebirges.

Dazwischen klang etwas ... leiser Harfenlaut ... wie die Melodie, die alles schon immer begleitet hatte ...

Michelene wandte sich und schritt der Stadt zu.

Auch hier erst noch ländliche Kräuter- und Gärtnerstellen, dann kleinstädtische Bürgerhäuser, Handwerksläden, Gasthöfe und kleine Kaffeeschenken. Vor der Pfarrkirche, unter dem Standbild des heiligen Nepomuk, wurden getrocknete Kräuter und erste Frühlingsblumen, Wacholdersaft und junge Froschschenkel verkauft. Große österreichische Planenwagen rollten bedächtig daher, die metallenen Schellen der Pferde klirrten. Man sah Zollbeamte und „Grenzjäger". Aus vielen Häusern klang Geigenspiel. Von nahen Hügeln blickte Wald in die Gassen herein und klangen Kuckucksrufe.

Jetzt das schmale Flüßchen, rasch dahinschießend, an seinem Ufer ein langes Gebäude, an dem Holzgalerien entlangliefen. Auf den untersten Brettern, die ins Wasser reichten, kauerten Weiber und spülten Wäsche.

Michelene bog sich über das Brückengeländer und fragte, was für ein Haus das sei?

Die Frauen riefen wie aus einem Munde zurück, während sie sie einträchtig beschauten: „Die alte Reitschule ...!"

Wo hatte sie das schon gehört?

Wieder war es Michelene, als ob sich tausend schweigende, bisher in Hintergründen liegende Dinge auf einmal aufrichteten und auf sie zukämen.

In den Weg, der zur Brücke führte, kam von den Hügeln her eine lange Gestalt. Michelene blickte aufmerksam, etwas schien sie zu täuschen, sie dachte flüchtig, daß es auf dieser Reise wirklich begänne, ganz wunderlich mit ihr zu stehen. Da erkannte sie deutlich: der Herr im leichten Staubmantel, der ihr entgegenkam, war niemand anders als jener, der einmal flüchtig ihren Weg gekreuzt hatte, jener Ludwig Aldenhoven aus dem fernen Westfalen, der Mann, den sie geliebt hatte, und den nicht ein einziger Traum von ihr in diesem Winkel vermutet hätte.

Sie sah ihn starr an, wodurch er noch aufmerksamer wurde. Eine Sekunde hielt er an sich, als ob er seinen Augen nicht traue. Dann stutzte er: „Fräulein Toorbeck — —?"

So hatte er dort in jenem kleinen Orte damals vor ihr gestanden, inmitten der Sippe, von außen flüchtig hineingeweht, ein lebendiger Mensch, aber ihr gegenüber merkwürdig stumm und starr. Sie erkannte wohl die Blicke, die sie immer wieder suchten, aber es war nichts als diese Blicke. Nicht einmal, daß er mit ihr getanzt hätte. Bald verschwand er.

Steil und groß stand er, noch immer unverkennbar in jeder Bewegung, und doch, ja, und doch recht verändert.

Digitized by Google

Verbindlich erwiderte er den Gruß irgend eines eben vorbeischreitenden Bürgers. Wer war er denn hier?

„Herr Aldenhoven", sprach sie.

„Das ist sonderbar", sagte er, ein wenig erregt, sie immer wieder ansehend. „Sehr sonderbar."

Ihr Herz blieb ruhig. Es ist wohl einigen, die ihre Träume ganz verlieren sollen, gegeben, ihre Liebe nach Jahren wiederzusehen. In ihr war nichts als jene Leere, wie sie damals von neuem über sie hereingebrochen war.

Er antwortete auf ihre Fragen, noch immer in Überraschung befangen.

Ja, Leiter einer Fabrik. Hatte damals seine Kenntnisse als Ingenieur erweitert. Nun war er schon seit sechs Jahren hier. Eine immerhin angenehme Position.

Seine Blicke forschten bei ihr.

Sie erzählte, ohne es recht zu empfinden:

„Ich bin mit meinem Manne hier. Für diesen Sommer. Mein Mann gedenkt hier landwirtschaftliche Studien zu machen."

„Ah, Verzeihung ..."; er sah sie an. „Ich wußte nicht —"

In dem Augenblick fiel ihr erst ein, wie verändert ihm ihre äußere Lage erscheinen mußte.

„Ich bin schon seit acht Jahren verheiratet", sagte sie mit einem sonderbaren Lächeln. „Wir wohnen jetzt hier draußen im Parkhause —"

Er stutzte.

„Ah ja, so ..." Er setzte hinzu: „Es ist davon gesprochen worden."

Man hatte, durch Zamietzki veranlaßt, natürlich über sie geredet. Es schien, als ob er nun Bescheid wüßte. Bisher hatte er ihren Namen und Schatten nicht mit diesem Ereignis in Verbindung bringen können. Sie sah, er hatte nichts mehr über sie gewußt. Hatte nicht mit einem Laut mehr nach ihr gefragt.

Sie gingen nun, dies und das fragend und erzählend, der Lindenallee zu. Beständig mußte er grüßen und sahen Leute ihn und dann sie an. Ein kleinstädtisch beengtes Leben wurde ihr deutlich.

Am Tor des Parkhauses nahm sie Abschied von ihm.

Sie kam in den Gang und sah sich um.

Dieses ...? dachte sie.

* * *

Am nächsten Tage fuhren Michelene und Josef nach Niederwiese hinaus, um die Zamietzkis zu begrüßen. Nun wollte er also das Gut kennen lernen, auf dem er sich seine landwirtschaftlichen Kenntnisse erwerben wollte.

Es lag nicht allzu weit entfernt und war leicht zu Pferde zu erreichen. Wenn er sich bis jetzt auch nur noch wenig mit der Reitkunst beschäftigt hatte, so war auch dieses etwas, das zu dem Neuen gehörte. Für Michelene war diese landwirtschaftliche Information nicht vorgesehen, schon, weil Josef gar nicht daran dachte.

Die Vorstadt versank, Saat wuchs hoch, die ganze Unermeßlichkeit des Frühlings. Die Sonne brannte schon fast ein wenig, und in den krummen Pflaumen-

Digitized by Google

bäumen am Wege sangen die Finken einander aufs heftigste zu. In Michelene war eine gewisse Müdigkeit und Zerstreutheit, ihre Gedanken gingen noch um das überraschende Zusammentreffen und versuchten, es mit jener sonderbaren Stimmung am Vorabend in Verbindung zu bringen. Aber es wollte doch nicht ganz gelingen.

Nun hatten sie das Gut schon erreicht. An Niederwiese war nichts Absonderliches, ebensowenig an dem Herrn von Zamietzki oder seiner Frau. In diesem Landjunker war trotz aller äußeren Verschiedenheit etwas, das zu Josef paßte, jenes Allgemeingültige, Durchschnittliche, jene banale Stellung den Dingen gegenüber, die auch Josef besaß und die Michelene im Innersten widerstrebte. Herr von Zamietzki hatte seine Studien, die eine Weile mit denen Josefs gleich gelaufen waren, beiseite gelegt, als er seine Frau kennen lernte und mit ihr zusammen dieses Gut übernommen. Sie war nicht vermögend, er hatte wohl ein wenig Geld, damit hatten sie sich diese Jahre durchgebracht und waren stolz darauf. Zamietzki war übrigens früher einmal lungenkrank gewesen, was sich aber gänzlich verloren hatte. Michelene sah etwas scheu zu Josef, denn von Krankheiten durfte er nicht hören, ohne sie bald selber zu bekommen. Aber Zamietzki fuhr fort, die landwirtschaftlichen Arbeiten und das Gesunde des Landlebens zu preisen, so daß die Gefahr wieder vorüberging.

Frau von Zamietzki versuchte Michelene zu bewegen, auch an diesem voraussichtlich täglichen Beisammensein teilzunehmen, aber Michelene wich aus. Sagte, daß sie auf dem Lande aufgewachsen sei. In ihr war nicht ein Funke, der für diese Frau sprach, an deren üppigem gesundem Körper für sie etwas war, das sie peinigte. Zwei Kinder liefen ab und zu, hübsche, weißblonde, gebräunte Geschöpfchen.

Es folgte ein ausgedehnter Rundgang durch die Wirtschaft, und Herr von Zamietzki kam besonders nicht von seinen ungarischen Schweinen und seine Frau nicht von ihrer Geflügelzucht los. Von Henningsdorf wußten beide nur wenig. Von den Ghallauns gar nichts. Die Herrschaft lag schon zu weit jenseits der Grenze und war noch immer ohne Bahnverbindung. So kam man nicht so leicht dahin. Von dem alten Oberjägermeister wurden allerdings die absonderlichsten Geschichten erzählt, doch war es möglich, daß er nun, nach dem unverhofften Tode des Enkels, ganz zusammengebrochen war.

Nun kam das Üble doch.

Gesenkten Blickes, während sein hageres Gesicht mit dem hoch zurückweichenden Haar etwas Starres und Leeres annahm, sprach Josef davon, hinzufahren. Das würde sich nicht umgehen lassen, aber Michelene wußte, daß damit wieder jener Augenblick nahte, der alles wieder stürzen mußte.

Es wurden noch einige Verabredungen getauscht, dann bestiegen sie wieder ihr Fuhrwerk und fuhren nach rechts hin, mehr auf das Gebirge zu, denn sie wollten noch bei den Verwandten der Zamietzkis, den Reits auf dem nahen Drosidow, Besuch machen.

Drosidow, dachte Michelene, Drosidow — —

Ein blühendes Tal mit vielen Dörfern öffnete sich, der Wagen ging quer hindurch und nahm eine neue Höhe.

Digitized by Google

Das Gebirge kam näher. Hinter stürzenden Tannenwäldern sah das Umblaute sie an. Die Straße hob sich mehr und mehr. Bei einer Feldkapelle bog der Wagen in einen Hohlweg ab, und ein Parkgitter aus ungeschälten Stämmen ward sichtbar, um die sich die Waldrebe schlang. Zwischen den Bäumen tauchte ein kleiner Pavillon mit grünem Kupferdach auf; es war das „Kroatenschlössel", wie der Kutscher sagte. Ein Liebespaar drückte sich eng am Wagen vorbei durch den schmalen Weg am Waldrebenzaun, dann öffnete sich der, und man sah das Herrenhaus von Drosidow, stattlicher als das Niederwiesaer, größer, gelbbraun, mit sanften gebrochenen Linien, ein wenig an die Wiener „Maria-Theresia-Schlösseln" erinnernd.

Sie wurden in den Saal geführt, in dem sie Frau von Reits, eine alte Dame mit schönem weißen Haar, empfing, eine Frau von Kultur, ganz anders als Frau von Zamietzki, aber schon sehr in vergangenen Zeiten wurzelnd. Natürlich war ihr die Veranlassung, die die Ghallauns in die Gegend geführt hatte, bekannt, und sie erzählte liebenswürdig, daß sie den Baron Ghallaun vor Jahren bei ihrem ersten Manne kennen gelernt habe. Damals sei er ein recht lebenslustiger Herr gewesen, immerhin sei seit damals manches geschehen, was ihn wohl geändert haben könnte. Michelene fühlte, daß das Gespräch sich wieder gefährlichen Bezirken zu nähern begann und lenkte ab. Es kam heraus, daß Frau Mariett von Reits hier aus der Nähe stammte und sich in ihrer ersten Jugend mit einem Grafen Langenin-Ostracin vermählt hatte. Das war einer der bekanntesten Namen Schlesiens. Von Schloß Ostracin, das im Ratiborschen inmitten tiefer Wälder lag, erzählte Frau von Reits in einem sanften Tone, wie er entlegenen Dingen gilt, die wieder Reiz gewinnen, denn es war nicht schwer zu erraten, daß sie diese Ehe gelöst und den Herrn von Reits geheiratet haben mußte, der nun schon wieder gestorben war.

Sie sahen hier und da ein Stück Vergangenheit: Bottengrubersches Porzellan, einige Gemälde von Daniel Gran und auch eine alte hölzerne Skulptur, ein sagenhaftes Wappenmännlein darstellend.

Überdem öffnete sich die Tür, und es kam anderer Besuch, ein alter Herr, der etwas Kleinstädtisches und Verschollenes in der Tracht durchaus zu erkennen gab: der Medizinalrat Feyerabend aus der Stadt. Mit ihm war eine wunderschöne junge Frau. Es durchschlug Michelene sonderbar. Sie fühlte, wie noch niemals sonst, auch bei der Landfrau von Niederwiese nicht so: dies war die Frau, die geliebt wurde. Es war, als ob eine Flut brennenden Lichtes auf sie eindränge. Ja, eine Sekunde fühlte Michelene, was sie sonst nie empfunden hatte: Neid. Neid! Nie hatte Michelene sich sonst trotz allen Grübelns um die Schicksale fremder Frauen gekümmert. Hier traf sie etwas. Hier drang ihr etwas ins Herz. Vielleicht, daß alles nur in dieser ungewöhnlichen Schönheit seinen Grund hatte: schwarzes, leichtgewundenes Haar, ein feines, weißes, ovales Gesicht mit den herrlichsten samtbraunen Augen und ein Lächeln, ein liebenswürdiges und doch versonnenes Lächeln, das Träumen nachhängt und Wünsche ganz nahe um sich weiß. Dies war Frau Maria Langer, die verwitwete Tochter des Medizinalrats. Immer wieder empfand Michelene den Glanz triumphierenden Daseins, der von dieser

Digitized by Google

Frau ausstrahlte. Sie empfand, daß die sie durchschaute, anders als die Landfrau: es war die sichere, aber ein wenig gleichgültige Erkenntnis von Michelenens Los.

Verbindlich gab sie Josef auf irgend eine Frage Antwort, die dem sicherlich Mühe genug gekostet hatte, denn er war frauenscheu, und ihr dunkler, tiefer Blick berührte ihn dabei ebenso gleichgültig. Ja, wer waren sie? Wer waren sie neben den Flammen dieses unbekannten Lebens? Wieder packte Michelene jenes Rätselhafte, dieses rasende, unbegreifliche Gefühl, sie empfand, sie mußte diese Frau hassen, irgend etwas in ihr haßte sie ... haßte sie ...

Frau von Reits erzählte inzwischen gütig von dem alten Herrn, daß man ihn in der ganzen Gegend den „letzten Romantiker" nenne, da er Verse mache und auf allerhand Ungewöhnliches fahnde ... Vor fünfzehn Jahren, da der österreichische Krieg war, habe er eine junge Braut von hier zu ihrem Bräutigam nach Böhmen geleitet, in der Hoffnung, etwas wie eine Leonorenballade zu erleben, denn der junge Mensch war schwer verwundet und die Braut durchaus willens, den Geliebten nicht zu überleben. Der Bräutigam sei aber inzwischen gegen alle Erwartung schon genesen und habe bald darauf mit der Braut eine durchaus irdische Hochzeit gefeiert ...

Als sie dann aufbrachen, fand es sich, daß Vater und Tochter zu Fuß gekommen waren, und es ergab sich von selbst, daß die Ghallauns sie baten, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, was auch geschah.

Michelene saß neben der schönen Frau, Josef mit dem Medizinalrat auf dem Rücksitz, die Augen unwillkürlich vor der Fremden abwendend und mit einem Hinflüchten zu seinen landwirtschaftlichen Hoffnungen auf die Felder richtend. So fuhren sie in den Abend hinein, der sich ins Rosenrote wandelte. Dadurch gewann das ganze Land von neuem wieder eine ungeheure Fremdheit für Michelene. Es war ihr wieder, als ob sie irgend etwas Seltsamem, das sich doch nicht fassen ließ, entgegenführen.

Frau Langer wohnte bei ihrem Vater auf dem Ringe, und dort, vor einem altertümlichen Giebelhause, nahmen sie Abschied von ihr.

* * *

Einige Tage später, Josef war schon in der Frühe nach Niederwiese geritten, wurde Michelene Aldenhoven gemeldet.

Sie stand betroffen, jene Dinge regten sich wieder in ihr, die nicht lebendig geworden waren: waren sie doch der geheime Grund aller inneren Spannungen? War dieses, das sie für sich auszudenken überhaupt nicht mehr imstande gewesen wäre, in seiner Wirkung doch stärker als sie wägte? Sie dachte: „Wiedersehen! ein klein Kapitel, fragmentarisch — —"

Da war er — Da stand er in diesem rätselhaften Gartensaal, der, wie es schien, nun doch vielleicht mit den Atemzügen ihres eigenen Lebens gefüllt werden sollte, da stand er zwischen den verlassenen Sachen als ein für sie Auferstandener, schlank, mit einiger Anziehung von einst, aber doch mit den Maßen der Bürgerlichkeit und einer gewissen Resignation, in der er ihr jetzt die Hand küßte. Sie sah ihn an, die Stadt fiel ihr ein, die ihn hielt, fast hätte sie gelächelt.

Digitized by Google

„Aber erzählen Sie, erzählen Sie weiter, Herr Aldenhoven . . .!“

Er tat es. Er wohnte da und dort. Die Fabrik lag etwas entfernter, da und dort. Er beschrieb einen Weg, den sie nicht verstand, war mit einem gewissen Eifer dabei, der sein Eingewurzeltsein zeigte. Der Verkehr war freilich nicht groß. Wenig Fabriken. Ein paar Güter. Die Hauptsache war das Gebirge, in dem er viel wanderte. Daran hatte er sich gewöhnt.

Er sprach mit einer Stimme, die sie immer nur von weitem gehört hatte. Wiederum dachte sie an das Vergangene, und über die frühlingsgrünen Bäume weg, durch den Park, schwebten wohl von jener Vorstadt her die Harfentöne, die sie schon vernommen hatte, begleiteten mit langsam zögernden Akkorden, wie von einer unsichtbaren Hand gestimmt, dieses seltsame Beisammensein.

Blick und Blick suchte sich.

„Wiedersehen! Ein klein Kapitel, fragmentarisch — —“

Ach, wohin stürzte denn ihr Leben . . .-

Vielleicht warf das Schicksal, so erbittert, wie sie zu ihm aufzusehen gewöhnt war, so wenig sie trotz allem von ihm erwartete, eben diesen absonderlichen Nachhall eines halben Spieles in ihre Tage.

Als Aldenhoven gegangen war, rief Michelene die beiden Wolfshunde heran, die zur Bewachung des Hauses angenommen worden waren, vergrub ihre Hand in das Fell des einen, setzte ihre Füße auf den anderen und sah steil aufgerichtet in den Park, dessen Linien begannen, ihr etwas vertrauter zu werden, obgleich sie sich gleichsam von Sekunde zu Sekunde veränderten.

Da begannen beide Tiere zu knurren und sich mit gesträubten Haaren aufzurichten.

Was war das?

Aber plötzlich wußte sie es schon, sagte den Hunden ein kurzes Wort und sah gespannt nach jener Rotbuchengruppe drüben.

Und jetzt löste sich dort wirklich wieder eine graue schmächtige Gestalt, und sie erstaunte fast, wie klein und schattenhaft sie war. Das war jener Mensch, jener gespenstische Eindringling vom ersten Abend. Trotz der Hunde, die er gehört haben mußte, ließ er sich nicht abhalten, hier heranzudringen.

Da war er.

Sie trat auf die Terrasse und blickte ihm in aufmerksamer Prüfung entgegen. Die Hunde knurrten und bellten hinter ihr.

Der Fremde blieb vor ihr stehen und sah sie an wie einst.

„Was sind das für Hunde?“ fragte er.

Sie betrachtete ihn noch immer. Einer aus der Tiefe. Ein schlesisches Männlein, ein wenig von jenem Typus der Gebirgler, die sie mit Kienholz und Quirlen neulich unter dem Standbild des heiligen Nepomuk gesehen hatte. Hundert arme Vorfahren stiegen auf, wenn man diese kümmerliche Gestalt betrachtete, Lasten und Qualen aus unausdenkbaren Zeiten erschienen wie Spuk.

Dies war also alles, was von jenem merkwürdigen Abende übrig blieb?

Aber ihr Herz schlug noch sehr rasch und irgendwie, irgendwie fühlte sie wieder . . . jenes . . .

Digitized by Google

„Wolfshunde," sagte sie ruhig, „nachts sind sie frei im Park —"

„Wolfshunde", sprach er mit leichtem Anklang der Mundart. „Ich hab' früher keine anderen gehabt — —"

Ein Waldmännlein, dachte sie wieder und horchte dabei, ob jene Akkorde wieder erklängen, die so wunderlich jenes Wiedersehen begleitet hatten.

Aber es war auf einmal still.

Nur der Park rauschte drüben.

„Als Sie hier im Hause wohnten?" fragte sie.

Er sah sie an.

Sie dachte halb unbewußt: was ist in diesen Augen? Ich sah solche noch nirgends. Vergaß aber zunächst wieder darauf, da sie auf diese schlesische Stimme hörte.

„Hier? Nu ne, hier nicht — —"

„Wo denn?" fragte sie zerstreut, von neuem in ihrer Beobachtung.

Er lächelte nur. Es war ein eigentümliches Lächeln.

„Sie müssen mir von sich erzählen," sagte sie rasch, „ich weiß ja, daß Sie hier waren ... Was sind Sie denn?"

„Mühlarzt."

„Was — ist das —?"

„Mühlemacher, Mühlarzt", sagte er ruhig, sie unablässig mit dem eigentümlichen Blick anschauend. „Das ist einer, der die Mühlen macht, wenn sie stocken —"

Da war wieder das Wunderliche und beinahe Märchenhafte.

„So. So. Davon wußt' ich nichts", sagte sie lächelnd.

„Ich hab' das von meinem Vater gelernt", sprach er ruhig. „Der war auch Mühlemacher. Wir sind dann miteinander durch das Gebirge gezogen —"

„Da drüben?" fragte sie.

„Da drüben, ja ..." Er nickte. Dabei traf sie wieder jener Blick. „Das ist lange her. Was der Vater war, der ist dann um Allerheiligen im Wald erfroren, und ich bin dann halt allein herum. Und auch weiter 'naus ... Ist aber immer nicht anders gewesen: Kartoffeln und Kaffee ..."

„Das war ein trauriges Leben —"

„Ich bin immer weiter." Er machte mit dem Daumen eine ungewisse Bewegung. „'nunter bis nach Wien und nach Ungarn und dann ins Türkenland —"

„So weit ... doch?"

„Ja. Da war ich auch. Ist mir halt nicht besser ergangen. Ist immer das gleiche gewesen. Da hab' ich halt wieder zurückgemacht. Wieder auf der Landstraße. Balde bin ich liegen geblieben und hab' gedacht: Es ist halt nicht anders, es ist dein Teil. Und das eine Mal, wie ich wieder in a Graben liege, mit wunden Füßen und ganz abgerissen, da fährt eine schöne Kutsche vorbei. Bedienten standen drauf, drinne saß keiner, aber es waren Kronen haußen, goldene Kronen." Er sah sie wieder an. „Es war wohl des Königs Wagen. Und wie ich den nu seh', da heb' ich halt die Hand und winke und wundere mich aus ganzer Seele, daß die Kutsche nicht vor mir, der im Graben liegt, hält ... Und sehen Sie, junge Frau,

Digitized by Google

in der Minute, da hat es sich in mir aufgetan: Da wußt' ich: Ich war einmal ein König — —"

Michelene war aufgezuckt und sah ihn an.

„Ich war einmal ein König," vollendete er ruhig, „aber es war lange vorbei. Das wußt' ich in dem Augenblick, wo die Kutsche weiterfuhr und mich im Graben liegen ließ."

Michelene sah ihn noch immer an.

Er blickte ihr mit dem gleichen kindlichen Ausdruck in die Augen.

Sie dachte: das Land. Das mag es wohl sein. Das Gebirge. Ja, sagt man nicht, daß es hier viel Sonderbares gibt? Hat Josef nicht selber einmal eine Abhandlung darüber schreiben wollen? Nun, ich bin jetzt hier und vor mir steht einer von dieser Art, ganz im Volkstümlichen wurzelnd. Das ist alles. Und alles andere ist der Frühlingsabend und ist . . .

Torheit ist alles.

Was ich mir ausdachte, kommt ja nur aus meiner Not. Aus meiner . . . verzweifelten Not . . . Und es scheint bei diesem ebenso zu sein. Das ist es . . .

Er sagte, vor sich hinblickend, wie ganz mit sich beschäftigt:

„Ja, das hab' ich gelernt. Auf der ungrischen Straße, weit von hier. Und da wußt' ich auf einmal, warum ich die Hunde mag und die Pferde und —"

„Darum brauchen Sie aber nicht König gewesen zu sein", sagte sie lächelnd.

„Ja. Ja." Er sah sie wieder an. „Und dann bin ich zu dem alten Herrn Oberst gekommen. Hier ins Haus. Und da waren halt noch die anderen —"

„Ach ja." Sie besann sich. „Wer war es denn?"

„Der alte Hackenberg aus der Stadt," erzählte er in einem, wie es schien, unbehilflichen Erinnern, „der Schönfärber Längner, der Glöckner Petermann, der Riedel aus der Pilzgasse, der . . . der . . ." er besann sich murmelnd — „Und das haben wir miteinander in der Zeit ausgemacht: wenn wir nu wiederkommen, da soll einer dem anderen sich zeigen . . . Da wollen wir uns wieder begegnen — da werden wir schon aufeinander passen — — Die anderen sind alle tot", setzte er hinzu.

Sie wandte sich und schaute etwas zurück.

So. Diese waren hier. Ja, diese — —

Es war ihr wunderlich, wie sich das Bild dieses Saales verwandelte. War es dieses, was an dem allen hier hing? Nur dieses? Der Park draußen und — und — —

Sie begriff nicht.

Da streifte sie von neuem jener Blick.

„Ich will nu wieder gehen", sagte er.

„Aber Sie kommen wieder", sprach sie.

Er sagte nichts darauf. Er sah sie nur an.

„Sie gehen wieder durch das Kanicht?"

„Ja, ja."

Eine Sekunde traf sie noch dieser dämmerhafte Blick, dann war die kleine Gestalt verschwunden.

Digitized by Google

Die Erlebnisse sind hier seltsam, dachte Michelene.

Und dann war es ihr wieder wie aufsteigende Erinnerung, wie halbes Aufwachen, wie ein Ruf aus dem Bodenlosen: „Ich war einmal ein König, aber es ist lange vorbei . . .“ (Fortsetzung folgt)

Dankgebet!

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

O Herr, wie soll ich danken dir,
Daß du mich rettest für und für
Aus Finsternis und tiefem Tal
Wohl hunderttausend tausendmal!

Wie war ich blind, wie war ich schwach
In meines Fleisches Wahn, und ach!
Wie oft beging ich neue Schuld,
Wenn mich gerettet deine Huld!

Und grollte dir und trotzte dir
Mit falscher Weisheit Lügenzier.
Du aber zogest nur gelind
Ans Vaterherz das trotz'ge Kind;

Daß all mein harter Sinn zerschmolz,
In Reuetau mein Sündenstolz,
Und ich in Demut niedersank
Vor solcher Liebe Überschwang!

Und immer noch — o Herr, vergib! —
Die eitle Lust, der böse Trieb,
Der alte Trotz, der jäh erwacht,
Wenn mich die Schuld in Leid gebracht!

Doch deiner Liebe Gnadenborn
Ist größer als dein Flammenzorn,
Und aus des Wahnes Finsternis
Befreist du mich — gewiß, gewiß!

O habe Nachsicht und Geduld
Mit meiner Blindheit, meiner Schuld,
Dein Vaterherz, verschließ es nicht,
Wenn meine schwache Kraft zerbricht.

Ach Herr, wie soll ich danken dir,
Daß du mich rettest für und für
Aus Finsternis und tiefem Tal
Wohl hunderttausend tausendmal!

Aus Gottsuchers Wanderliedern

Digitized by Google

Wird das Rosenkreuz über Neudeutschland leuchten?

Von Friedrich Lienhard

Die Frage, die über dieser Betrachtung steht, schmeckt nach Poesie und mag wohl spielerisch klingen. Aber sie ist unheimlicher Ernst. Von ihrer Beantwortung hängt Deutschlands Schicksal ab.

Das Rosenkreuz ist ein Symbol oder Sinnbild. In ein solches Zeichen pressen sich Wahrheiten oder Erkenntnisse zusammen, die sich der Anschauung unmittelbar einprägen. Kreuz und Rosen: Frommheit und Froheit, Leid und Liebe, Religion und Kunst, Christentum und Griechentum, Golgatha und Akropolis — und zwar beides in innigster Verflechtung!

Demnach versinnbildlicht das Rosenkreuz eine Lebensanschauung. Aber wo bleibt an diesem Kreuze die Gestalt des Heilands? Wo sind die Zeichen des Leidens: das rote Blut? Gemach! Dies ist ein Osterkreuz. Die roten Wunden des Karfreitags haben sich in die roten Rosen des Ostersonntags verwandelt. Ohne Karfreitag kein Ostersonntag; ohne Schmerz und Nacht kein Sieg und kein Licht; ohne Tod keine Auferstehung. Der Leidende ist auferstanden und hat des Leides Sieg und Segen zurückgelassen: die leuchtenden Blumen, die aus dem Marterholz verklärend herausblühen.

Deutschland macht jetzt gründlich seinen Tag der Schmerzen, des Hasses und der Finsternisse durch. Wird es auferstehen zum Sieg, zur Liebe, zum Licht?

Das ist die Frage. Mit andren Worten: wird das Rosenkreuz über Neudeutschland leuchten?

* * *

Über meines Hauses Pforte zu Weimar steht das Rosenkreuz. Dasselbe Zeichen steht unsichtbar beherrschend über meinem Werk und Leben. Es kommt natürlich nicht auf das Zeichen als solches an. Man kann sich ja ebensogut den Licht, Liebe, Leben spendenden Gralskelch erwählen. Aber das Wichtige bei alledem ist: wir verstehen wieder solche Sinnbilder, verstehen wieder die starke, tiefe Forderung, die darin liegt. Und wir wissen: in unsren Herzen muß der Gral erglühen oder das Rosenkreuz aufblühen. Und je mehr Herzen in solchem Sinne schöpferische Liebe und Wärme ausstrahlen, um so besser steht es mit einem ganzen Volke.

Nicht also von rechts oder links kommt das Heil, auch nicht von unten oder oben: sondern nur von innen.

Ich habe oft von „Weimar" gesprochen. O Himmel, wie wird der Name dieser mitteldeutschen Stadt jetzt unnütz in aller Munde geführt! Es ist, als ob man in diesem Zeichen das Heil suchte.

Mir schwebt aber ein ganz andres „Weimar" vor. Und ich will an dieser Stelle noch einmal meine Grundgedanken zusammenfassen. Denn man wähnt immer wieder, ich erzählte irgendetwas Vergangenes. Merkt man denn nicht, daß mir diese Stätten nur Anschauungsmittel für das Immer-Lebendige sind? Der Weg nach Weimar, wie ich diesen sinnbildlichen Lebensbegriff fasse, ist keine Rück-

Digitized by Google

schau, sondern Ein'chau und Emporschau. Es ist der Weg zu den Meistern und zur Meisterschaft in Leben und Denken; es ist der Pfad zur Gralsburg; es ist der alte Mysterienweg durch Nacht zum Licht, durch Wirrsale zum Mittelpunkt.

Dieser Weg ist auch kein Epigonentum, sondern Progonentum: Erstlingschaft! Menschen solcher gesammelten Leuchtkraft gegenüber der verwirrenden Fülle von Zerrüttung und Aufgeregtheit wird man hoffentlich einst als Erstlinge eines erneuerten Deutschlands empfinden.

Auch geht dieser „Weg nach Weimar" nicht durch Organisationen, nicht durch Gesellschaften. Nur durch langsame, stetige, treue Arbeit an uns und an unsrer Umwelt wird die materialistische Denkweise des Zeitalters umgestellt, aufgelockert, durchleuchtet, so daß eine beseelte Lebensgemeinschaft aufblüht, an der alle teilnehmen.

Nationalversammlung und dergleichen Tagungen haben mit solchem seelischen Weimar nichts gemein. Wir wollen freilich auch keinen Gegensatz zwischen Weimar und Potsdam vor das deutsche Gewissen stellen. Es tue jeder das Seine! Ich kann mir recht wohl denken, daß sich Achtung vor preußischem Heldentum und Liebe zu weimarischer Geisteskultur vortref'lich in derselben Seele vertragen.

Die Wartburg und unser heiliger Hain Weimar liegen im Herzen Deut'chlands. Große Meister haben hier den Gral gesucht. Denn was Wolfram von Eschenbach den heiligen Gral nennt, das ist bei Goethe die Persönlichkeit und bei dem Kantianer Schiller das stillere Selbst. Und sie alle wußten, daß der Gral oder die Persönlichkeit oder das höhere Selbst eine geheimnisvolle göttliche Leuchtkraft in unserem eigenen Busen ist. Von hier aus verklärten sie die Umwelt in einer langsamen, religiös-philosophisch und künstlerisch durchgeistigten Erziehungsarbeit.

Als die Revolution in Paris tobte, versuchten Schiller und Goethe hier in Weimar und Jena von innen her, mit den Mitteln der Kunst und Weisheit, die Menschheit aufzubauen. Ihr Ziel war „Humanität": das heißt Edelmenschlichkeit. Gustav Freytag und Heinrich von Stein haben auf diesen tief beachtenswerten Gegensatz zwischen dem äußerlich tobenden Paris und dem innerlich schaffenden Weimar hingewiesen.

Solange dieses Bauen von innen dem aufgewühlten deutschen Volke nicht aufgeht, diesem Volke, das jetzt so nötig innere Ruhe und gesammelte Seelenkraft braucht; solange das deutsche Volk nicht wieder im Schauer der Ehrfurcht vor dem Heiligen erbebt, besonders vor dem Heiligen in uns selber: so lange bleibt es eine fronende Menschenmasse, die seelenlos nur noch rafft, aber nicht mehr schafft

Denn Schaffen oder schöpferisches Gestalten heißt Form finden für Ewiges. Politik treiben heißt Formen finden für äußere Lebens- und Wirtschaftsmöglichkeit.

Um jene innere Form zu finden, muß man Fühlung haben mit dem Ewigen. Sonst bleibt es bei Formenspiel oder Ästhetentum, wird aber nicht Offenbarung. Haben wir jenes metaphysische oder übersinnliche Einströmen verloren, so fehlt unserem Herde das Feuer, unserem Herzen das Geheimnis, unserer Arbeit die Verklärung. Dann aber fehlt unserem Volke Weisheit und Schönheit.

Es läßt sich recht wohl eine neue Blütezeit unsres leidgerüttelten deutschen Herzens denken. Wobei aber betont sei, daß dieses Erblühen durchaus nicht an

Digitized by Google

Weimar oder sonst einen Ort gebunden sein dürfte. Gleich am Eingang zu meinen „Wegen nach Weimar“ wurde gesagt, daß es mir ganz und gar nicht auf den Ort und nicht auf das Wort, wohl aber auf die Wirkung ankommt Denn es muß ja doch das ganze Volk in allen seinen Schichten und Ständen ergriffen werden von neuem Lebensfeuer.

Dieses Lebensfeuer wird religiöser Art sein. Die Kernzelle in uns ist das Religiöse: das Verhältnis zum Ewigen, zum Tod, zum Kosmischen, das ringsher unsere Planeten-Insel rätselhaft umflutet. Eine neue Liebe zu allen Menschen und Dingen! Ich erwarte herausbrechende Genialität des schöpferischen Herzens: ein neues Vertrauen zwischen den Schichten, Ständen und Völkern.

Dies aber wird nicht durch Vernünftelei erreicht. Dieses Geheimnis ist schlechthin himmlisch und ist dem Verstand entrückt. Wenn zwei sich lieb gewinnen, die sich vorher nicht leiden mochten oder nicht verstanden, so ist dies Gnade, Glück oder Geschenk zu nennen. Liebe und Freundschaft sind Glück und Gnade, nicht durch Verstand zu erzwingen. So ist es auch mit der erwarteten neuen Lebenswärme, die unsre deutsche Seele in diesen Zeiten des Hungers, des Frierens und des Mißtrauens bitterlich notwendig braucht.

* * *

Etwas von dieser neuen Lebensstimmung, wenn auch in abenteuerlichen Formen, spürten wir neulich im thüringischen Hochsommer.

Da zog eine „neue Schar“, unter Führung von Muck-Lamberty, von Kronach aus nach Koburg, Sonneberg, Rudolstadt, Saalfeld, Jena, Weimar und andre Städte und Städtchen — in einfachem Wandervogel-Gewand, gebräunt und barhäuptig, oft barfuß — und trug eine warme Lebenswelle aufwühlend von Ort zu Ort.

Die Form war seltsam; aber sie war auch wirksam. Die Schar begann bei den Kindern. Sie tutete Kinder zusammen und spielte mit ihnen entzückende alte Volksreigen. Sie lehrte die Kleinen schlichte Volkslieder, erzählten ihnen wohl auch Märchen — und dann: dann drang ihr Führer redekräftig zu den Großen vor, mit denen übrigens gleichfalls Reigentänze geübt wurden. Also durch Frohsinn zum Vertrauen — und durch Vertrauen in den tiefen Ernst hinein!

„Glut ist Geist! Wir rufen alle Lebendigen, alle jungen und junggebliebenen Menschen. Laßt Parteigeist und Dünkel daheim!“ So klang es von den Lippen des Redners, der parteilos nach rechts und links seine volkstümlichen Hiebe austeilte, stürmisch dringend auf Erneuerung des Menschentums: auf Lauterkeit des Herzens, auf Reinheit zwischen den Geschlechtern, auf gesunde und einfache Lebensführung, auf Brüderlichkeit gegenüber allen deutschen Mitmenschen.

Hier sollte demnach die Parteiknechtschaft, unter der wir Deutschen ganz besonders kranken, durchbrochen werden. Das spürten denn auch die Parteiführer. Am Abend, in der übervollen, blumengeschmückten Herder-Kirche, als der Redner seine Bußpredigt in die Menge rief, erlebte man etwas vom Gegengeist. Bei der Ankündigung des gemeinsamen Liedes „Ein' feste Burg“ scholl ein „Pfui Teufel!“ in das altehrwürdige Gotteshaus. Und wieder: „Wer bezahlt euch denn? Stinnes bezahlt euch!“ Es waren ein paar junge Kommunisten. Sie konnten sich nicht vorstellen, diese Sklaven ihrer Vorurteile, daß hier wirkliche Idealisten, reines Herzens und bedürfnislos, in die Welt zogen, um ohne jeden

Digitized by Google

Vorteil das Evangelium vom Menschenadel zu verkünden — nur aus Liebe zu den Mitmenschen. Irgendeine Partei mußte da ja wohl „bezahlen"! Irgendeinen Gewinn wollten diese Wandrer ja wohl einstecken!

Doch rasch genug verstummten die Höhner. Muck-Lamberty donnerte sie an: „Und ich sage dir, du Menschenbruder dort hinten, der du vorhin ‚Pfui Teufel' gerufen, du wirst noch umlernen! Wer uns bezahlt? An der Drehbank steh' ich den Winter über — oder wir erarbeiten uns bei Bauern oder auf dem Kontor das bißchen Geld, das wir brauchen!" Und so rasselten hageldick die Schläge auf jeden Mammonismus und Mechanismus.

Ergreifend war, als er von der Heiligkeit des Geschlechtslebens gesprochen hatte, das Einsetzen des schönen alten Wallfahrts-Liedes: „Meerstern, ich dich grüße, o Maria hilf!" — in der evangelischen Kirche mit Geigenbegleitung mehrstimmig von der Schar gesungen: — es war eine Wirkung wie im Mittelalter, woran ja auch die blauen und braunen Kittel dieser um den Altar versammelten Wanderschar erinnern mochte.

Und nun? Überall hatte man einen Hauch von neuer, wärmerer Lebensstimmung verspürt. Die Jungen laufen allenthalben zusammen und möchten gern das Werk fortsetzen. Wird ihnen eine Vertiefung gelingen?

Der Fernerstehende kann noch nicht beurteilen, wie weit hier wirklicher, unbedingter sittlicher Ernst und unbedingte ritterliche Verehrung zwischen den Geschlechtern obwaltet oder wie weit bloß romantische Abenteuerlichkeit mitschwingt, die bei stärkerer Erprobung in die Brüche geht. Persönlich halte ich mehr von der tagtäglichen Treue im Kleinen, von der stillen Bildung kleiner Zellen, etwa zwischen Freunden, Brautleuten, Ehepaaren. Wir wollen abwarten.

* * *

Bezeichnend ist nun die Stellungnahme der sozialistischen Blätter. Kurz nach dieser parteilosen blauen Schar zogen rote Scharen in Weimar ein: parteimäßig organisierte Arbeiterjugend. Sie wurde in einer Festnummer der „Volkszeitung für Sachsen-Weimar-Eisenach" begrüßt: „Diesmal ist es nicht eine kleine Schar von 25 Köpfen voll ungeklärter Ideale: in diesen Tagen gibt sich hier die Arbeiterjugend Deutschlands ein Stelldichein. Sie zieht nicht aus zu Spiel und Tanz, will nicht mit Sang und Reigenspiel die Welt durch Kinder und junge Leute erobern; sie kommt als ein Teil jener großen Kraft, die heute schon die Welt erfüllt, jener großen Kraft, der sich die Fürsten beugen, vor der die Mächtigen der Erde zittern. Die Arbeiterjugend kennt diese Kraft, die wir ‚Sozialismus' nennen; sie stellt sich willig in seinen Dienst. Die Arbeiterjugend predigt nicht Bedürfnislosigkeit — sie strebt nach den Schätzen der Welt, die aufgespeichert sind in Wissenschaft und Kunst und Technik; sie strebt nach den Schätzen, die von den Arbeitern selbst geschaffen werden, die aber eine verkehrte Weltordnung ihnen zum größten Teil vorenthält. Die Arbeiterjugend ist ein Teil der großen sozialistischen Arbeiterbewegung der Welt, die nach der Befreiung aus den Banden der kapitalistischen Weltordnung trachtet, sie ist sich dessen auch bewußt und fühlt sich eins mit dieser sozialistischen Bewegung."

Sehr bezeichnend! Die Arbeiterjugend will zwar von den „Banden der kapitalistischen Weltordnung sich befreien" — trachtet aber zugleich selber nach

Digitized by Google

dem Besitz eben der „Schätze", die eben diese kapitalistische Weltordnung ihr „zum größten Teil vorenthält". Sie will besitzen. Das versteht sie unter „Befreiung von kapitalistischer Weltordnung". Von dem religiösen Grundton und von der großen Brüderlichkeit in so mancher heutigen Jugendbewegung sagt sie kein Wort.

Von deutschnationaler Seite her wittert man andrerseits etwas wie Kommunismus; und einzelne Pädagogen äußerten gleichfalls Unbehagen. Zwischenrufe gellten anfangs auch in die Erfurter Kirche; in Rudolstadt zerschlugen Budenbesitzer eine Bücherbude der neuen Schar, weil dadurch ihrem Geschäft Abbruch geschähe; auch die Kino-Besitzer waren höchst mißgestimmt....

So wird der Versuch, vom Rhythmus aus die Tanzwut zu veredeln und, vom Frohsinn aus, den Massen Seele zu schaffen, noch auf manchen Widerstand stoßen.

* * *

Eurhythmie liegt schon seit Hellerau (Dalcroze) und Isidora Duncan im Zuge der Zeit. Zu Dornach bei Basel, in der anthroposophischen Gruppe um Rudolf Steiner, wird sie sehr gepflegt; Haaß-Berkow bringt in Mitteldeutschland eurhythmische Aufführungen zur Geltung.

Mehr Rhythmus, ihr Deutschen! Ist es nicht Nietzsche, der es gerufen hat?

Wir wollen Rosen am Kreuze sehen: wir wollen Freudigkeit mit dem Ernst der schweren Zeit in edler Art verflechten. Doch wir dürfen nicht vergessen: die rechten Rosen sind nicht angeklebt noch aufgehängt, sondern blühen aus dem Kreuz hervor — aus verarbeitetem, überwundenem Leid. Das erfordert viel Gärtnergeduld.

Wir sahen durch Weimars Straßen in denselben Wochen die geordneten Massen der Arbeiterjugend marschieren, die rote Fahne voran, Ordner an den Seiten. Es war oft recht halbwüchsige Jugend, aus deren unreifen Kehlen die Internationale scholl. Von Zeit zu Zeit ein Wink: und ein hochstimmiges Geschrei „Es lebe der internationale Kommunismus!" stieg aus der organisierten Kindermenge empor.

Hier wird die Herrschaft einer Klasse über die andre Klasse gezüchtet und auf den Straßen ausgerufen — also Gewalt, nicht Brüderlichkeit.

Diese Jugend hängte dem Goethe-Schiller-Standbild einen Kranz mit roter Schleife um. In der Nacht verschwand der Kranz, vielleicht aus dem Empfinden heraus, man möge die hohen Meister mit diesem Parteiwesen verschonen. Da man deutschnationale Hände dabei im Spiel vermutete, verbrannte die sozialistische Jugend ein großes hölzernes Hakenkreuz öffentlich auf dem Asphalt, der davon nicht eben besser wurde ...

Organisierte Massen sind heute notwendig, um gewisse äußere Aufgaben zu lösen. Sie sind aber Verderben und Verbrechen, wenn sie die Seele töten: die brüderliche Liebe zwischen den jetzt so schwer zerrütteten Deutschen.

„Seid ihr bürgerlich? Dann darf ich nicht mit euch tanzen, hat Vater gesagt", erwiderte zu Jena ein kleines Mädchen, als man sie in die Reigenspiele ziehen wollte.

So lange diese Gesinnung in Deutschland in Wirkung bleibt, wird das Rosenkreuz nicht in unsren geistigen Lüften leuchten.

* * *

Digitized by Google

Als Franz von Assisi durch die italischen Lande zog — Robert Saitschick erzählte neulich davon in einem geistlebendigen und herzenswarmen kleinen Buche (München, Beck) — kam ihm oft ein Teil der Bevölkerung entgegen und bereitete ihm einen feierlichen Empfang. „In jenen Zeiten, wo im gesellschaftlichen Leben die vernichtende Kraft keine Schranken kannte, wo die einzelnen Familien einander rücksichtslos befehdeten, muß er durch seine Worte und sein Beispiel den Menschen wie ein Engel erschienen sein, der die Stürme der Leidenschaften beschwichtigte: eine unerklärliche Kraft ging von ihm aus, die oft verborgene Schätze der Liebe in der Menschenseele zu heben wußte“ (Saitschick).

Der Liebe! Da glüht das Geheimnis auch für die heutige Zeit, in der vorerst noch Haß und Machtsucht herrschen. Die außerordentliche Herzensfeinheit und Milde jenes genialen Franziskus im Bunde mit glühender Begeisterung und zurückgehaltener Energie: das übte so bedeutende Wirkung aus, das zog die Menschen magisch an und gestaltete sie um. Alle waren von seiner Sprache, von seinem Ton gepackt: denn es war die Sprache des Herzens. Binnen kurzem hatte er oft die erbittertsten Feinde miteinander versöhnt. In seinem Herzen glühte die Christuskraft ...

Es sind jetzt viele Jugendgruppen an der Arbeit. Ein merkwürdiger Drang nach neuen genossenschaftlichen Formen (Siedelungen) sucht Gestaltung. Es wäre kein Wunder, wenn sich, wie im Mittelalter, neue Orden bilden würden. Denn verwandte Menschen suchen Zusammenschluß.

Ich erwarte jedoch das Feinste nicht von Organisationen, sondern von jenen stillen, starken, durch Leid gereiften Menschen der gesammelten Glut, in denen die schöpferische Liebe lebt.

Einsam!

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Ach, wie ist einsam doch mein Leben,
Wie qualenvoll, wie trüb und leer!
Für Großes setzt' ich ein mein Streben,
Doch ach, mir selber blieb nichts mehr!

Auf schäumend schwanken Meereswogen
Stürzt mich dahin die Leidenschaft;
Nur selten blinkt am Himmelsbogen
Ein Stern aus finstrer Wolken Haft.

Was frommt mir Ruhm, was frommt mir Namen,
Was der Erfolg, so heiß begehrt!
Ich ließ sie gehen, wie sie kamen,
Fänd' ich ein Herz nur lieb und wert!

Ach, nur ein Herz möcht' ich besitzen,
Dran auszuschluchzen all mein Weh!
Ach, ginge doch ein Frühlingsblitzen
Durch all der Berge schönen Schnee!

Es streiten Hölle sich und Himmel
Um diese qualzerrißne Brust,
Ich bin im wilden Kampfgetümmel
Mein' selber oft nicht mehr bewußt.

Ich kämpfe zäh, ich kämpfe mutig,
Ich siegte schon in mancher Schlacht;
Doch — fern das Ziel, die Füße blutig —
Und langsam sinkt herab die Nacht ...

Aus Gottsuchers Wanderliedern

Digitized by Google

König Yssus

Von Werner Bergengruen

Sieben Jahre lang herrschte Yssus in großer Macht und Herrlichkeit. Land auf Land machte er sich zinsbar, Gold und edle Steine häuften sich in seinen Schatzkammern, und niemand vermochte die gewaltigen Kriegsleute zu zählen, die ihm dienten. Da aber sein Herz sich verhärtete, ließ Gott es geschehen, daß alle seine Macht von ihm genommen wurde. Sein jüngerer Bruder stand gegen ihn auf, das Heer und das Volk fielen ihm zu, und er machte sich zum König an Yssus Statt.

Der aber ward gebunden vor den Thron geführt, auf dem sein Bruder saß.

„Huldige mir als deinem Könige, Yssus," sprach er, „so sollst du nach mir der erste Mann in meinem Reiche sein."

Yssus sah auf seines Bruders Haupt die Krone blitzen, die ihm geraubt war, er sah den Thron, der durch sieben Jahre sein eigen gewesen war, und sprach:

„Eher will ich mir selbst die Zunge ausreißen, als daß sie einen Verräter als König grüßen soll."

Da ergrimmte sein Bruder und hieß dem entthronten Könige die Zunge ausschneiden und ihn des Landes verweisen. Und also geschah es.

Yssus aber tat einen Schwur, nie mehr zu den Wohnungen der Menschen herniederzusteigen, und floh ins Gebirge.

Jahr um Jahr lebte er in den großen Einsamkeiten der Wälder und Berge, nährte sich von Früchten und dem Fleisch wilder Tiere und kleidete sich in Felle. Und immer mehr fiel alles von ihm ab, was bisher seine Tage erfüllt hatte, alle Hast, alles Drängen, alles Wünschen, alles Begehren, alles Freuen, alles Trauern, alles Erwarten und alles Hoffen. Und wenn er an sein voriges Leben dachte, so meinte er, er müsse geträumt oder in wunderlicher Verwirrung gefangen gelegen haben. Seine Sinne wurden aufgetan, er lernte die Sprache der Einsamkeit verstehen, die Laute der Tiere und Vögel, das Summen der wilden Bienen, das Rauschen der Bäume, das Wehen des Windes, das Flüstern des Schilfes in den eiskalten Bergseen, das Spielen der Sonnenstrahlen, des Mondlichts und der Sterne in ihrem Spiegel, das Blühen der Pflanzen und das unergründliche Wachsen des Gesteins und der Erze, die in ihm verborgen lagen.

Und wie er all das erst einzeln erkannt hatte, so strömte es nun vereint in seinem Geiste zusammen wie in einem Flußbett, das tausend Bäche und Quellen in sich aufnimmt.

Da fiel Hülle auf Hülle von seinem geistigen Auge, da offenbarte sich ihm das königliche Geheimnis der Weisheit, da fand er den innerlichen Schatz, das verborgene Licht, die letzte Erkenntnis, die keine Nacht verdunkeln und kein Tag überstrahlen kann.

Und wie sich sein Geist mit ausgebreiteten Schwingen über den ungeheuren Meeren der Erkenntnis wiegte, in klarer, tiefer, wunschbefreiter Ruhe, da gedachte Yssus seines Bruders und der andern Menschen, die fern von ihm in den Ameisen-

Digitized by Google

haufen ihrer Städte durcheinanderhasteten, rastlos nichtigen Trugbildern nachjagten, bauten, zerstörten, wieder bauten und wieder zerstörten und sich gegenseitig zerfleischten — und ein großes Mitleiden stieg in seinem Herzen auf.

Und er beschloß, ihnen das königliche Geheimnis der Weisheit zu schenken, den innerlichen Schatz, das verborgene Licht, die letzte Erkenntnis, die keine Nacht verdunkeln und kein Tag überstrahlen kann.

Aber in das Land der Menschen hinabzusteigen hatte er verschworen, und hätte ihn auch kein Schwur gebunden, so hätte ihn doch sein Ekel vor Ameisenhast und Ameisentreiben daran gehindert. Auch wäre sein zungenloser Mund den stumpfen Ohren der Menschen stumm geblieben.

So dachte er denn in seinem Herzen: „In Baumholz will ich die Runen meiner Lehre ritzen. Mag einmal nach Jahren ein Mensch kommen und sie lesen und deuten. Der wird dann hinuntergehen an meiner Statt ins Land der Menschen und wird ihnen das Geheimnis verkünden, das die große, leuchtende Herbstruhe gebiert."

Und er grub die Runen seiner Lehre in den ungeheuren Stamm der tausendjährigen Eiche, in deren Krone die weißen Wolken hängen blieben wie Altweibersommer, und deren Wurzeln sich tief hinabsenkten bis ins Totenreich.

Sommer und Winter arbeitete er rastlos, bis er sein Werk vollendet hatte.

Und da er nach Jahren wieder zu der Stätte kam, da war der Blitz in den Baum geschlagen, daß nur ein ungeheurer schwarzer Stumpf übrig geblieben war.

„In härteren Grund will ich meine Zeichen graben", sprach Yssus zu sich.

Und er begann die Runen in eine Felsenwand zu meißeln.

Sieben Jahre arbeitete er rastlos, bis er sein Werk vollendet hatte.

Und da er nach Jahren wieder zu der Stätte kam, da war die Schrift unlesbar geworden. Bergwasser hatte sich in den Höhlungen gesammelt, es war im Winter zu Eis gefroren und hatte aufbrechend die Wand zerrissen. Regengüsse waren über sie hingerauscht, Moos hatte sich über den verwitternden Stein gelegt, aufschlagendes Geröll ihn mit Narben bedeckt und Splitter von ihm weggeschlagen.

Da erkannte Yssus, daß ein Wille über dem seinigen sein Werk hinderte, und ließ davon ab. Und wieder wiegte sich sein Geist mit ausgebreiteten Schwingen über den ungeheuren Meeren der Erkenntnis in klarer, tiefer, wunschbefreiter Stille, bis er weißhaarig den Kreis seiner Jahre durchmessen hatte und ruhig untertauchte in den dunklen Strom der Erfüllung.

Seine Lehre aber blieb den Menschen verborgen und wird keinem geschenkt, er erlebe, erleide und ersiege sie denn selber wie Yssus.

Digitized by Google

Wilhelm Wundt als Völkerpsychologe

Von Hugo Kubsch

Es ist gar nicht seltsam, daß auch Wilhelm Wundt, der wie Lotze und Helmholtz von der Medizin kam, dem Materialismus so abhold war. Der Begründer der experimentellen Psychologie ließ sich deshalb auch niemals verleiten, die Methode der Naturwissenschaft einfach auf die Psychologie zu übertragen. Trotzdem war Wundt so sehr reiner Tatsachenmensch, daß seine Forschungsweise auch durch den glühendsten Idealismus nicht getrübt wurde.

Will man sich den Weg zur Völkerpsychologie Wundts freimachen, so muß man durch das Gebiet seiner Individualpsychologie hindurch. Wundt scheidet sebst bei der Begriffsbestimmung der Seele streng zwischen Natur- und Geistesvorgänge. Die rein körperlichen Auswirkungen (Ernährung, Fortpflanzung) laufen eigentlich jenseits vom rein Seelischen, das sich in Wahrnehmung, Phantasie und Denken kundgibt. Wundt lehnt den metaphysischen Substanzbegriff der Seele ab und stellt dafür den Grundsatz der Aktualität der Seele auf: das Wesen der Seele liegt im Bewußtseinszusammenhang selbst. Die Betrachtung der Bewußtseinsvorgänge, diese unmittelbare Erfassung der Wirklichkeit, ist das eigentliche Gebiet der Psychologie. In der mechanischen Natur gilt das Gesetz von Ursache und Wirkung, in den seelischen Prozessen das Gesetz des Wachstums der Werte. Für beide gilt aber, was bei jedem Gesetz überhaupt wesentlich ist: sie bestimmen nur insoweit den Verlauf der Erscheinungen, als sie nicht durch andere Gesetze aufgehoben werden. Wundt hat nun ein psychologisches Grundgesetz mit besonderer Schärfe herausgearbeitet; er nennt es das Prinzip der schöpferischen Resultanten oder der schöpferischen Synthese; es sagt aus, daß „bei allen psychischen Verbindungen das Produkt nicht eine bloße Addition der Elemente ist, die in dasselbe eingehen, sondern daß es ein ganz neues Erzeugnis darstellt". Dieses Grundgesetz der schöpferischen Synthese spielt auch in dem gewaltigen Werk der Wundtschen Völkerpsychologie eine große Rolle; es kommt sozusagen unausgesprochen in jedem Kapitel zur Anwendung. Auch die Betonung des Willens hat Wundt von der Individualpsychologie in die Völkerpsychologie mit hinübergenommen.

Das Gesetz vom schöpferischen Aufbau, das für das individuelle Leben wie für die geistige Gesamtentwicklung der Völker wesentlich ist, ist kein Gesetz der Beständigkeit; es läßt also nicht unbedingt sichere Schlüsse auf die Zukunft zu. Die geheimnisvoll verwickelten Prozesse seelischen und geschichtlichen Geschehens können demnach in ihren künftigen Resultanten nicht vorausbestimmt werden. „Der Psychologe wie der vom psychologischen Geiste geleitete Historiker ist ein rückwärts gerichteter Prophet." Wundts Kritiker haben mit Vorliebe bemängelt, daß der Philosoph sich die Grenzen seines Forschungsgebietes viel zu weit gesteckt habe, so daß er schließlich nur zu einer riesigen Stoffanhäufung, nicht aber zum systematischen Aufbau gekommen sei. Auch gegen die Wundtsche Völkerpsychologie ist man mit solch zweifelischen Einwänden aufgetreten. Und doch ist Wundt gerade in diesem Werke trotz der ungeheuren Masse von Tatsachen — wie immer aus

Digitized by Google

Quellenstudien und eigenen psychischen Erlebnissen geschöpft — systematischer vorgegangen als andere Forscher auf diesem Gebiete. Was diese, die alle gesellschaftlichen Ereignisse des Lebens in die Völkerpsychologie einbeziehen wollten, nicht einmal als Problem sahen, das stellte Wundt an die Spitze seiner Untersuchungen: die Trennung der völkerpsychologischen Betrachtung von der historischen. Für Wundt gibt es nur drei große Gebilde des menschlichen Geistes- und Gemeinschaftslebens, die als eigentliche Objekte der Völkerpsychologie bezeichnet werden dürfen: Sprache, Mythus und Sitte. „Die Sprache enthält die allgemeinen Formen der in dem Volksgeiste lebendigen Vorstellungen und die Gesetze ihrer Verknüpfung. Der Mythus birgt den Inhalt dieser Vorstellungen in seiner Bedingtheit durch Gefühl und Trieb. Die Sitte endlich schließt die aus diesen Vorstellungen und Trieben entspringenden allgemeinen Willensrichtungen in sich." Wenn auch die Individualpsychologie niemals auf die Völkerpsychologie zu übertragen ist, so findet doch eine gegenseitige Beeinflussung statt, „weil Sprache, Mythus und Sitte als Erzeugnisse des Gesamtgeistes zugleich Material abgeben, aus dem auf das geistige Leben des einzelnen zurückgeschlossen werden kann". Auf individualpsychologische Grundverrichtungen sind demnach alle drei Objekte der Völkerpsychologie zurückzuführen: die Sprache auf die Vorstellungen (Ausdrucksbewegungen), Mythus und Religion auf die Phantasie (Gefühl), die Sitte auf den Willen. Diese drei Sphären der Wirklichkeit greifen natürlich mannigfach ineinander.

Wundt beginnt seine Untersuchungen zur Sprachpsychologie mit dem Wort als Lautgebilde. Er wendet sich entschieden gegen die bisherigen Lehren der Ausdrucksbewegung und bekämpft mit guten Gründen besonders Spencer. Die fertig gebildete Sprache, soweit dieser Ausdruck überhaupt anwendbar ist, erfährt noch mancherlei Änderungen, die biologisch, psychologisch und soziologisch zu erklären sind. So kann eine Rasse höherer Kultur einer anderen einen Teil ihres Wortvorrates, ja sogar ihr grammatisches System mitteilen, wodurch die Sprache der niederen Rasse natürlich wesentlich umgemodelt wird. Noch größer ist die Wandlung durch die Fortschritte der Kultur, die sich in der wachsenden Schnelligkeit der Sprache und des Vorstellungsverlaufes zeigt. Hier knüpft Wundt an die eigentümlichen Erscheinungen an, die Grimm als „germanische Lautverschiebung" bezeichnet hat. Wundt erklärt das Wort physiologisch und psychologisch und weist nach, daß es einen Abschnitt alleinstehender Gebilde ohne Flexion in keiner Sprache gegeben hat. Eine „Wurzelperiode" irgend einer Sprache sei ebenso unwirklich wie das goldene Zeitalter. Auch in seinen Untersuchungen über den Ursprung der Sprache geht Wundt mit den gangbaren Theorien streng ins Gericht. Erfindungstheorie, Nachahmungs-, Natur- und Wundertheorie sind insgesamt brüchig. Vernunft und Sprache sind gleichzeitig miteinander gegeben: die Sprache ist nur die Ausdrucksbewegung, die der jeweiligen Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes gemäß ist. Wundt, der die Ergebnisse der Sprachforscher dankbar benutzt hat, brachte erst System und psychologische Vertiefung in ihre Arbeit.

Im zweiten Teil seiner Völkerpsychologie, der das weite Gebiet von Mythus und Religion umfaßt, analysiert Wundt vor allem die Phantasie, die „Schöpferin aller Mythen". Die Phantasie ist, individualpsychologisch betrachtet, gar nicht die feiertäglich auftretende Tätigkeit des Geistes, für die sie immer gehalten wird;

Digitized by Google

sie arbeitet vielmehr beständig und alltäglich an unseren Sinneseindrücken mit. Wie z. B. die Raumphantasie allerlei Subjektives zu den objektiven Eindrücken hinzufügt, so benimmt sich auch die Zeitphantasie, die nach Wundt die Grundlage der „musischen Künste" ist, während die Raumphantasie die bildende Kunst bedingt.

Wundt holt dann recht weit aus und kommt von der Entwicklungsgeschichte der primitiven Kunst zu dem feingegliederten Baum der modernen Kunst, den er bis in die letzten Verzweigungen untersucht. Ein Vertreter der Milieulehre im Taineschen Sinne ist Wundt nicht, trotzdem betont er, daß das Kunstwerk nicht das Erzeugnis dessen ist, der es hervorbringt: wie in der Philosophie und in der Religion, so gibt es auch in der Kunst immanente Kräfte, die ihren Werdegang beherrschen. Neben dem Einfluß der Überlieferung wirkt noch die ganze Kultur der Zeit auf den Künstler, auch kommt in ihm eine besondere Rassenanlage zum Ausdruck. Wundt läßt die Kunst stufenweise emporsteigen: die erste Stufe ist die Augenblickskunst; die Form ist mehr Merkzeichen als Bild. Die zweite Stufe ist die Erinnerungskunst, die dritte die Zierkunst. Sie ist die Mutter der Architektur, und die Baukunst selbst ist für Wundt im eigentlichen Sinne die Ornamentik auf einer höheren Stufe. Malerei und Plastik sind ihre ornamentale Ergänzung. Als ein Gipfel erscheint die „Idealkunst". Ideal ist hier nicht im üblichen Sinne zu verstehen, sondern als Idee, aber nicht platonisch, vielmehr als Idee schlechthin. Wenn man der Wundtschen Systematik auch hier nicht zu folgen vermag und den letzten Grundfragen der Kunst lieber auf anderen Wegen beizukommen versuchen wird, so muß man dennoch hohe Achtung vor der mutvollen Forschungsweise dieses Meisters der Psychologie haben.

Eines der fesselndsten Kapitel des zweiten Teils von Mythus und Religion behandelt die Mythenmärchen. Hier hat Wundt wieder aus dem Vollen geschöpft und mit wahrer Hellsichtigkeit Dinge beleuchtet, die eigentlich so nahe vor uns liegen, aber meistens doch verkannt werden. Felsblöcke, von anderen Forschern zusammengetragenes Rohmaterial, sind kunstgerecht bearbeitet worden, und vor unseren staunenden Augen stehen herrliche Gebilde. Ich möchte nur auf den schönen Abschnitt „Die Pflanze im Mythenmärchen" hinweisen. Wundt zeigt, wie die Pflanze im Mythenmärchen erst auf der Stufe einer fortgeschrittenen Kultur auftritt, wie sie sich durch ihre Zauberwirkung ins Menschenreich hineinschmuggelt. Das Märchen ist nicht, wie Jakob Grimm annahm, nach der Göttersage entstanden, sondern geht dem Götter- und Heldenepos voraus. Die Morallosigkeit des ursprünglichen Märchens beruht auf seinem Ursprung aus der Zeit des moralisch noch indifferenten einfachen Menschen.

Gelegentlich der Zahlenmystik kommt Wundt zu dem Schluß, daß nicht nur die Musik auf die Zahlenmystik eingewirkt hat, sondern auch ein umgekehrter Einfluß festzustellen ist.

In den letzten Bänden der Völkerpsychologie werden Gesellschaft und Recht behandelt. Der Staat besitzt den Charakter einer frei handelnden Persönlichkeit. Die Idee des Staates schließt den Begriff der Herrschaft über seine Mitglieder als wesentliches Merkmal in sich, und die Entwicklung des Staates findet ihren äußerlich sichtbaren Ausdruck in der Entstehung und Entwicklung der Herrschafts-

Digitized by Google

formen. Der Staat ist daher unmöglich die primäre Form der Gesellschaft. Recht und Staat stehen in einem eigentümlichen Wechselverhältnis. Der Rechtswille ist nach Wundt eine besondere Erscheinungsform des Gesamtwillens, d. h. nicht des staatlichen Gesamtwillens, der wieder eine eigene Form ist. Der Staat kann nicht als Urheber des Rechts betrachtet werden, während der Wille des Staates über das Rechtsgebiet weit hinausgehen kann.

Es ist hier versucht worden, in knappen Strichen einige wesentliche Züge aus dem großen, sechs Bände umfassenden Werk der Völkerpsychologie Wundts nachzuzeichnen, gleichsam Querschnitte durch das System zu geben. Der Philosoph hat verschiedentlich die Ergebnisse seines Forschens kurz zusammengefaßt, erläutert und in Streitschriften verteidigt. Die beste Einführung sind seine „Elemente der Völkerpsychologie", die die Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit aufzeigen. Vom ursprünglichen Menschen über das totemistische Zeitalter kommt Wundt im Schlußkapitel zur Weltkultur, zu den Weltreligionen. Der Philosoph läßt für unsere heutige Kultur nur zwei Weltreligionen gelten: den Buddhismus und das Christentum. Ihren Sieg über andere religiöse Kulte verdanken beide nicht nur ihren äußeren Ursprungsbedingungen — der Buddhismus kam aus der Philosophie, das Christentum begann umgekehrt als Volksreligion —, „sondern dem religiösen und sittlichen Kern, den sie in den Aussprüchen und Reden sowie nicht minder in dem vorbildlichen Leben ihrer Begründer in sich tragen".

Mögen die Meinungen über Wundt, den Logiker, den Ethiker oder gar den Metaphysiker auch auseinandergehen, das Werk des Völkerpsychologen steht fest und ist selbst von den eigensinnigsten Nörglern nicht ins Wanken zu bringen. Wenn auch die weitere Forschung mancherlei Ergebnisse Wundts verbessern wird, so kann sie doch den Ruhm des letzten deutschen Polyhistors nicht schmälern.

Mein letztes Lied

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Wenn meine Stirn des Todes Flügel streifen,
Will ich noch einmal in die Saiten greifen,
Mit leisem Finger will ich sie berühren,
Des letzten Liedes sanfte Flammen schüren.

Es sollen seiner Töne lichte Wellen
Mein Leben mir noch einmal sanft erhellen,
Bis daß es sinkt in Nacht und Todesschatten
Und meine Finger endlich mir ermatten.

Dann wird die Glut allmählich still verglimmen,
Für immer schweigen meines Liedes Stimmen,
Die Muse wird mir mit dem Kranze winken
Und still mein Haupt auf meine Lyra sinken ...

Aus Gottsuchers Wanderliedern

Digitized by Google

Rundschau

Die Arbeitsmethoden der Zukunft

Deutschland ist auf lange Sicht hinaus dazu verurteilt, eine untergeordnete Rolle auf dem Weltmarkt zu spielen. Um nicht an volkswirtschaftlicher Leistungsfähigkeit ganz hinter den anderen Völkern zurückzustehen, werden wir in Zukunft mehr als bisher Bedacht darauf nehmen müssen, uns alle nur erdenklichen Möglichkeiten maschineller Vervollkommnung zu eigen zu machen. Das Mißtrauen des Arbeiters gegen die Maschine ist ja erfreulicherweise im Schwinden begriffen, und er hat einsehen gelernt, wie sehr es darauf ankommt, die Errungenschaften der Technik und Wissenschaft auszunutzen. Gerade in den letzten Jahren sind zahlreiche Erfindungen gemacht worden, die u. a. als Richtlinien für die Arbeit der Zukunft dienen können.

Soeben erst ging eine Mitteilung des Kruppschen Werkes durch die Presse, wonach es gelungen sei, ein Verfahren ausfindig zu machen, um die in den Feuerungsrückständen (Asche) enthaltenen Brennstoffe wiederzugewinnen. Die Aschen enthalten nämlich, was wenig bekannt ist, noch 10 bis 50 Prozent und mehr unverbrannte Bestandteile (Koks und Kohle), die bisher der Brennstoffwirtschaft zum allergrößten Teil verloren gegangen sind. Die Nutzbarmachung der in den Feuerungsrückständen enthaltenen Brennstoffe ist daher von allergrößter Bedeutung für alle industriellen Unternehmungen, Gasanstalten, Elektrizitätswerke, die Schiffahrt usw. Das Verfahren beruht auf den magnetischen Eigenschaften der eisenhaltigen Schlacken, ob ihm freilich eine allgemeine grundsätzliche Bedeutung zukommt, wird erst abgewartet werden müssen. Vor kurzem kam aus Holland die Nachricht von einem ganz neuartigen Verfahren, Eisen und Stahl direkt aus Erzen zu gewinnen, ohne Vermittlung von Hoch- und Koksofen und mit nur einem Drittel der Kohlenmenge, die sonst zu einem Hochofenkomplex benötigt wird. Bei einer anderen, ebenfalls von einem Holländer gemachten Erfindung handelt es sich um einen Metallscheideprozeß, durch welchen sich Kupfer, Blei, Silber, Zink und Kadmium aus wertlosen Mengerzen zurückgewinnen lassen. Bewähren sich diese Erfindungen, so kann möglicherweise mit einer völligen Umwälzung für die Verhüttung von Eisenerzen und die Erzeugung von Stahl und Eisen gerechnet werden. Aber auch schon die Schwierigkeit der Kohlenfrage beschleunigt die Lösung derartiger Probleme. In dem phantasievollen Roman „Die Augen des Meeres" von Frick findet man eine großartige Erfindung aus dem Gebiete der Hochseefischerei beschrieben. Einen schwimmenden Koloß, der mit Hilfe unterseeischer Laternen von großer Lichtstärke die Fische anlockt, heraufholt und sie dann verarbeitet. Die kühne Idee dieses Romans ist von dem skandinavischen Kapitän N. A. Lybeck in die Praxis umgesetzt worden. Kapitän Lybeck hat nämlich einen Apparat für Hochseefischerei erfunden, mit dem es möglich sein soll, binnen 24 Stunden nicht weniger als 4 Millionen Fische aus den Fluten des Meeres in die Kühlräume des Schiffes zu schaffen. Die Fische werden — gerade wie in dem Frickschen Roman — von einem elektrischen Scheinwerfer angelockt, hierauf in Schaufeln, die sehr schnell rotieren, eingefangen und auf das Deck

Digitized by Google

des Schiffes geworfen, wo sie sortiert und in die Kühlräume verteilt werden, noch ehe sie zugrunde gehen.

Besonders beachtenswerte Erfindungen sind für das Verkehrsgewerbe zu verzeichnen. Zu Anfang des Jahres 1917 wurde beispielsweise aus Nord-Karolina (Vereinigte Staaten) über einen Fortschritt im Lokomotivenbau berichtet, der vermutlich in anderen Ländern bald nachgeahmt werden dürfte. Dort sind seit kurzem Lokomotiven auf Strecken mit starker Steigung im Gebrauch, die nicht weniger als 8 Paare von Triebrädern haben. Diese neue Konstruktion soll eine bedeutende Verbesserung für den Verkehr bedeuten. Nicht minder beachtenswert ist das Problem der feuerlosen Lokomotive. Die feuerlose Lokomotive ersetzt geschultes Arbeitspersonal. Die Einfachheit der Betriebsführung setzt jeden beliebigen Arbeiter schon nach einer kurzen Unterweisung in die Lage, eine solche Maschine ohne Schwierigkeiten zu führen. Dieser Neuerung dürfte eine besondere Bedeutung bei Eisenbahnerausständen zukommen, wo es sich darum handelt, binnen möglichst kurzer Zeit neues Fahrpersonal heranzubilden. Ein weiterer Vorteil derartiger Lokomotiven ist es, daß sie während ihres Stillstandes in den Stationen keinerlei Wartung bedingen. Jedenfalls bedeutet die feuerlose Lokomotive eine beträchtliche Personalersparnis. Dies ist unter Berücksichtigung der heutigen Arbeitsverhältnisse wohl zu bedenken. Nach Mitteilungen der „Österreichischen Wochenschrift für den öffentlichen Baudienst" kommen die feuerlosen Lokomotiven vornehmlich für den Verschiebedienst auf Industriebahnen in Frage. Hierher gehört auch die überaus bedeutungsvolle Erfindung des Wiener Ingenieurs Prümer, der ein als Eisenbahn bezeichnetes Fahrzeug gebaut hat, das gleichzeitig als Eisenbahn und Wasserfahrzeug gedacht ist und dem Güterverkehr ohne Umladung auf Strecken dienen soll, wo Eisenbahnen mit Flüssen und Kanälen abwechseln.

Was hat die moderne Technik nicht alles in den letzten Jahren für Wunderwerke geschaffen! Man nehme nur beispielsweise die auf dem Gebiete der Volkszählung gemeinsam Verwendung findenden zwei Maschinen — die Lochmaschine und die wunderbar leistungsfähige Kartensortiermaschine. Beide werden elektrisch betrieben und vereinfachen die Zählung in erstaunlicher Weise. Denn bei der Volkszählung handelt es sich nicht nur um Feststellung der Gesamtzahl, sondern die Gezählten müssen nach Alter, Beruf, Familienverhältnissen, Religion und Militärverhältnis vermerkt werden. Ohne die neuen Maschinen wäre hierzu eine Armee von Beamten nötig, die oft ein Jahr zu ihrer Arbeit brauchte. Hierher gehört auch die von einem Schweizer erfundene Abstimmungsmaschine, ferner die von dem Ingenieur Ernst Peters konstruierte eigenartige Bildhauerkopiermaschine, die erstaunlich arbeitende Additionsmaschine, die elektrische Schreibmaschine u. v. a. m.

Auch dem Problem der Ausnützung unserer Naturkräfte muß sich in Zukunft das allgemeine Interesse mehr als bisher zuwenden. Schon die Tatsache der Erschöpfung der Kohlenlager, die namentlich an manchen Stellen der Erde in greifbare Nähe gerückt ist, hat den Menschen gelehrt, sich nach anderen Quellen für die Krafterzeugung umzusehen. Zeitgemäß ist daher wohl die Schaffung neuer Motoren, welche die Ausnützung bisher unbekannter oder wenigstens noch nicht genügend bekannter Naturkräfte ermöglichen. Die Dampfkraft hat uns ja gelehrt, die Schätze der Erde zu gewinnen, und wir werden das Erdöl, die der Erde entströmenden Naturgase, mehr ausnützen, die Leistungsfähigkeit der Wärmekraftmaschine — wie dies gegenwärtig bei der Dieselmaschine der Fall ist — steigern. Einen Stillstand gibt es in der Entwicklung nicht mehr. Das letzte Jahrhundert hat uns unter Führung der Dampfkraft so viel Ungelöstes verwirklicht, so viel neue Wege gewiesen, daß es nicht einmal möglich ist, zu behaupten, auf welchem Gebiet eine glücklichere Entwicklung oder scharfsinniger Gedankenzusammenschluß uns zuerst eine neue Kraft zugänglich machen wird. Vielleicht führen die Versuche mit Sonnenkraftmaschinen zum Ziel. Der Gedanke, die in der Sonnenkraft enthaltene Energie zur Arbeitsleistung heranzuziehen, ist schon viele Jahrhunderte alt. Aber

Digitized by Google

auch die Luft bietet uns in den unaufhörlichen Windströmungen unerschöpfliche Kraftquellen, von deren Größe man gewöhnlich keine Ahnung hat. Wie man seit langer Zeit den Wind dazu benutzt, in den Windmühlen das Getreide zu mahlen, so ist man neuerdings auch daran gegangen, ihn zur Erzeugung elektrischer Kraft heranzuziehen. Es besteht aber noch eine Naturkraft, die sich bis heute jeder technischen Ausnutzung entzog, nämlich die atmosphärische, die Wolkenelektrizität. In verhältnismäßig kurzen Augenblicken schlägt der Blitzstrahl wild und ungebärdig hernieder — der Mensch ist froh, wenn er bei der furchtbaren Wucht der freiwerdenden Energie keinen Schaden an Leben und Gut erleidet. Die kurze, unstete, ja der praktischen Berechnung unzugängliche Entfaltung dieser Kraft, wie überhaupt ihr ganzes Wesen, hat bis jetzt noch nicht einmal die Versuche technischer Ausnutzung entstehen lassen. Bei der Suche nach Quellen für die Krafterzeugung ist man natürlich nicht zuletzt auf das Wasser gestoßen. Die zweckmäßige Ausnützung der im Wasser schlummernden Kraft ist vom wirtschaftlichen Standpunkt aus einer der wichtigsten Fortschritte der modernen Technik und in seinen Folgen weitreichender als jede andere neue Entdeckung seit der Nutzbarmachung der Dampfkraft. Schon heute entwickeln beispielsweise die durch die Erdschwerkraft in der zu Tal sinkenden Wassersäule in Betrieb gesetzten Wasserräder und -turbinen in Nordamerika Hunderte und Tausende, ja in Norwegen sogar Hunderttausende von Pferdekräften. Alles in allem dürften die Wasserkräfte heute bereits 2—2½ Millionen industriell ausgenützte Pferdekräfte liefern, wodurch ungefähr 14 bis 15 Millionen Tonnen Kohlen erspart werden. So groß diese Zahlen auf den ersten Anblick erscheinen, so sind sie doch sehr, sehr klein gegen das, was die Zukunft bringen wird. Aber auch noch andere Arbeitskräfte stehen uns im Wasser zur Verfügung: die bewegende Kraft der großen Ströme, die Meereswellen, die Brandung, die Ebbe und Flut des Meeres usw. Die Gedanken, die die Erfinder in dieser Hinsicht bereits zur Ausführung brachten, lassen an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig.

Bei dem Bestreben, Mittel und Wege zu ersinnen, welche die Leistungsfähigkeit unserer Industriebetriebe heben sowie die Verarbeitung der aufzunehmenden Geldmittel und Rohprodukte wirtschaftlicher gestalten können, stößt man auf das System des Amerikaners Frederik W. Taylor. Wenn man den heftigen Streit der Meinungen, das Für und Wider, das bei ihrer Behandlung vorgebracht wurde, heute ruhig überblickt, dann kommt uns unwillkürlich der Gedanke, als wäre das Taylorsystem abhängig von der gesamten politischen und sozialen Atmosphäre, in die es gerade jeweils gebracht wird, und als käme man über den gewaltigen Stimmungen einer Zeit nicht immer dazu, es mit der objektiven Ruhe und Nüchternheit zu betrachten, die eine derartige Angelegenheit nun einmal erheischt.

Das Taylorsche System bedeutet weder ein „neues Lohnsystem" oder eine „besondere Buchführung", noch die „Verwendung des Schnelldrehsystems" — sondern es ist ein Mittel zur möglichst haushälterischen Bewertung der Menschenkraft. Die Grundsätze der wissenschaftlichen Betriebsführung sind entsprungen aus der Erkenntnis der Notwendigkeit der Übertragung der Intelligenz nicht nur auf die Maschinen, sondern auch auf die Arbeiter. Taylorsystem bedeutet in erster Linie den Ausdruck des Suchens nach zweckmäßigster Arbeitsweise; um diese zu finden, studierte Taylor zunächst jede einzelne Arbeit, jeden Handgriff, jede Beschäftigung, jede Bewegung — auch die unscheinbarste. Und die dabei gewonnenen einzelnen Erfahrungstatsachen ordnete er und baute sie aus zum wissenschaftlichen System. Er führte ihre Vielheit auf die Einheit dieses Grundgedankens zurück und gewann dadurch die klare, einfache Linie, in deren Verlauf sich die Arbeit des einzelnen für ihn und die Umwelt am einfachsten und reibungslosesten vollzieht. Daraus ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit die Forderung, auch bei der Auswahl der Personen neue Gesichtspunkte anzuwenden. Man wird sehen müssen, daß der jeweils Geeignetste mit den vorkommenden Arbeiten vertraut wird, weil er sie am leichtesten bewältigen kann. Der Grundsatz vom rechten Mann am rechten Platze erlangt eine weit höhere Bedeutung als bisher. Man nehme nur — um ein Beispiel

Digitized by Google

aus der Praxis des Taylorsystems herauszugreifen — die kinematographische Untersuchungsmethode, deren Urheber der bekannte amerikanische Ingenieur M. P. G. Gilbreth ist. Das Packen eines Holzstoßes oder das Abtragen eines solchen, das Rechnen mit der Rechenmaschine, das Zusammensetzen der Maschinen, Feilen, Hobeln mit der Hand usw., alles wird von der Gilbrethschen Methode erfaßt. Das Verfahren ist höchst einfach. Man setzt neben den Arbeiter eine Uhr, deren Zifferblatt in hundert Teile geteilt ist. Läßt man den Zeiger in zwei Sekunden einmal umlaufen, so kann man jede Fünfzigstel-Sekunde ablesen, läuft der Zeiger in sechs Sekunden einmal um, so zeigt jeder Teilstrich die Siebzehntel-Sekunde an. Photographiert man nun den Arbeitenden mit der danebenstehenden Uhr, so zeigt die Uhr an, in welchem Augenblick jeder Handgriff ausgeführt wurde. Macht man die Aufnahme kinematographisch, so kann man das Arbeiten und die Uhr zugleich verfolgen, man kann ablesen, wie lange jeder Handgriff gedauert hat und aus der Vergleichung mehrerer solcher Aufnahmen von verschiedenen Arbeitern die Unterschiede des Arbeiters erkennen. Die Filmbilder lassen deutlich den photographierten Zeiger auf der mitphotographierten Uhr erkennen. Die bisherigen Angriffe gegen das Taylorsystem gipfeln u. a. in der Behauptung, daß es Arbeitgeber und Arbeitnehmer trenne, eine tiefe Kluft zwischen ihnen schaffe. In Wirklichkeit ist dies weder seine Absicht noch seine Wirkung. Das reine Gegenteil ist vielmehr der Fall. Der bisherige Betrieb arbeitet nicht mehr nach empirisch übernommenen Faustregeln. Der Arbeiter ist dabei auf sich selbst angewiesen. Die Leitung gibt ihm die beste Maschine in die Hand. Ihre Verwendung wird ihm überlassen. Taylor will dies ändern, indem er nicht die Pflichten des Arbeiters, sondern die der Leitung vermehrt. Von ihr verlangt er, daß sie den Arbeiter anleiten und ihm helfen soll, der Wissenschaft gemäß zu schaffen. Dadurch hat sie natürlich einen großen Teil der Arbeit zu machen, die heute dem Arbeiter überlassen ist. Die Betriebsführung muß die Tätigkeit des Arbeiters vorbereiten, sie muß ihm alle Hemmnisse wegnehmen, die ihn von der eigentlichen Ausführung abhalten oder ihn stören können. Dabei ist es nur eine selbstverständliche Folge, daß auch das persönliche Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter sich verschiebt, daß der Zustand, der den Arbeiter nur als Träger der Ware Arbeitskraft betrachtet, der ihn zum Bestandteil einer großen Masse herabdrückt, ein Ende nimmt. „Die enge persönliche Fühlungnahme zwischen Leitung und Arbeiterschaft ist der Faden, der sich durch die moderne, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Verwaltung und Leitung hindurchzieht.“ Freilich geht damit auch eine Änderung der sonstigen Arbeitsbedingungen Hand in Hand. Nach dieser Richtung hin zu befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, wird vielleicht auf dem Wege internationaler Abmachungen möglich sein. Gerade der intelligente Arbeiter wird sich auf die Dauer nicht der Erkenntnis verschließen können, daß den leitenden Grundgedanken Taylors ein ungewöhnlich hoher Wert innewohnt.

Heinrich Göhring

Freundschaft und Geschlechtsleben

Der jugendliche Wilhelm von Humboldt, nachmals neben Goethe der größte Bildner eigener Persönlichkeit, der uns Deutschen beschieden war, schreibt über seine Freundschaft mit dem hannoverschen Arzt Stieglitz an Karoline von Dacheröden, seine zukünftige Frau: „Wir hängen mit der ganzen Kraft unserer Wesen aneinander und bedürfen dabei doch so wenig des gegenwärtigen oder künftigen Genusses. Die Liebe fordert und gibt mehr. Aber unsere Empfindungen sind so rein, beruhen so bloß auf dem, was wir einander sind, daß die größesten Dinge, die wir einander leisteten — er rettete mir einmal das Leben in der gewissesten Überzeugung, das seine zu verlieren — sie nicht änderten, nicht erhöhten,

Digitized by Google

kaum Eindruck auf uns machten. Wir fühlten zu unmittelbar, zu voll aneinander die Quelle, woraus so eine Aufopferung fließen konnte, als daß wir die Aufopferung selbst hätten in dem Grade schätzen können.“ Mit wenigen Strichen ist hier ein Bild idealer männlicher Freundschaft gezeichnet, selbstlos bis zur Hingabe des Lebens und selbstlos im Verzicht auf jede räumliche Nähe. „Die Liebe fordert und gibt mehr“ — es scheint, als ließe sich an der Hand dieses Zwischensatzes mühelos ein sicheres Unterscheidungsmerkmal gewinnen, das die Begriffe Liebe und Freundschaft gegeneinander abzugrenzen gestattet. Die Erfahrung in Geschichte und Gegenwart lehrt es anders. Wie überall ist die Wirklichkeit gegenüber dem Begriff voll der feinsten Übergänge und Verwebungen, und die Wissenschaft hat das Recht und die Pflicht, gerade diesen aufhellend und ergründend nachzuspüren.

Dem Problem „Freundschaft und Sexualität“ hat der bekannte Berliner Nervenarzt S. Placzek eine Studie (Verlag A. Markus und E. Weber, Bonn) gewidmet, die um so lesenswerter ist, als hier ein gebildeter und gescheiter Kopf mit all der Vorsicht zu Werke geht, die aus reicher ärztlicher Erfahrung und sachlicher Wissenschaftlichkeit fließt. Die einleitenden Kapitel, die im 17. Jahrhundert bei dem tiefen Freundschaftsbund von Montaigne und Boëtie, im 18. Jahrhundert bei den Überschwenglichkeiten der Gleim, Voß, Leuchsenring verweilen und die so aufschlußreiche Stammbuchpoesie ergänzend heranziehen, münden bei der tragischen Gestalt Platens im Kern des Problems. Auch hier, wo die gleichgeschlechtliche Anlage unbestreitbar ist, mahnt Placzek gerade im Hinblick auf die Bekenntnisse des Tagebuchs, die den Dichter im leidensvollen, aber siegreichen Kampf mit seiner Natur aufdecken, zur Zurückhaltung im Urteil. Im scharfen Gegensatz zu Freud und seiner unseligen Schule, die mit unwissenschaftlichem Dogmatismus und beinahe krankhaft anmutender Skrupellosigkeit alles Psychische geschlechtlich auszudeuten strebt, wahrt Placzek der seelischen, nichtsexuellen Freundschaft ihr weites und edles Gebiet. „Nicht nach der Unterscheidung von Lust und Unlust, nach der alle Gefühle gesondert zu werden pflegen, läßt sich die Freundschaft rubrizieren, auch die ethischen und religiösen Gefühle sind als spezifische und selbständige Art anzuerkennen, und d e Freundschaft ist nicht ein Gefühl der Lust an der Person, an den Vorzügen des Freundes, nicht eins der Hoffnung auf Gewinn und Behagen aus dem Zusammenleben, sondern das reine Gefühl der Verschmelzung der Persönlichkeiten.“ Nach eingehender Untersuchung der Definitionen, mit denen E. v. Hartmann, B. Friedländer, Gleichen-Rußwurm den Unterschied von Freundschaft und Liebe zu fassen suchen, glaubt er selbst festsetzen zu können, daß „das Liebesgefühl stets — allgemein gesprochen — von dem Willen zur Unterwerfung beherrscht wird, das Freundschaftsgefühl eine rein seelische, gleichmäßige Verkettung ohne Herrschgelüste ist“. Gestützt auf diese Anschauung, die zusammenklingt mit Humboldts „Die Liebe fordert und gibt mehr“, wird in dem heiklen Bereich der Erziehung dringend davor gewarnt, den gefahrvollen Schluß zu machen, „daß jeder seelisch besonders innige oder auffällige Kontakt zwischen Lehrer und Schüler, selbst die weitgehendste Vertrautheit, durch gleichgeschlechtliches Fühlen zum mindesten des Lehrers bedingt sei“; die maßlosen Übergriffe der Blüherschen Deutungskünste gegenüber dem Wandervogel werden zurückgewiesen, besondere Streifgänge gelten der Freundschaft in der Ehe, den Beziehungen von Sokrates und Alcib ades, dem Fall „Nietzsche contra Wagner“.

Das Buch Placzeks kann, wie das im Wesen der Sache liegt, nicht den Anspruch erheben, auf seinen 150 Seiten einen Gegenstand, der eben erst der neueren Forschung sich erschließt, auszuschöpfen; eine vergleichende Psychologie der Zeitalter, die wir noch immer nicht haben, der Fortschritt der Grenzwissenschaften des seelischen und sinnlichen Geschehens wird die Erkenntnisse erweitern und vertiefen. Wege und Ziele in solcher Richtung aufgedeckt und gewiesen zu haben, ist Verdienst genug.

Heinrich Lilienfein

Digitized by Google

Aus Alt-Österreich

„Der Charakter des Menschen ist konstant," schreibt Artur Schopenhauer wenig trostvoll in seiner gekrönten Preisschrift „Über die Freiheit des menschlichen Willens", „er bleibt derselbe, das ganze Leben hindurch." Und auch der Charakter eines Volkes, soweit dieses einen rassisch einheitlich bestimmten Blutskörper darstellt, muß man folgerichtig ergänzen. So haben auch wir, Deutsche, uns nicht geändert, was wir am deutlichsten erkennen, wenn wir uns im Spiegel der Restaurationsperiode beschauen. Die napoleonischen Kriege hatten uns trotz unseres Endsieges nicht das heiß erstrebte Ziel der deutschen Einheit und nationalen Wiedergeburt gebracht, dafür den lähmenden Druck der Metternichschen Regierungsart, der unter steter Einmischung von russischer Seite durch alle deutschen Fürsten ausgeübt wurde, um das mächtig erwachte deutsche Nationalgefühl, worin man oben verkapptes Jakobinertum witterte, niederzuhalten. Der eigentliche Triumphator war damals ebenso wie heute das „perfide Albion". So gebar die große Zeit der Freiheitskriege die kleine der Biedermeierzeit mit ihrer sentimentalen spießbürgerlichen Behaglichkeit, naiven Genußsucht und ihrer — Tanzwut.

Ist es Zufall oder Absicht, daß man just jetzt in Wien eifrig Erinnerungen an das Alt-Österreich der Vormärz ausgräbt, das in seinem Beharrungsvermögen erst durch einen Anstoß von außen, die Schlacht von Königgrätz, zusammenbrach, um dann als Staatsruine noch ein halbes Jahrhundert eine Großmacht vorzutäuschen, welche Illusion nur durch die engste Anlehnung an Deutschland aufrecht erhalten werden konnte? So bietet uns die federgewandte und als Veranstalterin glänzender Feste vielleicht einzig dastehende Fürstin Pauline Metternich-Sandor in ihrem Buche „Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes" (Wiener Literarische Anstalt, Wien und Berlin) Abrisse aus ihrem eigenen vielbewegten Leben. Mir trat die Fürstin zum ersten und letzten Male persönlich in den Gesichtskreis als die Schöpferin der Wiener Theater- und Musikausstellung im Jahre 1892 als eine echt österreichische Aristokratin mit jenem Stich ins Gemütliche, Volkstümliche, das in der „Backhendelzeit", die eigentlich trotz aller äußeren Wandlungen bis zum Weltkriege dauerte, als einigendes Band Adel und Bürgertum umschlang. Sie ist eine Enkelin des berühmten Staatskanzlers Fürsten Metternich, zu dessen Füßen sie spielte, als dieser noch die Geschicke Österreichs und des deutschen Bundes lenkte. Die Schilderung, die sie von ihrem Großvater entwirft, bestätigt die Ergebnisse unparteiischer geschichtlicher Forschung, daß dieser als Mensch ein edler Charakter war und sein verhängnisvolles staatsmännisches Wirken sich hauptsächlich aus der jesuitisch-engstirnigen, moralisch verseuchten Umwelt der Wiener Hofburg erklärt. Als treuer Diener seines Herrn, des letzten Trägers der Kaiserkrone des „heiligen römischen Reiches teutscher Nation" aus dem Hause Habsburg, galt es ihm, zunächst das allgemeine Bedürfnis nach Ruhe nach fast zwei jahrzehntelangem ununterbrochenem Waffengerassel zu befriedigen. Diesen Zustand wünschte man vor allem auch an den deutschen Fürstenhöfen, die das Erhaltene und Zuerworbene nicht neuen Erschütterungen aussetzen wollten und daher scheel und verdrießlich auf die Kreise hinabsahen, die eine innerpolitische Neugestaltung durch die Gewährung von Verfassungen forderten. Diesen Bestrebungen stand indessen auch die deutsche Bürgerschaft genau so wie heute dem revolutionären Umsturze lange Jahre um so apathischer gegenüber, als im Gegensatze zu unserer traurigen Zeit Handel und Wandel rasch emporblühten und eine Periode allgemeinen Wohlstandes begann; sie ertrug die Maßregelung Jahns und Arndts und der deutschen Universitätsjugend ebenso gleichgültig wie die Masse unseres Volkes in der Gegenwart die Stellung Hindenburgs und Ludendorffs vor den Untersuchungsausschuß. Dazu griff eine schier fabelhafte Genußgier um sich, so daß, wie wir aus dem Büchlein „Josef Lanner und Johann Strauß" von Fritz Lange (Breitkopf & Härtel, Leipzig) ersehen, das Leben und Treiben in

Digitized by Google

Wien und den anderen deutschen Großstädten wie ein ununterbrochener Festreigen dahinrauschte. Sicher wurde niemals in Wien so viel und so leidenschaftlich getanzt wie damals, als Lanner und Strauß die Fiedelbogen schwangen. Selbst ein Schubert, der zur selben Zeit, als die beiden Walzerkönige in Gold schwammen, ohne den Kredit seiner Freunde verhungert wäre, mußte, um Geld zu verdienen, zum Tanze aufspielen und Tänze komponieren. „Vorgestern Würstelball bei Schober, Schubert mußte Walzer spielen", lesen wir in Bauernfelds Tagebuch unterm 16. Januar 1826.

Dieser Zeit kann sich die Fürstin Metternich noch gut entsinnen. So lernte sie als kleines Mädchen in dem Salon ihrer Großeltern die berühmte Tänzerin Fanny Elßler kennen, zu deren Füßchen damals ganz Wien bewundernd lag. In den gastfreundlichen Räumen der Metternichschen Villa am Rennweg ging überhaupt alles, was Rang oder Namen hatte, ein und aus: Alexander von Humboldt, Feldmarschall Fürst von Windisch-Grätz, der Dichter Freiherr von Zedlitz, der Orientalist Freiherr von Hammer-Purgstall, der, wenn er einmal das Konversationslexikon seiner riesigen Belesenheit aufgeschlagen hatte, regelmäßig das Zuklappen vergaß, und endlich auch der Fürst Belgioso, der zu Rossinis Glanzzeit als einer der besten Tenöre galt und als solcher in der Erinnerung Metternichs fortlebte, obschon er inzwischen gänzlich stimmlos geworden war. Aber das schadete nicht weiter, denn der alte Fürst hatte gleichzeitig sein Gehör verloren. So erzählt uns die Verfasserin von einem komischen Auftritt, den sie einmal zwischen den beiden alten Herren erlebte. Bei einem seiner Besuche stellte sich Fürst Belgioso an das Klavier, um das Lieblingslied des Hausherrn „mira la bianca luna" zu singen. Wohl öffnete und schloß er den Mund, aber die kärglichen Überreste der einst so herrlichen Stimme vermochten nicht einmal die Klavierbegleitung zu durchdringen, geschweige denn, daß sie das Ohr des schwerhörigen greisen Fürsten erreichten. So lauschte und lauschte dieser vorgeneigt im Lehnstuhl sitzend — der letzte Ton verhallte — und laut erklang nun in die Stille die Frage des Halbtauben: „Wann fangt er denn an?"

Als Kinder- und Tierfreund tritt uns der alte Metternich besonders sympathisch entgegen. Die Jagd war ihm geradezu ein Greuel, er tat nicht einmal einer Fliege etwas zuleide, ja einmal wurde er von seiner Enkelin dabei ertappt, wie er eine in seinem Schreibzimmer aufgestellte Mausefalle entfernte und ein Stückchen Zucker zum Mauseloch hinlegte. Verlegen bemerkte er: „Sie kommt täglich um ihren Zucker und hat auch schon eine andere mitgebracht."

Der einst so gefürchtete Staatskanzler starb am 11. Juni 1859, von derselben Tragik umschauert, die dem großen Bismarck in seinen letzten Lebenstagen die bangen Worte entpreßte: „Wir gehen einer furchtbaren Katastrophe entgegen." Unheil dräuend hatte sich an dem politischen Horizonte Österreichs der Krieg mit Italien und Frankreich zusammengeballt, der den jungen Kaiser Franz Joseph um die Lombardei bringen sollte. In höchster Sorge stattete der Monarch dem greisen Staatsmanne einen Besuch ab, um dessen Rat einzuholen. „Um Gottes willen kein Ultimatum an Italien", riet Metternich. „Es ist gestern abgegangen", lautete die Antwort. So grollte in das Sterbezimmer des Fürsten der Kanonendonner des verhängnisvollen Jahres hinein, in dem der Zerfall der habsburgischen Monarchie langsam begann in die Erscheinung zu treten.

Der Vater der Fürstin, die ihren Oheim Richard, den späteren österreichischen Botschafter in Paris, heiratete, war jener Moritz Graf Sandor, der als verwegenster Reiter seiner Zeit europäischen Ruf genoß. Ein Original vom Scheitel bis zur Sohle, dabei der zärtlichste, treueste Gatte, der keinen Tropfen Wein sein ganzes Leben genossen und keine Karte angerührt hatte, kannte er nur eine Passion, die Pferde. Daß er bei seinen halsbrecherischen Ritten und tollen Wagenfahrten dreimal das rechte Bein, ein paarmal die beiden Arme und unzählige Male die Schlüsselbeine und Rippen brach, darf uns nicht wundern. „Wie oft dies

Digitized by Google

geschehen, weiß ich nicht," berichtet die Fürstin, „allein dies eine weiß ich, daß es alle Augenblicke hieß: ‚Papa hat sich das Bein ausgekegelt'." Furcht war dem Grafen, der über außerordentliche Körperkräfte gebot, fremd, und als er einmal, sein Töchterlein an der Hand führend, im Achtundvierziger Revolutionsjahre in den von johlendem Pöbel durchwogten Straßen herumspazierte und neben ihm ein Kerl plötzlich brüllte: „Es lebe die Republik!", da versetzte ihm der streng kaisertreu gesinnte Graf eine derartige Maulschelle, daß er blutüberströmt zusammenbrach. Und was echote aus der Menge tosend zurück? „Hoch Sandor! Bravo Sandor!" Die letzte Fahrt entsprach dem Leben des Grafen. Die Pferde, die seine sterblichen Überreste zur ewigen Ruhestätte bringen sollten, scheuten und gingen durch.

Während in der Fülle der in anmutigem Plaudertone gehaltenen Aufzeichnungen der Fürstin uns eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten — auch König Johann von Sachsen und sein Hof, sowie Richard Wagner und Franz Liszt fehlen nicht — entgegentritt, ist es in dem anderen Buche (Lange, Josef Lanner und Johann Strauß) das Wiener Bürgertum, dessen Lebensfreudigkeit nach den rhythmisch feurigen und entzückend melodiösen Weisen Lanners und Straußens in Walzerraserei dahinjubelt. „Ein junges Mädchen," so schildert die französische Hofdame Gaelis diesen Tanz, „leicht gekleidet, sich in die Arme eines jungen Menschen werfend, der sie an seine Brust drückt und sie mit solcher Heftigkeit fortreißt, daß sie bald ein heftiges Schlagen ihres Herzens fühlt und daß ihr bestürzt der Kopf wirbelt, das ist das, was man Walzer nennt." Übrigens sind Lanner und Strauß keineswegs die Erfinder dieses Tanzes gewesen — Gruber, Hirtl, Grünfeld, Pensel und andere waren ihre Vorläufer —, aber sie wurden die Klassiker des Wiener Walzers.

Wenige Jahre nach Joseph Lanners Geburt 1801, der von dem bürgerlichen Handschuhmacher Martin Lanner gezeugt wurde, besetzten 34 000 Mann Franzosen Wien und benahmen sich genau so wie heute ihre uniformierten Nachfahren in den von diesen besetzten deutschen Landen derart herausfordernd und anmaßend, daß es immer wieder mit der gutmütigen Bevölkerung zu Reibereien und blutigen Zusammenstößen kam. Drei Jahre später wurde Johann Strauß als Sohn eines Gastwirtes in der Floßgasse geboren. Wie bei Lanner zeigte sich auch bei ihm schon in früher Kindheit eine ungewöhnlich starke musikalische Begabung, die auszubilden es beiden erst nach hartnäckigem Ringen gegen den Widerstand der Eltern gelang; beide spielten zuerst in der Kapelle Pamer, deren Leiter stets betrunken war, und als sich Lanner selbständig gemacht hatte, wurde Strauß bei ihm Violaspieler. Er hatte ein Instrument, das furchtbar schnarrte, bis er auf den Rat eines alten Musikanten Bier hineingoß und die Flüssigkeit durch die F-Löcher wieder hinausfließen ließ. Das Mittel wirkte, die offenbar bierdurstige Viola klang, sobald sie getränkt worden war, weich und voll. Die Volkstümlichkeit, die sich die beiden Freunde errangen, muß eine ganz unbeschreibliche gewesen sein, und sie erwiesen sich dankbar dafür, indem sie aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn ihrer Begabung die Walzer, Galoppaden, Menuette nur so herausschüttelten. Dieser Beliebtheit tat es auch keinen Abbruch, als die beiden Freunde nach einer heftigen Szene sich entzweiten, und Johann Strauß von da an seine eigene Kapelle dirigierte. Aber nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei Hofe waren die zwei Walzerkönige so beliebt, daß sie zu den Hofbällen und -festlichkeiten aufspielen mußten, wobei sie eigene Galauniform trugen. Lanner, der gerne zu viel des köstlichen österreichischen Weines die Kehle hinabrinnen ließ, erschien einmal zu einem solchen Hofballe in einer bedenklich schwankenden Haltung, so daß sie auch dem Kaiser Franz auffiel. „Ich bitt' Sie, schauen S'," sagte der Monarch zu dem Baron Kutschera, „daß man den Lanner auf gute Weise hinausbringt, sonst stürzt er noch herunter und haut sich den Kopf ein." Wie sehr ganz Wien im Banne der berauschenden Tanzweisen stand, ersehen wir vielleicht am besten aus einer Schilderung Richard Wagners, der 1832 zum ersten Male Wien besucht hatte: „Unvergeßlich blieb mir hierbei die für jede von Strauß vorgegeigte Pièce sich gleich willig erzeugende, an Raserei grenzende Be-

Digitized by Google

geisterung des wunderlichen Volkes. Dieser Dämon des wienerischen Volksgeistes erzitterte beim Beginn eines neuen Walzers wie eine Pythia auf dem Dreifuß, und ein wahres Wonnegewieher des wirklich mehr von seiner Musik als von den genossenen Getränken berauschten Auditoriums trieb die Begeisterung des zauberischen Vorgeigers auf eine für mich fast beängstigende Höhe." (Mein Leben.)

Wenn man in der Geschichte der Biedermeierzeit liest, so gewinnt man den Eindruck, daß wenigstens in der alten Kaiserstadt an der Donau die sauren Wochen des Goetheschen Schatzgräbers die Ausnahme, die frohen Feste aber die Regel waren. Und diese verschlangen Unsummen. So finden wir in einer Rechnung, die uns über ein Fest am 20. Juli 1846 in Wolfsbergers Etablissement „Sanssouci" in der Brühl bei Wien erhalten blieb, daß die Auslagen 2802 Gulden C. M. betrugen. Kein geringerer als Franz Liszt wirkte mit, und Johann Strauß, der mit seiner Kapelle spielte, führte dessen „Ungarischen Sturmmarsch" unter begeistertem Jubel auf. Aber es war doch eine Kultur in diesem Leben, vor der wir hundert Jahre später beschämt zurückstehen müssen. Denn es ist wahrlich etwas anderes, ob die Masse von der in ihrer Melodienfülle und kunstvollen Arbeit klassischen Walzern eines Strauß und Lanner hingerissen wird, in dem schönen Schein künstlerisch vornehm ausgestatteter Feste schwelgt, oder zu der unsäglich trivialen ordinären Musiziererei der Gegenwart in stillos kalten Vorstadtsälen und Bars sich im Kreise dreht: „Die lahme Luft auf sieche Zeh'". Man übersehe weiter nicht, daß im ersten Drittel dieser Zeit noch Beethoven lebte und schuf, namentlich von der Wiener Aristokratie gefördert, daß für das Hofburgtheater, das an der Spitze der deutschen Bühnen mit seiner glänzenden Künstlerschar stand, Grillparzer dichtete und Raimund und Nestroy ihre Stücke schrieben und aufführten. Die Freude an guter deutscher Kunst und das Verständnis dafür war das Erbe des Klassizismus und der Romantik, das die Biedermeierzeit übernahm, und die noch bis in die siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein andauerte, bis die Materialisierung der deutschen Volksseele durch den Industrialismus und Mammonismus uns das grauenhafte Trümmerfeld der 1918er Revolution bescherte. Nun sehnen wir uns zurück nach der guten alten Biedermeierzeit, über die wir früher nicht genug spotten konnten. Je stärker aber diese Sehnsucht wird, desto mehr Kraft wird sie uns verleihen, auf die Zukunft wieder im deutschen Geiste gestaltend einzuwirken. Ändern werden wir unseren Volkscharakter freilich nicht — dies sagt uns unsere Geschichte. „Bloß seine Erkenntnis (des Menschen) läßt sich berichtigen; daher er zu der Einsicht gelangen kann", belehrt uns Schopenhauer in der eingangs angeführten Abhandlung, „daß diese oder jene Mittel, die er früher anwandte, nicht zu seinem Zwecke führen, oder mehr Nachteil als Gewinn bringen; dann ändert er die Mittel, aber nicht die Zwecke. Hierauf beruht das amerikanische Pönitenziarsystem: es unternimmt nicht, den Charakter, das Herz des Menschen zu bessern, wohl aber ihm den Kopf zurechtzusetzen." Hoffentlich wirken die Friedensschlüsse von Versailles und St. Germain auf unser Volk in diesem Sinne.

Josef Stolzing

Laiengedanken eines Berufsoffiziers

Unter dem Titel „Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung" (Georg Bath, Berlin) erschien kürzlich ein bemerkenswertes Buch. Die Grundlage, auf der der Verfasser aufbaut, ist die Frage des Rassentriebs. Wer sich mit Rassenfragen beschäftigt hat, weiß, daß in dieser Sache etwas nicht stimmt bei den Deutschen, daß wir anders sind als andere Völker, daß uns etwas für das Wohlergehen

Digitized by Google

der Rasse unumgänglich Notwendiges fehlt, mit einem Wort, daß wir im Vergleich mit andern Völkern ungewöhnlich sind. Der Mangel an Rassetrieb im Deutschen, schon von Tacitus festgestellt, schon die Ursache der Tragödie Hermanns des Cheruskers, ist immer wieder im Verlauf der deutschen Geschichte der Grund und die Ursache nationaler Zusammenbrüche und der Verelendung, die sie zur Folge haben. Welch furchtbare Tragik der Verfasser hier aufdeckt, wird uns klar, wenn wir einige seiner Erläuterungen zu diesem Thema betrachten. Da lesen wir Seite 124:

„Wir wissen, daß der Deutsche nicht das Nationalgefühl hat, wie andere Völker, wir wissen, daß die Deutsch-Amerikaner in diesem Krieg begeistert gegen uns fochten, die Englisch-Amerikaner aber im Herzen auf Englands Seite standen, wir wissen, daß der französische Schweizer im Krieg begeisterter Franzose war, der italienische Schweizer nach Italien drängte, daß aber der deutsche Schweizer kühl bis ans Herz hinan oder selbst mit höhnischen Glossen der Nibelungen Kampf und Not zusah ...“ Oder S. 135: „Die wievielste tragische Episode in der deutschen Geschichte bedeutet es eigentlich, in diesem Winter 1918/19, als die andern Stämme Österreichs jubelnd und aufatmend ihren Blutsgenossen zueilten, während die zerzausten, ausgeplünderten, verhöhnten und beschimpften Reste der besten in Österreich wohnenden Rasse unter den Fußtritten der andern endlich den Schritt nach der deutschen Pforte wagten, halb taumelnd vor Hunger, im Herzen aber immer noch die Sehnsucht nach dem abgebrannten, muffigen Hause, als dann die andern hohnlachend diese Pforte schlossen?“ S. 136: „40 Prozent Deutscher, 40 Prozent deutscher Freiwilliger hatte die eine amerikanische Division (wenn ich mich recht erinnere, die 32.), die an der Maas gegen uns kämpfte; stolz erzählte ein Regimentskommandeur, der zu uns kam, im schönsten bayerischen Dialekt, daß er in Nürnberg geboren sei, wo seine Eltern noch lebten, stolz erzählte ein anderer Regimentskommandeur, daß er beim Grenadierregiment 109 in Karlsruhe gedient hatte, stolz verlangten die gefangenen Deutsch-Amerikaner, wenn sie verwundet angebracht wurden, im Lazarett als ‚Landsleute‘ zuerst behandelt zu werden.“ S. 142: „Daß dabei (1914) auch eine gewisse Einwirkung des Rassetriebs bei vielen nicht fehlte, kann nicht bestritten werden, wer aber glaubt, daß sich unser Charakter dauernd von Grund aus geändert hätte, der mag sich nur an die Tage des Niederbruchs erinnern, an diesen Hexensabbat von nationalem Masochismus, der wohl alles in den Schatten stellte, was je in dieser Beziehung von Deutschen geleistet wurde und der mit dem Einfluß der Unterernährung wahrlich nicht mehr allein erklärt werden kann.“ S. 141: „Der Deutsche ist in vielen Fällen ausgesprochener Masochist, wie der Franzose in dieser Beziehung Sadist ist: er liebt die Schmähung und Erniedrigung. Schwache Erscheinungsformen dieser Veranlagung sind die Sehnsucht nach dem Untergang in fremdem Wesen, die Fremdwörtersucht, die Italiensehnsucht (Italien ist eine Gemütskrankheit, sagt O. E. Hartleben), der Stolz auf fremde Bluteinmischung.“

Schließlich noch ein Zitat von S. 92, einesteils weil es einen Funken von Hoffnung in diese fast hoffnungslose erbliche Belastung der Deutschen bringt, andererseits auch, weil es einiges Licht auf die Stellungnahme des Verfassers zum österreichischen Bündnis wirft:

„Natürlich wären die Flamen nicht gerne zu uns gekommen, während die Südbelgier zum mindesten ohne Murren zu Frankreich gegangen wären. Allein dies spricht nicht dagegen, daß die Natur diesen Weg gehen wollte, spricht nur wieder dafür, daß der Deutsche eben die unglücklichst veranlagte Rasse darstellt, wie ja auch die Deutsch-Österreicher als einzige nicht zu den Genossen ihres Blutes hindrängten, die Deutsch-Schweizer als einzige mit ihren Sympathien kalt zur Seite standen, die Deutsch-Amerikaner — doch dieses traurige Kapitel ist ja bekannt genug. Wenn ein Volk kein Rassegefühl und infolgedessen keinen Drang zum Zusammenschweißen der Rasse besitzt, wenn aber im übrigen die Natur auf der ganzen Erde das Zusammenschweißen der Rassen fordert und fördert, so folgt daraus, daß sich schließlich auch das

Digitized by Google

„pervers“ veranlagte Volk wohl oder übel nach dem Beispiel der andern richten muß und auch ohne Schaden richten kann. Blut ist schließlich auch beim Deutschen dicker als Wasser, und die Zeit schafft Wunder, wenn nur das Blut, das gewaltsam zusammengeführt wurde, das zueinander passende ist. Die Sachsen aus der Gegend von Jüterbog—Torgau erhoben sich vor Waterloo gegen den alten Blücher, weil ihr Land preußisch wurde, 1866 wußte dort kaum noch einer, daß man einst sächsisch gewesen. Die Herrlichkeit von Kurhessen, Nassau und Frankfurt war nach zehn Jahren vergessen — von einigen verschrobenen Querköpfen abgesehen —, das Welfentum starb zahlenmäßig aus, jedenfalls ist im Krieg kein Hannoveraner aus derartigen Gründen übergelaufen, während die französischen Lothringer aus der Grenzecke, die vor etwa ebenso langer Zeit, und die Polen, die vor dreimal so langer Zeit mit Gewalt herangeholt worden waren, in Menge überliefen. Entscheidend ist, das hat der Krieg bewiesen, schließlich auf die Dauer doch das Blut. Auch der deutsche Partikularismus wächst sich mit der Zeit aus, nur rassenfremde Bestandteile wachsen nicht ein ...“

Aus dieser kurz angedeuteten Darlegung der Rassenfrage geht die Stellungnahme des Verfassers zum Weltkrieg mit zwingender Logik hervor. Unser Verhältnis zu Österreich-Ungarn war, so führt er aus, durchaus unsittlich, denn es stritt gegen die Natur, indem es das Sterbende, Todgeweihte künstlich zu erhalten suchte. Weil es naturwidrig war, war es unrecht = falsch. Es konnte dem absterbenden Gebilde nichts nützen und mußte uns ins Verderben bringen. Unsere Politik hätte darauf gerichtet sein müssen, die Deutsch-Österreicher friedlich aus ihrem Mischmasch von Nationalitäten zu uns herüberzuziehen (was sie allerdings, aus Mangel an Rassetrieb, im Gegensatz zu ihren Hausgenossen, kaum ersehnten), und so die Gelegenheit zu schaffen, das Unaufhaltsame auf dem Weg der mindesten Umwälzung zu vollenden. Statt dessen arbeiteten wir darauf hin, den Ring unserer Feinde vollständig zu machen, indem wir Rußland in diesen Krieg zwangen. „Nichts“, sagt der Autor an einer Stelle, „hat sich stärker gerächt, als der (naturwidrige) Kampf der beiden Interessenfreunde gegeneinander.“ Das natürliche Bindemittel, meint er, wäre für Deutschland und Rußland das gemeinsame Interesse an der Teilung Österreichs gewesen. „Es liegt eine tiefe Tragik darin,“ sagt er am Schluß seiner Ausführungen über dieses Thema, „daß die vom besten Geist beseelte, treue und tapfere russische Armee auf die noch bessere deutsche Armee stoßen mußte und daß sich beide zum Besten Englands drei Jahre lang zerfleischten. Das Wort Napoleons: ‚Die Erde schien stolz darauf, soviel Tapfere zu tragen‘, gilt wahrhaftig für die blutgetränkten galizischen und polnischen Felder, gilt für beide Heere, die dort miteinander rangen — schade nur, daß die Frage, warum dies kostbare Blut vergossen wurde, von beiden Teilen schon heute nicht mehr beantwortet werden kann. Denn mit demselben Recht, mit dem der russische Soldat nach Brody und Lemberg strebte, mußten wir nach Innsbruck und Graz streben, mit größerem Recht sogar noch, da wir doch sahen, daß unsere Rassegenossen nicht nur — wie die Russen — wirtschaftlich stagnierten, sondern auch durch fremdes Blut vergiftet und erstickt wurden.“

In glänzend geschriebenen Kapiteln beleuchtet der Verfasser das Gegenstück im Deutschen zu seinem Mangel an Rassegefühl: den Hang zum Partikularismus und den Trieb zum Egozentrischen. Die Fülle kluger und feiner Gedanken, die er hier wie überall entwickelt, drängt unwillkürlich zu Auszügen, die aber der Mangel an Raum hinwieder verbietet. Dasselbe gilt von den Abschnitten: Spiegel des Kriegsverlaufs, Spiegel der Außenpolitik, der Innenpolitik und — Porta Nigra. Porta Nigra nennt der Verfasser, was die Franzosen débâcle nannten. Doch welch ein Unterschied! In all dem Grausigen, Irrsinnigen, dem Ungeheuerlichen, das „sich nicht wegwaschen läßt, das alle Wohlgerüche Arabiens von der deutschen Hand nicht wegwaschen können“, ist des Verfassers kleines persönliches Erlebnis des „Flaggenlieds“ vielleicht das Erschütterndste.

Digitized by Google

Dennoch bleibt der Eindruck dieses Buches ein tröstlicher, ja ich möchte sagen: erhebender. Ein Mann, der viel gesehen, viel gelesen, viel gedacht und — als Deutscher — viel gelitten hat, faßt hier den deutschen Charakter, die deutsche Art, die deutschen Leistungen zusammen. Er tut es auf eine Art, die an den gesunden Common sense des Engländers gemahnt, den Standpunkt des Mannes, der tatsächlich einen Standpunkt hat, von dem er den wilden Strudel seiner Zeit überschauen kann. Er rückt deshalb vieles wieder in das rechte Licht, schenkt uns Güter wieder, die wir unbegreiflicherweise uns hatten entgleiten lassen — ich meine: einen Stolz trotz allem, und ein wenn auch zaghaft keimendes Vertrauen in die Zukunft.

Das Schicksal wird seinen Weg gehen, und wir wollen uns trösten mit dem Wort, das laut Schemenows Erzählung einst in der tropischen Gewitternacht vor Madagaskar an Bord des todgeweihten russischen Geschwaders gesprochen wurde:

„Ruhm und Ehre denen, die ihr Leben dem Vaterland gaben, die Verräter aber, die wird Gott richten."

L. M. Schultheis

Ein Rätsel

Als ich im Jahre 1867 zum erstenmal in Rom war, lernte ich in dem dortigen Skandinavischen Verein den seltsam begabten und unterhaltlichen finnischen Maler Severin Falkman kennen. Er war damals noch ein junger Mann, den übrigens sein geistvoller Landsmann Jacques Ahrenberg in seiner biographischen Serie „Menschen, die ich kannte" vortrefflich charakterisiert hat. Wir trafen uns fast täglich und pflegten spätnachmittags in einer kleinen gemütlichen, „Carlino" benannten Trattoria, die an der Ecke der Piazza Barberini und Via del Tritone lag, miteinander zu speisen.

An einem Frühlingsabend, als wir unter dem Sonnenzelt saßen, mit der Aussicht auf den Markt, auf dem im Eckhause schräg gegenüber eine Fontäne in zierlichem Barockstil in die Mauer eingelassen war, sah ich einen hochgewachsenen ältlichen Mann in Hemdärmeln, den Rock über der einen Schulter, daherkommen, der seinen Kurs nach der Quelle zu steuerte.

„Schauen Sie den an!" sagte mein Nachbar, „der ist ein dänischer Bildhauer, Holbech mit Namen. Er ist bemerkenswert dadurch, daß er der letzte Schüler und Helfer Thorwaldsens hier in der Stadt und derjenige war, dem Thorwaldsen vor seiner Rückreise nach Dänemark die Besorgung des Heimtransports seiner Wohnung und seiner kostbaren Kunstsammlungen anvertraut hat. Er hatte übrigens auch noch einen Teil der damals noch nicht fertigen Bestellungen zu überwachen und selbst bei den Marmorarbeiten mitzuhelfen."

Während Falkman noch sprach, hatte der reckenhafte Graubart den Wasserspeier erreicht, vor dem er stehen blieb, den Rock abnahm und auf den Rand des Behälters legte, sich die Hemdärmel bis über die Ellbogen hinaufkrempelte und so eine ausgiebige Handwaschung vornahm, wobei auch das Gesicht ein erfrischendes Bad mit abbekam. Alles geschah mit einem Freimut, der sich in einer andern, mehr konventionellen Großstadt weniger gut ausgenommen hätte, hier, in der „Ewigen", jedoch ganz und gar nicht anstößig wirkte, sondern nur so nebenherging als ein kleines malerisches Detail in dem sorglosen Straßenleben dieser einzig dastehenden Metropole. Nach wohlverrichtetem Werk zog unser Mann seine untadelig weißen Hemdärmel wieder herunter, nahm seinen schwarzen Alpakkamantel um und setzte, hocherhobenen Hauptes, den eisenbeschuhten Stock auf den Straßensteinen klingen lassend, seine Wanderung die Via Sistina hinunter fort.

* * *

Digitized by Google

Über diesen Holbech erzählte mir später einmal mein alter Freund und Lehrer, der führende Aquarellmaler, Professor Karl Werner in Leipzig — auch ein alter Römer — eine etwas wunderliche Geschichte, die ich nie vergessen habe und die es wohl verdient, weitergegeben zu werden. Ich lasse also Professor Werner sprechen:

Eines Abends im Nachwinter 1844 saßen wir, eine Gesellschaft deutscher und skandinavischer Künstler, die wir in der Trattoria del Lepre gemeinsam „Abend zu essen" pflegten, vor den Erzeugnissen der weitberühmten echtitalienischen Küche dieser Gaststätte, ein jeder seine „foglietta" rubin- oder topasgefärbten römischen Landweins vor sich.

Die Gesellschaft war vollzählig bis auf ein Mitglied, einen dänischen Bildhauer namens Holbech, der wegen seines schönen Wuchses und seiner hellblonden Haare, besonders unter den Deutschen, unter dem Pseudonym „der Wikinger" bekannt war. Seit dem Abend vorher hatte niemand von ihm gehört, aber da man wußte, daß er diese Tage, mehr als gewöhnlich, Eile hatte mit dem Vollenden und Einpacken von einem Teil verspäteter Arbeiten des alten Thorwaldsen, der selber schon längst nach Dänemark heimgekehrt war, so war keiner, der sich über sein Verzögern beunruhigte. Und ganz richtig, nach etwa einer Stunde trat er, mit Hurraruf begrüßt, herein; aber er beantwortete die Begrüßung kaum, setzte sich stillschweigend auf seinen gewöhnlichen Platz und sah bleich und „kurios" aus, was zu allerhand neugierigen und zudringlichen Fragen Veranlassung gab, wie: ob er verliebt sei, ohne Geld oder „krank im Magen"? Er verzog jedoch kaum merkbar den Mund zu einem Lächeln, wies bloß alles zurück und meinte, daß er nichts sagen wolle, weil er uns kenne und ja im vorhinein wisse, daß wir nichts andres tun würden, als ihn auslachen. Darüber natürlich erneuter Anlauf und fortgesetzte Proteste, bis er, schließlich müde werdend, nachgab und rief:

„Nun, wenn Sie endlich versprechen, sich anständig zu betragen und sich über mich nicht lustig zu machen, so will ich also über das für Sie gewiß Verwunderliche, was mir geschehen ist, reden. Wie Sie wissen, habe ich fortwährend zu tun mit dem Auftrag, in der Werkstatt des Alten einen Teil der Sachen fertig zu bildhauern, was — es ist eine Schande, es zu sagen — seit seiner Abreise noch immer nicht geschehen ist, obwohl er nun schon über zwei Jahre fort ist. So ist darunter auch eine dringende Arbeit, zu der ich mir drei Männer zur Hilfe mieten mußte; und da es heute besonders stark zu tun gab, so haben wir bis über eine Stunde nach dem Ave Maria ausgehalten, um sie zu beenden, worauf ich, nachdem die andern gegangen waren, die Außentüre abschloß und mich hierher begeben wollte. Als ich jedoch bis zur Spanischen Treppe gekommen war, merkte ich, daß ich etwas, was ich bei mir haben wollte, dort vergessen hatte, weshalb ich umkehrte.

Kaum war ich in das äußere Atelier gekommen, wo wir fertige Arbeiten verpacken und das ja von dem eigentlichen Arbeitsraum durch den großen Vorhang abgeschieden ist, hörte ich zu meiner Verwunderung, daß jemand drinnen stand und bildhauerte; ich hörte ganz deutlich die kleinen festen Hammerschläge gegen den Meißel und wie die Steinbrocken auf dem Boden durcheinanderkollerten. Und da, wie Sie sich erinnern, es schon einmal geschah, daß ein Arbeiter überführt worden ist, sich am Abend im Atelier verborgen zu haben, um während der Nacht, bei Kerzenlicht, eine kleine Figur von Thorwaldsen zu kopieren, die er dann als Original verkaufte, glaubte ich selbstverständlich sofort, daß ich es wieder einmal mit einem solchen Pfiffikus zu tun hätte, weshalb ich mich darüber machte, ihn in flagranti zu ertappen. So schlich ich mich also auf den Zehen heran, packte die große vorgezogene Gardine und schob sie mit einem einzigen Zug, so lange als die Ringe laufen, zurück, überzeugt, mich im selben Augenblick bec à bec mit dem Gauner zu befinden. Aber denken Sie sich mein Erstaunen, als im Gegenteil kein Lebewesen zu sehen und kein Laut zu hören war; Natürlich glaubte ich zuerst, daß sich mein Mann in irgend ein Versteck verkrochen hätte und begann deshalb Nachforschungen in jedem Winkel des Ateliers, untersuchte Schränke, Packkisten und Gipstonnen, guckte unter den Tisch und sogar unter die Stühle, suchte hinter jeder Säulenplatte und jedem Gerüst —

Digitized by Google

alles gleich umsonst. Schließlich wurde es mir klar, daß ich mich getäuscht haben müsse, daß ich falsch gehört habe oder irgend einer Art von Halluzination ausgesetzt gewesen war, wogegen nichts weiter zu tun war, als zu verzichten, und fortzugehen. Folglich zog ich die Gardine von neuem wieder vor und war eben darüber, die Tür zur Straße zu öffnen, als ich plötzlich dasselbe unerklärliche Klopfen wieder vernahm, wenn auch diesmal ein wenig schwächer.

Ja, Sie können mich meinetwegen Feigling titulieren, aber ich kann nicht anders, als es einzugestehen, daß es einfach schauerlich war. Die Dämmerung war herniedergesunken, draußen war es totenstill, desto deutlicher hörte man daher das Hämmern hinter der Gardine. Ich stürzte auf die Türe zu, schlug sie hinter mir in doppeltes Schloß, nahm die Beine auf die Achsel — und da bin ich nun!"

Die Erzählung wurde mit entschiedenem Zweifel aufgenommen; es war wohl kaum jemand, der nicht spöttisch gelächelt oder den Kopf geschüttelt hätte.

„Poverino!" rief einer, „er ist krank!"

„Krankissimo!" lautete es von einem andern.

„Ja, er hat Fieber! Mindestens zweihundert Grad!"

„Geh vor allem nach Hause und lege dich nieder; mit sowas läßt sich nicht spaßen! Seht nur, was für Augen er macht!"

„Ja, das ist das gelbe Fieber!" sang einer zur Melodie aus dem „Barbier".

„Ja, betrügen Sie sich nur, so viel Sie wollen", sagte der Wikinger ruhig. „Ich schreibe mir für jeden Fall das Datum zur Erinnerung auf." Und er nahm sein Skizzenbuch aus der Tasche und schrieb mit Schönschrift hinein: „Spuk im Atelier den 24. März 1844".

* * *

Damals ging die Post langsam durch Europa; aber zwei Wochen später langten aus Dänemark Zeitungen und Briefe an vom 25. März, die die unerwartete Nachricht brachten, daß am Tage vorher um halb acht Uhr abends Thorwaldsen im Königlichen Theater zu Kopenhagen gestorben war.

Graf Georg von Rosen

(Aus dem Schwedischen von Mathilde Freiin von Leinburg)

Digitized by Google

Später Abend

Beilage zum Türmer

Felix Hollenberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Belebung des evangelischen Gottesdienstes

Hat sich seit den musikalischen Zeiten der Familie Bach der evangelische Gottesdienst ebenso entwickelt, wie in diesen zweihundert Jahren etwa das Erziehungswesen oder die Bühnenkunst? Warum sind sehr, sehr viele unsrer Kirchen so leer? Könnte nicht viel mehr geschehen, um den Gottesdienst zu einer für die ganze Woche nachwirkenden Festlichkeit zu gestalten? Müßte nicht viel kräftiger die Kunst herangezogen werden, um vertiefende Stimmung zu erzielen?

Ich komme auf diese Gedanken durch einen merkwürdigen Aufsatz in der „Voss. Ztg.“, wo unter dem Titel „Lichtbildergottesdienste“ ein „neuer kirchlicher Versuch“ geschildert wird. Dieser Versuch fand in der Zwinglikirche statt. Pfarrer Horn sprach nach dem Eingangslied ein Gebet, und dann wechselten Verlesungen von Bibelstellen, Lichtbilder und Gesang oder Spiel miteinander ab. Gezeigt wurden nur moderne Bilder: Hodler, Gebhardt, Liezmann, Nikolas, Corinth, Klinger, Thoma, Feuerbach, Böcklin, Steinhausen und Uhde. Die Vorführung wurde nach der Corinthschen Kreuzigung (Na, na! O. Türmer) durch Glockengeläut unterbrochen, das zum stillen Gebet einlud. Die Gemeindegesänge brachten durchweg alte Melodien.

„Der Eindruck war stark,“ schreibt die „Voss. Ztg.“, „die Kirche überfüllt, die Gemeinde ruhig und würdig. Es scheint hier wirklich die Möglichkeit gegeben, wenn man diese Gottesdienste vielleicht dreimal im Jahre veranstaltet, eine neue Form zu finden.“ Und dann fügt der Verfasser hinzu: „Die Bilder selber gaben zu allerhand Bedenken Anlaß: zunächst waren sie nicht überall in der Kirche deutlich sichtbar, und zwar nicht deshalb, weil die Projektion nicht gelang, sondern weil es sich um Reproduktionen von Gemälden handelte; Gemälde aber sind auf Farben, nicht auf scharfe Umrisse gestellt. Der große schwarze Fleck der Madonna auf Böcklins Gemälde störte, weil man zunächst überhaupt nicht begriff, daß es sich um eine Person handelte. Und an vielen Bildern gingen Einzelheiten völlig verloren, weil sie im Gemälde durch Farbenkontraste akzentuiert werden, die bei der Schwarz-weiß-Reproduktion verschwimmen. Weiter störte den feiner Empfindenden auch der verschiedene Christuscharakter der einzelnen Meister. In diesem Punkte muß unbedingt Einheitlichkeit herrschen. Die Vorführung hatte also Mängel, die bei der Benutzung von Holzschnitten alter Meister, z. B. der Dürerschen Passion, vermieden worden wären. Damit soll nicht gesagt werden, daß grundsätzlich Werke neuerer Meister für derartige Gottesdienste ungeeignet sind — im Gegenteil, man kann nur hoffen, daß unserer religiösen Kunst der Meister ersteht, der so völlig aus dem Herzen und Geist unserer Generation spricht, wie Dürer aus seiner Zeit, und der daneben alle die Fehler vermeidet, die hier skizziert wurden. Die Bachsche Musik klang, von kleinen Ausnahmen abgesehen, herrlich; die Verdunkelung der Kirche trug viel zur Verinnerlichung

Digitized by Google

des Gottesdienstes bei — etwas Mystisches kam so hinein, und als nach Jesu Tod die Glocken läuteten, wurde durch die drei Künste, der Malerei, des Gesanges und der Vortragskunst — denn Pfarrer Horn bemühte sich, die Schriftstellen dramatisch vorzutragen — der Höhepunkt der Empfindung erreicht" ...

Ich muß gestehen, daß ich diese Art von Vorführungen zwar als eine künstlerische Veranstaltung achten kann — aber Gottesdienst? Jedenfalls sieht man aus dem Versuch, wie das Bedürfnis rege ist, zwischen Kirche und Welt wieder eine engere Verbindung herzustellen.

—n—

Nachwort der Schriftleitung. Auch in katholischen Kreisen beschäftigt man sich mit der Frage einer innigeren Verbindung zwischen Liturgie und Volk, wie ein Artikel im Münchener „Hochland" hervorhebt. „Ähnlich wie in den Tagen der Romantiker ist die Bewunderung für den liturgischen Kultus der Kirche wieder ein wenig Modesache geworden. Man setzt, vor allem in monistischen Kreisen, das ästhetische Gefühl dem religiösen gern gleich oder gar an dessen Stelle, statt in ihm nur die Vorhalle zum Allerheiligsten zu sehen..." Sehr wahr! Doch man kommt vielleicht bei alledem der Wahrheit wieder näher, daß religiöses Gefühl und wahres Gebet „im Innersten irrational" sind („Hochland"), also von Klang, Melodie, Rhythmus belebt und beflügelt werden können.

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Volkskunst im Dienste des deutschen Neuaufbaus

In einer Zeit, die, wie die unsrige, nach einer neuen, für alle erträglichen Daseinsform ringt, vergißt man allzu leicht das Alte zugunsten des Neuen und das Innerliche zugunsten des Äußerlichen. Und doch sollte man bedenken, daß in dem, was uns von unseren Vorfahren überkommen ist, manches schlummert, was uns mehr helfen kann, als all die tausend neuen, unerprobten Ideen und Gedankenflüge bewußter Neuerer. In unserem alten geistigen Volksgut sind Werte enthalten, die uns wohl das wiedergeben können, was uns leichtlebigen Gegenwartsmenschen fehlt: das tiefe innerliche Erlebnis, das den Menschen im Menschen wachruft und das ein Volk in seiner Gesamtheit erstarken läßt.

Freilich muß dazu erst die deutsche Volkskunst aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt werden, in den sie Unreinheit und Gewinngier einer neuen Zeit versenkt haben. Wir Deutsche kennen ja unsere Volkskunst gar nicht mehr; zwar beschäftigen sich unsere Gelehrten eingehend und wissenschaftlich mit ihr, aber sie ist weit davon entfernt, im Volke als Volksgut lebendig zu sein. Das hängt wohl damit zusammen, daß Kunst und Volk für uns zwei ganz verschiedene Begriffe sind. Wir haben augenblicklich eine geistig hochentwickelte Kunst, aber sie ist zu tiefgründig, oder sie wandelt zu eigenwillige Wege, um allen etwas zu sein. Die hohe, heilige Aufgabe jeder Kunst soll es jedoch sein, allen erhebende und erfrischende Feierstunden zu geben, die im Menschen weiterwirken. Sie soll allen zum Erlebnis werden, das in ihnen ein Sehnen nach aufwärts wachruft, und das ihnen ein Halt und Trost für trübe Stunden wird. Unsere heutige Kunst kann uns das nicht geben; rein äußerlich kann sie gerade in dieser Zeit nur wenigen für teures Geld geboten werden, innerlich aber befriedigt sie nur eine kleine Anzahl sogenannter Gebildeter.

Hier kann die mißachtete Volkskunst zum Retter werden. Sie ist unabhängig von großen Aufwendungen und Kosten, sie ist aber vor allem so beschaffen, daß sie ein jeder von uns nacherleben kann, mit ihren einfachen, aus der Kindheit vertrauten Gestalten und Welten steht sie unserem wahren deutschen Fühlen nahe. Sie ist zwar manchmal derb, aber verletzend und abstoßend ist sie nie, ob sie uns nun in Wort, Bild oder Tönen entgegentritt, wir müssen nur reines Herzens und reinen Sinnes sie zu erfassen suchen.

Soll sie uns aber wahrhaft zum Helfer werden, dann genügt ein bloßes Erfassen und Aufnehmen nicht; das innere Erlebnis an der Kunst, das uns Dauerwerte schafft, kann nur durch ein Nachschaffen unsererseits erreicht werden. Ein jeder von uns muß auf dem Gebiete der Volkskunst nachschaffender Künstler werden! Dies mag fürs erste unmöglich erscheinen, betrachten wir aber trotzdem diesen Vorschlag ein wenig genauer! Wer war es denn, der einstmals unsere alte Volkskunst schuf, wer erdachte die alten Volkslieder und Volkstänze, wer erfand jenes alte schlichte Hausgerät, das unsere volkskundlichen Museen heute füllt? Wer ersann und wer spielte die alten Volksstücke? Nur wenige Namen sind uns überliefert, es war das Volk in seiner Gesamtheit, das seinem elementaren Kunstbedürfnis auf echte und einfache Weise Ausdruck verlieh, der Bauer, der Handwerker, Mann und Weib halfen mit,

Digitized by Google

um sich und andere zu erfreuen. Dahin müssen auch wir wieder kommen, wir müssen wieder alle selbsttätig an der Kunst teilhaben, das schließt nicht aus, daß besonders Berufene durch ihre Werke uns die höchsten Höhen der Kunst zeigen. Helfen wir alle mit an der Verlebendigung des Künstlerischen, so wird ihr Schaffen, getragen von einer künstlerischen Gesamtkultur, schönere Früchte zeitigen; uns aber wird durch ihr Wirken ein neuer Ansporn gegeben und wir werden auf Grund eigenen Erlebnisses ihnen verstehend folgen können. Vor allem muß die Jugend zu selbständigem künstlerischen Schaffen erzogen werden. Was nützt es, daß sie in der Schule davon hört und darüber lernt, sie muß selbst Kunst schaffen, und die Volkskunst alter Zeiten wird sie am schnellsten und am liebsten nachbilden und neubilden können, denn diese steht in ihrer schlichten Kindlichkeit ihrem Gefühlsleben am nächsten. Der Schaffensdrang schlummert in jedem gesunden Kinde, er muß nur geweckt und auf die richtige Bahn gelenkt werden, dann wird das kommende Geschlecht zum Segen seines Vaterlandes innerlich erstarken und wird keine Zeit und Lust mehr haben, sich seine Seele durch die Machenschaften einer Unkultur vergiften zu lassen.

Den Ausgang für eine auf dem Boden des Alten stehende Volkskunstbewegung muß das Volksdrama unserer Vorfahren im weitesten Sinne bilden. Das Dramatische fesselt uns am schnellsten durch die Stärke des darin enthaltenen äußeren Erlebens, und in jedem Menschen liegt ohnehin ein Drang zum Spielen und Nachahmen. Diesem Drange müssen wir einmal mehr als bisher freien Lauf lassen, wir müssen mehr spielen. Aber unser Spielen darf nicht nur beim toten, seelenlosen Nachplappern der gedruckten Worte bleiben, darf sich auch nicht nur mit der Nachahmung einiger eingelernter Gesten begnügen, wie man das leider so häufig heute findet. Wir müssen uns einfühlen in die Art und das Wesen der Gestalten, in die Umwelt der dramatischen Handlung. Vom Äußerlichen wird der Weg zum Innerlichen führen. Gerätschaften und Kleidung der handelnden Personen werden wir uns selbst erdenken und, wenn irgend möglich, selbst anfertigen. Vorbilder und Rat Erfahrener werden uns dabei unterstützen, viel liebevolle Kleinarbeit gehört zwar dazu, aber der Lohn wird nicht ausbleiben. Nicht nur unser eigentliches Spiel wird dadurch zu einem lebendigen Kraftquell werden, der uns immer neue Schönheiten und Werte offenbart; was wir hier beim Spiel in den Feierstunden freudig lernten, wird auf den Alltag überstrahlen, wir werden wieder dazu angeregt, unsere Gebrauchsgegenstände nach eigenem Geschmack zu bilden, die tote, unpersönliche Verfertigung von Geräten ohne Eigenwert wird uns nicht mehr behagen, wir werden unser Heim und unsere Welt nach unserem Willen gestalten. Wie sich aber äußerlich unser Geschmack läutern wird, wie unsere Persönlichkeit der Umwelt einen eigenen Stempel aufdrücken wird, so werden wir auch innerlich zu Persönlichkeiten werden, die durch eigene Erfahrung den Unterschied zwischen gut und schlecht in der Kunst erkannt haben. Das Schöne und Gute wird in unserem Inneren fortleben und unser Leben befruchten. Unsere Phantasie wird angeregt werden und, verbunden mit einem geschulten Geschmack, werden wir schließlich zu eigenem neuen Schaffen auf künstlerischem Gebiete kommen. Damit wäre das höchste Ziel erreicht: Aus tätigem Erleben unserer alten deutschen Volkskunst wird im Volke für das Volk eine neue, der alten ebenbürtige Kunst geboren!

Von heute auf morgen wird die Entwicklung freilich nicht vor sich gehen; sie wird auch nicht gleich weite Kreise des Volkes ergreifen, dazu stecken wir zu tief in all dem Minderwertigen einer rein materialistischen Zeit. Aber ein allzu schneller Erfolg wäre auch gar nicht einmal gut, wir würden nur Halbheit und Oberflächlichkeit erzeugen. Gut Ding will Weile haben und will im stillen reifen, Volkskunst kann nur auf dem Boden echten Gemeinschaftsgeistes erwachsen. Darum mögen sich allerorten erst kleine Gruppen von Menschen zusammenfinden, unter der Leitung einer Persönlichkeit, der sie restlos vertrauen, sollen sie hinausziehen in Feld und Wald, dort kann man Volkskunst, fern vom lauten Getriebe des Tages, am innigsten erleben. Erst wenn ein langes, fruchtbringendes Erleben sie innerlich fest zusammengeschmiedet

Digitized by Google

hat, sollen sie den neuen Geist weiter ausstrahlen, sie sollen dann, ein jeder für sich, ein neuer Mittelpunkt werden, um den sich andere scharen. Mißerfolge werden nicht ausbleiben, aber in rastlosem, emsigem Schaffen wird sich doch eine stets wachsende Gemeinde gründen, eine Gemeinde, die neues Leben aus altem Geiste schöpft und deren oberstes Gebot stets lautet: Gute Werte schaffen, auf daß das Gute das Böse überwinde und die Menschheit sich aufwärts entwickle!

Hans Joachim Malberg

Untergangskunst

(Berliner Theaterbericht?)

Man soll einen Berliner Theaterbericht schreiben! Worüber eigentlich? Über eine völlig leere Nichtigkeit? Lohnt es sich wirklich, darüber zu schreiben? Klagen, klagen, weinen und jammern kann man nur! Nur Nacht ringsum, Nacht tiefsten, wildesten Grauens. Ringsum nur Trümmer, Zerstörung, Untergang, Mord, Raub, Verbrechen, Verarmung, und die Orgien einer Menschheit, wenn Sintflut, Pest, das große Sterben über sie hereinbrechen. Nur der Terror geht noch über die Erde, und jäh über Tag wurde sie zurückgeworfen in die Abgründe einer allgemeinen großen Barbarei. Über Spenglers „Untergang der abendländischen Kultur" kann man schon denken wie man will, achselzuckend es nur wie ein Werk alter übler Hegelscher Geschichtsphilosophie, bloßer Konstruktionen und Schematisierungen betrachten: jedenfalls wirft es die Frage, das Problem der Zeit auf, das uns am meisten angeht und am tiefsten berührt, für uns die Lebensfrage aller Lebensfragen ist. Will, soll und muß diese Kultur untergehen, sind wir die unseligen Zeitgenossen, die Leidträger ihres Todes- und Verwesungsprozesses, und wenn sie untergeht, ist es da unausbleiblich notwendig, ist es da nichts weiter, als Walten eines ehernen unabänderlichen Welt- und Naturgesetzes, daß sie verdirbt und vergeht in solchen Strömen Blutes, in weiten Leichenfeldern, unter den zusammenstürzenden Trümmern brennender Städte und Länder, — nur so, wie damals die antike Kultur ausgelöscht wurde in der Sintflut, den Kriegen, den Flammen der Völkerwanderung? Wir freilich können schon mit unseren Mitteln in fünfzig Jahren unser Abendland in völlige Wüstenei verwandeln, wozu damals immerhin ein paar Jahrhunderte noch gehörten.

Doch wenn Altes vergeht und versinkt, brechen auch immer wieder grüne Keime eines neuen Lebens hervor. Unter den Trümmerhaufen und Ruinen der Antike, auf den Leichenfeldern einer alten Welt leuchten als Hoffnung, Verheißung und Verkündigung die Feuer eines Christentums, das in sich die Kraft trägt, einen neuen Menschen und eine neue Kultur heraufzuführen, und zu einem Asyl wird, wohin sich der Mensch vor dem Anblick einer Schreckenswelt flüchtet. Wenn wir vom Untergang der abendländischen Kultur sprechen — tausendmal wichtiger ist es noch, nach den grünen Keimen und Lichtern auszublicken und zu suchen, in denen sich der Aufgang eines neuen Lebens und einer höheren, besseren Menschheitsbildung verrät. Dazu ist diese Zeit wenigstens im höchsten Maße angetan, an Leib und Knochen spüren wir es, die beste Lehrmeisterin, das Erlebnis, kam, daß wir wieder klar, einfach, selbstverständlich und schlicht, natürlich-naiv unterscheiden können, was gut und böse ist, was, wo und wie Kräfte und Mächte der Zerstörung und Vernichtung und des Unterganges sind und aussehen, und wo die aufbauenden, produktiv schaffenden Kräfte am Werke walten, was ein unfruchtbares und ein fruchtbares Tun ist, — zwischen Menschen, die den Terror predigen, ein Furcht und ein Grauen sind, den Kindern des alten Hexenspruches: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten", und den anderen, die immerdar nur eine Freude und Wonne des Menschen-

Digitized by Google

geschlechtes sein wollen. Daß wir uns von jenen abkehren und nur in diesen unsere Führer und Vorbilder erblicken, darauf kommt es allein an.

Der Winter theatralischen Mißvergnügens zeigte schon, wie unser Drama auf einen Tiefstand herabgesunken ist, unter den es kaum noch herabzugehen möglich erscheint. So lange ich eine kritische Feder führe, sah es noch niemals so traurig aus, wie in diesem Jahre. Klang- und sanglos verschied auch soeben der Verein des „jungen Deutschlands", welcher für unsere Jugend und die Erneuerung unserer Kunst das bedeuten wollte, was damals vor dreißig Jahren die „Freie Bühne" war. Wenn man die Ergebnisse der „Freien Bühne" mit denen dieses „jungen Deutschlands" vergleicht, so kann es keine Frage sein, daß wir uns auf einer nur absteigenden Linie befinden und von einem Aufstieg zurzeit ganz und gar nichts zu bemerken ist. Die letzte Offenbarung des Geistes der neuen Jugend, die uns hier beschert wurde, Otto Zareks „Kaiser Karl V.", könnte man schon als ganz typisch und symptomatisch betrachten für die künstlerischen Ohnmächte, Blutlosigkeit und Leere, die Schwindsuchtskrankheit, an der unsere ganze Kunst leidet.

Wie könnte es auch anders sein bei dem allgemeinen Zusammenbruch, der sich rings um uns vollzieht, und der unser ganzes Leben und Dasein ergriffen hat? Untergang der abendländischen Kultur — was ist's anders, als die ganze Auslöschung unseres Geisteslebens, Verwesung von Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Religion, Auflösung alles gemeinschaftlichen Lebens, aller Sittlichkeiten, Rückfall nur noch in Barbarei. Möglich ist's ja, daß auch die Menschheit wieder einmal nur wahnsinnig geworden, daß wie in den Tagen der Völkerwanderung alle Kunst überhaupt abscheidet, alle Mächte des Geistes verdorren und die Erde nur noch eine Schlachtbank wird. Nur noch Schauplatz der Taten eines Menschen der nackten, rohen Gewalt, eines degenerierten Tieres, der schlimmsten von allen Bestien. Das Gespenst vom Untergang der abendländischen Kultur ist nun einmal über uns heraufbeschworen. Notwendig müssen wir ihm ins Angesicht blicken.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die Kultur, wie sie heute aussieht, hat uns auch auf eine neue Warte gestellt, daß wir mit neuen, anderen Augen auf unsere Literatur der letzten Jahrzehnte blicken können. Geöffnet durch den Anblick der Leidens- und Schreckenswelt, der Abgründe, in die wir gestürzt sind. Unsere Kunst war schon ein Fieberthermometer, welches die Agonie und den Kollaps anzeigte, und alle hypogryphischen Züge standen in ihrem Antlitz geschrieben. Die Dämonen, Mächte und Gewalten, welche jetzt auf allen Straßen umhergehen, spukten schon vorher in ihrem Blut. Sie selber sprach von sich als von der Kunst einer Niedergangszeit, der décadence und des fin de siècle. Ein Naturalismus sah das A und O aller Kunst in der Kopie, in der sklavischen Darstellung und bloßen Wiedergabe der Natur und alles dessen, was wirklich ist, ein Ästhetizismus suchte nach dem Phantom der „Kunst an sich", predigte die Loslösung der Kunst vom Leben und wollte nur noch Form sein, ein Expressionismus wollte überhaupt von einer Natur nichts mehr wissen und alle Sinnlichkeiten vergingen ihm in lauter Abstraktionen. Eine Kunst nur noch der Zersplitterungen und Auseinanderfaserungen, nur nicht organischen Fühlens und Sehens mehr, die nur noch spezialistisch und nicht mehr universalistisch strebte. Ein Mensch geistigen Tiefstandes, aller geschlechtlichen und seelischen Zerrüttungen war zuletzt nur noch der Gegenstand einer hysterisch-nervös zerrütteten Dichtung. Sie wurde zur Darstellung einer Psychopathia sexualis, die Phantasie schwelgte in den Verzückungen von Hexensabbat und Teufelsmesse, und die Geister der „Justine und Juliette" eines Marquis de Sade boten sich als Götter, Vorbilder und Ideale an. Die Dichtung vervollkommnete und vollendete sich zu einem „Schloß Wetterstein".

Einen Willen zur Macht verkündigte die Modephilosophie der Zeit nicht nur als den Gott, der von jeher allein die Welt regiert hat, sondern rechtmäßig sie auch allein zu regieren hat. In ihr stieg schon die Gestalt Cesar Borgias als eines Helden auf, wahrhaftiglich jenseits von gut und bös. Zu Papst Alexander VI. und Cesar Borgia wird man allerdings immer

Digitized by Google

als zu leuchtenden Vorbildern reinen Machtwillens und eines erhabenen Jenseits von gut und böse aufblicken; und die Selbstverständlichkeit, Freude, Bonhomie, die ästhetische Genußfähigkeit, mit der sie zu morden und zu strangulieren verstehen, ist schon etwas Ungewöhnliches. Man braucht nicht für sie zu fürchten, daß sie jemals auch nur einen Augenblick lang an Gewissensbissen leiden könnten. Freilich, auch die Borgias sind einmal nur die Totengräber des italienischen Volkes gewesen, und auch damals nur legte sich ein Leichentuch über das italienische Land, sie ließen es zurück, auf Jahrhunderte lang ohnmächtig und zerrissen. Alle Früchte eines Willens zur Macht sind auch uns reichlich in den Schoß gefallen. Triumphierend ging nur er in diesen Jahren über die Erde an der Spitze seiner Heerscharen von rechts und links, Imperialisten und Bolschewisten, hinterdrein Schieber, Kriegsgewinnler, Diebe, Räuber, Mörder, alle eins und gleich, einig, einig, einig nur im Glauben an die Gewalt und den Terror und das Schwert, das ewig überzeugendste Beweismittel des Willens zur Macht. Über all den Heerscharen aber auch das Gespenst: Untergang der abendländischen Kultur ...

Nur Haß, Furcht und Krieg sind immerdar die Saat des Willens zur Macht, Herrschaft und Gewalt. Er kann nur Zwietracht unter den Menschen erzeugen. Wie schon die alte Bibel erzählt, kam einstmals die Zeit der Tyrannen. Die Kinder Gottes gingen zu den Töchtern der Menschen ein, und die diesem Bunde entsprossenen Kinder wurden Gewaltige in der Welt. Und alles Dichten und Trachten ihres Herzens war nur böse immerdar. Damit brach die Sintflut über sie herein, aus keinen anderen Gründen, als aus denen sie heute über uns eingebrochen ist. Seid fruchtbar! lautete das Gotteswort und erste Gebot, als ihre Wasser sich verlaufen. Auch für uns gibt es nur eine Rettung, wenn wir erwachen vom Willen zur Macht zum Willen zur Fruchtbarkeit und nur noch produktiv schöpferischen Arbeiten und Schaffen.

Technik, Technik lautete auch die Parole unserer Kunst und Dichtung in diesen letzten Jahrzehnten, unter der man wähnte, ein neues Zeitalter der Kunst heraufzuführen. Aber nur die künstlerische Urkraft war in ihr am tiefsten verwüstet. Die Fähigkeit idealischen Sehens, Bildens und Gestaltens lag am zerbrochensten. „Tausend Taler für ein Ideal" stöhnte es im Ibsenschen Drama. Hier konnte man nur leere Taschen hervorkehren. Ja, gerade das Wörtlein Ideal war auch in den Kreisen der Künstler am meisten zum Gespötte geworden. Als Wirklichkeitsbekenner sahen sie auf den Idealisten herab als auf einen Toren.

Sache eines Wissens, einer Wissenschaft ist es, zu sehen das, was wirklich ist. Kunst ist mehr, etwas ganz anderes als nur Wissen. Kunst ist Können, besonderes, höchstes Können, eben die Fähigkeit, idealisch zu bilden und zu formen, das was nur Wirklichkeit ist, umzuwandeln, zu verbessern und zu verschönen, zu erhöhen und zu vervollkommnen, Natur zur Kultur zu steigern. Was den Menschen vom Tier und von der Pflanze unterscheidet, ist, daß er nicht mehr wie diese nur ein reines Naturwesen ist, nicht mehr wie das Tier und die Lilie auf dem Felde paradiesisch zu leben vermag, von den Tischen der Natur, wie diese von vornherein gerade für sie gedeckt sind. Sondern nur er allein stellte in die Naturwelt eine Kulturwelt hinein, ward ein kulturschöpferisches Wesen, erzeugte Kultur, die allein Menschenwerk und auch nur für Menschen bestimmt ist. Der prometheisch-künstlerische Mensch ist der Mensch des Könnens, höchsten Könnens, der Mensch idealischen Sehens und Schaffens, der Erfinder und Entdecker, der Fruchtbare und niemals Furchtbare, der die Wirklichkeit immerdar bereicherte und vermehrte, uns stets wieder mit Dingen beschenkte, die es noch gar nicht gab, von denen man nichts wußte, die noch nicht wirklich waren, sondern erst wirklich werden mußten. Die Menschen, die das erste künstlerische Feuer herstellten, die ersten Werkzeuge erfanden, den Ackerbau lehrten, die Kulturbegründer führen den Reigen der Prometheuskinder bis auf unsere Tage, welche allein Freunde und Wohltäter der Menschheit gewesen, Idealisten. Ich idealisiere auch, wenn ich Heide und Sumpfland in Weizenboden umwandle. Höchstes Tun und Können aber besteht darin, die Menschen selber zu idealisieren, zu erhöhen, zu veredeln und zu vervollkommnen. Nicht nur Bilder, sondern Vorbilder der Menschlichkeit herzustellen, macht

Digitized by Google

die Urkraft von Religion, Dichtung und Kunst aus, ihr Wille zum Ideal und zur Fruchtbarkeit: „Hier sitze ich und forme Menschen nach meinem Bilde.“

Zwischen kulturschaffenden und kulturzerstörenden Menschen zu unterscheiden, ist heute auch schon für unsere Kunst eine wichtigste Lebensfrage. Und wenn in Ibsens „Baumeister Solneß“, der auch in diesen Tagen im Theater in der Königgrätzerstraße wieder neu einstudiert auf der Bühne erschien, die Hilde Wangel, implicite auch der Dichter selber, von den alten Wikingern und Seepiraten als von den vollkommensten Vertretern des Generis humani hysterisch-ekstatisch schwärmt, so ist das schon ein bedenkliches Symptom gerade künstlerischer Selbstentwurzelung. Nur der Dichter sollte nicht in den Kultus des rohen Gewaltmenschen verfallen, des Tiermenschen, Barbaren, der, selber das unfruchtbarste Geschöpf, nur davon lebt, daß er die arbeitenden, kulturproduktiven Menschen beraubt, ausplündert und deren Früchte sich aneignet. Aller Kulturkampf ist ein Kampf wider ihn. Wie wenig es noch gelungen ist, ihn auszurotten, das lehrt jedes Blatt der Weltgeschichte. Heute tobt der Wilde an allen Mauern, und dieser Mensch des Terrors hat alle Herrschaft an sich gerissen. Doch darum auch nur: Untergang der abendländischen Kultur.

Solche Zeiten des allgemeinen Niederganges und Zusammenbruches können deshalb aber auch die Geburtszeiten der großen Retter und Heilande sein, Tage der gewaltigsten Umwandlung und Neugestaltung. Für unsere Kunst und Dichtung ist die vollkommenste innere Erneuerung zur Notwendigkeit aller Notwendigkeiten geworden, und nur in der Schöpfung neuer Ideale, einer neuen, nur idealen Weltanschauung kann sie wieder zum Leben aufwachen. Es lohnt sich nur, von Werken zu sprechen, in denen etwas vom Geist solcher Widergeburten zu spüren ist. Darum aber lohnt es sich nicht, von Sudermanns „Freundin“ zu sprechen, einem Werk aller Altersschwächen, noch von Zadeks „Kaiser Karl V.“, dem Erzeugnis nur ratloser, verwirrter Jugendlichkeit, den einzigen Bühnenwerken, die sich bis jetzt an die Öffentlichkeit herauswagten.

Julius Hart

Auf der Flucht

Vor mir liegt ein Häuflein Bücher — kleine und große, schmächtige und beleibte (freilich sind sie meist schmächtig; es ist, als wären auch sie mit Kriegsbrot gespeist!) — ehrbar dunkelgewandet das eine, flatternd gelbgeheftet das andere wie Blumenblätter, die fortfliegen wollen. Und doch eint die bunte Gesellschaft etwas: sie alle befinden sich auf der Flucht. Die sie schrieben, flohen vor dem Heute, das grell ist und grausam und hoffnungslos; die sie lesen, fliehen mit ihnen — und freuen sich im Herzen, daß es noch ein Reich gibt, wohin man fliehen kann.

Auf das kleinste der Bücher fällt mein Blick zuerst. Und — man schämt sich der Fluchtgedanken. Denn dies Büchlein schrieb ein Mann, der in seinem langen Leben niemals floh, der die bitterste Stunde durch tapferes Ausharren besiegte. Als Gottfried Keller das Bänzlein seiner Gesammelten Werke für die Ewigkeit gepackt hatte, da fanden sich versteckt in Ecken und Winkeln noch etliche bescheidene Blümlein, die ihm des Einpackens nicht allzu wert erschienen. Wir aber heben sie auf und freuen uns ihrer, weil aus ihren treuen Augen der ganze Mann uns anschaut. So geht's mit den beiden „Kalendergeschichten“, die er für Auerbachs Volkskalender schrieb und die M. Lang nun aus seinen „Nachgelassenen Schriften“ wieder abdruckt (bei Eugen Salzer, Heilbronn): „Verschiedene Freiheitskämpfer“ und „Der Wahltag“. — „Novellistische Petersilie zur Ausschmückung des didaktischen Knochens“ mochte sie der Alte wohl einmal nennen; und wirklich redet in beiden, besonders in der zweiten, mehr der ehrenfeste Staatsschreiber und Schweizer Bürger als der beschwingte Poet. Grade darum aber tun

Digitized by Google

sie uns heute wohl: wegen der unverbrüchlichen Staatsgesinnung und Treue gegen die Bürgergemeinschaft, die in ihnen lebt; schmerzlich erfreut uns die erste, die von der Untreue der jungen Schweizerin, der Verblendung durch den welschen Revolutionsrausch und im Gegenbild dazu von dem tapfern Liebespaar, das für seine Heimat stirbt, berichtet — tröstend erfreut uns die zweite Geschichte, mag sie auch ein wenig steifleinen die Wahltag-Episode aus Frau Regula Amrains Erziehungslehre als Stoff verwerten. Der alte Friedensrichter Berghansli an seinem Fenster, vor sich den Haustrunk, der so ruhig und heiter ist wie der Mann selbst, haftet in unsrer Erinnerung. Und wir denken, wenn wir ihm ins Auge schauen: ob nicht noch immer die Nachlese Ephraims besser ist als die Weinlese des Manasse ...

Das gleiche Gefühl beruhigten Mitgenießens beschert uns ein Landsmann Kellers, der treffliche Ernst Zahn, dem wir schon so manche schöne Gabe danken. „Der sinkende Tag" nennt er einen Kranz von Novellen (Deutsche Verlagsanstalt 1920), und verrät damit schon den Grundton des Buches; nicht die leuchtende Mittagsglut der Erfüllung, sondern das verdämmernde Abendrot des Abschieds, des freiwilligen oder unfreiwilligen, des Entsagens, des Verzichts. In diesem beruhigten Abendlicht erstehen feingezeichnete Seelenbilder wie das „Haus des Witwers", Seelen schwingen hin und wider, karges Schicksal wird klaglos getragen. Und scheint es manchmal, als ob diesen abendlichen Geschichten der „Falke" fehlte, der nach Heyse jeder Novelle zu eigen sein muß — der eine Lichtpunkt des Geschehens, in welchem sich die ganze Entwicklung noch einmal zusammenballt —, so entschädigt dafür das zarte Zwielicht der Erzählungen und der friedvolle Hintergrund des tüchtigen Arbeitslebens, von dem sie sich abheben.

Ob nur die Schweizer in unsern Tagen solchen Hintergrund malen können? Man fühlt sich fast versucht, es zu glauben, wenn man neben die Zahnschen Novellen Sophie Hoechstetters fränkische Novellen, „Das Erlebnis", hält. Hier lebt im Hintergrunde — der Tag von 1919: Spartakus, und Matrosen am Berliner Schlosse, und Unabhängige. Aber aus dieser schwülen und beklemmenden Luft flieht „das Erlebnis" in die Vergangenheit. Und zwar in die seltsame, reizvolle, engumschriebene Vergangenheit des Frankenlandes, dem Sophie Hoechstetter mit der Liebe einer Tochter anhängt. Alte Residenzen erstehen vor uns, verwunschene Schlösser mit weiten Parks und traumhaften Weihern. Von beseelter Anmut ist die Geschichte von der Reise des blonden märkischen Edelfräuleins in das glockendurchtönte, sinnenfreudige und zugleich mystisch verzückte Land. Und fränkische Gestalten erwachen zu neuem Leben: grause Sagen der Vergangenheit, wie die Herzogin von Orlamund, die ihre Kinder tötet um ihres Liebsten willen; rätselvolle Gestalten aus fränkischer Geschichte, wie die Markgräfin von Bayreuth, die das Chaos des Siebenjährigen Krieges hereinbrechen sah, fangen wieder an zu reden — ein wenig ungeschickt diesmal, in einem nachgelassenen und plötzlich wieder aufgefundenen Briefe. Des Grafen von Platen, des Sohnes von Ansbach, seltsames Schicksal wird aus den Vorzeichen seiner Geburtsnacht zu deuten versucht. Und jenes schauervollste Geheimnis fränkischer Vergangenheit, das Tausende von Menschenherzen — nicht nur den vernunftvollen Ludwig Feuerbach — in seinen Bann zog: das Geheimnis, das Kaspar Hauser umgab, wird in einem merkwürdigen „Vorspiel" scheinbar enträtselt. Ohne daß die Deutung den überzeugte, der, wie Lord Henry bei Sophie Hoechstetter, fühlt, daß ihn dieser friedlose Geist sein Leben hindurch verfolgen muß, bis er durch das rechte Wort, das immer noch ungesprochene, die Ruhe im Grabe gefunden hat.

Aus dem dämmernden Park, drin es nach modernden Blättern riecht, steigen wir heraus ins helle Sonnenlicht einer leichtfüßig beschwingten Welt, wenn wir durch Edmund Hellmers „Fenster" gucken (Wiener Literar. Anstalt). Gern glauben wir's ihm, daß die Frühlingswelt niemals so schön ist, als wenn man sie durch die Stiegenfenster der Kirche auf dem Mariahilfberge ansieht; und gerne schauen wir mit ihm durch die blitzblanken Fenster seiner „Plaudereien und kleinen Geschichten" in diese schöne, heut ach! so weitliegende helle Wiener Welt und in

Digitized by Google

ein reiches und heiter-geistiges Leben mit hinein. Da begegnet uns Ibsen und E. T. A. Hoffmann, der junge Mozart im betreßten Kleid, und das ganze vielliebe Österreich der Vergangenheit.

Auch dies ist Flucht. Glücklich, wer solch einen heimlichen „Winkel“ hat, eine „Insel“, die den Fliehenden gastlich aufnimmt. „Geschichten aus dem Winkel“ nennt drum, vom selben Drang getrieben, Max Dreyer sein Büchlein „Die Insel“, das soeben bei Staackmann erschienen ist. Und er tat recht daran. Verschollene Winkel, wie das Armenhaus von St. Marien, leben vor uns auf, und seltsame Käuze, an denen der alte Raabe seine Freude gehabt hätte, lassen uns in ihr durchstürmtes Leben hineingucken. Einmal — in der Erzählung von der „Insel“ — spielt sich in engem Raume uralte Tragik des Menschenschicksals vor uns ab; häufiger jedoch entläßt uns Dreyer — wie in der ersten und schönsten Novelle, der Geschichte von dem vierundsiebzigjährigen Martin Overbeck, der nur noch solange leben will, bis er seine schwer errungenen hundert „Renatas“ zu Ende geraucht hat — mit dem beschwingten Lächeln des Überwinders. Diese Geschichten geben dem Büchlein seinen Wert; ein wenig Füllsel müssen wir freilich daneben in den Kauf nehmen. Efodi

Das Reisetagebuch eines Philosophen

Nicht das Geschrei von links und rechts kann uns Genüge geben, sondern die Weisheit des Erkennenden, die zwar inbrünstig, aber niemals aufdringlich kund wird. Alles Wissen macht demütig und still; es will nur helfen und fördern, niemals aber verlocken und zwingen. Der wahrhaft Gläubige wird nimmermehr sein seelisches Erleben als äußere Regel aufrichten; er bittet und überzeugt durch sein Dasein; während der Systematiker, der Agitator sich in Programmen und rollenden Phrasen genug tun wird.

Unter den geistigen Führern erscheint nun Hermann Graf Keyserling als ein wahrhaft umfassender und hellsichtiger. Sein „Reisetagebuch eines Philosophen“ (Verlag Otto Reichl, Darmstadt) gehört darum heute schon zu den wichtigsten und reifsten Werken — und mich dünkt, dieses Zeichen beweist am besten, daß unsere Zeit nicht völlig verderbt und abgedorrt ist. Irgendwo muß ja der lebendige Geist, der über Zufall und Wechsel erhabene, sich ausbreiten können, denn noch niemals gab es eine Epoche, die im Materialismus allein sich erschöpft hätte; immer und immer wieder — dieser Trost bleibt beständig — glomm die Flamme des Geistes durch alles Unkraut, mit dem man sie zu ersticken wähnte, und zerbröckelte es selbst zu Asche und Staub ...

Was ist es nun, was Keyserlings Werk so bedeutsam und wesentlich erscheinen läßt? Nicht die Tatsache, daß dieser Mann über viele und erstaunlich umfängliche Kenntnisse verfügt — deren gibt es so manche, die dennoch keine Wirkung erreichen —, sondern der Wille, all sein Wissen in den Dienst der großen, erfüllenden Erkenntnis zu stellen; sich unterzuordnen, sich einzufügen. Zweifellos erwartet der allgemeine Leser etwas durchaus anderes, als dieses umfängliche Werk bietet und bieten möchte. „Vorliegendes Tagebuch bitte ich zu lesen wie einen Roman“ — diese Einleitungsworte dürften bei allen denen bittere Enttäuschung erwecken, welche nun irgendwelche erregenden und atembeengenden Sensationen erwarten, Abenteuer und Gefahren. Nichts davon findet man in den zwei Bänden. Landschaft und Leute dienen nur als Vorwand, als Anregung und Mittel. Keyserling unternahm ja seine Weltfahrt nicht deshalb, um eine Sportlust zu befriedigen, um die vielen Globetrotterberichte durch einen neuen zu vermehren, sondern um sich selbst zu finden; um durch Vergleich und unbeirrtes Schauen in sich selbst zu wachsen und zu reifen. Und so reiste er denn nach Ceylon, Indien, China, Japan und Amerika, immer aufnehmend, abwartend, vergleichend und suchend. Nicht die äußeren Erscheinungen bannen und hemmen ihn; nur soweit sie imstande sind, sein Seelen-

Digitized by Google

leben zu „beeindrucken“ (wie ein häufiger, aber den so klaren und gepflegten Stil befleckender Ausdruck lautet), soweit sie sein metaphysisches Erkennen zu stimmen vermögen, gelten sie ihm als förderlich und stark. Denn: „Nach Vollendung sollen wir streben, nach Vollendung allein. Als Abendländer sind wir spezifische Geschöpfe von ausschließlicher Anlage, die ihr Sonderschicksal erfüllen müssen. Nie werden wir unseren physiologischen Grenzen entrinnen, nie wird uns frommen, uns selber untreu zu werden; jeder Versuch, aus unseren historisch bedingten Schranken auszubrechen, kann nur schaden. Wir sollen nicht zerschlagen wollen, was wir erschufen, aus theoretischen Erwägungen heraus keine gewaltsamen Veränderungen vornehmen, sondern organisch fortwachsen dem Zustand entgegen, der unserem Sonderstreben als dessen Krönung winkt. Aber wir sollen jetzt, da wir erkannt haben, daß unser empirisches Ziel kein Selbstzweck ist und unsere Eigenart kein absoluter Wert, unmittelbar in und aus dem Wesen leben lernen. Dann erst, dann aber sicher, wird unser ‚Fortgeschrittensein‘ zum Ausdruck des ‚Einen, was nottut‘ werden,‘ damit zur vorgeschobenen Etappe auf dem Wege zum Menschheitsziel. Dann wird sich erweisen, daß, so viel Unheil wir bisher über die Welt gebracht, dank unserem wahnwitzigen Streben, die ganze Schöpfung unserer Eigenart zu unterwerfen, es doch wahr ist, daß wir berufen sind zu einer hohen Mission.“ —

Es würde den Rahmen einer Besprechung bei weitem überschreiten, wenn nun all die angeschlagenen Themen erschöpfend dargelegt werden sollten. Auch gestehe ich frei, daß nach einmaligem Lesen das naturgemäß nur langsam fortschritt und daher für diese Anzeige genügen muß, wenn sie nicht sehr verspätet erscheinen soll — mir die Fülle der Probleme noch zu überraschend und weitschichtig bleibt, als daß ich es wagen könnte, sie ihrer würdig darzustellen. So mag der erste Eindruck entscheiden. Ich bekenne, daß ich — mißtrauisch geworden durch die allzu leicht entbrannte Begeisterung, mit der man heute jedes nur einigermaßen lesbare Buch zu verherrlichen pflegt — mit gespannter Vorsicht die Lektüre unternahm. Aber bereits nach wenigen Kapiteln fühlte ich mich völlig durchdrungen und hingenommen. Und wahrlich: es bleibt erstaunlich und schier unbegreiflich, welche Fülle an Wissen und Erörterungen sich hier auftut! Da wird über Rel gion und ihre mannigfachen Formen gesprochen: über Buddhismus, Konfuzianismus, Brahmanismus, Yoga, Mayalehre, Islam, Christentum, Protestantismus, Katholizismus, Calvinismus, Mormonentum, Mystik, Theosophie und Okkultismus; sodann über Sozialismus und Frauenfrage, über Liebe und Sittlichkeit, das Problem der Individualität, der Freiheit, des Egoismus; über Demokratie, Republik und Revolution, über Fortschritt und Erkenntnis, über Form und Inhalt, über Kultur, Kunst, Materialismus, Idealismus, Moral und Mythus, Natur und Persönlichkeit — man findet kein Ende in der Erinnerung. Und auch der Widerspruch wirkt Ausblick und Wachstum.

Nun könnte man etwa einen der beliebten populär-philosophischen Traktate erwarten, die sich anmaßen, der Menschheit zum Heile zu dienen, indem sie Wirrnis und Nivellierung fördern. Das aber ist ja das Erhebende und Erfreuliche an Keyserlings Wirken, daß er alle flachen Allgemeinheiten abweist, daß er niemals sich erschöpft in Mutmaßungen und verführendem Augenaufschlag. Man fühlt es, daß hier ein tiefes und heiliges Ringen sich auswirkt, das ehrlich strenge Bemühen um Verstehen und Klarheit. Immer ist der Verfasser bestrebt, sich einzufühlen, sich zu wandeln in das Wesen der Völker, unter denen er weilt, damit er teilhaftig werde ihrer Eigenart, ehe er sich zum vergleichenden Urteil bereitfindet. Mag vielleicht die Begeisterung für den Orient zunächst nicht immer gerechtfertigt erscheinen — Keyserling nennt sich selbst „vom Orient besessen“ —, dies aber sollen wir dankbar und herzlich anerkennen, daß einmal Ernst gemacht wird mit der Abwehr intoleranter Missionsbestrebungen, daß man die Eigenart, die rassischen Voraussetzungen zu würdigen und zu begreifen lernt. Zweifellos wird die Kenntnis des Orients unserem Wesen dienlich und hilfreich sein, wenn wir nur befähigt sind, unbefangen und ruhig abwägend zu erkennen, nicht zu eifern oder gar im Banne törichter Vorurteile uns zu gefallen. Wenn wir der Relativität alles Denkens bewußt werden; wenn

Digitized by Google

wir verstehen, daß die Welt darum so mannigfaltig und weit geschaffen ist, damit wir aus den Gegensätzen lernen sollen, damit wir zur strengen Prüfung vorwärts schreiten, damit wir uns vom Dünkel der eigenen Vortrefflichkeit und einzig uns zukommenden Berufung endgültig befreien — dann, nur dann werden wir klar und vollkommen werden!

Das ist es, was uns Keyserlings hochgemutes, wahrhaft ethisches Schaffen lehren kann und soll. Und namentlich dieses „Reisetagebuch" wird ein Wegweiser sein zu fernen Zielen; schon durch sein Vorhandensein bedeutet es einen Schritt hinaus, eine Stufe aufwärts. Der hohe Preis (120 ℳ), den der Verleger bestimmen mußte trotz des mangelhaften Papiers, das er verwenden konnte (aber Schundromane dürfen immer neu aufgelegt werden!), beweist freilich die betrübliche Tatsache, daß die geistigen Werte vorläufig allzu weit zurückbleiben müssen in ihrer Auswirkung. Dennoch ist die Feststellung einer dritten Auflage in so kurzer Zeitspanne ein Beweis dafür, daß diejenigen, denen es wirklich um ihre Vollendung ernst ist, beträchtlichen Opfern nicht ausweichen. Und so ist es auch gut und rechtlich. Alles Starke und Große gehört zunächst nur den Wenigen; aber die Ausbreitung liegt in ihrer Macht, in der Aussprache, in der Hindeutung. Und so mögen diese wenigen Zeilen einen kleinen Teil dazu beitragen, das Gute weithin sichtbar zu machen, das mit Hermann Keyserlings Buch der Gegenwart dargebracht wurde. **Ernst Ludwig Schellenberg**

* * *

Nachwort der Schriftleitung. Wir haben unserem Mitarbeiter uneingeschränkt das Wort gelassen. Persönlich stehe ich dem Grafen Keyserling und seinem Werke noch zurückhaltend gegenüber. Er gründet nun in Darmstadt eine „Schule der Weisheit", wobei das Ankündigungsblatt stark die Person des Grafen in den Mittelpunkt stellt. Wie weit hier aristokratisches Ästhetentum philosophischer Prägung, wie weit wirkliche Hingabe-Kraft das Egozentrische zu überwinden und tiefere Wirkungen auszulösen vermag: man muß abwarten. Bei aller hohen Achtung vor dem weltmännischen, philosophischen und ästhetischen Einfühlungstalent dieser Persönlichkeit — die an die Zeiten des neuplatonischen Hellenismus erinnert — vermisse ich doch eine unbedingt sichere religiöse Wucht und entsprechende stilistische Gedrungenheit (sein Stil wimmelt von Fremdwörtern). Sein Buch ist nun eine Weile Mode, wie Spenglers kühnes Gedankenspiel „Der Untergang des Abendlandes". Wir sind beiden Anregern dankbar. Die erwachende Seele Neudeutschlands ist hoffentlich stark genug, beide zu verarbeiten. L.

Holzschnittausstellung im Berliner Kupferstichkabinett

Wir finden Werke vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart aus den Ländern Deutschland, Frankreich, Italien, England.

Am eindrucksvollsten sind die Deutschen. Die Schaffenden der Gegenwart, die den Eigenwert der Farbe in ihren Werken besonders geltend zu machen suchen, werden in Schöpfungen des 15. Jahrhunderts lebendige Anregung finden. Die Zeichnung besteht in starken schwarzen Umrissen, in die farbige Flächen eingedruckt sind. Märchenschön eine „Heilige Margareta mit dem Drachen" in Rosa und Grün. Anmutig und frei gefügt in Form und Farbe. Sehr gewählt und fein abgewogen auch das Farbentum in einer, wahrscheinlich niederländischen, „Maria mit dem Kinde" im Strahlenkranz, von Engeln gehalten. Eine Stimmung in Braun, in das Grün und zweierlei Rot eingewebt sind. In starken Gegensätzen wirkend Rot, Grün, Schwarz, ein lebhaftes Bild des Christophoros.

Digitized by Google

Johannes auf Patmos — Meister H. W. G.

Während die genannten Werke, Schöpfungen unbekannter Künstler, eine flächenhafte, nur in Umrissen gegebene Darstellung zeigen, beginnt im 16. Jahrhundert das Herausarbeiten der körperlichen Erscheinung durch Schattenlagen. Gleichzeitig verschwindet die bunte Farbe, die vorher die leeren, schwarz umrissenen Flächen füllte. Beherrschend steht im Anfang der Bewegung Dürers Bildfolge zur Offenbarung des Johannes. Sie erschien 1498. Ausgestellt ist das Blatt mit den vier verderbenbringenden Reitern. Stürzend brausen sie über die Erde. Mann und Weib sinken vor ihnen zu Boden. Mächtig erbebt der Himmel im Kampf von Licht und Finsternis. Wundervoll ist die künstlerische Verarbeitung. Vor allen Dingen erscheint das Blatt als herrliches Gefüge in Weiß und Schwarz. Wenn wir gar nicht daran denken, was das Bild darstellt, so sehen wir in schönem, leidenschaftlichem Gewoge gewaltige Formen sich über die Fläche wälzen. Und in den glühenden Sturm der Form ist eingewoben die Leidenschaft des geschauten Geschehens. Ein vollendetes Werk. Ein Werk zugleich, das dem Stil der deutschen Spätgotik entspricht. Dessen bewegtes Gefüge an flimmernde Netzgewölbe der Kirchen, den sprudelnden, wogenden Schmuck geschnitzter Schreine, der steinernen Tore und Zelte (Tabernakel) erinnert. Auch diese Schöpfung ist der gegenwärtigen Ausdruckskunst (Expressionismus) nahe verwandt.

Später ändert sich der Stil Dürers unter dem Einfluß Italiens. Das einheitliche Kunstgefüge schwindet; die menschliche Gestalt wird in ihrer Sonderbedeutung herausgearbeitet. Beispiel dafür ist das Abendmahl von 1523. Es zeigt räumliche Tiefe und eine etwas nüchterne Reihung der Figuren. Der Ausdruck ist ernst und groß.

Ein starkes Beispiel für Dürers charaktervolle Auffassung bestimmter Persönlichkeiten ist der große Kopf des Ulrich Varnbüler.

Die andern, gleichzeitigen Holzschnittzeichner Deutschlands sind von Dürer abhängig. Es überrascht aber die Fülle bedeutender persönlicher Leistungen. Ein herrlicher Johannes auf Patmos ist mit H. K. gezeichnet; man vermutet als Schöpfer Hans von Kulmbach. Der Heilige sitzt in sprossend lebendig empfundener Landschaft, vom Sturm innerer Erleuchtung geschüttelt. Das Große des Bildes besteht einerseits im starken Ausdruck leidenschaftlicher Erregung, der in dem Heiligen geprägt wird, andererseits in dessen Einfügung in die lebendig bewegte, gleichsam vom Strom des Lebens durchglühte Landschaft. Diese Bäume scheinen

Digitized by Google

zu wachsen, die Pflanzen zu sprossen, Gebüsche von Lebensregung zu quellen. Ein echt germanisches Naturgefühl offenbart sich hier und echt germanisches Allempfinden: das Bestreben, Mensch und Landschaft in einem großen Allzusammenhang zu sehen und zu denken.

Dasselbe tiefe Natur- und Gottesempfinden, aber mit anderem Stimmungston, zeigt ein anderer Johannes auf Patmos, von einem unbekannten Meister H. W. G. Auch hier der Mensch in die Landschaft aufgenommen, hinein verwebt; man bemerkt ihn zunächst kaum. Der Gefühlston aber ist ein anderer. Nicht ein brausender Sturm der Erleuchtung hat den Schauenden erfaßt, sondern sanfter Friede als Nähe Gottes senkt sich auf ihn herab. Kindlich schaut er auf, zur Erscheinung Mariens. Es ist „der reine Tor", der Gottes tiefste Stimme in einfältigem Herzen vernimmt. Auch das Land um ihn ist voll Frieden, Weite, Licht und Sonne. Und doch so „germanisch" lebendig, summend von innerer, warm treibender schöpferischer Kraft. „Dies ist der Tag des Herrn. Ich bin allein auf weiter Flur" —

Schön und tief in die Landschaft verwachsen, gleichsam erdhaft aus ihr aufsteigend, steht auch der heilige Georg von Lucas Cranach da. Ernst blickt der stahlgepanzerte Krieger, ernst und Todes gedenkend, möchte man sagen, inmitten lebendiger, sprossender Erde, wie ein Sinnbild jedes unerbittlichen, ja Tod bringenden Kampfes, der auch ein Teil des Lebens ist.

In seltsamer Größe hat Hans Baldung Grien eine „Himmelfahrt Christi" erdacht. Der Tote wird als Leichnam, als Bewußtloser, noch matt von Leid und Wunden, durch Engelscharen hoch in den Himmel getragen. Mächtig und leidenschaftlich gesehen ist das Bild im Gefüge der Linien und Flecken, im Sturm der Aufwärtsbewegung.

Sehr schön und kühn geformt hat Altdorfer kleine Blättchen vom Leiden Christi. Traulich und stimmungsvoll ist eine heilige Nacht von Wolfgang Huber. Lebendige Auffassung und künstlerische Kraft zeigt der jüngere Holbein in seinem Totentanz.

Schneelandschaft — Munch

Digitized by Google

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an tritt in Deutſchland ein Niedergang der Kunſt überhaupt und auch des Holzſchnitts ein. Erſt im 18. Jahrhundert finden wir neue Leiſtungen, die hübſchen Blättchen von Unger und Gubitz. Das alte germaniſche Naturempfinden erwacht in tiefſter Weiſe neu bei Caſpar David Friedrich. Die Klaſſiziſten vom Anfang des 19. Jahrhunderts können, abhängig von fremdem Stil und dadurch unwahr und gezwungen, kaum

Spinne Caſpar David Friedrich

erwärmen. Manch große Empfindung bietet Rethel in ſeinem Totentanz, manches traulich Warme, Natürliche und Friſche Richter in ſeinen Darſtellungen bürgerlichen Lebens.

Beherrſchend ſteht über dem 19. Jahrhundert das Werk Menzels. Die Technik des Holzſchnitts iſt ſeit der Dürerzeit eine andere geworden. Man hat es dazu gebracht, ganz feine Linien aus dem Holz herauszuholen. Mit ſolchen Strichen werden neue Wirkungen erzielt, vor allem ein zart ſchwebendes Helldunkel der Beleuchtung. Beſonders ſchön kommt es zur Geltung im Bilde von des großen Friedrichs Tod. Der Raum in Sansſouci, im leicht ſpielenden

Digitized by Google

Rokokoschmuck, ist schön und duftig von diesem gleitenden Helldunkel. Und mild umfangen vom halben Licht stirbt der große König. Ein Diener hält ihn, das Erlöschen des Lebens ist stark ausgedrückt. Das Große in der Persönlichkeit des Königs, die Größe des Augenblicks kommt tief zum Bewußtsein durch Ausdruck und Bewegung der Gestalten, umschimmert und geheimnisvoll sanft gemacht im dämmernden Wogen des Lichts.

Raben — Caspar David Friedrich

Geliebt hat ihn Menzel, den großen König, und so hat er ihn über die Maßen lebendig zu machen gewußt. Das Edle der Persönlichkeit, das Bedeutende des Geistes wirkt überall mit schneidender Schärfe. Vornehmheit und Bescheidenheit einen sich in seiner Haltung rücksichtsloser Kraft. Da haben wir unmittelbar überzeugende Bilder von dem „ersten Diener des Staats". Wundervoll weiß der Zeichner den Gewaltigen und Adligen in Gegensatz zu bringen zu der niedrig raschen Geistigkeit Voltaires. Und auch alle andern seiner Begleiter überragt er innerlich, das sieht man, um Hauptes Länge. Die Bilder gehören teils zu Kuglers

Digitized by Google

Der Tod Friedrichs des Großen Ad. Menzel

Geschichte Friedrichs des Großen, teils zu einer Ausgabe von Friedrichs eigenen Werken. Ausgezeichnet ist ein größeres Einzelbildnis des Königs, das vor allen Dingen die unbeugsame Härte und Schärfe seines Geistes betont.

Launig und rasch hingeworfen, künstlerisch fein gefügt zeigen sich einige Beispiele der Darstellungen zu Kleists „zerbrochenem Krug".

Digitized by Google

Der Holzschnitt der Gegenwart hat die Bahnen Menzels verlassen und nähert sich der Art Dürers oder der Künstler des 15. Jahrhunderts. Menzels Werke bringen die Technik nicht zum Bewußtsein, sie wirken wie feinste Zeichnungen. Heute strebt man danach, den Holzdruck durch starke Linien und Flächen deutlich in Erscheinung treten zu lassen, Weiß und Schwarz oder auch bunte Farben in kräftiger Ausdehnung gegeneinander zu stellen. In der Weise gearbeitet sind schöne Landschaften des Norwegers Munch, der Deutschen Nolde und Kirchner. Die ausgestellten Bildnisse (z. B. von Pechstein) sind stark in der Technik, aber unangenehm im seelischen Gehalt. Am ausgesprochensten zeigt sich die neue Richtung der Ausdruckskunst (Expressionismus) in einem Blatt von Franz Marci Der Tiger. Der Künstler verwendet nur Anklänge an die natürliche Erscheinung der Dinge und gibt im übrigen ein künstlerisch bedeutsames Formgefüge in Schwarz und Weiß.

Der eingeschlagene Weg ist gut und groß. Möge die Seelenkraft der Künstler ihrem Stilgefühl gleich kommen und namentlich echt deutschen Geist zum Ausdruck bringen wie einst zur Zeit Dürers!

Dr. Maria Grunewald

Eine Geschichte der deutschen Musik

Wer heute ein Konzert besucht und auf dem Programm die Namen der Komponisten sich daraufhin ansieht, welcher Zeit sie angehören, wird selten auf einen Tonsetzer stoßen, der vor Sebastian Bach gelebt hat; mithin für den „modernen" Konzertbesucher die Geschichte der produktiven Musik, der deutschen sowohl wie der ausländischen, etwa erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzt. Welcher Unterschlagung der heutige Konzertbetrieb sich durch solche Engherzigkeit dem Musikfreund gegenüber schuldig macht, darüber sind sich natürlich diejenigen klar, deren musikgeschichtliche Kenntnisse über die Zeit vor Bach zurückreichen und die da wissen, welcher Schatz in den Archiven begraben liegt, ohne jemals an der Öffentlichkeit vor einem dem oberflächlichen Kunstgenuß abholden Publikum ausgemünzt zu werden. Aber auch der „blutige Laie" wird sich sagen müssen, daß solche Riesen, wie er sie nach dem Urteil der Wissenden doch in Bach oder in dessen Zeitgenossen Händel kennen lernte, nicht aus der Erde zu stampfen sind, sondern die Krone einer Entwicklung bilden müssen, deren Spuren nachzugehen für den Deutschen eine höchst reizvolle Aufgabe sein darf.

Wer nun bisher — freilich selten genug — das Bedürfnis fühlte, sich über die Anfänge und den allmählichen Aufstieg der Musik, speziell der deutschen Musik, zu unterrichten, sah sich genötigt, schwer durchzuarbeitende, fast nur dem Fachmann zugängliche Werke zu studieren, deren Lektüre ihm oft allzubald die Lust benahm, so daß er sich nach einem Werke sehnte, dessen Verfasser bei aller Sachkenntnis auch die Gabe besaß, seinen Stoff dem Nichtfachmann mundgerecht zu machen. Ein solches Werk scheint mir in Hans Joachim Moser s „Geschichte der deutschen Musik" vorzuliegen, deren erster Band (von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges) kürzlich erschienen ist (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin).

Der Verfasser sagt selbst, daß ihn bei Abfassung des Buches der Grundsatz geleitet hat, nicht für Musikgelehrte, sondern für Laien zu schreiben, und es ist ihm denn auch gelungen, sein Vorhaben in diesem Sinne bis zum Schluß durchzuführen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Leser nun etwa jeglicher Fachkenntnisse entraten dürfte, nein — auf solchem Wege wäre gerade in der Musik kaum eine Verständlichmachung möglich; aber dem gebildeten Laien, wie er eben sonst auch wohl kaum ans Studium solchen Werkes herangehen dürfte, wird Mosers Buch die Augen öffnen über so manches auch heute noch Lebenskräftige, das ihm

Digitized by Google

in unsern Konzerten so hartnäckig vorenthalten wird. Er stößt auf Namen wie Orlando di Lasso, Hans Leo Haßler, Jakob Gallus, deren Werke dann und wann auch heute noch erklingen, aber er arbeitet sich allmählich gern durch eine Fülle ihm unbekannter Namen hindurch, die H. J. Moser lebendig werden läßt durch Einfügung von Notenbeispielen, wodurch die Sehnsucht nach lebhafter Beschäftigung mit diesen frühen Tonmeistern mehr und mehr erwacht. Und das wird ein Hauptgewinn des Buches sein, daß Verborgenes ans Licht kommt und der Respekt vor Meistern der Vor-Bachischen Zeit, die dem Großmeister und seinen Nachfolgern den Weg bereiteten, geweckt wird. Denn nichts besteht, das nicht organisch geworden ist, und solchen Werdeprozeß zu verfolgen, ist für den ernsthaften Menschen immer ein eigner Reiz. Und der Deutsche, dessen Stammland das höchstentwickelte in der Musik ist, von der H. St. Chamberlain sagt, sie sei die reinste aller Künste, „die erst dem germanischen Dichter das Werkzeug liefern sollte, dessen er zur vollen Ausdrucksfähigkeit bedurfte", hat zum mindesten ein Anrecht darauf, an der Hand eines Erfahrenen durch die musikalischen Urwälder und Steppen geführt zu werden, auf denen die Keime unsrer heutigen Musik sich regten und entwickelten; und dieser Wunsch wird ihm während der Lektüre des Moserschen Werkes vollauf erfüllt.

Bis an den Anfang unsres Jahrtausends führt uns der Verfasser zurück, bis zur „Tonkunst der Wälder", deren „Musiker" lauthallende jodlerartige Signale von Berg zu Berg sangen, ursprünglich mit freiem Munde, dann durch die hohle Hand, durch Sprachrohre, Ruftrompeten, Stierhörner und Muscheln, bis man den Eigenton solcher Hilfswerkzeuge entdeckte und sie, wie z. B. das Schweizer Alphorn, das skandinavische Lur, anzublasen lernte. Die Rufzeichen geschahen bald gleichzeitig von mehreren Seiten, von Männern und Frauen, jung und alt, von Chören tiefer und hoher Stimmen, so daß man notwendig auf die verschiedenen Arten der hierbei entstehenden Zusammenklänge aufmerksam wurde und solche bewußt zu erzeugen suchte. An diesem Punkt greift nun bei den Indogermanen die günstige Befähigung ein, an Zusammenklängen von einfachsten Schwingungsverhältnissen eine Verschmelzbarkeit höheren Grades zu bemerken und in dieser ein Gefühl der Beruhigung, Sättigung zu empfinden; — die Konsonanz von Oktave und Quinte wird gehört, usw. Welch ein Weg von diesem unbewußten Musizieren bis an jenen Wendepunkt, wo man das Bedürfnis fühlte, das Gesungene oder Gehörte zu fixieren, wie es besonders später in den Klöstern geübt wurde! Hier entstand und gedieh allmählich bis zu immer größerer Vollkommenheit besonders die Kirchenmusik, ward die im frühen Mittelalter so viel gepflegte „Sequenz" geboren, eine Art Hymnus, deren einige noch heute in der katholischen Kirche gesungen werden, wie das von Thomas von Aquino gedichtete „Lauda Sion salvatorem" und das „Stabat mater" Jacopones. Auch das geistliche Volkslied und die liturgischen Singspiele entstanden um diese Zeit. Dann lassen wir uns einführen in die Tonkunst auf Schlössern und Burgen (etwa 1150—1420), verfolgen die fahrenden Musiker der mittelhochdeutschen Blütezeit auf ihren Reisen und vertiefen uns in die Musik der höchst weltlichen Minnesänger, deren Kunst die Reaktion auf allzu weltflüchtige Lebensanschauung des mittelalterlichen Christentums war, ferner in die gesunde Kost der Trompeter und Pauker. Weiter führt uns der Weg in die Musik der deutschen Dörfer (1350—1550) (Entstehung des altdeutschen Volksliedes), in die mittelalterlichen Städte (1400—1520) zu den Musikantenzünften und Meistersingern und damit zur Mehrstimmigkeit (etwa bis zum Tode Maximilians I.). Dann setzt die Reformation ein, und wir lernen Luther als Tonsetzer kennen, verfolgen das Entstehen der protestantischen Liturgie und der Choräle und gelangen zum musikalischen Humanismus und zur Hausmusik des 16. Jahrhunderts. Endlich bekommen wir einen genauen Einblick in das Musikleben an den Fürstenhöfen, verfolgen die Herrschaft der Niederländer und der Meister der deutschen Renaissance (1517—1618), wo wir denn bei namhaften Tonsetzern, wie Arnold v. Bruck, Ludwig Senfl (einem Volksliedschöpfer ersten Ranges), vor allem Orlando di Lasso (dem Niederländer, der aber fast 40 Jahre in München lebte), Jakob Regnart (dem ein kühnes Sprengen der musikalischen

Digitized by Google

Gesetze Lebenselement war) und endlich dem großen Hans Leo Haßler anlangen. Von ihm sagt Moser: „Mehr als einer der bisher besprochenen Meister ist Haßler in seinem vielseitigen Schaffen durch hundert Fäden mit der nachfolgenden Zeit verbunden; und weit davon entfernt, nur noch als historische Größe Geltung zu besitzen, hat er allenthalben Saaten ausgestreut, an deren Ertrag noch wir Heutigen dankbar zehren"; wie Moser z. B. auch das Doppelquartett und das „Heilig" in Mendelssohns „Elias" sowie den Sylphenchor in Schumanns „Faust" für (durch Winterfelds Gabrielibuch, 1834, inspirierte) Studien im deutsch-venezianischen Haßler-Stil hält.

Wir sehen, wie die größten der Vor-Bachischen Meister mit ihrem Einfluß weit genug reichen, um auch heute noch mehr gewürdigt zu werden, als wir es am Anfang dieser Ausführungen zu beklagen für nötig fanden. Wieder für ihr Schaffen und das ihrer Vorgänger, auf deren Schultern sie standen, Interesse und Liebe geweckt zu haben, ist unstreitig ein Verdienst des Verfassers. Er hat damit auch der deutschen Sache in hohem Maße gedient, die auf allen Gebieten zu fördern in unsern Tagen ein besonders dankenswertes Unternehmen ist. Sein Buch dürfte als Gegenstück zu Scherers „Geschichte der deutschen Literatur", O. Schäfers „Deutscher Geschichte" und G. Dehios „Geschichte der deutschen Kunst" bald Eingang finden in das deutsche musikalische Haus und vor allem auch in die Schule, wohin es in erster Linie gehört.

Richard Wintzer

Die Söhne Herrn Johann Sebastians

„Wo bleiben alle die Bilder?" Die nachdenkliche Frage, die Wilhelm Raabe in einem seiner innigsten Bücher wiederholt aufwirft, drängt sich uns gleichfalls auf gegenüber dem rastlosen Schaffen unserer Tondichter. Wo bleiben alle die Bilder, die Lieder, Klavier- und Orchesterstücke, wo sind sie geblieben, die in den dreihundert Jahren, auf welche unsere Instrumentalmusik zurückblicken kann, tagaus tagein geschaffen worden sind?

Denn es ist doch eine verschwindend geringe Anzahl von Namen und Werken, die uns in den Konzertprogrammen der ausübenden Künstler begegnen, und auch das gebildete Dilettantentum kommt über eine gewisse Grenze, besonders zeitlich nach rückwärts, nur in den seltensten Fällen hinaus: man kennt von den Neuesten doch nur sehr wenig und von den Älteren und Ältesten so gut wie nichts.

Die Gründe, warum das so ist, sollen hier nicht erörtert werden, falsch aber wäre es, daraus zu schließen, daß all die zahllose vergessene Musik, namentlich wo es sich um solche aus alter Zeit handelt, darum bedeutungslos sein müsse. Dem widerspricht schon, daß ernste Künstler und Verleger von Zeit zu Zeit immer wieder aus der Vergangenheit neue Schätze hervorholen — für wen? Wo bleiben alle die Bilder?

Von solch vergessener, zu Unrecht vergessener Musik sollen diese Blätter erzählen; und zwar wird die Rede sein von dem erlauchten Namen Bach. Nicht vom Herrn Johann Sebastian — den kennt man allerorten oder glaubt ihn wenigstens zu kennen, und wenn's auch nur aus ein paar Präludien und Fugen des wohltemperierten Klaviers ist —, sondern von seinen Söhnen, von denen vier hier in Frage kommen.

Der älteste, Wilhelm Friedemann, wird manchem Leser aus dem Brachvogelschen Roman bekannt sein, aber nur aus diesem. Denn wir sind noch niemals jemandem begegnet, der dadurch angeregt worden wäre, sich nun auch einmal nach der Musik dieses Friedemann Bach umzutun, obzwar es schon an sich interessant genug sein müßte, zu sehen, wohin die Traditionen dieser Jahrhunderte alten Musikerdynastie schließlich geführt haben, nachdem ein Johann Sebastian die Welt mit seinem Ewigkeitsruhm erfüllt hatte.

Digitized by Google

Friedemann war der Liebling seines Vaters, der in ihm, dem begabtesten seiner Kinder, den Erben seines Geistes sehen mochte. Aber trotz seiner Genialität und hohen Bildung — er hatte Philosophie und Mathematik studiert und war musikalisch in der besten Schule der Welt zur Meisterschaft in Klavier, Orgel und Kontrapunkt entwickelt — schlug dieser Hallesche Bach, so genannt nach seiner Anstellung an einer Kirche zu Halle, ganz aus der Art. Jedoch so romantisch wie in dem oben erwähnten Roman hat sich sein Schicksal nicht gestaltet. Ohne den Fleiß und die Charakterstärke seines Vaters der Faulheit und Trunksucht verfallend, verkam er im Elend eines unsteten Wanderlebens, auf dem er sein Leben oft genug durch Aufspielen in Dorfschenken fristete, und starb 1784, ein bejammernswürdiger, zweiundsiebzigjähriger Greis, in völliger Armut und Entkräftung: im wahrsten Wortsinn ein verbummeltes Genie.

Der Grund seiner beklagenswerten Zerrüttung ist für uns nicht mehr erkennbar; die überromantische Liebesgeschichte in dem Roman von Brachvogel ist Erfindung des Dichters, und das Urteil Bitters („Die Söhne Sebastian Bachs"), Friedemann sei zugrunde gegangen in dem fruchtlosen Kampfe, „der aus dem törichten Festhalten an überlebten Kunstprinzipien gegen die notwendige Entwicklung der Bedingungen und Formen eines freien Kunststrebens entstehen mußte," ist ebenso dilettantisch töricht, wie sein Urteil über Richard Wagners Meistersinger unsinnig und gehässig ist. Denn einmal sind die „Kunstprinzipien" Johann Sebastians auch heut' noch nicht überlebt — es könnte sich da höchstens nur um die äußere Form handeln —, und zweitens hat Friedemann keineswegs in eigensinniger Verbohrtheit an ihnen festgehalten. Wenn er auch seinem großen Vater näher steht als seine Brüder, so zeigen doch die wenigen Werke, die von ihm gedruckt sind, einen auf der Basis freier kontrapunktischer Kunst durchaus individuellen Stil von unbedingter, oft herber Größe, eine melodische Erfindung von tiefer Innigkeit und das unverkennbare Streben nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Im Gegenteil sind gerade seine in den Formen des alten Stils geschaffenen Werke, seine Fugen, die schwächsten, und es ist bezeichnend, daß er für seine musikalisch außerordentlich wertvollen Polonaisen (Peters) keinen Verleger finden konnte, weil dem Publikum seine Musik wieder einmal zu „neu" war.

Und in der Tat weist Friedemann neben Zügen merkbarer Wesensverwandtschaft mit seinem großen Vater Feinheiten einer Rhythmik auf, die uns ganz modern anspricht, eine Eigenart der Motivbildung, die in der Vorliebe für Synkopierungen — auch in den langsamen Sätzen — so recht eine Spiegelung der Unrast seiner eigenen, stets ruhelosen Seele ist. Eine Anzahl seiner höchst anziehenden, wertvollen Sonaten und Fantasien hat Riemann bei Steingräber herausgegeben, desgleichen vier Klavierkonzerte, die, für ihre Zeit ganz außerordentliche Leistungen, in ihrer glänzenden Technik manchem vielgespielten Werke dieser Gattung viel späterer Zeit gleichwertig sind, an Tiefe des Gedankengehalts sie unzweifelhaft übertreffen.

Eine Oper mit Chören nach Art des griechischen Dramas soll unvollendet geblieben sein, auch von seinen Kantaten ist nichts bekannt geworden außer dem Vorspiel, der „Sinfonie" zu einer derselben, die A. Stradel für Klavier übertragen hat (Schuberth); sie bringt im Allegrosatze eine grandiose Fuge, deren Thema auf nichts Geringeres als das der Fuge des ersten Satzes von Beethovens letzter Sonate hindeutet.

Ein Werk von wuchtiger Größe ist auch das von M. v. Zadora (Simrock) für Klavier übertragene Orgelkonzert in D-Moll, das in der Literatur dieser Gattung einen hervorragenden Platz verdient. Angesichts solch genialer Schöpfungen wird man noch heute von tiefem Bedauern um den Unglücklichen erfaßt, der sich nicht zu mäßigen wußte, so daß ihm sein Leben wie sein Dichten zerrann — ein Stern, der versank, ehe ihm all sein Licht entstrahlte.

Ein freundlicheres Geschick ward Philipp Emanuel, dem dritten Sohne Bachs aus erster Ehe, der ursprünglich wohl für die Rechtslaufbahn bestimmt, sich nach beendeten juristischen Studien ganz der Musik zuwandte und 27 Jahre Kammerzimbalist Friedrichs des Großen war. Als aber nach dem Siebenjährigen Kriege infolge der unendlichen Arbeit und der Lähmung

Digitized by Google

seiner Finger durch die Gicht der große König mehr und mehr der Musikliebhaberei entsagte, erbat Bach seinen Abschied und ging 1767 nach Hamburg als Kirchenmusikdirektor, wo er, hochangesehen und unermüdlich tätig, 1788 starb, von der gesamten deutschen Musikwelt aufs tiefste betrauert.

Gar viel hat er in seinem langen Leben geschaffen, der fleißige Mann, an Tondichtungen aller Gattungen mit Ausnahme der Oper — wo sind sie alle geblieben? Mögen auch seine kirchlichen Werke uns heute veraltet erscheinen: für die Ausbildung der Klaviermusik, insonderheit der Sonate, hat Philipp Emanuel mehr als bloß historische Bedeutung. Indem er die Formen des kontrapunktischen Stils verließ und in die von Johann Stamitz und den Mannheimer Sinfonikern angebahnten Wege einlenkte, hat er, unter Vertiefung der von Frankreich (Couperin, Rameau) auch in Deutschland eingedrungenen „galanten" Schreibweise, Instrumentalwerke geschaffen, deren Anmut und Ursprünglichkeit uns heute noch entzückt wie die Bilder Watteaus uns auch heute noch entzücken: es ist die gleiche Zierlichkeit der Linienführung, die gleiche Wärme und Milde der Farbengebung, dieselbe Natürlichkeit und Frische des Inhalts. Wenn auch der Gegensatz der Themen in den Eckſätzen seiner Sonaten und Konzerte noch nicht so scharf hervortritt wie bei den späteren Meistern, und in ihnen noch nicht die innere Erregung pulsiert, die schließlich in der Sonate Beethovens geradezu dramatisch bewegtes Leben gewinnt, so sind sie immerhin bewegt und bedeutend genug, melodisch reizvoll und von unverwüstlicher Spielfreudigkeit, wenn sie Rondoform annehmen, um uns wirklich zu fesseln. Vollends im Adagio zeigt er seine ganze Meisterschaft. Hier begegnen wir manchem Stück von so seelenvollem Ausdruck, von so ergreifender Schönheit, wie wir ihn nur in den reifsten Werken Mozarts oder genauer in den Sonaten Beethovens zu vernehmen gewohnt sind. Jedenfalls erheben sich wenigstens die in der Auswahl von Hans von Bülow (Peters) und Riemann (Steingräber) enthaltenen Sonaten unbedingt über die Haydns, und zwar keineswegs bloß in den langsamen Sätzen. Von reizender Liebenswürdigkeit sind auch seine Rondos, in denen er das Thema im wechselnden Spiel der Form vom Improvisatorischen bis zur strengsten Kontrapunktik in jede nur mögliche Beleuchtung stellt, und die kleinere, Couperin nachgebildeten Charakterstückchen mit Personennamen aus seinem Verkehrskreis, gar zierliche Gebilde verschiedenster Stimmung, bald lyrisch, bald launig, immer unterhaltsam und rührend zugleich, gemäß seinem Ausspruch: „Mich deucht, die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren."

Alle diese Sachen würden auch heute noch gefallen und man würde sie gewiß gern spielen, wenn man sie nur kennen würde, zumal sie auch hinsichtlich der Erzielung eines singenden Anschlags außerordentlichen Unterrichtswert haben: ist doch sein 1753 erschienener „Versuch über die wahre Art, Klavier zu spielen mit Exempeln und 18 Probestücken in 6 Sonaten erleutert" die Grundlage geworden, auf der sich alle späteren Künstler gebildet haben. Unter seinen gleichfalls von Riemann (Steingräber) herausgegebenen Klavierkonzerten erhebt sich das wuchtige D-Moll-Konzert, geschrieben 1748, zu einer Höhe, die unverkennbar schon den kommenden Beethoven ahnen läßt. Von seinen einst im Simrockschen Verlage erschienenen „Geistlichen Gesängen" ist leider kein einziges Exemplar mehr daselbst vorhanden. Riemann bezeichnet sie allerdings als zopfig und trocken, wie die Mehrzahl der Blüten dieses Liederfrühlings der Berliner Schule, während Bitter (Die Söhne Sebastian Bachs) ihre große Innigkeit hervorhebt. Uneingeschränktestes Lob dagegen gebührt zwei Streichquartetten G-Dur und F-Dur (Beyer & Söhne) und dem großen G-Dur-Trio (Breitkopf & Härtel): Werke, die bei ihrer Aufführung stets einer freundlichen Aufnahme sicher sein können.

Der dritte der musikalisch reich begabten Söhne Bachs, Johann Gottfried Bernhard — nicht zu verwechseln mit Bachs Oheim Johann Bernhard, von dem eine Fuge bei Steingräber erschienen ist — kommt hier nicht in Frage. Er starb schon mit 24 Jahren und hat wohl kaum etwas Nennenswertes hinterlassen. Auch von dem 1732 geborenen Johann Christoph

Digitized by Google

Friedrich, dem Bückeburger Bach, von dem, wie von seinem gleich zu erwähnenden Bruder Johann Christian, die phantasiereiche Erzählerin musikalischer Märchen, die heute auch bereits vergessene Elise Polko, ein liebenswürdiges Geschichtchen zu erzählen weiß, ist nur (bei Steingräber) ein kleines, aber sehr zierliches und feines Variationswerk gedruckt, das so ziemlich das gleiche Thema behandelt wie Haydn im Andante der Sinfonie mit dem Paukenschlag, und in der bei Litolff erschienenen Sammlung „Klaviermusik aus alter Zeit" ein freundliches Rondo.

Weitaus bedeutender ist der auch von Mozart hochgeschätzte Johann Christian, der Londoner Bach, geb. 1735. Von seinem Bruder Philipp Emanuel ausgebildet, war er in jungen Jahren, der uralten Sehnsucht der germanischen Seele nach dem sonnigen Süden folgend, nach Italien gezogen, hatte unter Padre Martini Kontrapunktstudien gemacht und war nach Übertritt zum Katholizismus Domorganist zu Mailand geworden. Durch einige Opern und Kirchenmusiken hochberühmt, wandte er sich 1760 nach London, wo er gleich mit seiner ersten neuen Oper „Orione" großen Erfolg hatte und Musikmeister der Königin wurde. Noch weiter festigte er seine künstlerische Stellung durch Einrichtung von Subskriptionskonzerten, die bald Weltruf erlangten.

Dieser Bach ist eine merkwürdige Erscheinung. Er war ein außerordentlich fleißiger Arbeiter, der unendlich viel geschrieben hat und dessen Musik sehr beliebt gewesen ist. Aber so viel Geld er verdiente — man hat sein jährliches Einkommen auf 10 000 Reichstaler geschätzt —, so gut wußte es der elegante Lebemann wieder auszugeben. „Mein Bruder lebt nur, um zu komponieren, ich komponiere, um zu leben", hat er einmal mit humorvoller Selbstironie gesagt. Und zu leben muß er verstanden haben, denn seine glänzenden Einnahmen hinderten ihn nicht, eine Schuldenlast von 30 000 Talern zu hinterlassen, so daß nur eine königliche Pension seine Witwe, die einst hochberühmte Sängerin Cäcilia Grassi, vor Not schützte.

Gleichwohl ist die allerdings naheliegende Vermutung Bitters, seine Musik sei nur leichte Modeware gewesen, unhaltbar. Sie geht hauptsächlich auf eine Briefstelle zurück, worin er auf den Vorwurf Philipp Emanuels: „Werde kein Kind!" mit Humor antwortet: „Ich muß stammeln, damit mich die Kinder verstehen." Gewiß ist manches Mittelmäßige darunter gewesen, aber wenn ein Mozart bekennt, viel von ihm gelernt zu haben, dann muß er unbedingt ein gediegener Musiker gewesen sein. Und das bekunden auch die von ihm in Druck vorliegenden Arbeiten: zwei sehr gehaltvolle Sonaten, in der zweiten eine kraftvolle, glänzende Fuge (in der Sammlung „Klaviermusik aus alter Zeit", Verlag Litolff) und ein paar reizende Klavierkonzerte von geradezu mozartischer Lieblichkeit. Offenbar also ist auch dieser „Bach" nicht im Sande modischer Flachheit verlaufen.

Fassen wir das Ergebnis dieser musikalisch-genealogischen Skizze zusammen — oder besser: will der musikbeflissene Leser dieser Blätter nun selbst einmal den Versuch mit dieser alten Kunst wagen, so wird er leichtlich sich selbst überzeugen, daß die Söhne des großen Meisters, wenn auch nicht die Form, so doch die künstlerische Tradition, d. i. die Verwirklichung wahrhafter Ideale in Treuen gewahrt haben als echte Sprößlinge eines Adelsgeschlechts im höchsten Wortsinne, würdig des erlauchten Namens. Er wird dann sicher manche genußreiche, stimmungsvolle Stunde bei diesen alten Meistern verleben und finden, daß es doch zuweilen recht lohnend ist, mit dem alten Wilhelm Raabe zu fragen: Wo bleiben alle die Bilder?

Dr. Hermann Seliger

Digitized by Google

Timmers Tagebuch

Der russische Käfig · Zerstörte Illusionen
Die Partei über alles! · Macht verpflichtet
Der Schrei nach Erlösung

Die Weltgeschichte hat sich wahrlich einen ihrer schlechtesten Witze geleistet, als sie den Kanzler Bethmann in seines Herzens Einfalt zum Vater des Bolschewismus machte, ihn, der Wladimir Lenin im plombierten Eisenbahnzuge ins feindliche Rußland sandte, damit er es von innen heraus unterhöhle. Mehr als zweieinhalb Jahre sind seit der Errichtung der Sowjetherrschaft verflossen, und in diesen zweieinhalb Jahren ist Rußland wie durch eine Nebelwand von dem übrigen Europa getrennt gewesen. Tausend und aber tausend Augen haben teils schaudernd und bangend, teils voll fanatischer Hoffnung nach dem Osten gestarrt, nach jener Nebelwand, hinter der sich Dinge vollzogen, von denen wir nur wie beim flackernden Widerschein eines in der Ferne wütenden Brandes die ungewissesten Vorstellungen zu hegen vermochten. Etwas Gewaltiges vollzog sich, ein Umwälzungsprozeß, von dessen Erfolg oder Mißlingen mehr oder minder auch das Schicksal der übrigen europäischen Staaten abhängen mußte. Die Kunde, die darüber zu uns drang, war spärlich, unsicher und je nach der Quelle tendenziöser Fälschung verdächtig. Tibet, das noch immer einen weißen Fleck auf der Landkarte bildet, Zentralafrika und die Eisregion des Nordpols boten der Erforschung nicht schlimmere Widerstände und Gefahren als eine Expedition in das Innere des bolschewistischen Rußlands sie den Nichtakkreditierten in den Weg legte. Jetzt endlich beginnt sich langsam der Nebel zu zerteilen, der über zweieinhalbjährigem Geschehen lag, und das Dunkel zu lichten, das die russischen Vorgänge für den Außenstehenden verhüllte. Auf der Reichskonferenz der Unabhängigen ist zum ersten Male von deutschen Arbeiterführern selbst der Öffentlichkeit reiner Wein eingeschenkt worden über den Stand der bolschewistischen Bewegung in Rußland. An der Hand dieser unzweifelbar wahrheitsgetreuen Berichte kann man sich endlich ein klares Bild machen von dem, was Lenin gewollt und was er erreicht hat.

Es ist bezeichnend, daß Lenin wie überhaupt fast alle geistigen Führer des Bolschewismus nicht dem Arbeiterstande entstammt, sondern der Intelligenz. In ihm, dem Sproß einer altadeligen russischen Beamtenfamilie, „dem klein gewachsenen Mann mit dem lächelnd nüchternen, beredten Munde, die Hände in

Digitized by Google

den Hosentaschen, die listigen Augen in die Ferne gerichtet, dem Tamerlan des neuen Weltgerichts", wie A. Paquet ihn schildert, verkörpert sich die stärkste Persönlichkeit der jetzigen russischen Machthaber. Ihm bedeutet die Idee alles. Nicht das Herz, sondern das Hirn bestimmt sein Handeln. Volk, Proletariat, Masse sind ihm abstrakte Begriffe, der Versuchsstoff, an dem er die Richtigkeit seiner ergrübelten Formeln beweisen will. „Er experimentiert an dem russischen Volke wie der Chemiker in seinem Laboratorium", schrieb Gorki, bevor er selbst zum Bolschewismus überschwenkte. „Nur daß der Chemiker an der toten Materie arbeitet, diese Arbeit aber zu Ergebnissen führt, die dem Leben dienen, Lenin dagegen am lebenden Stoff arbeitet und die Revolution in den Tod treibt. Er kennt die Volksmassen nicht, hat nie unter dem Volke gelebt; er weiß nur aus Büchern, wie man die Masse zum Aufbäumen bringt, wie man am leichtesten ihre Instinkte entfesselt. Die Arbeiterklasse ist ihm nichts anderes, als dem Metallarbeiter das Erz. Kann man unter den vorhandenen Bedingungen aus diesem Erz einen sozialistischen Staat gießen? Allem Anschein nach nicht. Aber warum soll man es nicht versuchen?" Lenin *hat* den Versuch unternommen, gewissenskalt, rücksichtslos genau nach dem Rezept, das er sich aus dem Marxismus, wie er ihn auffaßt, zusammengestellt hat. Was ihm als letztes Ergebnis seines Riesenexperimentes am russischen Volkskörper vorschwebte, hat er in seiner Schrift „Staat und Revolution" kurz folgendermaßen umrissen: „Wir verfolgen als *Endziel* die Beseitigung des Staates, d. h. einer jeden organisierten und systematischen Gewalt, jeder Vergewaltigung des Menschen überhaupt. Wir erwarten keine solche Gesellschaftsordnung, bei der das Prinzip der Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit mißachtet werden sollte. Aber zum Sozialismus strebend sind wir überzeugt, daß er zum Kommunismus hinüberwachsen muß, und im Zusammenhang damit *jede Notwendigkeit einer Vergewaltigung des Menschen* überhaupt, einer Unterordnung des Menschen unter den andern, *wird verschwinden müssen*, denn die Menschen werden sich gewöhnen, die elementaren Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens *ohne* Vergewaltigung und *ohne* Unterordnung inne zu halten." Hier tritt das, was man nicht ganz zu Unrecht den religiösen, den sektirerhaften Zug im Bolschewismus genannt hat, klar zutage: Die Umbiegung der durcheinander und gegeneinander wirkenden egoistischen Ziele der einzelnen in Richtung auf eine festformulierte Glückseligkeit. Zu ihr — und das gibt dem Bolschewismus den für „bürgerliche" Ohren so schaurigen Klang — will der Heilsbringer Lenin die Menschheit nicht leiten auf dem Wege der Versöhnlichkeit, sondern *durch Gewalt*, durch eiserne Gewalt, durch eine Gewalt, die kein Erbarmen mit ihren Feinden (und das sind alle Andersgesinnten, Nichtgläubigen) kennt. „*Diktatur der Arbeiterklasse*", so kennzeichnet Bucharin diese erste Phase des kommunistischen Programms, „bedeutet die Regierungsgewalt der Arbeiterklasse, welche die Bourgeoisie und die Grundbesitzer erstickt. Diese Arbeiterregierung kann nur aus der sozialistischen Revolution der Arbeiterklasse hervorgehen, der Revolution, die den bürgerlichen Staat und die bürgerliche Regierung zerstört und auf ihren Trümmern eine neue Macht errichtet — *die Macht des Proletariats selbst* — —"

Digitized by Google

Stimmt nun die Wirklichkeit überein mit der Kennzeichnung, die hier dem ersten Stadium des großen Umgestaltungsprozesses gegeben wird? Wir sind heute berechtigt, darauf mit einem glatten Nein zu antworten. Nein, es ist anders gekommen als Lenin es beabsichtigt hat, und alle geschickten Sophismen des fuchsschlauen Verschwörers vermögen nicht über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß sein Versuch bereits in diesem, dem ersten Abschnitt, ein Fiasko erlitten hat. Lassen wir aus dem Bericht, den der Unabhängige Dittmann auf der Reichskonferenz der U. S. P. D. auf Grund persönlicher Beobachtungen und eines unbestrittenen Tatsachenmaterials über den gegenwärtigen Zustand Rußlands erstattet hat, alles Beiwerk weg, verzichten wir auf die Schilderung vom Elend des Verkehrs, vom Niedergang der Wirtschaft, von den trüben Erfahrungen deutscher Fabrikarbeiter unter ihren russischen Brüdern — nehmen wir das alles hin als Merkmale radikalistischer „Kinderkrankheiten", so schält sich als das Wesentliche, als der eigentliche Kern der Sache dies heraus: „Nur auf der Grundlage der Passivität und Kulturlosigkeit der russischen Volksmasse in Stadt und Land konnte die bolschewistische Diktatur errichtet werden. Die Bolschewiki, die sich jetzt ‚Kommunisten' nennen, betrachten sich als die ‚Vorhut des Proletariats', als seinen Vormund, der es erst zur Mündigkeit erziehen müsse. Sie wollen nunmehr den Sozialismus von obenher verwirklichen, durch die Diktatur, nachdem seine Durchsetzung von unten her, auf demokratischem Wege, mißglückt ist. Der Machtapparat, dessen sie sich dabei bedienen, besteht aus der neuen Sowjetbureaukratie und der roten Armee. Beide werden wiederum beherrscht von der Partei, die sie durchsetzt und mit ihrem Geiste zu erfüllen sucht und zur Sicherung seiner Diktatur eine straffe militärische Organisation der Partei durchgesetzt hat. So beherrschen die Führer der Partei, Lenin, Trotzky, Sinowjew, Radek, Bucharin u. a. diktatorisch die Kommunistische Partei, durch die Partei das Proletariat, durch das Proletariat die Bauernmasse und somit die Gesamtbevölkerung Rußlands. — — — Die allgemeine Wehrpflicht ist wieder eingeführt, Deserteure werden erschossen. Ebenso ist das Wirtschaftsleben militarisiert, Arbeiter und Angestellte dürfen nicht streiken, sonst werden sie als ‚Deserteure der Arbeitsfront' in Konzentrationslagern zur Arbeit gezwungen. Für Frauen besteht die Arbeitspflicht vom 18. bis zum 40., für Männer vom 18. bis zum 50. Lebensjahre. In den Betrieben ist die Herrschaft der Betriebsräte längst beseitigt. Der Betrieb untersteht einer Verwaltung, die von oben eingesetzt wird. Das gleiche gilt von den Gewerkschaften. Alle Arbeiter eines Betriebes sind zwangsweise Gewerkschaftsmitglieder, die Beiträge werden vom Lohn abgezogen... Nach der letzten offiziellen Statistik des Zentralkomitees der Partei waren von den 604 000 Mitgliedern, die sie in ganz Rußland zählt, nur noch 70 000, d. h. 11 v. H., als Arbeiter tätig! Von den übrigen 89 v. H. der Mitglieder sind tätig: 36 000 (6 v. H.) als Parteibeamte, 12 000 (2 v. H.) als Gewerkschafts- und Genossenschaftsbeamte, 162000 (27 v. H.) als Militärbeamte und Soldaten, 318 000 (53 v. H.) als Staats- und Munizipalbeamte, und 6000 (1 v. H.) als Handlungsgehilfen. Die ganze Partei verwandelt sich also allmählich in ein Heer von Bureaukraten, die mit ihrer Existenz

Digitized by Google

unmittelbar an der Aufrechterhaltung der Diktatur interessiert sind. Man spricht bereits von einer neuen ‚Sowjet-Bourgeoisie'. In Moskau zählt man kaum 100 000 Arbeiter, aber 230 000 Sowjetbeamte und -beamtinnen aller Grade. Es geht dabei ähnlich wie bei unseren Kriegsgesellschaften."

Sieht so die Diktatur des Proletariats aus? Was hier von einem selbst höchst radikal gesinnten Arbeiterführer geschildert wird, das ist die Diktatur schlechthin, das ist das uralte System, mit dem man seit grauen Zeiten die ungebärdige Masse bändigt und das man ganz nach Belieben Autokratie, Oligarchie oder ähnlich benennen mag. Davon, daß die Gesamtheit des Proletariats Herrscher, Subjekt der Revolution sein soll, ist keine Rede mehr. Das Proletariat ist genau so zum Objekt kommunistischer Regierungsgewalt gemacht worden, wie der verhaßte „Bourgeois", und der Umstand, daß man den einen ausrotten, den andern bekehren will, ändert nicht das geringste am Tatbestande. So oder so — jeder Einsichtige wird der „Voss. Ztg." recht geben, wenn sie feststellt: „Das Proletariat bleibt geknechtet. Nach wie vor haut der Säbel und schießt die Flinte auf den Unbotmäßigen. Für den von solchen Agitatoren Umworbenen entsteht die bange Frage: Werde ich Diktator oder Diktatierter? Werde ich hauen oder gehauen?" Die Erkenntnis, die sich nach 2½ Jahren schonungslosen Experimentierens den kommunistischen Schwarzkünstlern darbietet, läuft darauf hinaus, „daß man den Kommunismus nur aus dem Menschenmaterial bauen kann, das der Kapitalismus geschaffen hat; man kann die bürgerliche Intelligenz nicht vernichten, man muß sie besiegen, ummodeln, umbauen, neu erziehen — wie man in langem Kampf auf dem Boden der Diktatur des Proletariats auch das Proletariat selbst neu erziehen muß, das sich von seinen eigenen kleinbürgerlichen Vorurteilen nicht mit einem Male, nicht durch ein Wunder, nicht durch Eingebung der Gottesmutter, nicht auf Befehl einer Losung, einer Resolution, eines Dekrets befreien kann". So verschleiert Lenin den Wechsel seiner Methode. Aber sollte er, der weitaus Überragendste unter den bolschewistischen Machthabern, nicht selbst bereits im tiefsten Innern spüren, daß das Werkzeug der Gewalt, das er sich geschaffen hat und das dem des zaristischen Regimes verzweifelt ähnlich sieht, sich in dem Augenblicke gegen ihn, den Schöpfer, wenden wird, in dem er es beiseite tun möchte? Hofft er wirklich, jemals wieder über die Formen der Erstarrung hinauszukommen, die seine Schöpfung schon jetzt, im ersten Stadium, offensichtlich angenommen hat? Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, hat der Bolschewismus bereits da das Ende seiner Entwickelung erreicht, wo er seinen programmistischen Kundgebungen nach erst am Anfange stehen sollte. „Lenins Gedankenschema nach", so faßt die „Post" summarisch zusammen, „muß aus dem bürgerlichen Kapitalismus der proletarische Kommunismus geboren werden. Die Geburt ist unvorhergesehen schwer. So greift der ‚Alleinwisser' und ‚Alleinkönner' Lenin zu anderen Geburtsmitteln. Aber die Stunde der Geburt der Weltrevolution flüchtet in die Nebel der Zukunft. Unbestreitbar ist heute nur eines: Die Bolschewiki sind in einen circulus vitiosus geraten, in dem sie kreisen müssen, ohne einen Ausweg finden zu können. Sobald man alle Lebensäußerungen mit der Gleichheitsmaschine en gros und en détail nivelliert, d. h. konsequent kommunisiert, stockt

Digitized by Google

die Wirtschaft. Wenn man nun, um die Wirtschaft wieder auf die Beine zu stellen, Prämien und Privilegien einführt, so erhebt der ‚verdammte' bürgerliche Kapitalismus aufs neue sein Hydrahaupt unter Bauern und Arbeitern und erzeugt den Kapitalismus und die Bourgeoisie unausgesetzt, täglich, stündlich, elementar und im Massenmaßstab."

Die Hohen Herren von Versailles mühen sich, die Welt nach ihren Wünschen zu gestalten, und sie verfahren dabei nach jahrhundertalter Überlieferung. Lenin und die Seinen versuchen das gleiche mit anscheinend neuen Mitteln. Aber die kapitalistische Rettung, der Völkerbund, hat ebenso grausam versagt wie das Experiment, den Verein der „Raubstaaten" zu ersetzen durch eine Herrschaft des geeinigten, internationalen Proletariats. Tand, Tand ist das Gebilde der Menschenhand! Über die beiden in gigantischem Kampfe verstrickten Machtgruppen schreitet die Weltgeschichte, der sie als unbewußte Werkzeuge einer höheren Intelligenz dienen, mit unbekümmerten, ehernen Schritten hinweg und formt ein Drittes, ein Anderes, von dem wir heute noch nicht einmal die fernen, dämmernden Umrisse zu unterscheiden vermögen.

* * *

Man könnte sich versucht fühlen, angesichts der Dittmannschen Enthüllungen von einer beginnenden Geistesdämmerung in den Reihen des Proletariats zu sprechen, wenn diese Offenherzigkeiten dem reinen Trieb zur Wahrheit entsprungen wären. Aber das sind sie nicht. Was den Leuten der „Freiheit" den Mund geöffnet hat, das ist die Angst, die schlotternde Angst um den Bestand der Partei. Der Moskauer Papst verlangt die bedingungslose Unterwerfung unter die einundzwanzig Glaubenssätze der dritten Internationale. Eine solche Unterwerfung aber würde das Ende der Unabhängigen, ihr völliges Aufgehen in der kommunistischen Partei, und vor allem den Sturz aller bisherigen unabhängigen Parteigrößen bedeuten. Kein Wunder, daß die Gänse des Kapitols ihr Geschrei erheben. Da bricht die heilige Lohe der Empörung aus Luise Zietzens leidenschaftlicher Seele: „Wir unterwerfen uns keinem Diktat, woher es auch kommen mag ... Was wir am Militarismus am tiefsten haßten, daß er die Persönlichkeit knechtete und zu bedingungslosem Gehorsam zwang, das soll nun der Anschluß an Moskau für Männer und Frauen bringen." Und von denselben Lippen, die so oft und begeistert das Lob der russischen Sowjets gesungen haben, gellt der hysterische Schrei: „Wir gehen nicht in die Sklaverei!" Mit der gleichen Emphase erhebt der braunschweigische Ministerpräsident Sepp Örter seine Stimme: „Die Arbeiterklasse Deutschlands darf sich nicht in den russischen Stiefel bei ihrem Befreiungskampf zwängen lassen. Der schmeckt zu sehr nach Zarismus. Und ich lecke den russischen Stiefel nicht — auch nicht, wenn der Fuß eines Lenin oder Trotzki darin steckt." Kann man's dem „Vorwärts", der so manchen bitteren Vorwurf revolutionärer Unzulänglichkeit hat einstecken müssen, verdenken, wenn er den Eifer bespöttelt, mit dem sich gerade die Leute gegen die Spaltung ihrer Partei wenden, „welche die alte Sozialdemokratie mit dem selben Leichtsinn gespalten haben"? Denn in der Tat sie selbst, die unabhängigen Führer, sind es ja gewesen, die aus partei-

Digitized by Google

egoistischen Gründen in der deutschen Arbeiterschaft die Illusion erweckt haben, die sie jetzt — und zwar wieder aus parteiegoistischen Gründen — grausam zu zerstören genötigt sind. Aber die Psychologie der Masse ist so geartet, daß es ein bei weitem leichteres Unternehmen ist, eine Illusion in sie hineinzupflanzen, als die einmal verwurzelte Wahnvorstellung gewaltsam wieder herauszureißen. Das Massengehirn gibt so leicht kein Paradies wieder her, an das es sein Begehren gehängt hat. Die Enttäuschung, so lehrt die seelische Gesetzmäßigkeit, wirkt nicht auf die Vernunft, sondern auf das Gefühl der Enttäuschten, und dieses wendet sich folgerichtig gegen die Führer, die sich als Ver—führer entpuppen. So schnell sich die Reihen einer Partei durch das Lockmittel einer schillernden Illusion füllen lassen, so schnell vollzieht sich das Abströmen der Genarrten, sobald diese Illusion ins Schwanken gerät. Der triviale Satz von der Welt, die getäuscht werden will, erweist sich auch in diesem Falle wieder einmal stärker als alle Sentenzen der Aufklätung, des Entnebelns, der Belehrung. Tauben Ohren predigt heute noch, wer den Sowjetgläubigen ihre Dogmenfestigkeit zu erschüttern sucht. Vereinzelte Weckrufe wie diejenigen Dittmanns und seines Anhanges werden die politischen Schlafwandler längst noch nicht ihren Traumgespinsten vom Himmelreich, das nahe herbeigekommen ist, entreißen. Ausgerechnet vom Vertreter der Sowjetregierung in Berlin, Wigdor Kopp, mußte der bezeichnende Ausspruch fallen, daß unter den deutschen Arbeitern geradezu eine Psychose herrsche. Er hat recht. Wirklich es ist so. Da sind lange Reden gehalten worden über das körperliche und seelische Leiden, das 120 ausgewanderte deutsche Industriearbeiter in der Maschinenbauanstalt in Kolomna bei Moskau zu erdulden haben, wo sie chinesischen Kulis gleichgeachtet werden. Und schon sind dessen unbeschadet wiederum 600 Illusionisten bereit zum Abtransport in das gelobte Land des reinen Kommunismus.

Darum: es wäre eine bedenkliche Täuschung, wollte man allzu große Hoffnungen knüpfen an die aufklärende Wirkung der unabhängigen Wahrheitsberichte, die nur die Not des Augenblickes hervorgepreßt hat. Noch gibt es genug Leute in Deutschland — ehrliche Fanatiker, machtlüsterne Abenteurer, verbohrte Theoretiker —, die keinerlei Bedenken tragen würden, das am russischen Versuchskarnickel gescheiterte Gesellschaftsprinzip mit pedantischer Genauigkeit am noch untaugligeren Objekt Deutschland zu wiederholen. Und wahrhaftig: es wäre nicht das erstemal, daß der Doktrinarismus, die alte Erbsünde der Deutschen, uns zum Narren Europas machte!

* * *

Die Partei über alles — nach diesem Grundsatz hat die U.S.P.D. ihre Politik gestaltet, die sie in eine so arge Zwickmühle geführt hat. Aber welche von den übrigen Parteien darf es gerechterweise wagen, den ersten Stein zu werfen? Hand aufs Herz: ist dies, das Prinzip der Partei als Selbstzweck, nicht dasjenige Merkmal, das unserem gesamten politischen Leben die bezeichnende Note gibt und zugleich die Erklärung bietet für den schauerlichen Tiefstand und die verzweifelte geistige Stagnation unseres politischen Daseins überhaupt? Die Partei

Digitized by Google

über alles! Erst sie und dann in weitem, weitem Abstand Volk, Staat, Vaterland. „Seit 1848 führt", so ließ sich Kurt Breysig in seinem 1912 erschienenen Buche „Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen" vernehmen, „in Hinsicht auf die geistige Schöpferkraft die Linie unseres Parlamentarismus stetig talwärts. In der Frankfurter Versammlung ist noch der Geist der Nation am Werke, Bennigsen, Windthorst, Richter bedeuten schon eine wesentliche Vergröberung, aber auch ihnen stehen die heute amtierenden Nachfahren um vieles nach. Die Staatskunst, einst eine Sache der ersten Köpfe unseres Volkes, ist heute ein dürres Handwerk geworden, das berufsmäßig ausgeübt wird. Bismarck hat immer wieder gegen die Berufspolitiker geeifert: wirkliche Sachverständige sind sie im Grunde den Beamten gegenüber in keinem Ding. Wohl aber bringen sie dem Gemeinwesen sehr leicht Schaden insofern, als sie aus dem aufgeregten Hin und Her der Stellungnahme der Parteien, aus der unnützen Aufbauschung all dieser Tagespolitik, aus der Taktik, der Mechanik des Parlaments ein Geschäft machen. Kann man sich verwundern, daß man von den Reden mancher von diesen Männern, die man seit Jahren am Werke sieht, die drei, vier Gedanken, die sie haben, hin und her zu wenden, den ganzen Inhalt im voraus weiß, wenn man die erste Zeile gelesen hat, und daß man von gewissen den Eindruck hat, daß eine buddhistische Gebetstrommel ein willkürliches und schöpferisches Wesen ist, mit diesen Rede- und Meinungsautomaten verglichen!" Ist es, seitdem dies niedergeschrieben wurde, besser geworden? Besser nicht, sondern um vieles schlimmer! Die ganze Lächerlichkeit des Revolutionsgebarens kommt durch die Einführung der Listenwahl ergreifend zum Ausdruck. Sie erst hat die unumschränkte Macht des Parteibonzentums befestigt. Ihr erst verdanken wir es, daß durch das engmaschige Sieb nichts mehr mit durchrutscht, was nicht vorher in der Mühle der Partei zu Pulver gemahlen ist. Wehe dem Angehörigen einer Partei, der auch nur um eines Fingers Breite abzuweichen wagte von dem engbegrenzten Wege, den die Unfehlbarkeitslehre seiner Partei ihm vorschreibt. Gerade die Aufrechten, Charaktervollen, die wenigen, die sich ein etwas weiteres Blickfeld gewahrt haben, sind der Verfemung am meisten ausgesetzt — mögen sie Posadowsky, Noske oder sonstwie heißen. Sämtliche Parteien sind in die Nationalversammlung mit neuen Namen eingezogen. Aber hat wirklich eine einzige von ihnen mit dem Wechsel der äußeren Gewandung den alten Adam ausgezogen? „Wie können überhaupt dieselben Parteien" — der Gesandte von Scholler-Steinwartz wirft in der „Deutschen Revue" diese nur allzu berechtigte Frage auf —, „die fünfzig Jahre lang auf Kritik eingestellt waren, gegeneinander und gegen eine ihnen gegenüberstehende Regierung, plötzlich ein schöpferisches, allein handelndes, selbst regierendes Parlament bilden? Die Weltanschauungsetikette, die sie sich zum Teil aufgeklebt haben, deckt nicht den Mangel wirklicher politischer Orientierung und großer gemeinsamer politischer Ziele. Wir können unsere alten Parteien nicht in den Schmelztiegel werfen; manches Gute an Geist würde dabei verdampfen. Aber der Verschiedenheit der Anschauungen über die Wege könnten bei einer Gemeinsamkeit des Ziels zwei große Gruppen gerecht werden, deren Schöpfung auch der Mechanik des Parlamentarismus ebenso zugute käme, wie der Ökonomie der

Digitized by Google

politischen Kräfte der Nation. Denn bisher standen die Kräfte der Parteien öfters in einem Subtraktionsverhältnis als einem Additionsverhältnis, indem drei Viertel davon im Kampf gegeneinander aufgebraucht wurden. Mögen innerhalb dieser Gruppen Schattierungen bestehen und reges geistiges Leben auch zu scharfem Wetteifer führen: das gemeinsame Ziel, das gemeinsame Denken muß überwiegen. Mögen die beiden Parteien der Zukunft liberal und demokratisch, weiß und rot, föderalistisch und unitarisch oder sonstwie heißen: ihr Programm darf nicht so im einzelnen vorbestimmt sein, daß der Führer wie der Anhänger bei jeder neuen politischen Frage nur in dem Parteihandbuch nachzusehen braucht, wie er zu denken hat. In England und Amerika, wo der Parteidualismus seit mehr als hundert Jahren das Parlament beherrscht und stark gemacht hat, sind vielfach die Parteiprinzipien ineinander übergeflossen und die Parteien bilden nur die Rahmen, in die sich die Anhänger der verschiedenen Lösungen bei jeder großen politischen Frage einfügen können. So soll ein ständiges Werben um die Stimmen der Einsichtigen die Parteien lebendig erhalten; aber nicht durch das Schlechtmachen des Gegners sollen die Stimmen gewonnen werden, sondern durch die Kraft der eigenen Ziele."

Freilich, bis jetzt geht es mit Volldampf in direkt entgegengesetzter Richtung dem politischen Beutesystem amerikanischen Musters zu. Welche Parteien auch immer ans Ruder gelangen, ihr erstes, ihr leidenschaftlichstes Interesse ist darauf eingestellt, Pfründe zu erschließen, Futterkrippen herzurichten für die Eingeschworenen, die Zuverlässigen, die vom Bau und von der Couleur. Und — wie sollt' es anders sein — bei dieser Jagd nach Ämtern und Domänen gebärden sich diejenigen am schäbigsten, die den Sozialismus am lautesten im Munde führen. Vom Ministerposten abwärts vollzieht sich diese Entwicklung, der die Ausschaltung aller sachlichen Gesichtspunkte als oberstes Gesetz zugrunde liegt, bis herunter zu den Kommunen. Das dank der bürgerlichen Dösigkeit (50% Wahlbeteiligung!) knallrote Berlin geht voran, und die andern Kommunen folgen nach. Stück für Stück gelangen die kuruli schen Sitze zum Preise von 25 000—30 000 Mark zur Verteilung. Für das „soziale" Empfinden dieses neudeutschen Klüngels ist, um nur mit einem Beispiel aufzuwarten, ein Vorfall in der Berliner Schwesterstadt Wilmersdorf bezeichnend, wo von den mit Hilfe von Staatszuschüssen erbauten, vornehmlich für Kriegsverletzte und Flüchtlinge bestimmten Siedlingshäusern fast ein Drittel „notleidenden" sozialdemokratischen Stadtvätern zugeschoben wurde. So fällt allmählich unser ganzes öffentliches Leben der Molochgefräßigkeit des Parteiunwesens zum Opfer, und der kaiserliche Ausspruch von 1914 kann auf den heutigen Zustand im gerade umgekehrten Sinne angewandt werden: „Ich kenne keine Deutschen mehr, ich kenne nur noch Parteien!"

* * *

Verfallserscheinungen? Zweifelsohne. Aber das Entscheidende an diesem Sachverhalt liegt in dem Kriterium, ob wir es mit einem dauernden oder einem vorübergehenden Zustand zu tun haben werden. Und da erscheint es doch am Platze, nicht aller Hoffnung die Tore zu schließen. Es hat sich in der Geschichte

Digitized by Google

gezeigt, daß der blindwütig tobende Egoismus verhältnismäßig am schnellsten abwirtschaftet mit der Naturnotwendigkeit, die den allzu straff gespannten Bogen auf dem höchsten Grade seiner Ausdehnung zerspringen läßt. Der gewissermaßen affektlose, mehr dem Gehirn als dem Gefühl entspringende, schleichende Egoismus, der langsam von den Herzen Besitz ergreift, ist bei weitem der gefährlichere. Die deutsche Vergangenheit weist mehr als eine Periode schmählichen Niederganges auf, aus der es noch immer ein Emportauchen gegeben hat. Selbst auf dem Gipfel stolzester Machtfülle hat es uns nicht ganz an Begleiterscheinungen moralischer Zügellosigkeit gefehlt. Man denke an die Gründerzeit nach 70 und wie schnell sie abgeschnurrt ist, sie, die den Sekt der Besiegten in Weißbiergläser sprudeln ließ. Es besteht wenig Aussicht, ein in Verwirrung geratenes Volksgemüt lediglich durch Unkenrufe wieder in die richtige Gleichgewichtslage zurückzubringen, ebensowenig wie der verlöschende Mut eines mit blutigen Füßen auf schmalem Grat dahintaumelnden Menschen dadurch gehoben wird, daß man ihm ohne Unterlaß alle Schrecken des Absturzes vor Augen malt. So schwach sie leuchten, so dünn gesät sie sind, doch fehlen nicht ganz die Sterne in dieser schwarzen Schicksalsnacht, durch die wir uns starren Blicks, zerrissenen Herzens, hungernd und qualgepeitscht vorwärtstappen. Selbst in der Arbeiterschaft, deren Aschenbrödeldemut von ehedem nur zu schnell in Herrschaftsdünkel und Hochfahrenheit umgeschlagen ist, sind trotz alledem, wie Hans Siegfried Weber im „Tag“ feststellt, gewaltige Regungen des nationalen Willens und des unbedingten Einstehens für das Gesamtwohl erkennbar. Und kein Geringerer als der langjährige freikonservative Abgeordnete Landrat v. Dewitz hat in einem bedeutungsvollen Aufsatz „Wandlungen“ in demselben Blatte bemerkenswerte, auch für den Zweifler überzeugende Vorgänge des nationalen Wollens der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gezeichnet: Die Einmütigkeit der Eisenbahner in dem Willen, die Grenzen des Heimatlandes zu schützen, und den Beschluß der Bergarbeiterkonferenz, von einer Kündigung der Überschichten aus Rücksicht auf das allgemeine Interesse Abstand zu nehmen. Landrat v. Dewitz sieht in diesen Anzeichen des Aufstieges in einer Zeit fortlaufenden Niederganges einen mehr als überraschenden Lichtblick. Es muß sich in seinen Augen für jeden, der an seinem Volk verzagte, ein Zwang zur Wandlung des Zweifelns ergeben. Landrat v. Dewitz schaut tief und fordert vor allem mit Recht eine seelische Stärkung der Bergarbeiter, durch die ihr freier Wille sicherlich noch gehoben wird. Und ist es nicht als erfreuliches Zeichen der Einsicht zu buchen, wenn ein Mann, der, selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, Anspruch darauf hat, als Beurteiler des Denkens und Fühlens der Masse zu gelten, die Mahnung an die Arbeiter richtet, die Macht, die ihnen zugefallen ist, nicht nur im Interesse der eigenen Klasse, sondern im Dienste der Gesamtheit zu nützen und in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft die Eigenwünsche mehr als bisher den Zwecken der Gemeinschaft unterzuordnen? „Die Zahl derer,“ so redet Johannes Fischer in der „Frankf. Ztg.“ seinen Klassengenossen ins Gewissen, „die die Klassenschranken zwischen Arbeiter und übriger Volksgemeinschaft, zwischen Klassenzielen und allgemeinen Volkszielen wirklich bewußt abgebrochen haben, ist noch viel zu gering. Den Vorurteilen von bürgerlicher Seite stehen auf der Arbeiterseite noch

Digitized by Google

mindestens ebenso starke Vorurteile gegenüber und sind mächtig und wirksam. Es ist noch eine viel zu kleine Zahl von Arbeitern, die sich so in die umfassenden und vielgestaltigen Aufgaben eines wirklichen Volks- und Kulturstaates hineingedacht haben, daß ihre Machtfülle nun auch wirklich in vollem Umfang im Sinne einer fruchtbaren Lösung dieser Aufgaben zur Auswirkung kommen könnte ... Man ist noch nicht in die neue Rolle als vollverantwortlicher, eigengestaltender Träger eines Volksstaates hineingewachsen und holt die Leitgedanken seines Handelns noch zu viel aus dem Gedankenbestand und der Vorstellungswelt einer vergangenen Zeit." Fischer tadelt sodann die Art, wie der Steuerabzug auch von demokratisch — d. h. mehrheitssozialdemokratisch — gesinnten Arbeitern behandelt wird, und fährt daran anknüpfend fort: „Das Gefühl einer Solidarhaft für die Erfüllung der vom Staat übernommenen, ja vielfach auch selber dem Staat zugewiesenen Aufgaben und Verpflichtungen nach außen und im Innern ist nicht oder nur sehr ungenügend da, sonst könnten sich die Arbeiter und Angestellten nicht so benehmen in dieser Sache, wie sie es vielfach tun. Hier ist noch ein durchaus unfertiger Zustand, der um so gefährlicher ist, als die Arbeiter, soweit sie ihre Macht bei der Aufgabengestaltung und bei der Abgrenzung der Aufgaben, die der Staat erfüllen soll, zur Auswirkung bringen, noch sehr häufig nur mit Arbeiteraugen und Empfindungen und nicht auch zugleich als öffentliche Haushalter an die Dinge herantreten. Damit kommt man nicht durch, und wenn ihre Machtstellung sich sachlich rechtfertigen und dauernd halten lassen, d. h. sich nicht von innen heraus unmöglich machen soll, dann müssen die Arbeiter in diesen Dingen noch ganz anders begreifen, daß Macht verpflichtet.

Sie kommen um den grundsätzlichen Übergang vom Klassendenken zum Volksdenken nicht herum, auch in ihrer Stellungnahme zu Beamten- und Staatsarbeiterfragen. Die Gemeinschaft, zumal wenn sie wirklich nur eine Politik des sozialen Rechts und der sozialen Wohlfahrt, der kulturellen Förderung betreiben will, ist mehr und größer als der einzelne Berufsstand, und das Recht des letzteren muß seine Grenzen finden in Lebensnotwendigkeiten der Gemeinschaft. Das auszusprechen ist nicht unsozial, sondern in einem höheren, umfassenderen Sinn wahrhaft sozial, und es wird Zeit, dafür mit allem Nachdruck einzutreten. Das Wohl des Ganzen soll oberstes Gesetz sein, dann muß auch eine Macht, die im Ganzen verliehen ist, die auf der vom Ganzen geschaffenen Rechtsgrundlage fußt, wirklich im Sinn dieses Ganzen aufgefaßt und angewendet werden. Volkssolidarität geht über Klassensolidarität, zumal dann, wenn das Volk nach demokratischen Gesetzen sein Schicksal gestalten kann."

Mit andern Worten: Sozialismus ohne Nationalgefühl ist undurchführbar. Selbst ein Catilinarier vom Schlage des Herrn Merges, des Braunschweiger Präsidenten seligen Gedenkens, hat von seinem Abstecher nach Moskau wenigstens die eine vernünftige Erkenntnis mit nach Hause gebracht, daß die russische Schablone auf den deutschen Menschen nicht anwendbar sei. Die russischen Bolschewisten, die sich zu Trägern der Weltrevolution ausersehen fühlen, haben dieser Idee bisher noch nicht ein Tüpfelchen völkischer Eigenart geopfert. „Auch wenn eine Weltrevolution kommt," so folgert Paul Coßmann in den „Südd

Digitized by Google

Monatsheften", „so kann sie unter Aufhebung des Nationalismus nur, wenn sie religiös ist, dauernde Ergebnisse erzielen; ist sie wirtschaftlich, so muß sie zusammenbrechen, wenn der Egoismus des einzelnen fortbesteht ohne Zusammenhalten der nächsten Gruppen, d. h. ohne Nationalgefühl. Eine Gesinnung, die das Herz für die Antipoden und den Ellenbogen für den Landsmann gebraucht, führt zu keiner möglichen Form des Zusammenlebens. Zu einem Volksstaat gehört vor allem ein Volk."

* * *

So sehr auf Weltanschauungsprobleme ist selten eine Zeit eingestellt gewesen wie diese, die wir gegenwärtig durchleben. Es gärt in den Tiefen. Unsäglich viel Schlamm wird dabei aufgewühlt und trübt den Wasserspiegel, der sich einst unbewegt und selbstzufrieden vom Sonnenglanz der Vorkriegszeit bestrahlen lassen konnte. Heute, wo wir durch die Marterstationen von Versailles, Spa, Genf, Brüssel und wer weiß welche noch hindurchgepeitscht werden, ringt sich der Sehnsuchtsschrei nach einem neuen Sinn des Lebens aus den verstörten Gemütern aller derer, die nicht in sinnlosem Genießen Betäubung suchen. Wer Ohren hat zu hören, wird diesen Sehnsuchtsschrei vernehmen durch allen Tingeltangellärm, durch allen Krampf entfesselter Begierden hindurch. Da schildert einer, der vielleicht früher von Berufs wegen so manches farblose Stimmungsbild für den Kaffeetisch der Philister zu verfertigen gezwungen war, einen Sonntagabend auf dem Tempelhofer Felde. Aber das Reporterherz ist selbst so übervoll von widerstreitenden Empfindungen, daß mehr, viel mehr bei dieser Schilderung herauskommt, als man im Rahmen einer „Lokalplauderei" zu finden gewöhnt ist. Doch lassen wir unsern Beobachter, der seine Eindrücke im „Berl. Lokalanz." wiedergibt, selbst zu Worte kommen:

„Auf einem etwas entlegeneren Teil des Feldes eine große Menschenansammlung. In der Mitte ein Redner auf einem halbzerbrochenen, wackeligen Stuhl; er spricht mit letztem Kraftaufwand auf seine Hörer ein, mit überanstrengter Stimme, gestikulierend, die Nöllchen fliegen. Er spricht von Jesus Christus, der allen den Frieden geben kann. Nur von ihm kann die Erlösung kommen, nicht von Gold und Silber, wonach alle laufen und woran alle verderben. Bekennerfreudigkeit leuchtet ihm aus den Augen, tiefe Überzeugung, er lächelt darüber, daß sich ungläubige Störenfriede finden, die unwillig murren und schelten. Er hat seinen festen Grund gefunden, ihn kann niemand verwirren. Mit einem Amen aus tiefer Brust schließt er.

Ein brausendes Hoch auf die Internationale antwortet von der Gegenseite. Unerschüttert stimmt er ein geistliches Lied an; seine Gemeinde singt tapfer mit.

Danach ladet einer seiner Nebenmänner zu einer christlichen Abendversammlung in einer nicht weit entfernten Straße ein und schließt die Andacht mit einem Gebet.

Das Ganze löst sich in verschiedene Gruppen auf.

Ein Redner predigt die internationale Verbrüderung: alle seien Menschen, einer arbeite für den andern, verflucht sei Zank, Haß und Krieg! Dann viele hohle Worte, dem Gedankengebäude des Materialismus entstammend. Aber er

Digitized by Google

glaubt daran, und seine Zuhörer sind geduldig. Ein paar Schritt weiter eine Frau und ein junger Mann, die mit heißem Gesicht und großer Heftigkeit ihr Christentum verteidigen. Zustimmung, Gelächter: ‚Wo war Jesus, als wir im Schützengraben hungerten, froren und starben?‘

Eine andere Gruppe: der Jesusredner von vorhin verteidigt sich gegen mehrere Angreifer mit großer Entschiedenheit. Er will keine politischen Geschäfte besorgen, er will den Frieden bringen, den er selbst gefunden.

Ein Mann mit Fanatikergesicht drängt sich in den Kreis, einen Zettel schwingend: ‚Genossen, hört mich: Ich komme eben aus einer Sitzung mit russischen Delegierten von der Front. Von dorther naht der Friede, sozialer Friede, Eintracht, Glückseligkeit. Unsere russischen Brüder schwören, daß sie durchbrechen werden bis an die Tore Deutschlands, und dann naht auch uns die Erlösung!‘ ‚Das ist das neue Evangelium‘, so schreit jemand. ‚Das alte war verlogen, an das neue vermögen wir noch zu glauben.‘ Man jubelt, man schüttelt die Köpfe.

Überall dasselbe Bild! Wer will verkennen, daß ein gewaltiges Sehnen durch die Menge geht nach Frieden, Erlösung! Das Alte ist gestürzt, man hat den Glauben verloren. Das Innere ist hohl, leer, öde. Man sucht, man schreit nach neuen Seeleninhalten! Wie die Redner eindringlich werben, bezahlte und unbezahlte, und wie das glaubenshungrige Volk lechzt nach neuem Glauben. ‚Unsere Zeit ist das Chaos, die Wüste‘, so liest man deutlich auf allen Gesichtern. ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein‘, hier sieht man es so greifbar vor Augen.

Wo aber Erlösung, wo die Oase in der Wüste, die die Verdurstenden retten kann? Das Alte ist zerbrochen, man glaubt nicht mehr, und das Neue ist so neu, so fremd, so verschiedenartig und widerstreitend, man hat nicht mehr den Mut zu glauben. Die Glaubensfähigkeit ist tot, man glaubt selbst der Ehrlichkeit der Menschen nicht mehr und sieht in jedem Apostel den Wolf im Schafskleide, der bezahlt ist, der in neues Elend hetzen will.

Man ahnt die Tragik solcher wildbewegten Zeiten, wo alles wankt, jeder Halt fehlt: ‚Es sind viele falsche Propheten aufgestanden, die da sagen: siehe, hier ist Christus, oder: da ist Christus.‘

Armes, zerschlagenes Volk, du hast so viel gelitten, daß du an allem irre geworden bist. Eins aber ist wach geworden: deine brennende Sehnsucht. Dein angstgefüllter Schrei steigt zum Abendhimmel empor: Wo ist das Heil, wo die Erlösung, wo bist du, Gott?!

In strahlender Bläue verharrt der Himmel, lächelnd geht die Sonne unter.

Aus einem Festgarten tönen die Klänge des Foxtrott herüber. — Kulturdämmerung?“

Digitized by Google

Auf der Warte

Klassenhaß

Ist es nicht im ohnedies zerrütteten Deutschland das allerunseligste Wort? Da schreibt einer in den „Bautzener Nachrichten“ folgendes gute Wort an die arbeitende Bevölkerung:

„‚Klassenhaß‘, wenn ich dies Wort höre, wenn ich es in links-radikalen Hetzblättern lese, dann faßt mich — das kann ich nicht leugnen — ein wilder und grimmiger Haß, ein Haß aber nicht gegen eine ganze Klasse, nicht gegen die Schichten unseres arbeitenden Volkes, sondern nur gegen das kleine Häuflein derer, die das Wort in die Welt setzten als eine Lüge, die mit allen Kräften daran arbeiten, daß es zur Wahrheit werde und die damit das deutsche Volk zugrunde richten.

Die bürgerlichen Kreise haben den Arbeiter nie gehaßt. Selbstverständlich war das Verständnis des einzelnen für seine Eigenart, für seine Nöte sehr verschieden; der eine, der nie in dies Leben hineingeblickt hatte, stand ihm fremder gegenüber als der andre, den sein Beruf oder schon seine Erziehung einen Blick in die Verhältnisse und Lebensbedürfnisse des ‚Mannes aus dem Volke‘ tun ließen. Gewiß ist es häufig genug vorgekommen, daß ein feines ‚gnädiges Fräulein‘ in der Straßenbahn etwas abrückte, wenn sich ein Mann in dem bestaubten durchschwitzten Kittel neben ihr niederließ, gewiß geschah es nicht selten, daß ein Junge in tadellosem Matrosenanzug und mit Lackstiefelchen etwas auf die barfüßig herumtollenden Arbeiterkinder herunterblickte: aber war das böse gemeint, war das Haß? ... Von einem schroffen Gegensatz in dem Leben der Klassen, von einem ‚Klassenhaß‘ zu sprechen und zu predigen ist falsch, ist Lüge. Je mehr man sich überlegt, daß jeder, ob groß oder klein, nach seiner Art Sorgen hat, desto mehr kommt man auf den Verständigungsgedanken, die Versöhnung der Klassen...

Sprach ich vorhin, daß es hier und da vorkäme, daß ein feiner, überbildeter Mensch vom Arbeiter abrückte, so hat das der gebildete Mann nie gemacht. Wie gerne hörte man einst den Gruß des Arbeiters, wenn man über Feld ging, und wie vermißt man's jetzt oft! Wie gern sprach man dann ein wenig von Weib und Kind, von der Arbeit. Das waren nicht ‚Almosen‘, nicht ‚schöne Worte‘, das war wirkliches Interesse, und dem vernünftigen, gebildeten Manne ist ein Arbeiter, den er seine schwere Pflicht tun sieht, zehnmal lieber, als der Lebemann und Tagedieb, mit dem er jetzt von den Hetzern zusammengeworfen wird. Bei solchem Austausch stellte sich dann meist die gegenseitige Achtung ein, und blieb ein wenig Zurückhaltung, so war es der gesunde Stolz auf den ehrbaren Stand, der keinen andern Beruf so hoch einschätzte, wie den eigenen, der Geist, der die Zünfte und Stände im Mittelalter beseelte. Hier von ‚Klassenhaß‘ sprechen und hetzen zu wollen, ist Lüge, ist verbrecherische Lüge... Wie steht's z. B. jetzt mit dem Ingesinde? Die Magd gehört zum arbeitenden Volke, die Hausfrau, die auch den ganzen Tag zu schaffen und zu tun hat, zu den Großen. Also darf man sich nicht verstehen, und das alte schöne Vertrauensverhältnis zwischen Dienstboten und Herrschaft, wo findet man es noch? Sind die Herrschaften wirklich soviel schlechter geworden, gibt es nicht auch heute noch tüchtige Dienstboten? Ja, wenn das verruchte Unkraut, das Schlagwort ‚Klassenhaß‘ nicht wäre! Aber diese Zustände sind nicht allein unerfreulich für den einzelnen, sie sind ver-

Digitized by Google

derbenbringend für das Leben des ganzen Deutschen Reiches“...

Wahrlich, dieser Mann hat recht! Auf, du ganzes deutsches Volk in allen deinen Schichten und Ständen — auf, zu besonnener Zusammenarbeit!

*

Eine kommende Seuche

prophezeit ein Arzt, Dr. E. Funck, in der „Kölnischen Volksztg.“. Sie wird freilich kein kurzes Massensterben sein, meint er, sondern eine schleichende Volkskrankheit: als Folge der langen Unterernährung.

„... Man wende nicht ein, daß jetzt wieder ‚alles zu haben sei‘. Die Hauptnahrung, das Brot, ist schlechter als je und eine fortwährende Quelle tausender neuer Erkrankungen, und manche Nahrungsmittel, an denen wir glauben uns gesund essen zu können, werden uns zum Gift. Wir haben das Gefühl für natürliche und bekömmliche Reihenfolge der Nahrungsmittel im Genuß, für die durch die Tageszeit bestimmte Artauswahl der Nahrung, fast verloren. So sah ich, wie jugendliche Arbeiter nach Fabrikschluß in den seit mittag leeren Magen vom Straßenhändler Eis und darauf aus dem naheliegenden Geschäft eine Büchse Salm aus der Hand aßen. Wie ein ausgehungertes Tier fällt noch heute ein großer Teil unseres armen Volkes über das eben erreichbare Eßbare her, ohne sich um die Bekömmlichkeit irgendwelche Gedanken zu machen.

Und ich wiederhole: Es ist schwerste Schuld der Regierung, daß sie die Einfuhr von Mehl mit Gewalt verhinderte, dagegen Ölsardinen, schwere Fischkonserven, große Mengen Schokolade und Pralinés für Milliarden einzuführen gestattete. Nährt man so einen ausgehungerten, verdauungsschwachen Kranken? Weiß nicht jeder Laie, daß man dem fast Verhungerten zunächst vorsichtig leichteste Nahrung in kleinsten Mengen zuführt? Weshalb warnte man bei Aufhebung der Grenzblockade nicht eindringlich öffentlich das Volk davor, dem ausgemergelten Körper unverwertbare und geradezu schädliche ‚Nahrungsmittel‘ zuzuführen? Fand sich denn im Ministerium nicht ein einziger Mediziner mit klinisch-hippokratischem Denken, der nicht nur Kalorien pro Person abzählt (mit den Kalorien haben wir uns doch im Kriege genug autoritativ blamiert) und den Menschen nicht als Verbrennungsmaschine, sondern als Organismus — eben als Mensch in seine Berechnungen einstellt? Oder paßt diese Betrachtungsweise nicht in die in diesem Ressort zurzeit herrschende Richtung? Dann möchte ich doch zur Erwägung anheimstellen, daß der Körper und seine Funktionen sich nicht mit derselben bewunderungswürdigen Geschwindigkeit der nach dem November 1918 maßgebenden Anschauungsweise anpassen kann, wie so viele Geister unserer Tage.

Als weitere Folge verfallen die erwähnten, für die Ernährung, also für das Leben, wichtigsten Organe, die großen Bauchdrüsen durch die chronische Schädigung der sogenannten Sklerose, d. h. sie altern vorzeitig, werden zu ihren Funktionen untüchtig, und wir finden solche Organe jetzt schon bei Kindern, wie von Fachautoritäten, z. B. Professor Albu, Berlin, in medizinischen Fachzeitungen mitgeteilt wird. Es sind also die Grundlagen der Ernährung, die Grundlagen des animalischen Lebens unterwühlt, und das schon bei Kindern, in einer nicht mehr heilbaren Weise!

Wird man in Genf auch einfache naturwissenschaftliche Überlegungen in Berechnung ziehen? Wird man berücksichtigen, daß ein konstitutionell kranker, schwacher Mensch nicht vermehrte Arbeit leisten kann? Wird man Autoritäten der pathologischen Physiologie über die beschriebenen Kriegsnährschäden befragen? Wird man Psychologen über den geistigen Zustand solcher Kranken befragen, über ihre Reizbarkeit, Neigung zur Verbitterung, zum Extremen, zur absoluten Katastrophenpolitik?“...

*

Bildungshunger?

In den Mitteilungen des „Deutschen Volkshausbundes“ (Aug. 1920, Heft 2) stellt Wilhelm Gagelmann aus Lutter a. Bbge. ein paar ernsthafte Betrachtungen über eine zeitgemäße Frage an.

Digitized by Google

„Dr. Ernst Schultze-Leipzig schreibt in Nr. 4 des ersten Volkshausjahrganges: ‚Es gibt wenige so erfreuliche Erscheinungen in unserer trüben Gegenwart wie den Bildungshunger, der sich in weiten Schichten bemerkbar macht.‘ Was versteht man unter Bildungshunger? Das heiße Verlangen, Vorträge über allerlei Wissenswertes zu hören, seine freie Zeit mit dem Lesen mehr oder minder guter Bücher auszufüllen, vom Verein für Volksbildung oder dgl. veranstaltete Aufführungen zu besuchen, in rebus politicis beschlagen zu sein — oder das eifrige Streben, wissenschaftliche Bücher durchzuackern, an der Hand guter Reisebeschreibungen und unter Zuhilfenahme von Atlas und Geographiebuch Land und Leute kennen zu lernen, guten Beispielen in edlem Streben nachzufolgen, seine Ehre darin zu suchen, wirklich ‚gebildet‘ zu werden und sich dementsprechend zu betragen? Nur wer dem zuletzt Genannten nachstrebt, hat Bildungshunger. Meistens wird man beim zuerst Geschilderten stehen bleiben, und dafür ist das Wort ‚Bildungshunger‘ zu schade. Wo sind nun die breiten Schichten und Massen, die wirklichen Bildungshunger besitzen? Man hat vieler Orten Volksbildungskurse — fälschlich Volkshochschulen genannt — eingerichtet, bei denen den breitesten Raum die zuerst erwähnten Bildungsmittel, die zuletzt genannten aber meistens zu kurz kommen. Und der Zudrang zu diesen Quellen der Bildung? Seminardirektor Dr. G. in E., seit 10 Jahren im rhein-mainischen Volksbildungsverbande tätig, schreibt uns: ‚Das Bedürfnis der breiteren Massen nach Bildung besteht nicht und müßte erst geschaffen werden, nicht bloß geweckt, wie es immer heißt. Unsere zu Anfang froh begrüßten Kurse (Januar 1919) haben an Besucherzahl gewaltig nachgelassen. Nur bei kräftigster Agitation von seiten der Gebildeten kann das Bildungsbedürfnis geschaffen werden. Ohne dieselbe wäre die große Masse gegenüber geistigen Fragen ganz gleichgültig.‘ In Braunschweig haben sich gegen 1200 Hörer zwischen 15 und 60 Jahren eingezeichnet, und Dr. Fr. nennt das eine große Menge und erkennt darin den Beweis vom Bildungshunger der breiten Massen. Dabei hat Braunschweig 135000 Einwohner, so daß von 100 nicht ganz einer kommt. Wenn man dabei noch bedenkt, daß alle Kreise die Hörer stellen, so kann man nicht reden von Massenbeteiligung oder Beteiligung breiter Massen. In Wolfenbüttel sind im Februar d. J. Volksbildungskurse eingerichtet. Sie haben so gewaltigen Zulauf, daß verschiedentlich Parallelkurse geschaffen werden mußten. Lehrer Cl. erkennt darin einen Beweis vom Bildungshunger weiter Kreise. Aus allen Bevölkerungsschichten haben sich 176 Hörer gemeldet, und dabei hat Wolfenbüttel 18000 Einwohner. Von immer 100 Einwohnern ein einziger, der nach Bildung hungert! Das Wort ‚Bildungshunger der breiten Massen‘ ist eine leere Phrase. Wir wollen doch offen und ehrlich sein. Wohl, ich weiß, man macht sich bei der Menge beliebter, wenn man ihr Bildungshunger nachsagt. Das mache ich nicht mit. Die Rücksicht auf die Gunst der Menschen soll mich nicht unwahr machen. Wir arbeiten und wirken, so gut wir können, an der Bildung unserer Mitmenschen, — eine gute Bücherei mit 600 Bänden ist in meinem 1500 Einwohner zählenden Orte vorhanden, Konzerte und Gemeindeabende werden gehalten, Abende mit Aussprache über allerlei Fragen, Lese- und Singabende finden Teilnehmer — aber nie haben wir uns zu Schlagworten wie ‚Bildungshunger der großen Massen‘ durchringen können. Was wollten wir lieber, als daß er vorhanden wäre und gestillt werden könnte!“

*

Zwei Tatsachen

Wir lesen im „Limburger Anzeiger“: Vom Tode des Ertrinkens gerettet! Gestern abend gegen 7 Uhr ertönten am Lahnufer neben dem Landratsamt plötzlich jämmerliche Hilferufe der Kinderschar, die dort im Sande zu spielen pflegt. Das dreijährige Bübchen der Frau Ebenich war beim Spielen in die Lahn geglitten, und sein vierjähriges Schwesterchen war bei dem Versuche, es zu retten, ebenfalls versunken. Kreis-

Digitized by Google

ausschuß-Obersekretär Pötz und Kreisrat Major a. D. Rieder von Riedenau hatten die Hilferufe vernommen und waren alsbald zur Stelle, um die Kinder aus dem an dieser Stelle recht tiefen Wasser zu holen. Beide Kinder hatten bereits das Bewußtsein verloren, und es bedurfte längerer Bemühungen, um sie wieder zum Leben zurückzurufen. — Drängt sich beim Lesen dieser Zeilen nicht unwillkürlich der Vergleich auf zwischen den beiden Tatsachen: Hier die bestialische Ermordung des Oberstleutnants v. Klüber in Halle mittels Ertränkens und Erschießens im Wasser im März d. J. durch Proletarierhände — dort die opfermutige und mit eigener Lebensgefahr verbundene Rettung zweier Arbeiterkinder vom sicheren Tode des Ertrinkens durch einen im Kriege schwer verwundeten Stabsoffizier und Familienvater?!

*

Jugendgruppen

Welch ein Gären in der deutschen Jugend! Und schon wieder geraten sich, nach schlechter deutscher Art, einzelne Gruppen in die Haare....

Da lesen wir z. B. in der „Vogtländischen Jugendzeitung“ (Zeitung für deutsch-völkische Jugendbewegung) eine deutschnationale „Abgrenzung“ gegen den Wandervogel:

„Es herrscht jetzt im deutschnationalen Jugendbund der Drang, sich der Wandervogelbewegung zu nähern. Bevor ich mich aber mit jemandem näher einlasse, möchte ich doch wissen, welch Geisteskind jener ist. So ist es jedenfalls gerechtfertigt, auch den W.-V. einer Prüfung zu unterziehen. Um es gleich zu sagen: W.-V. und D.-N. J. haben viel Trennendes und wenig Gemeinsames. Im W.-V. spielt das Erleben des einzelnen die Hauptrolle. Das Individuum steht im Vordergrund. Anders im D.-N. J. Hier tritt das persönliche Erleben hinter der Bundesarbeit zurück. Die Idee des Ganzen läßt einen Individualismus nicht aufkommen. Nun zum Leitgedanken beider Bünde. Der W.-V. ist eine Bewegung, die dem Jugendlichen eine schönere, bewußte, erlebte Jugend schaffen will. Der D.-N. J. dagegen will nicht dem Jugendlichen als solchen irgend etwas erringen, sondern er will dem Volksganzen, auch dem Alter, das wiedergeben, was es durch den 9. November 1918 verloren hat. Der W.-V. lehnt Staatsgedanken und Tradition ab. Der D.-N. J. sucht den Staatsgedanken zu vertiefen und zu verinnerlichen. In dankbarer Verehrung gedenkt er eines Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Arndts, Fichtes, Bismarcks. Deren Erfahrung hat ihm doch ‚etwas zu sagen‘. Dies sind die hauptsächlichsten Unterschiede zwischen W.-V. und D.-N. J. Dazu kommt ein maßloses, betriebenes Selbstbewußtsein des Wandervogels, das ihn jeden anderen Jugendbund als minderwertig verachten und auf „Vereinsklimbim“ und „vermorschtes Altes“ mit geringschätzigem Lächeln herabsehen läßt. Außerdem befindet sich der W.-V. jetzt in einem Zustand, nun sagen wir, um es hoffnungsvoll auszudrücken, der Mauser. Sollen wir uns ihm da nähern? Können wir es überhaupt? Ich muß beide Fragen verneinen.“

So packt Hannes Höchtl aus Plauen seine Bedenken aus. Ihm antwortet aber die Schriftleitung mit Recht: „Wir haben schon öfters als einmal erklärt, daß wir mit Höchtls Anschauungen, die durch nichts begründet sind, ganz und gar nicht übereinstimmen.“

Haltet Frieden untereinander, ihr jungen Deutschen!

In den Mitteilungen der Deutsch-Christlichen Studentenvereinigung (D. C. S. V.) vom 15. 3. 1920 schreibt stud. phil. Werner Leopold-Hamburg über D. C. S. V. und Freideutschtum:

„1. Was verbindet uns mit dem Freideutschtum?

Das Wesen des Freideutschtums ist schwer zu fassen. Ich stütze mich zum Teil auf freideutsche Äußerungen, wenn ich in ihm verneinend den Kampf gegen die gesellschaftliche Lüge und Unnatur und gegen die stoffliche Weltanschauung, bejahend das Streben nach innerer Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Geistigkeit als das Wesentliche betrachte. Kampf gegen Lüge in jeder Form und gegen die Stofflichkeit, Wahrung der

Digitized by Google

Schlichtheit, Streben nach Wahrheit und Aufrichtigkeit — das sind ebenso die Hauptziele der C. S. V.

2. Was trennt uns vom Freideutschtum?

Der wichtigste Unterschied ist der, daß die Freideutschen Geistigkeit, die C. S. V. Geistlichkeit zur Grundlage ihrer Weltanschauung machen, ist also der Gegensatz zwischen Idealismus und Christentum.

3. Sind Brücken möglich?

... Beide Bewegungen haben ... eine gemeinsame Front gegen den Materialismus, und sie kämpfen auf der gemeinsamen Grundlage der Wahrhaftigkeit. Dadurch sind sie Kampfgenossen und nicht Gegner ...."

Einverstanden! Aber man betone nicht einen „Gegensatz" zwischen Idealismus und Christentum! Unser aller Feind ist der Materialismus.

*

Der gedemütigte Vater

Unter diesem Titel hat der Katholik und Franzose Paul Claudel ein neues Stück geschrieben („Le père humilié"). Und der Genfer Viktor Auburtin, der es im „Berl. Tagebl." bespricht, kann dabei nicht umhin, den deutschen Modernsten ein paar berechtigte Hiebe zu erteilen.

„Die Auflehnung der Jugend gegen die Eltern scheint jetzt in Deutschland ein gern gesehenes Thema zu sein, und man liebt es, vertrottelte Väter darzustellen, die von ihren gemütstiefen Söhnen abgekanzelt werden. Wie das beispielsweise Franz Werfel in seiner letzten Novelle geschildert hat. Nun, Paul Claudels Stück ist gewiß ein sehr sonderbares Stück, aber es ist ein französisches Stück und bewegt sich deshalb in den besten Umgangsformen. Der Titel trügt, und von der Anrempelung eines Vaters, der die Jugend nicht verstehen will, ist nirgendwo die Rede. Die vielleicht geniale, sicher aber sehr unreife Aufgeregtheit, die durch das gegenwärtige deutsche Schrifttum geht, ist den französischen Autoren, auch den allermodernsten, vollständig fremd."

Auburtin fügt hinzu, daß sich dieser Unterschied in Haltung und Temperament nicht durch die verschiedene politische Stellung der beiden Völker — Sieger und Besiegte — erklären läßt. Keiner selbst der extremsten französischen Schriftsteller „wird auf den Gedanken kommen, die Sprache zu verhunzen, etwa alle Artikel oder alle Adjektiva wegzulassen, um durch solchen Negereffekt die Aufmerksamkeit zu erregen ... Die Blamage des Expressionismus überließ die verbündete Welt uns; wir tragen sie allein mit dem vielen, das uns Schicksal oder eigener Unverstand auferlegt hat."

*

Katholische Wandervögel

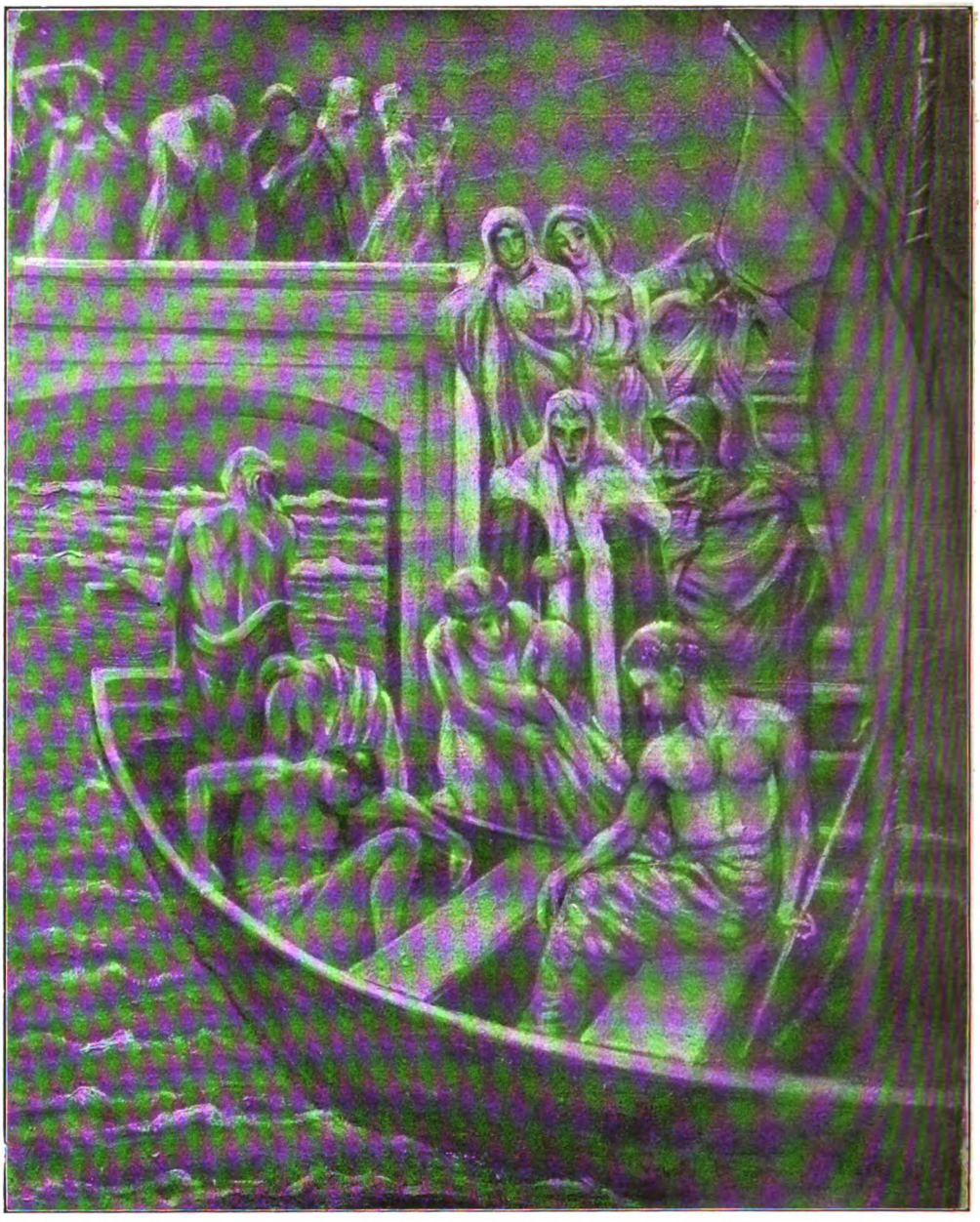
Ja, auch dies gibt's jetzt in unsrer Jugend. Die Spaltungen setzen sich munter fort. Diese Gruppe — mit einem übrigens durchaus schönen, ernsten und zugleich naturfrischen Programm — nennt sich „Großdeutsche Jugend". Aber: „Wir sind jugendliche Katholiken und nehmen nur Katholiken in unsre Reihen auf", heißt es plötzlich. Und vorher wird programmatisch folgende Dreiheit ausgerufen: „Natur, Deutschtum und" — — man erwartet nun als drittes „Christentum"; doch nein, statt Christentum heißt es „Katholizismus".

Im übrigen könnten sich die Anschauungen dieser jungen Katholiken vortrefflich mit der Lebenshaltung andrer ernster und edler junger Deutscher verständigen: „Wir suchen unsre Freude in der Natur, wir wandern durch das deutsche Land, wir kämpfen gegen Alkohol und Nikotin, gegen Schund und Schmutz in jeder Form, wir treten ein für Bodenreform, wir pflegen deutsche Eigenart in Tracht, Gesang und Musik, in Spiel und Volkstanz" ...

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Charon — Max Harrach

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23 Jahrg. November 1920 Heft 2

Wartburg und Weimar als Feststätten deutscher Kultur · Von Friedrich Lienhard

Auf parteilos-deutschem Boden stehend, sind wir nicht gewillt, irgendeine Richtung oder Sekte gegen andre auszuspielen. Die Spaltungen greifen ja bis tief in die Jugendbewegung hinein. Auch in den Gruppen, die sich als arisch und germanisch betonen, sind gegenseitige Abgrenzungen. So wird die Grundkraft geschwächt.

Darum, immer wieder vor Sektenbildung warnend, erheben wir die Blicke zu den großen Meistern, die über dem Gewirre der Meinungen stehen. Es kommt jetzt darauf an, daß sich ein neues, großes, schlichtes Vertrauen zum göttlichen Sinn des Lebens in uns allen herausbilde. Alle Edleren suchen jetzt wieder Heiligung des Lebens.

Da ist es natürlich, daß der Lichtsucher von heute seine Fackel anzündet am heiligen Lebensfeuer derer, die vor uns gewirkt haben. So stellt sich eine Kette des Lebens, ein Fackelzug her, der vor persönlicher Eigenbrödelei ebenso schützt wie vor dem entkräftenden Gefühl der Einsamkeit.

Auf den wahrhaft Lebendigen passen Ernst von Wildenbruchs schöne Worte, die am Nachbild des Euphrosyne-Denkmals zu Weimar stehen:

„Wache Seelen haben Sonnenaugen,
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge,
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut'"...

Digitized by Google

Ein Mensch mit Sonnenaugen der Seele ist ein schöpferischer Mensch. Er hat keine Sorgen um das Schlagwort „Fortschritt", den übrigens schon Gobineau als Wahn beanstandet hat; er jagt auch nicht dem „Allerneuesten" nach, um in äußerlicher Weise sein Lebendigsein zu bekunden; noch weniger läßt er sich durch Gemälde vom „Untergang des Abendlandes" im stetigen Schaffen beirren.

Es gibt dreierlei Menschen, hat einmal Schopenhauer gesagt: Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne oder Sonnen. Die letzteren haben in sich selbst jene gleichsam kosmische Liebes- und Leuchtkraft, die durch Erschütterungen der Außenwelt nicht erlischt, vielmehr sich als Gegenkraft bestärkt. Sie haben das Geheimnis gefunden oder entfacht, das man „Gott" nennt. Sie sind aus den Wirbeln herausgetreten, wo die Menschen gelebt werden, statt zu leben, und sind in das Zentrum gelangt, wo nun umgekehrt die Wirbel der Welt sich um ihr höheres, durchgöttlichtes, nicht mehr triebhaftes Ich drehen. „Das Labyrinth der Welt und das Paradiesgärtlein des Herzens": so hat es einmal Comenius zusammengefaßt.

Da stellt sich dann heraus, daß Raum und Zeit zurücktreten und ein andres Gesicht zeigen. Die fernsten Meister sind uns nun nahe. Hier ist Meisterland. Das nämliche Lebensgeheimnis, das Wolfram von Eschenbach den „heiligen Grul" genannt hat, meint Martin Luther, wenn er vom „Glauben" spricht: wirkende Grundkraft des Lebens und der Liebe dort und hier! Und wenn Goethe die „Persönlichkeit", Kant und Schiller das „höhere Selbst", die „schöne Seele" in den Mittelgrund ihrer Lebensanschauung stellen: so meinen sie in andren Formen wieder das heilige Lebensfeuer, das den Menschen zum Menschen macht.

Diese Grundkraft möchten wir wieder stärken.

In solchem Sinne schauen wir zu Meisterstätten deutscher Kultur empor, die über den Meinungshader der Gegenwart erhaben sind. Weimar und Wartburg sind solche Mittelpunkte. Ich möchte auch die Türmer-Leser mit dieser Auffassung vertraut machen und wiederhole hier, was ich ausführlicher und in andrem Zusammenhang in meinen Heften „Der Meister der Menschheit" gleichzeitig darlege.

* * *

Beide Kulturstätten gehörten durch Jahrhunderte demselben Fürstengeschlecht oder seinen Verzweigungen. Thüringische Landgrafen schufen die Wartburg mit ihrem vornehmen Pallas. Die Regierungszeit des großzügigen Landgrafen Hermann I., des freigebigen Sängerfürsten (1191—1217), deckt sich ungefähr mit dem Blütezeitalter der mittelalterlichen Dichtung. Er begünstigt Sänger wie den Niederländer Heinrich von Veldeke und andere, besonders aber einen Walther von der Vogelweide und einen Wolfram von Eschenbach, den Dichter des „Parzival".

Sechshundert Jahre später sammelt sich um Weimar ein neuer Sängerkreis. Dort auf der Burg höfische Dichtung und stolz ihr Schildesamt betonende ritterliche Sänger, die ihr „Herr" vor dem Namen tragen; hier bürgerlicher, von der Anmut des Rokoko umspielter Geistesadel, dem dann vom Hofe auch der äußere Adel hinzugefügt wird. Jenem bedeutenden Landgrafen Hermann entspricht hier der nicht minder bedeutende Herzog Karl August; zu Walther und Wolfram bilden Schiller und Goethe die Entsprechung. Alle vier Dichter kommen aus dem oberdeutschen Gebiet und sammeln sich hier in der geographischen Mitte, im Herzen Deutschlands, und zwar im trautesten Bunde mit der Natur.

Digitized by Google

Als nun aber die laute Sängerherrlichkeit der Wartburg das Ihrige gespendet hatte, trat dort die stille Heilige hervor und gab eine neue Art von Geistigkeit. Wir ehren die Landgräfin Elisabeth als die größte deutsche Heilige: als die erste soziale Wohltäterin, die sich mit genialer Entschiedenheit der Armut hingab. Auch sie von ritterlichem, ja königlichem Geblüt; aber sie stieg freiwillig zu den Armen hinab, schlug eine Kaiserkrone aus und hüllte sich in das Kleid der grauen Schwestern. Franz von Assisi soll ihr seinen Mantel geschickt haben — eine sinnige Überlieferung! Denn an Herzensgenialität war sie jenem liebetiefen Heiligen des Mittelalters ebenbürtig. Und doch wirkt sie, trotz aller befremdlichen Askese, nicht abstoßend auf unser menschliches Empfinden; wir fühlen in ihrer holden Nähe das Kreuz mit Rosen der Liebe umwunden. Sie bedurfte nicht der Harfe; ihre Seele war ja selber ein reingestimmtes Saitenspiel. So trat sie unter die Entartung der Ritterfrauen als ein himmlischer Genius, überfließend voll von reinem Menschentum, und stellte die verlorene Seele wieder her. Sie war eine geniale erste Vertreterin sozialer Wohlfahrtspflege in den Formen mittelalterlicher Frömmigkeit. Mit 24 Jahren war die fürstliche Frau verbraucht; der 19. November 1231 ist ihr Todestag. Gleich in den nächsten Jahren wurde sie heilig gesprochen; bei der feierlichen Erhebung ihrer Gebeine war unter gewaltigem Gepränge der Kaiser Friedrich II. selber mit zahllosen Erzbischöfen, Bischöfen und fürstlichen Personen anwesend. Aus Sarazenen-Ferne heimgekehrt, nahm er die eigene Krone ab und setzte sie der toten Heiligen auf. Es war eine Huldigung an die Kaiserin der Armen — eine Huldigung an das deutsche Herz.

Dreihundert Jahre später, am Sonnabend, den 4. Mai 1521, reitet zwischen gepanzerten und verkappten Rittern ein Mönch auf der Wartburg ein. Es ist Nacht, Fackeln erhellen den Hof; der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch springt vom Sattel, lüftet das Visier und hilft seinem Gefangenen vom Pferd: Willkommen auf fester Burg! Als Nonne des dritten franziskanischen Ordens war Fürstin Elisabeth fernab gestorben; jetzt zieht ein bürgerlicher Ordensmann ein, der sich in einen Ritter verwandelt und hier oben als Junker Jörg sein umgestaltend Werk treibt. Er gibt der neudeutschen Sprache Ton und Gepräge; er entwickelt sich zum wuchtigsten deutschen Religionsmann. So tritt zur innigen Frauengüte einer Elisabeth die trotzige Willens- und Glaubenskraft eines Martin Luther.

Auch hier ist es ein thüringisches Fürstengeschlecht — genau in der Mitte zwischen den Landgrafen der Sängerburg und dem Herzog der Goethezeit —, das dem aus Möhra stammenden Thüringer Bauernsproß lebenslang Schutz verleiht. Jeder dieser drei Kurfürsten der Lutherzeit ist durch einen Beinamen ausgezeichnet, der seine Gesinnung ehrt: Friedrich der Weise (1486—1525), Johann der Beständige (1525—1532), Johann Friedrich der Großmütige (1532—1547). Unmittelbar nach Luthers Tod aber verliert der dritte Kurfürst, in der Schlacht bei Mühlberg besiegt, seinen Thron. Die Aufgabe dieser drei Fürsten war erfüllt.

Dann wälzt sich, aus den Religionsstreitigkeiten emporlodernd, der Dreißigjährige Kriegsbrand über unser Volk. Nach seinem Verbrausen erwächst wieder reinere Geistigkeit. Und abermals vom Fuße der Wartburg (1685) geht ein Meister aus, der für ganz Deutschland wichtig wird: das größte Genie deutschreligiöser Musik, der in Eisenach geborene Johann Sebastian Bach. Der Singeton der

Digitized by Google

Minnesänger-Burg im Bunde mit religiösem Ton aus Wittenberg lebt nun im bürgerlichen Tal wieder auf, in Form von Kantaten, Passionen und zahllosen andren Ausdrucksformen musikalischer Meisterschaft. Vor diesen Tönen versammeln und einigen sich Katholiken und Protestanten. Der schmerzliche Riß der Reformation und ihrer langen Kämpfe versöhnt sich durch Musik.

Meister Bach aber stirbt (1750) genau in denselben Jahren, in denen der junge Dichter Klopstock, der Sänger des Messias und der gefühlsstarken Oden, den religiös-poetischen Ton aufnimmt und, selber in herrnhutisch-protestantischem Geiste erzogen, das weltliche Schrifttum mit diesem Geiste durchtränkt. Gleichzeitig wird Goethe geboren. Luthers Sprachbildungskraft wird in den Meistern des neuen Blütezeitalters auf dichterischem Gebiet erneuert. Klopstocks „Messias", der diese Blütezeit eröffnet, wird von Deutschen wie von Österreichern, von Protestanten wie von Katholiken, von norddeutschen Pietisten wie von schweizerischen Reformierten mit gleicher Liebe, ja Begeisterung gelesen, eine erste Einigung des zerrissenen Reiches vom Herzen aus. Dieser Sänger brachte die Würde des Dichterberufes wieder zu Ehren; sein Leichenbegängnis in Hamburg ward mit fürstlicher Pracht gefeiert.

Die mit Klopstock einsetzende klassische Dichtung gipfelt dann in Goethe; und durch Goethe in Weimar.

Religion, Musik und Dichtung — diese drei Edelkräfte sind es also, die sich von Wartburg und Weimar ausgestrahlt haben. Es sind Kräfte des schöpferischen Herzens.

* * *

Nimmt man nun aber das nahe, staatlich und geistig zu Weimar gehörige Jena hinzu, so hat man auch die Philosophie des deutschen Idealismus in unsren Gedankenkreis einbezogen; denn dort standen Reinhold, Schiller, Fichte, die Schüler eines Kant, auf dem Katheder; dort begann Schillers Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt; dort wirkten einige Zeit Hegel und Schelling. Und zugleich kann man durch diese Hinzuziehung Jenas die klassische Dichtung erweitern in die klassisch-romantische Geistes- und Herzensrichtung: denn Jena war der Ausgangspunkt der Romantik. Diese Bewegung erstrebte ein Wiedererwecken des alten deutschen Sagen- und Märchengutes nebst mittelalterlichen Stimmungen deutscher Frömmigkeit. Das stellt also wieder die Verbindung mit dem geistigen Wartburg-Gebiet und mit dem Katholizismus her. Da tauchen denn Namen auf wie Schlegel und Tieck, Arnim und Brentano („Des Knaben Wunderhorn"), Brüder Grimm, Eichendorff, Uhland, Webers „Freischütz", Schwinds Malereien und endlich — ein Gipfel und Abschluß — Richard Wagners Wort und Ton vereinigende Meisterwerke. Eins der ersten dieser Musikdramen hieß bekanntlich „Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf Wartburg" (Erstaufführung am 19. Oktober 1845). Es sind Stoffe der mittelalterlichen Dichtung, um die sich die romantischen Geister schon seit Fouqué und E. T. A. Hoffmann bemüht hatten — dieselben Stoffe, die einst im Mittelalter durch Epos und Spielmannslied lebendig gewesen, aber später wieder untergetaucht waren. Jene Wartburg-Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts gipfelte in Wolframs „Parzival", jetzt in Wagners „Parsifal". Wolfram, Walther und Wagner geben guten Stabreim zusammen mit Wartburg. Haben nicht

Digitized by Google

auch im Minnesang wie im Musikdrama Wort und Ton Vereinigung angestrebt? Und so ist Bayreuth mit der Wartburg innerlich verwandt, wie Jena mit Weimar.

* * *

Aber die sinnreichen Beziehungen sind damit noch nicht erschöpft.

Am 18. Oktober 1817 fand auf der Wartburg ein folgenschweres Ereignis statt: das Wartburgfest der Urburschenschaft. Diese Bewegung mit ihrer Sehnsucht nach Einheit und Freiheit des Reiches knüpfte bewußt an Luthers Thesenanschlag die eigene Kundgebung an; denn das Fest war Reformationsfeier und begann mit dem Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott". Doch der Brückenbogen, der hier zu Luther geschlagen wird, setzt sich nach der andren Seite fort und endet später bei Bismarck, dem damals eben geborenen Reichsgründer. Die revolutionär-politischen Bewegungen von 1830 und 1848, obwohl von Frankreich aus gefördert und in ganz Europa lebendig, hatten in Deutschland ihren Ursprung in den Verfolgungen, die unter Metternichs Reaktion gegen die freiheitlichen Bestrebungen veranstaltet wurden. In die Revolutions-Stimmung der vierziger Jahre ist bekanntlich auch Richard Wagner verwickelt worden, was auf seine Lebensschicksale verstimmend einwirkte. Seltsam und sinnig ist Wagners Ringen um ein nationales Festspiel verflochten mit dem Ringen um ein deutsches Reich: unmittelbar nach der Reichsgründung legt er den Grundstein zum Bayreuther Festspielhaus. Bei der Eröffnung, wenige Jahre später, ist nicht nur der bedeutendste süddeutsche König, als des Meisters Freund und Gönner, anwesend, sondern auch des neuen Deutschen Reiches erster Kaiser.

Eine Tatsache aber haben wir uns bis zuletzt aufgespart, die all diese Instinkte und Beziehungen überraschend krönt: den Neubau der Wartburg.

In jenen bewegten vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, an deren Anfang Hoffmann von Fallersleben das Nationallied „Deutschland über alles" gefunden, in deren Mitte Wagner seinen Sängerkrieg auf Wartburg geschaffen, an deren Ende einerseits die Revolution mit Wagners Flucht, andrerseits das Frankfurter Parlament mit seinem vergeblichen Reichsgründungs-Versuch zu verzeichnen sind, während in denselben Jahren in demselben Frankfurt die erste Germanisten-Versammlung unter Jakob Grimms Vorsitz den Gipfel deutsch-romantischer Forschung bedeutet: — in jenen vierziger Jahren ist der Neubau der Wartburg begonnen worden. Nun erst, unter Hugo von Ritgens Leitung, erhielt die Burg das festlich wirkende Aussehen mit Pallas und Bergfried, das heute ihre wundervoll über Waldgrün in Himmelsblau eingezeichnete Silhouette allen deutschen Augen und Herzen lieb und wert macht. Vollendet wurde der Bau gleichzeitig mit der Reichsgründung und der Gründung von Bayreuth.

Diese Bloßlegung eines geradezu rhythmischen oder architektonischen Geschehens wird niemand als Künstelei belächeln. Es ist zu offensichtlich, daß hier etwas wie ein Geistgesetz oder ein Geheimplan waltet. Ihn aussprechen, heißt sofort überzeugen. Es suchte sich da ein deutscher Mittelpunkt herauszubilden, den wir jetzt erst, in der Beleuchtung nach dem Weltkrieg, klar erkennen.

Man kann die glänzende Erstaufführung des Liszt'schen Oratoriums „Die heilige Elisabeth", die 1867 auf der Wartburg stattfand, und den Einzug des Erbgroßherzogs (1872), wo Scheffel — der sich umsonst um einen großen Wartburg-

Digitized by Google

roman bemühte — den „Brautwillkomm auf Wartburg“ und Liszt die Musik geschaffen hat, als Festfeiern zur Vollendung der Burg betrachten.

Das ist der Grundriß der Tatsachen.

Nun versuchen wir in eine tiefere Schicht einzudringen.

* * *

Wir greifen aus der Fülle der mitgeteilten geschichtlichen Beziehungen einen bestimmten Vorgang heraus.

Der 18. Oktober 1817 war ein festlich gestimmter blauer Herbsttag. Unter dem Geläut aller Eisenacher Glocken bewegte sich ein Zug von etwa 500 Studenten, begleitet von zahlreichen Bürgern, alle mit Eichenlaub geschmückt, vom Marktplatz der Stadt Eisenach — wo jetzt das Bachdenkmal steht — empor nach der Burg. Die schwarzrotgoldene Burschenschaftsfahne, ein Geschenk von Frauen und Mädchen der Stadt Jena, wird vorangetragen; dieselbe Fahne wehte übrigens ein Jahr hernach im Schloßhof zu Weimar, bei der Taufe des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander, des Neugestalters der Wartburg. Im Rittersaal beginnt die Festversammlung mit dem gemeinsamen Gesang des Lutherliedes. Denn die Tagung ist ja eine Doppelfeier: sie gilt der Freiheitsschlacht von Leipzig und dem Hammerschlag an der Schloßkirche zu Wittenberg. Dann hält der Student Riemann aus Jena, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz aus den Kämpfen von Ligny und Waterloo, die erste Rede. Nach ihm ruft der Philosophie-Professor Fries einige zündende Worte den jungen Freunden zu. „Ihr deutschen Burschen! Laßt euch den Freundschaftsbund eurer Jugend, den Jugendbundesstaat, ein Bild werden des vaterländischen Staates! Lasset uns aus dem Freundschaftsbund eurer Jugend den Geist kommen in das Leben unsres Volkes!“ Diese Stimmung steigerte sich im gemeinsamen Festmahl; das brüderliche Du quillt über die Lippen; alle diese sonst so händelsüchtigen Jungmannen, die 200 aus Jena, die 80 aus Göttingen, die andren aus Berlin, Gießen, Kiel usw., fühlen sich in diesen Stunden als deutsche Brüder. Ihre Losung ist: Einheit und Freiheit! Ein Festgottesdienst mit Abendmahlsfeier vertieft diese Herzensgesinnung ins Religiöse. Und abends, am flammenden Feuer auf dem Wartenberge, gibt der Student Rödiger aus Jena dieser Gesamtstimmung lodernden Ausdruck.

„Längst verpestet von dem Gifthauch herrschsüchtiger Fremden“ — so ruft er —, „bübisch zerrissen in seinem Innern, eine Kleinlichkeit und eine Zwietracht, sank das deutsche Land unter das Joch des Zerstörers ... Wir waren kein Volk mehr ... Nur ein Fürst [Weimar] hat fürstlich sein Wort gelöst ... Unter seinem Schutze sind wir hier zusammengekommen, um auf dem freiesten deutschen Boden ein freies deutsches Wort zu wechseln ... Wer bluten darf für das Vaterland, der darf auch davon reden, wie er ihm am besten dienen darf.“

So setzte diese Rede ein. Und was verstand der junge Sprecher unter einem edlen Vaterlandsdienst?

„In diesen toten Formen der Gewohnheit, in denen nur faule, selbstsüchtige und kraftlose Seelen atmen mögen, in diesen papierenen Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten, kann der große Geist der Wahrheit und der Schönheit nicht wohnen ... Denn der Geist der Freiheit und der Wahrheit will nicht auf der Zunge sitzen, sondern im Kern des Herzens ... Wohl hoffen

Digitized by Google

wir aber auf die Priester der Weisheit... Ich meine die Horte und Märtyrer der Menschheit, die Bewahrer ihrer teuersten Kleinode, die auf den Altären des Vaterlandes und in den Herzen des Volkes das göttliche Feuer erhalten, das der Menschheit Würde gibt... Machen wir uns unabhängig von fremder modischer Bildung und von dem unseligen Hang, alle Schattierungen menschlichen Tuns und Wesens in unsrem Vaterlande zu wiederholen, und seien wir so lebendige Vorbilder der Deutschheit, die nicht bloß auf der Haut sitzt, sondern im Mark des Lebens.

Was suchte denn also diese deutsche Jugend auf der Wartburg? Ist es richtig, was die verzerrende feindliche Presse und was die verfolgende Behörde behauptet haben, daß hier umstürzlerische, staatsgefährliche Gesinnung ruchlos am Werke war?

Es wurden an jenem abendlichen Feuer, als die meisten Studenten gar nicht mehr anwesend waren, allerdings mißliebige Bücher verbrannt; außerdem wurden, als Sinnbilder seelenlosen Drills, ein Korporalstock, ein Patentzopf und ein Ulanenschnürleib den Flammen übergeben. Diese nichtige Begleiterscheinung war es, die in der Öffentlichkeit soviel böses Blut machte. Außendinge also! Und als zwei Jahre hernach der unselige Student Sand den Schriftsteller Kotzebue erdolchte, brach die peinlichste Verfolgung gegen Deutschlands studentische Jugend aus. Doch Sands Verirrung war keineswegs für den Gesamtgeist bezeichnend.

Heute schauen wir klar. Was jene Jünglinge auf der Wartburg suchten, war kein Umsturz. Sie suchten, wie es dort in Rödigers Rede heißt, im Gegensatz zu den „papierenen Staaten ohne Seele" den „Geist der Wahrheit und Schönheit", das „göttliche Feuer", die „Priester der Weisheit", „der Menschheit Würde". Hören wir da nicht den Ton eines Schiller oder Fichte, die ja beide zu Jena auf dem Katheder gestanden hatten? Sie suchten des deutschen Volkes Seele; sie suchen die verlorene Reichskrone in jenem seit Sommer 1806 kaiserlosen Deutschland. Und wie sie selber sich als „Freundschaftsbund" oder als „Jugendbundesstaat" empfanden, so wünschten sie ganz Deutschland von innen heraus in freier Freundschaft zu einigen — und durch solche brüderliche Einigung zu beseelen.

Freiheit und Freundschaft waren demnach ihre Mittel; nur in Freiheit kann Freundschaft gedeihen. Ihr Ziel aber war die Reichsseele.

Da haben wir unser Stichwort.

Die Reichsseele! Das ist es, was damals Jungdeutschland gesucht hat; das ist es, was es heute sucht.

Man empfand jene Burg, die einem Luther und einer Elisabeth Wohnstatt gewesen, als Einigungskraft. Hieß es doch in ihren Grundsätzen: „Alle Deutsche sind Brüder und sollen Freunde sein"; und sofort daneben: „Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in das katholische und protestantische Deutschland ist irrig, falsch, unglückselig. Es ist eine Lehre, von einem bösen Feind ausgegangen. Wenn viele Deutsche sich zur katholischen Kirche bekennen, und viele Deutsche den protestantischen Grundsätzen anhängen, so sind sie darum nicht minder sämtlich Deutsche und eins durch das Vaterland." Und so wurde auch die deutsche Zweiheit Nord und Süd nicht als Spaltung anerkannt: „Es gibt ein Norddeutschland und ein Süddeutschland, wie es eine rechte und eine linke Seite am Menschen gibt, aber der Mensch ist eins und hat nur einen Sinn und ein Herz, und Deutschland ist eins und soll nur einen Sinn und ein Herz haben."

Digitized by Google

Das wurde dort auf der Burg der Mitte gefordert als Ziel der Zukunft. Sie suchten den einigen deutschen Sinn, das einige deutsche Herz.

Damit haben wir den inneren Kreis unsrer Betrachtung betreten.

Was sich da vor unsren Augen erhebt, das ist in seinem Kern weder Demokratie noch Demagogie noch gar Parlamentarisierung im bedenklichen Sinne des heutigen Wortes. Das ist vielmehr Bemühung um einheitlichen Seelenadel. Und zwar Seelenadel zunächst des Einzelnen in einem gleichzeitig und eben dadurch zu veredelnden deutschen Vaterlande.

Jene Idealisten kamen von den Geistesaristokraten Kant, Schiller und Fichte. Ihr Ziel war Höherentwicklung der Seele durch Freiheit und Freundschaft. „Aristokratie" heißt Herrschaft der Besten — man kann aber auch, das Wort ariston als Neutrum fassend, Herrschaft des Besten in uns darunter verstehen: also Herrschaft eines veredelten Geistes und Herzens über die niederen Triebe. Diese Herrschaft, in den anmutigen Formen der Kunst und Dichtung, ist der Kern des Wartburg-Weimar-Lebensbegriffs.

Ist er etwa veraltet? Ist er in seinem Kern nicht auch heute so lebendig wie nur je zuvor? Und ist er nicht fähig, einigend zu wirken?

Wie Parzival Gott suchte

Von Kurt Siemers

Held Parzival, der junge, reckte seinen Eschenspeer
Und ritt durch Tag und Abend hinter seinen Träumen her,

Gott suchend, der auf güldnen Wolken thront
Und in dem Glanz der Lichter und der Meere wohnt.

Des Waldsees mütterlichem Schoß
Entstieg der Vollmond und ward langsam groß

Und flammte zwischen Zeit und Ewigkeit.
Gott und die Sterne wohnen weit!

Ist Gott denn wirklich? Stern ist Ding und Traum.
Um Mond und Wolke prunkt ein Silbersaum:

Wohnt Gott, an dem ich zweifele, darin?
Kondwiramur, die blonde Königin

Ließ ich daheim zu Belrapair
Und fahnde, wo des Gottes Hausung wär' ...

Und eine Stimme aus den Wäldern hörte Parzival:
Gott wohnt in dir und überall!

Wie Sterne brennen überm blauen Abendzelt,
Glüht Gott in dir und in der Welt! —

Der Held schloß das Visier, ritt seinem Gott entgegen wie zur Schlacht:
Da sprangen Munsalväsches Zinnen aus der Vollmondnacht ...

Digitized by Google

Das Opfer

Von Heinrich Scharrelmann

Als das wunderbarste und geheimnisvollste Gesetz der Welt ist mir immer das des Opfers erschienen: Gib gern — und du empfängst vielfach wieder!

Dies geheimnisvollste Gesetz, das wir überall wirken sehen, wenn wir Menschen und Dinge ohne die Scheuklappen vorgefaßter Meinungen betrachten, ist nun aber so gegen alle gemeinmenschliche Erfahrung, daß sich der Verstand immer wieder dagegen sträubt, es anzuerkennen. „Was du hingibst, bist du los!“ predigt dieser Naturbursche in uns Tag für Tag.

Und doch ist das Umgekehrte die Wahrheit: Was du hingibst, was du opferst, kehrt auf einem kleinen Umwege stets wieder vervielfacht zu dir zurück.

Wie es in der Natur einen ewigen Kreislauf des Wassers gibt, und wie jeder Tropfen unablässig seinen Weg zum Meere zurücksucht, so gibt es in der sittlichen Welt auch einen Kreislauf der Opfergaben.

Durch nichts wird das Walten einer gütigen Vorsehung und eines Lenkers der menschlichen Geschicke mehr wahrscheinlich als durch dies Gesetz des Opfers. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“, lehrt die Bibel. „Was der Mensch säet, das wird er ernten“, predigt sie.

Je fröhlicher ich gebe, desto rascher strebt meine Gabe wieder zu mir zurück; je reichlicher ich gebe, desto reicher ist auch der Segen, den ich wieder empfange; und je reiner und selbstloser meine Beweggründe sind, desto edler und wertvoller für mich ist wieder das, was ich zurückempfange. Hundertfältig könnten wir ernten, wenn wir selbstloser und herzlicher geben würden.

„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Er, der willig und aus lautersten Beweggründen sein Leben für alle dahingab und der Menschheit unermeßliche Leidensbürde auf das Kreuz von Golgatha hinauftrug, empfing dafür die Wonnen aller Himmel auf Ewigkeit. Er, der demütigste, wurde, nachdem sein heilig Werk vollendet war, der mächtigste, „sitzend zur Rechten des Vaters“. Das Lamm, das erwürget wurde, nachdem es alle Ungerechtigkeit still erduldet hatte, ward würdig befunden, das siebenfach versiegelte Buch der göttlichen Gerechtigkeit zu öffnen.

Wer die Welt nicht als ein sinnloses Chaos auffaßt, voll von teuflischer Bosheit und Niedertracht, der muß auch in dem Opfertode deutscher Manneskraft im Westen und Osten einen Segen für unser Volk erwarten, der weit über alles Hoffen hinausgeht. Freilich, nur den fröhlichen Geber und sein freiwilliges Opfer hat Gott lieb: nur die freiwillige und freudige Hingabe von Freiheit und Kraft und Leben kann unerwarteten Segen im Gefolge haben.

Aber das Gesetz des Opfers wirkt nicht nur in den großen Ereignissen der Zeit, es regiert ebenso auch unser alltäglichstes Leben bis in seine Nebensächlichkeiten hinein.

Oh, daß wir unsere Herzen mehr öffnen lernten aller Not und Drangsal unserer Nebenmenschen! Wir würden uns neu gesegnet sehen Tag für Tag.

Digitized by Google

Die Begegnung

Von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

Josef fand sich mit einer gewissen Lebhaftigkeit in seine landwirtschaftlichen Studien. Wenn sich für ihn auch noch viel Schwieriges und Unverständliches ergab, so waren doch diese Ritte, das frühe Aufstehen, das Umhergetriebensein in freier Luft etwas, das ihn überraschend von sich selber löste. Er schob den Besuch in Henningsdorf zwar immer noch hinaus, weil er die Erschütterung fürchtete, aber in Gedanken mochte er sich mehr als bisher und in anderer Weise mit dem Kommenden beschäftigen. Viel machte bei dem allen das gute Verständnis mit Zamietzki. Michelene begriff auf einmal, daß diese beiden Jugendfreunde waren, aber sie verstand nicht ganz, warum Josef diese Richtung verlassen und sich in das Ungewisse hinausgestürzt habe. Wäre er immer hier geblieben, im Kontakt mit dieser Welt, so wäre ihm manches erspart geblieben, was ihm jetzt, bei dem Zusammensein mit den alten Freunden, selbst höchst seltsam erscheinen mußte.

Die Zamietzkis verfehlten nicht, Michelene hier und da einen kleinen Wink zu geben und einen leisen Vorwurf merken zu lassen, daß sie wohl Josef nicht immer richtig begegnet sei. Nun ... wenn sie auch alles für ihn getan hatte, was sich in dieser Lage zu tun gehörte, etwas war freilich gewesen, daß sie nicht hatte vollbringen können. Jetzt, da sie ihn mit den Niederwiesern sah und hörte, begriff sie wieder die seltsame, unüberwindliche Hemmung in sich. Etwas von Güte und Weichheit fehlte ihr, etwas an Mitleid und Erbarmen, alles in ihr fühlte sich immer wieder abgestoßen. Ihr graute vor allem diesen, was bei Josef hier und dort, wo sie auch gewesen und was ihn auch erfüllt hatte, immer unabänderlich gewesen war: alle diese Meinungen, die so oder so gefaßt oder verfochten oder nach vielen Studien auch nur ausgesprochen, immer nur Dutzendware waren. Ihm fehlte Erkenntnis. Ihm fehlte Reichtum, und sie konnte ihm das nicht verzeihen. Warum redet er erst? dachte sie oft. Ja, warum ist er überhaupt? Warum reden diese alle erst? Warum schweigen sie nicht lieber, da sie zu allem nur sagen, was längst gesagt worden ist? Merken sie es denn nicht? Etwas war in ihr, das allem immer anders begegnete. Aber wo sie einmal den Versuch gemacht hatte, sich deutlich zu geben ... und auch Josef gegenüber war es zuerst geschehen ... hatte sie immer wieder jenes eigentümlich Taube erfahren. Sie sprach die Sprache der anderen nicht, und die nicht die ihre. Und sie bückte sich nicht nach den anderen.

So weit die Meinungen der Zamietzkis den Boden ihres Bezirks, ihres Seins und ihrer praktischen Tätigkeit Michelene gegenüber verließen, war alles in ihr wieder so stumm, wie es immer verstummt war.

Eines Tages kam aber doch durch einen Zufall eine immerhin kleine Bewegtheit.

Michelene machte mit Frau von Zamietzki von Niederwiese aus einen Waldspaziergang. Josef war mit Karl schon seit der ersten Frühe draußen auf den

Digitized by Google

Feldern. Michelene war später nachgekommen und hatte von Frau von Zamietzki allerhand Gutsnachbarliches erfahren. Nun galt es einem Armenbesuch, die beiden Kinder waren mitgenommen worden und tanzten auf dem trockenen Waldwege vor den beiden Frauen her.

Das Ziel war immerhin nicht ganz nahe und Frau von Zamietzki redete andauernd von der Armenpflege. Sie gab Michelene Winke, wie sie dieses Volk behandeln solle und streifte auch alle Seltsamkeiten, die noch in ihm lebten, ohne sie aber in ihrer blonden robusten Überlegenheit anders anzusehen, als trübes Gewölk aus noch trüberen Zeiten.

Sonderbar, mir, der Fremden, scheint dies alles ... lebendig, dachte Michelene, scheint Seele und Geheimnis, was dieser nur Aberglauben ist. Mir kommt es vor, als ob sich dies alles mir deutlicher offenbare, als ihr, der Eingeborenen. Und wieder sah sie zu der üppigen, etwas bequemen Frau mit dem weißblonden Scheitel, an der alles aussah, wie von dieser Sonne und diesem Lande geschaffen und die dieses Land doch nicht kannte.

Über Michelene kam inmitten dieses Waldfrühlings immer stärker wieder jene Träumerei, wieder war es ihr, als gleite sie auf sonderbarem Wege dahin und von irgendwo, aus den Fernen, käme das näher, was furchtbarer Sinn und Erhellung sei.

Nun bogen sie aus dem Kiefernschatten in eine junge Schonung ein. Tännlein auf Tännlein stand da im hohen Waldgras fast versunken, von großen roten Blumen wiegend überschossen. Wie ein Fanal stand diese rotblühende Schonung mitten im dunklen Walde, über und über in Sonne. Mitten hindurch führte der schmale Fahrweg, weiß vom Sande.

Frau von Zamietzki bat hier um Entschuldigung, um die Hütte des kranken Waldhüters drüben zu betreten.

Michelene blieb mit den beiden Kindern zurück, die sich über den Plan hin verstreuten. Ihre Blicke folgten ihnen, und ihre Seele trank mit unbewußter Versenkung das Bild dieser einsamen, rosenrot blühenden Waldlichtung.

Da erklang Räderrollen.

Aus der Tiefe herauf kam ein Fuhrwerk auf den weißen Weg, mitten in die Sonne.

Neben dem Herrn, der die Zügel hatte, saß die schöne Frau, die Michelene in Drosidow getroffen und mit der sie damals heimgefahren war. Hier fuhr sie wieder...

Die beiden waren ganz unter sich. Die Zügel hingen lose. Blick ging in Blick. Körper drängte sich an Körper.

Sie sahen Michelene gar nicht.

Langsam glitt das Fuhrwerk über die rotblühende Wiese und verschwand im Walde.

Als Frau von Zamietzki zurückkehrte, erzählte Michelene ihr von dieser Begegnung.

Die lächelte.

„Die kamen wohl von Drosidow her... Das war Vetter Reits, Hubert

Digitized by Google

Reits, der Sohn meiner Tante Mariett. Er bewirtschaftet doch Drosidow. Wußten Sie das gar nicht? Allerdings war er jetzt verreist. In Wien, glaube ich. Maria Langer," Frau von Zamietzki lächelte, „nun, sie verstehen sich gut — —"

„Es gibt eine Verlobung?"

„Sicherlich. Sie lernten sich erst vor einem Jahre kennen. Maria war mit dem Regierungsrat Langer in Breslau verheiratet und kam erst nach ihres Mannes Tode wieder hierher. Und Hubert kehrte um dieselbe Zeit von Glogau wieder, wo er bei der Infanterie stand ... So wird sich wohl bald alles in aller Öffentlichkeit präsentieren und das Glück groß sein... In Drosidow ist Maria fast täglicher Gast, und mit Tante versteht sie sich ausgezeichnet. Und ist sie nicht wirklich eine bezaubernde Frau?"

„Das ist sie", sagte Michelene.

Nachher auf der Heimfahrt sah sie immer wieder die schöne Frau vor sich und jenes Bild, wie die beiden mitten in der Sonne langsam über die rotblühende Waldwiese fuhren...

* * *

Nun sollte im Parkhaus eine kleine Gesellschaft stattfinden. Josef dachte mit weniger Abneigung daran, als er es anderswo getan hätte. Denn hier in dieser kleinen Welt überwältigte ihn in seiner neuen Belebtheit der enge Zusammenhang.

Es war Michelene ein wunderlicher und irgendwie erregender Gedanke, in die beschlossene Welt des Gartensaales dieses kleine Gegenwartsleben zu bringen.

Noch immer hatte der seltsame Raum ihr gegenüber sein Geheimnisvolles behalten. Was ihr nun allmählich über den kleinen Mühlemacher und die anderen jener absonderlichen Runde erzählt worden war, reichte für sie doch nicht aus, um das Bild des Saales zu erklären, in dem, wie ihr schien, etwas noch wartete, der irgend etwas noch in sich zu halten schien, was er noch immer nicht ganz offenbart hatte.

Es gab ja nun allerlei, das sie davon ablenkte. Es waren noch einige Besuche zu machen, und andere zu erwarten. Auch jener Herr von Reits hatte Karten abgegeben. Michelene hatte Josef auch Mitteilung von der unerwarteten Anwesenheit ihres Bekannten aus der Heimat gemacht, und er war, ohne im übrigen irgendein Gewicht darauf zu legen, damit einverstanden, daß er geladen wurde. Alles mußte gerüstet werden. Und dann war es in diesen Tagen doch wieder der Kleine, der ihre Gedanken in Anspruch nahm, jener schattenhafte Mensch, der wieder und wieder auftauchte, und niemals den allgemeinen Eingang benutzte, sondern wie am ersten Abend den Weg durch den Park fand, obgleich alle anderen Pforten längst verschlossen worden waren. Er kam immer nur bis an den Gartensaal, die Hunde wurden dann entfernt, sah sich lautlos um, glitt auf die leeren Stühle mit den geblümten Überzügen zu und blickte in seiner ganzen kümmerlichen Armseligkeit wieder zu ihr hinüber. Und in diesen Augenblicken schien sich die ganze Runde wieder mit jenem geheimnisvollen Leben zu erfüllen, etwas stand da, sprach — sprach — — —

Was geschah —? Was kam?

Absagen waren kaum erfolgt.

Digitized by Google

Unter den ersten, die eintrafen, waren Aldenhoven und einige andere Herren aus der Umgegend. Michelene sagte sich kaum: Sie warten wohl auf *sie*, da war Frau Maria schon da, hinter ihr in weißer Steilperücke der „letzte Romantiker".

Während der alte Medizinalrat umständlich und ritterlich mit Michelene plauderte, unterhielt sich Aldenhoven mit der schönen Frau, aber in der Art eines Mannes, der weiß und immer gewußt hat, daß dieses nicht für ihn ist. Michelene übersann sein Leben hier in dieser Umwelt mit einer gewissen Deutlichkeit, in der sie Tragik zu spüren meinte, aber es ging im nächsten Augenblick schon wieder für sie unter.

Durch Türen und Fenster klang vom Städtchen her noch das Abendläuten der Maiandacht und jetzt wurden im Gartensaal, der nur in einigem verändert worden war, die Kerzen auf den eisernen Leuchtern angesteckt, das leise Dämmern wandelte sich zu tiefem Blau, die Kerzenflammen fielen zuckend in die Spiegel und begannen aus allen Seiten aus ihnen zurückzustrahlen...

Michelene wußte sich auf den Moment, der nun folgte, später nie wieder genau zu besinnen. Sie hörte den Medizinalrat noch immer wortreich reden und erkannte hinter ihm die Drosidower, die in den Saal getreten waren, Frau von Reits in einem prächtigen grauen Seidengewande mit irgendwelchem violettem Schmuck und hinter ihr — Michelene dachte immer noch, daß sich das Bild nach wenigem ändern werde, in dem der Medizinalrat seine Freundin und die schöne Frau ihren Partner erhalten werde, sie hörte hinter sich die Zamietzkis reden, die gleichfalls eingetreten waren und spürte ihre Blicke auf sich ... ja, sie dachte das alles und fragte sich zugleich, den Fremden anblickend: Wie ist mir denn? Diesen *kenne* ich doch. Jäh zuckte jene Nachmittagsstunde auf der Schonung an ihr vorüber, aber sie wußte zugleich, das ist es nicht. Denn dort sah ich ihn ja gar nicht. Das ist es nicht. Verwirrt starrte sie ihn an, der sich nun über ihre Hand beugte, während seine Mutter mit ihrer heiteren harmonischen Stimme irgend etwas sagte... Er schaute auf und ihre Blicke begegneten sich von neuem.

Michelene sah zugleich die dunklen Spiegel ringsum, aus denen die roten Kerzenflammen blitzten, und in dem Augenblick hob es sich in ihr wieder wie uralter Schatten, wie eine langsam zuckende, heraufstaumelnde Erinnerung ... ja, irgend etwas, das mit diesen eisernen Leuchtern, mit den vielen Spiegeln, den roten steilen Lichtern und dem blauen Hintergrund des Parkes verknüpft schien, das *hinter* diesem allen schon immer gestanden hatte und nun wieder da war — —

Diesen kannte ich. Und wir beide — wir beide — — —

Hinfliegend war es — — wie ein Aufwehen aus unbekannten Fernen — —

Es versank, von ihrer sich aufraffenden Besinnung verjagt und tauchte von neuem auf, wie eine Vision, wie uralte Erinnerung unbesiegbar, urplötzlich deutlich geworden: diesen kannte ich — — —

Zugleich gewahrte sie Aldenhoven drüben unter der Türe stehen, dunkel hafteten seine Blicke an ihr, aber es glitt von ihr ab, er selbst verschwand vor ihr, und sie fühlte deutlich: er war ja nichts, war immer nichts, ein Schatten war er nur auf ihrem Wege, und darum verschwand er wieder... Ihre Augen streiften Josef und sie erkannte: er war auch nichts. Ein Fremder war er ihr. Nichts als

Digitized by Google

ein Fremder. Unendliche Dinge in ihrer Ehe schienen sich ihr dabei zu erhellen und deutlich und klar zu werden. Er war für sie der Fremde, aber dieser... dieser...?

Reits sprach noch mit ihr, die schöne Mutter hatte sich seitwärts gewandt, ihrem alten Verehrer zu.

Verhohlen maß Michelene wieder das Männergesicht, das mit dem dunklen, in die Stirn gewachsenen Haar und den schmalen Bartstreifen an den Ohren einen ihr ganz fremden Typus darstellte. Und doch fühlte sie wieder: er ist Landmann, Jäger, wie alle diese hier, erkannte jenen eigentümlichen leisen Schein über dem etwas verbrannten Gesicht, der ihr der Widerschein aller Felder zu sein schien, und in den Augen jenen Blick, der gewohnt ist, über Weiten hinzustreifen.

War es denkbar, daß er ihr dennoch vielleicht anderswo flüchtig begegnet war, an irgend einem Orte...?

Sie sah ihn wieder an, und etwas in ihr verneinte, diese Dinge waren tiefer und loser, sie tauchten aus Unendlichkeiten und waren im nächsten Moment wieder versunken, wie jetzt, wo er nun langsam zu der schönen Frau hinüberging, die ihn mit tiefen, wachen Augen empfing.

Aufschreckend dachte Michelene, der Saal ist es. Diese ganze Welt, in der etwas Aufregendes ist. Die Einsamkeit, in die ich mich verliere... Gürbig ist es, der kleine Mühlemacher, das gespenstige Männlein aus dem Gebirge. Der Frühling ist es wohl auch, in dem geheimnisvoll immer wieder mit aufstehen muß, was einmal ... war.

Nun hatte sie sich schon wieder an das verloren, was Imagination und von dem nächsten Wort dort drüben weggelöscht sein konnte. Konnte er nicht sagen: Dies ist meine Braut —? Nun und wenn dies war, was galt es gegen das andere, das ... gewesen war?

Und im gleichen Augenblick gewahrte Michelene, wie der Blick des Herrn von Reits sich von der schönen Frau her mit jenem eigentümlichen betroffenen Suchen zu ihr wandte, das er im ersten Augenblick für sie gehabt hatte.

Wer ist er? Ein unbekannter kleiner Gutsbesitzer hier am Rande der Welt. Nichts für mich. Eine flüchtige Begegnung, die vielleicht schon in einigen Monaten von ganz anderen Dingen hinweggespült sein wird...

Und wieder, während der dunkle Glanz dieser Augen herüberkam, dachte sie: es ist nicht flüchtig und wird nicht hinweggespült sein. Denn es ist aus der Tiefe. Es ist jäh aus der Nacht wie als Antwort auf alle meine Fragen aus der tiefsten Tiefe heraufgetaucht:

Diesen kannte ich. Wir waren einmal beisammen.

Was weiß ich, wann es war!

Vor hunderten, vor tausenden Jahren vielleicht!

Aber es ... war.

Was nun? Sie mußte sich zusammennehmen, sie war die Wirtin. Viel wurde von ihr verlangt, viele Damenblicke beobachteten sie, die kritische Aufmerksamkeit der Zamietzkis war auf sie gerichtet. Sie traf wieder mit Frau von Reits zusammen und plauderte mit ihr, immer in dem sonderbaren Gefühl, das die

Digitized by Google

ungewohnte Stellung der Wirtin ihr schaffte, und erkannte dann auf einmal, daß einer der Herren bei ihr war, irgendeiner. Sie sah nur etwas Mattes, Flaches, Gleichgültiges, eine blasse Blondheit und zugleich etwas wie Spähen im Blick, wie betroffenes Entdecken. Überdem drängten sich noch andere mit landesüblicher Liebenswürdigkeit hinzu, sie stand wie in einem Wirbel, zwang sich zur Aufmerksamkeit und dachte flüchtig: der Platz drüben bei der schönen Frau ist gut besetzt...

Auf einmal war auch Albenhoven bei ihr. Jetzt nicht mehr in jene unendliche Entfernung von einst gebannt, aber sie sah nur flüchtig in die schwarzen Augen, deren Blick sie einst so beseligt hatte.

Sie wurde munter. Fast heiter. Obgleich sie Josef dabei nicht aus den Augen verlor. Immerhin: er war von den Zamietzkis umgeben.

Die Kerzenflammen wärmten über ihr, allerhand Getier flatterte um sie, es knisterte und schwebte. Warme Luft webte, die Türen nach dem Park standen offen, draußen über den Bäumen brannte noch eine Spur glühenden Abendrotes...

Es ist Frühling, Frühling, fühlte Michelene auf einmal in ihrem Herzen, nie habe ich ihn gefühlt, jetzt ist er in mir und außer mir ... alle ihre trüben Nächte sanken von ihr, alle ihre bitteren einsamen Stunden, die Welt hatte sich für sie gewandelt, und staunend empfand sie, wie sie sein kann...

Sie lachte und plauderte und sah von ferne auf einmal wieder jene grauen Augen.

Wie ging dieser Abend weiter?

Michelene wußte sich auch daran später nie mehr recht zu entsinnen. Es gab das Abendessen, gab Vorführungen, die anscheinend recht gut gelangen, jemand versuchte sich auf dem Flügel, die schöne Frau sang, es gab ein paar unterhaltsame Stunden.

Mitten darin war es ihr immer wieder, als ob Botschaft hin und her flöge, unbegreiflich entdeckte und übernommene Botschaft.

* * *

Am anderen Morgen zeigte es sich, daß Josef der Abend doch nicht so gut bekommen war, wie die Zamietzkis es erwartet hatten. Er war stiller und schien mißgestimmt, und Michelene fragte sich betroffen, ob er wohl etwas von dem bemerkt haben könnte, was doch nur als geheimste Einprägung in ihrer Seele stand. Aber es schien nicht so, es war nur wieder jener Stillstand nahe. Er sprach auf einmal mit geringerem Interesse von Niederwiese und meinte, daß er sich nun wieder mit dem Plan zu einem historischen Werke trüge. Michelene wußte, was das hieß. Er suchte sich auch gleich Bücher heraus und begann, statt nach Niederwiese zu fahren, sich Notizen zu machen: es handelte sich um die Geschichte jenes verschollenen Hanns von Sagan, der nach abenteuerlichstem Leben sein Ende selbst ankündigen muß: „Wenn der Kirchturm einfällt oder eine wilde Gans allein fliegt, sterbe ich", worauf diese Anzeichen auch wirklich eintreten. Nach allem war das sicherlich kaum ein Thema für Josef zu nennen.

Sie grübelte erschrocken und sagte sich, daß dieses Dasein unter fremder Leitung und auf fremdem Boden für ihn nicht genug Gewalt habe und daß die Unbestimmtheit aller künftigen Dinge an ihm nage.

Digitized by Google

In ihr fuhr es auf: war es nicht auch, was im Geheimsten in ihr stand? War nicht diese sonderbare halbe Zwischenexistenz schuld, wenn allerhand Dinge heranzustreichen und einzubrechen begannen?

Sie hatte wenig geschlafen, jetzt zuckte es in ihr auf: Nach Henningsdorf! Wenn sie nach Henningsdorf gingen? War es nicht vollkommen begreiflich, daß es sie nach jenem Fleck trieb, auf dem ihr Leben sich weiterhin abspielen sollte? War es nicht notwendig, daß sich dies klärte? War es nicht Pflicht, daß sie sich dem greisen Haupt der Familie vorstellten?

Etwas in ihr trieb wie nach dem gleichen Ufer, das Josefs schwankende Seele nun suchte: es muß etwas geschehen! Ja, sie wollten nach Henningsdorf fahren!

Sie ging zu ihm und fand ihn in seiner lange nicht mehr betretenen Bibliothek, wo er über Büchern saß.

Sie sprach hastig von ihrem Plan. War voller Lebhaftigkeit und voller Gewalt und auf einmal ganz mit ihm beschäftigt. Draußen rollte eben ein Wagen, womöglich waren es die Niederwieser, die sich erkundigen wollten, wie Josef der Abend bekommen sei.

Er richtete sich auf, und über die kahle Stirn streichend, sagte er in seiner ungewissen Art: „Ja, wir wollen fahren."

„Morgen schon", rief sie.

Sie rüstete sogleich und gab alle Anordnungen, dabei war sie aber immer noch in dem Bangen, sein Sinn könne sich wieder wenden. Und morgen? Wer konnte — morgen vorfahren —?

Sie wollte fort. Sie hörte das üppig blühende Rauschen des Parkes, fühlte das geheime Sein des Saales und zugleich war ihr, als ob wieder jene seltsamen Harfenakkorde herübertönten — — O, fort, nur fort von hier!

Ungewisse Träume gaukelten in ihr, als ob es vielleicht ein Abschied für immer sein könnte. In ihr trieb es voll blinder Angst: fort, fort —!

Sie dachte nicht mehr an das, was gestern ... gewesen war. Kam während des ganzen Tages und auch in der Nacht nicht dazu. Josef schlief schlecht, seine Nerven waren wieder in gefährlichem Aufruhr. Ächzend höhnte er: Wohin ging es? Zu einem Zusammengebrochenen. Was würden sie sehen: ein Ende. Alles war — — Ende.

Endlich dämmerte der Tag. Aber Josef wollte dennoch fahren.

Sie konnten die Bahn hinter der Grenze noch ein gutes Stück benützen. Dann aber mußten sie sich einem Fuhrwerk anvertrauen. Es war alle Möglichkeit, daß sie erst am späten Nachmittag ankamen.

Der Bahnhof entschwand, rasch kam näher, was blaudämmernde Welt gewesen war. Eben noch flacher Wiesenpfad, dann auf einmal Stein zu beiden Seiten, und Stein, sie tragend. Walddämmern, maimorgenhell. Und immer höher ging es in die Bergwelt hinein, Höhe an Höhe zeigte sich, Täler öffneten sich, der Zug kroch und stampfte, mühte sich, braunen Dampf schleudernd, in diese Welt zu dringen.

Es war, als ob sich etwas gegen ihn stemmte, aber sanft wehend streiften die Maienwipfel zuseiten. Bachtäler und grüne Gründe, Bildstöcke und Ka-

Digitized by Google

pellen, Schweizereien und Bauden, Dörfer und Wallfahrtskirchen, Wald und wieder Berg, eine blaue Kuppe nach der anderen. Das war die Welt — Michelene schaute -- das war die Welt, aus der das kleine Männlein stammte. Hier lebte das Volk, das sie von ferne ahnte. Aus diesen Gründen stieg dampfend in geheimster Wahrheit alle Sage und aller Spuk... Heftig klapperte der Zug und heftig stand ihm etwas entgegen, noch immer. Noch immer ... Erde, Stein und Sein, die wirkliche Welt.

Längst waren Grenze und Grenzjäger vorüber, aber noch immer klang auf den Bahnhöfen deutsch und blickten deutsche Gesichter. Was sich dann aber aufrichtete und mit Städten und Fabrikorten, Klöstern und schwarzen Schlackenwegen näherkam, wie einiger mit dem qualmenden Zug, war doch schon mehr der anderen Welt näher, in der sie leben sollten, und die weit hinter dem kleinen Städtlein an der Grenze erst begann.

Ja, sehr weit schienen Stadt und Parkhaus, als sie den Zug endlich verließen. Fuhrwerk war zu haben, ein junger Mensch in Samtjacke saß auf dem Bock. Bedächtig zogen die Fuhren, immer eine hinter der anderen, dann verstreuten sie sich, zuletzt rollten sie nur noch allein auf einsamer Paßstraße, dem Unbekannten entgegen. Immer neue Kuppen und Wendungen, dann ein Abstieg: ein Dorf. Und von neuem ging es weiter, Kuppen und Kuppen, Wälder von Farnkraut, Holzplätze.

In einem Nestlein machten sie Station, sahen ein Kloster auf einem Berge und Wallfahrer dahin ziehen. Dann hob sich auf einmal eine riesige Wand, und von neuem ging das Spiel des Gebirges an, das Rößlein quälte und quälte sich, der Berg wandte und wandte sich, wieder sah man das Kloster, und der große Berg war noch immer da. Eine schmale Straße, tief hinabführend, Kehre auf Kehre, der Berg war noch immer neben ihnen. Schwarzer Tannenwald, zu ihnen hinabstarrend. Auf einmal eine Wendung, der Berg verschwand, sie sahen sich um und erkannten, daß sie ihn bezwungen hatten. Er lag hinter ihnen wie eine dunkle Riesenwand, aus der Wolken und Dunst zu steigen schienen, und vor ihnen lag Henningsdorf.

Sie wußten es, noch ehe der Kutscher ihnen Auskunft gab.

Das Schloß lag hoch. Es war gelbbraun und schien aus verschiedenen Flügeln zu bestehen. Ein runder Turm sah hervor. An der einen Seite war ein besonderes Kavalierhaus angebaut. Es war ein alter Herrensitz, und um den Park, der terrassenartig herabkam, zog sich statt der Mauer ein wassergefüllter Graben. Die Schloßuhr schlug sonderbar tief und dröhnend, als ob man auf einen alten Kupferkessel schlüge. In dem Augenblick kroch aus dem schlammigen Entengraben ein kleiner Junge und trabte dem Gärtnerhause zu, das sich auf dieser anderen Seite des Schlosses, dem Kavalierhaus entsprechend, daran lehnte. Der Gärtner, ein riesengroßer gelbbrauner steiler Mensch, kam eben aus der Tür und lächelte nur eigentümlich, als sie nach dem Baron fragten. Ob seine Gnaden da wären, wüßte kein Mensch. Vielleicht seien der Herr Baron noch auf dem Berge. Dabei sah er zu dem schwarzen Koloß hin, der, wie die beiden nun gewahrten, dicht hinter dem Schlosse aufstieg.

Digitized by Google

Es sei doch Rehbockjagd, fügte der Gärtner hinzu, wohl in dem Gefühl, ihnen etwas erklären zu müssen. Das Lächeln blieb in seinen Augen. Er sah ihnen nach, als der Wagen weiterfuhr.

Es schien fast, als ob allerhand lautlose Aufmerksamkeit sei.

Irgend etwas Fremdes war da. Ja, es war Fremde, das fühlte Michelene, es war, als ob sich im Letzten der Berg zwischen dieses und — jenes legte. Hinter diesem Berge, das fühlte Michelene auf einmal, konnte nichts mehr an sie heran.

Als der Wagen vor der Pforte hielt, wurden sie zu ihrem Erstaunen sofort eingelassen. Hier oben schienen die Dinge doch anders zu liegen, als sie vom Gärtnerhause aus beurteilt wurden, ganz abgesehen von jenem Gewäsch, das über die Grenze drang.

Eine Schar Hunde sprang ihnen entgegen. Ein Mensch, der Gamaschen trug und ganz normal wie ein herrschaftlicher Diener aussah, geleitete sie über einen Innenhof in eine Halle, die schlecht und recht vielen herrschaftlichen Hallen glich und Geweihe und Rüstungen zeigte.

Es ging nun weiter, und mitten auf der Treppe, während sie noch immer in Ungewißheit der sich etwa entwickelnden Dinge waren, kam ihnen ein großer dürrer alter Herr entgegen, der an den Führer eine rauhe Frage richtete, die mit der Übergabe der Karten beantwortet wurde. Der Herr sah nicht anders aus, als andere Herren in so hohem Alter, ein langer weißer Bart hing ihm bis auf die Brust. Er blickte die beiden im Treppenwinkel aus weitsichtigen Augen an, ohne Erstaunen zu verraten, und erst viel später begriffen sie, daß ihre Fahrt um den schwarzen Berg, ihre Ankunft und Anfahrt schon längst durch ein Fernglas beobachtet worden waren. Der Herr knurrte etwas, ging aber nun mit einem schnellen und elastischen Jägerschritt neben ihnen her. Irgendeine Vorstellung schwirrte in Michelene, aber kam nicht ganz zur Entwicklung. Erstaunt sah sie sich oben um, der Gang zeigte wieder sehr viel Jagdembleme, und nun öffnete der alte Herr selbst eine Tür vor ihnen und ließ sie ein.

Da waren sie. Es schien das Arbeitszimmer des Henningsdorfers. Alle Erregung der Fahrt war von ihnen abgeglitten.

Josef mußte sprechen. Der Alte hörte ihn ruhig an. Der weiße Bart hing ihm auf die Brust. Michelene konnte nicht verhindern, daß ihr alle jene Gerüchte über den Baron wieder in Erinnerung kamen, sie mußte ihn wieder darauf hin ansehen und unversehens richtete er einen Blick auf sie, der sie zurückzucken ließ.

Jetzt spürte sie mehr. Die Wand vor den Fenstern. Ganz nahe war der schwarze Berg.

Sie sprachen etwas. Jawohl, vom Tod des jungen Barons.

Der Alte rückte ein wenig mit den Schultern.

Solche Dinge kämen nur vor, wenn man sich nicht zusammennähme. Er hätte noch auf ganz anderen Gäulen gesessen.

Also ein Sturz mit dem Pferde?

Beim Rennen. Ja.

Der Baron sprach schnarrend, mit einer einsamen, gewissermaßen ausgetrockneten Stimme, aber Michelene mußte sich immer wieder erstaunt fragen: vierundachtzig Jahre?

Digitized by Google

Josef redete von dem bedauerlichen Hinwelken des Geschlechtes. Jetzt nur noch auf — — —

Der Alte starrte ihn an.

„Nun, die meinen werden wohl noch recht lang offen bleiben...“ Etwas schillerte in seinem Blick auf, er starrte scharf auf beide. Unter dem Schreibtisch ward Knurren laut, da schien ein Lieblingshund zu lagern.

Jetzt lachte er rollend.

„Na, ich mein', daß Sie sich um meine arme Seel' nicht zu sorgen brauchen, bester Herr von Ghallaun,“ sagte er in geruhiger Laune, „was mich anbetrifft — ich sterbe nicht!“

Sie blickten auf ihn.

Er reckte sich auf, seine Gestalt überragte die Josefs fast um die Hälfte, der Hund sprang hervor, seine Zähne glänzten, er knurrte drohend, der Alte lachte: „Ich sterbe nicht!“ Herausfordernd sah er sie an. Und lachte. Lachte wieder. Irgend einem unendlichen Spaß hingegeben.

„Wir sein nicht so. Wir Ghallauns nicht —“

Jetzt bog er sich ein wenig vor und sah sie mit zusammengekniffenen Augen an, wie eine Jagdbeute. Es war sicher, er hatte auf etwas der Art gewartet, auf einen solchen Besuch, nun glitten von den Ghallauns alle jene Vorstellungen, die durch Gerüchte und Reden und durch Josef selbst hervorgerufen worden waren: dem Alten war das zu glauben. Wie er so dasaß, stählern frisch, in sich gesund, durch und durch — festes Holz.

Lachend saß er da und sah auf beide hin. Sah auf — Josef.

Er führte sie dann durch das Schloß. Zeigte ihnen den Saal und die Bilder in der Galerie und erzählte geläufig, auf wieviel Lebensjahre es dieser und jener gebracht hätte. Der neunzig, der gar achtundneunzig auf den Tag. Und wieviel Kinder sie gehabt hätten. Er sah Josef an. „Ich hab' vier gehabt. Vier Buben. Zwei sind bei Montebello geblieben, einer bei Nachod. Und der Lazi hat nur Mädeln gehabt. Bis auf den einen. Der nun so abgegangen ist. Aber —“ noch immer blieb jener eigentümliche Ausdruck in seinem verwetterten Jägergesicht, noch immer glitt jener geringschätzige Blick über Josef.

Ja, Vollblut. Zähes Holz.

Der Wind flog um das Schloß, es war ein Heulen. Nächtens mußte das hier immer so sein. Erbarmungslos nahe war die Erde, der schwarze Berg.

Die Herrschaft zeigte ihnen der Alte nur vom Turme aus. In einer Art, die sie gleichsam weit davonhielt: es war seine Sache, die er nur halbhin vorwies, wie bei Gästen, die doch nicht wiederkommen werden.

Es schien freilich etwas anderes, als das bescheidene Gütchen der Zamietzkis.

Beim Abendessen war der Baron ganz und gar der große Herr. Hatte sich umgekleidet, war Kavalier, freilich von etwas verschollener Art. Das vorige Thema ward mit keinem Wort gestreift, und auch mit keinem Laut fragte er nach den näheren Lebensumständen seiner Gäste. In gefälliger Konversation erzählte er aus seiner Jugendzeit, die in den Anfang des Jahrhunderts und seine kriegerischen Verwicklungen gefallen war. Auch von seinem Großvater, dem er besonders nahe

Digitized by Google

gestanden haben mußte, und dem es fünfzig Jahre früher ebenso ergangen war. In einer Vertrautheit, die überraschend wirkte, erzählte er, wie der junge Matthias Ghallaun, während die Heere über das Gebirge zogen, hier auf dem Schlosse mit seinen Freunden die Clarisse aufgeführt und selbst den Lovelace dargestellt habe.

Die Gegenwart berührte er mit keinem Wort.

Zuletzt fragte er, wann der Vetter zu morgen den Wagen wünschte?

— — Michelene wurde zeitig wach. Als ob sie etwas gerufen hätte. Sie richtete sich auf und sah in den nebligen Frühmorgen hinein. Grau war alles. Die Dünste zogen. Sie umringten den Berg.

In diesen Berg, so sah es aus, ging der Alte.

Ein unwillkürlicher Laut ließ Josef, der im übrigen ruhiger geschlafen hatte, auch auffahren.

Über die Zurückzuckende hinweg starrte er in das Morgengrauen.

Dort ging hochaufgerichtet, wie der Berggeist, den Stock fest aufsetzend, mit wehendem Barte, der Baron Ghallaun. Schlank, schenkeldürr und sehnig. Sein Leib war rotbraun. Er trug nicht einen Fetzen Stoff um ihn herum.

Hochaufgerichtet stieg er in die Berge hinein.

(Fortsetzung folgt)

Alter

Von Jan Gramatzki

Ich war alt geworden.
Meines Herzens Stimme
Fand den Weg nicht mehr zu jungen Seelen.
Alter Zaun mit Sonnenblumen meines Gartens,
Freie, weite Felder rings umher,
Rosenstöcke, die dem Herbste
Welke Blütenblätter fallend schenken —
Einzig ihr von allem mir geblieben? —
Ferne — fern beim Dörferrauch
Klingt der Jahrmarkt unter Tänzerfeilen.
O — ihr gebt mir meine Seufzer wieder!
Über meinem Bilde — das ich einst gewesen —
Blenden Farben neuen Sehnens.
Ich bin alt geworden —
Sonnenblumen fahl beim alten Zaun,
Rosenbüsche sich entblütend,
Ferne, fern beim Dörferrauch
Jahrmarktsklänge unter Tänzerfeilen —
Ferne — ferne — Jahrmarktsklänge.

Digitized by Google

Die Erlösung vom Fortschrittswahn

Von Dr. Emmy Voigtländer

Oswald Spengler hat in seinem vielgenannten Buche (München, Beck) den Untergang des Abendlandes auf etwa das Jahr 2000 berechnet. Braucht diese Berechnung, wenn sie stimmt und wenn sie in unser Bewußtsein übergeht, uns, die wir heute leben, irgendwie in unserer Lebensstimmung herabzusetzen und damit den Untergang zu beschleunigen?

So scheinen viele es aufzufassen. Denn die Stimmen, die gegen Spengler laut werden, bringen hauptsächlich dieses vor. Sie klammern sich an das Wort und den Titel „Untergang" mit einer Ausschließlichkeit, die bezweifeln läßt, ob sie das Buch wirklich gelesen oder seines lebenskräftigen Geistes einen Hauch verspürt haben. Nochmals, wenn die Voraussage stimmt: was geht uns das an? So wenig, wie den einzelnen Menschen das Bewußtsein, daß er einmal sterben muß, wenn er gesund ist bis ins hohe Alter hinein, „stört", so wenig er sich behindert fühlt durch das „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen", das zu tun, was seines Lebens Aufgabe ist: so wenig braucht das Bewußtsein einer Kulturgemeinschaft durch die Tatsache herabgesetzt zu werden, daß diese Kultur einmal stirbt. Spengler hat doch weiter nichts getan, als das Gesetz des Einzellebens, das unter dem Zeichen von Geburt, Wachstum und Tod steht, auf das Leben von Kulturen anzuwenden, die erwachen, sich ausbreiten und absterben.

Freilich eines leugnet er: den „Fortschritt der Menschheit". Aber woher will gerade das Abendland den Anspruch auf ewiges Leben erheben? Und woher nimmt gerade das Abendland 1920 das Recht, vom „Fortschritt der Menschheit" zu reden, und gar, als ob es Träger dieses Fortschritts sei?

Die Unerschöpflichkeit des ewigen Lebens wird nicht davon berührt, wenn eine Kultur absterbt, um einer anderen Platz zu machen. Kann man sich ein lebensbejahenderes Denken vorstellen, als dieses Denken, das bestimmt ist von einer jasagenden Tapferkeit, die ihresgleichen sucht? Dies Buch zeugt von Tragik, aber nicht von Pessimismus im Sinne eines Herabgestimmtseins, noch weniger freilich von dem sträflichen Optimismus, der alles, was geschieht, einfach dem Fortschritt der Menschheit zurechnet.

Welches sind denn die Zeichen des Untergangs einer Kultur? Im wesentlichen sind es dieselben Untergangswerte, die schon Nietzsche aufstellt, und dieselben Erscheinungen, die man seit dem 19. Jahrhundert nicht müde wurde, als den Zwiespalt unserer Kultur, als Krankheitszeichen usw. zu beschreiben, zu beklagen, aber weder zurückschrauben noch ändern konnte. Es ist tatsächlich abwärts gegangen im ganzen Abendlande, nur daß Spengler dies alles als Schicksal, als Notwendigkeit begreift und folglich auch die Tapferkeit der Bejahung haben kann. Ja noch mehr, von diesem „welthaft hohen" Standpunkt aus ist es erst möglich, dem Abendlande die Aufgaben zu stellen, die es noch erfüllen kann, die ihm noch möglich sind „nach dem Gesetz, wonach du angetreten". So werden die Lebenswerte der abendländischen Kultur in ihrem heutigen Zustand hervorgeholt und

Digitized by Google

ihr abseits aller Sentimentalität Wege gewiesen, die ihr die noch möglichen und darum allein würdigen sind, sollten es auch, weltgeschichtlich betrachtet, Alterswege sein.

Eine Kultur hat nach Spengler ihre Höhe überschritten und geht in den Zustand der Zivilisation über mit dem Erlöschen ihres metaphysisch-religiösen Urerlebnisses. Für die faustisch-abendländische Kultur ist es das Erlebnis der Unendlichkeit, des unendlichen Raumes, das Stil und Form ihres Handelns und Schaffens in allen Gebieten bestimmt. Dies Erlebnis hat das Christentum der ersten Jahrhunderte umgeformt, denn es handelt sich im abendländischen Christentum, das um 1000 erwacht, um eine neue Religion unter der Maske der gleichen Dogmatik. Jede Kultur hat ihre eigene Religion, Philosophie, Moral, Art der Wissenschaft, Kunst, Politik, Wirtschaft; und die abendländische Kultur wird von dem Streben ins Unendliche bestimmt, während die antike „apollinische" Kultur, am Einzelkörper, an der fest umgrenzten Gestalt haftend, auch im Leben davon bestimmt wird. Die abendländische Kultur hat sich nicht „aus der Antike heraus entwickelt", sondern sie erwacht um 1000 und ist in ihrer Religion, in ihrem Menschentum, in den „riesenhaften Konzeptionen bei Dante, Wolfram, Shakespeare, Bach, Beethoven", in allen Lebensäußerungen, aus ihrem Urerlebnis des Unendlichen heraus von einer Mächtigkeit, die ihresgleichen nicht in der Antike findet. Dennoch hat das Abendland, indem es einen zärtlichen Kultus mit dem Gedächtnis einer erstorbenen Kultur, der Antike, trieb, sich selbst den Blick für seine eigene Wirklichkeit gefälscht; und es ist nicht das geringste Verdienst des Buches von Spengler, daß es endlich lehrt, frei von Vorurteilen, jede Kultur in ihrem eigenen Lebenswert zu sehen.

Mit dem 19. Jahrhundert ist das Abendland in die Zivilisation eingetreten, in der das alte Streben ins Unendliche immer noch wirkt, aber nach außen gewendet in die Technik, die Arbeit, die Industrialisierung, den Imperialismus, die Großstädte strömt. Diesem riesenhaften Anwachsen nach außen hin entspricht das Sinken der tieferen Lebenswerte. Die schöpferischen Leistungen sind erloschen, die Religion hat ihre lebendige Macht eingebüßt, „der Mensch der Weltstädte ist irreligiös, er mag noch so ernstlich religiös sein wollen". Die Architektur hat keinen eigenen Stil mehr, aus der Malerei ist der metaphysische Gehalt geschwunden, die Philosophie wird zur Geschichte der Philosophie, die Moral wird Glücks- und Wohlfahrtsmoral, das Glück der meisten wird Ziel, das Leben rein zweckhaft nützlich. „wir sind alle nur noch Arbeiter". Naturwissenschaft, Darwinismus, Materialismus, Sozialismus, sie setzen den mechanischen Begriff des Fortschritts an Stelle der lebendigen Entwicklung im Sinne Goethes. Die Dichtung behandelt nur noch Probleme großstädtischer Menschen, wo sie früher Schicksale gestaltete.

Stimmt das alles oder stimmt es nicht? Nun ist das Merkwürdige, daß genau dieselben Werte für Spengler Zeichen des Alterns, des Niedergangs einer Kultur sind, für andere Zeichen des „Fortschritts der Menschheit" bedeuten. Fortschreitende Aufklärung, fortschreitende Entwicklung der Technik, der Wissenschaft (aber nur in Richtung von Naturwissenschaft), Demokratisierung, Rationalisierung des Lebens, sich steigernder Wohlstand, das Glück der meisten, das alles ist „Fortschritt der Menschheit"! Und obwohl Spengler die schicksalhafte Notwendigkeit

Digitized by Google

dieser Erscheinungen sieht, allerdings die Tapferkeit des Blicks hat, sie als Alterszeichen zu werten, wird er von den Fortschrittsgläubigen angegriffen, von allen, die in den Vorgängen der letzten Zeit, der Demokratie, dem Sozialismus Anfänge einer neuen „Kultur" sehen wollen, weil seine Ansichten lähmend insbesondere auf die Jugend wirken müßten.

Allerdings steckt hier ein gewisser Widerspruch in dem Buch. Man kann nicht so stark wollen, was man vom Bewußtsein dessen, was Kultur ist, als Niedergang bewerten muß, als wenn man in ihm Fortschritte sieht. Und wenn auch Spengler die neue Generation auffordert, sich der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntniskritik zuzuwenden, so können doch die seelischen Wirkungen des Buches ganz andere sein: nämlich aus dem heraus, was darin als Kultur gezeigt und dem Erlebnis nahe gelegt wird, sich Wege zu suchen.

Vorläufig wird aber noch von anderer Seite dafür gesorgt, daß die Berechnung Spenglers auf den inneren Tod, den Untergang des Abendlandes auf etwa 2000 nicht mehr zu stimmen scheint. Das Buch ist darauf gerichtet, daß (es ist 1917 abgeschlossen) mit einem deutschen Sieg die Wege der europäischen Zivilisation in den Bahnen weitergehen würden, wie vor dem Krieg. Stimmt das noch?

In dem Angriff eines Sozialdemokraten auf Spengler fand ich den schönen Satz: „Wenn Spengler an einem schönen Morgen die Elektrische nicht mehr benutzen kann, durch ungepflegte öffentliche Anlagen geht und die Badeanstalt aus Kohlenmangel geschlossen findet, mag er darin nur den Zusammenbruch der Zivilisation sehen, für uns ist es ein kultureller Niedergang." Den Betreffenden scheint die Tatsache noch nicht zum Nachdenken angeregt zu haben, daß diese Fälle bei sozialisierten Straßenbahnen, Badeanstalten usw. häufiger und häufiger eintreten, daß überall, wo und seit der Sozialismus sich durchsetzen will, in allen Betrieben, in allen Verhältnissen diese Niedergangs- und Zusammenbruchserscheinungen der Zivilisation, oder wie der Sozialist sich ausdrücken will: der Kultur, eintreten. Es ist kein Zweifel, die Maschine der Zivilisation geht nicht mehr recht, ihr Arbeitsertrag sinkt, der ganze Mechanismus ist ins Stocken geraten, vergeblich doktert man an ihm herum und macht es dadurch nur noch schlimmer. Und das, obwohl Paul Lensch im Sozialismus der endgültigen Mechanisierung und Rationalisierung die „Pforte zum Welttriumph" geöffnet sah! Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Denn gerade das, was die Zivilisierung beschleunigen und endgültig regeln sollte, erweist sich als ihr Zerstörer. So sieht es heute aus, als ob das Abendland sich im Fortschrittswahn überschlägt und zugleich mit einer erschreckend beschleunigten seelischen Verwüstung die letzten Reste lebendigen Menschentums und den Mechanismus seiner Zivilisation selbst zerstört.

Der höchste materielle Wohlstand und die höchste Arbeitsleistung der europäischen Zivilisation war erreicht im Jahre 1914. Seither leistet das Abendland keine produktive Arbeit mehr, wütet es gegen sich selbst; und was der Krieg übrig gelassen hat, zerstören die Revolutionen vollends. Es ist der Zusammenbruch der Zivilisation offenbar bereits im vollen Gange, und das Abendland scheint im vollen Untergang zu sein, herbeigeführt gerade durch diejenigen, die wähnen, es

Digitized by Google

in der Richtung auf Mechanisierung, materiellen Wohlstand, Steigerung der Arbeitsleistung weiter treiben zu können. Was ward aus dem Traum vom ewigen Frieden? Dauerkrieg. Was aus dem Wahn, man könne Kultur für alle gleichmäßig verbreiten, Kulturgüter allen mitteilen? Kino- und Foxtrott-„Kultur". Was aus der Verantwortlichkeit aller um Gemeinwohl? Niemand fühlt sich verantwortlich. Überall Bankrott! Und nur die Fortschrittsgläubigen merken es noch nicht, sondern halten weiter fest an ihren Irrtümern, sehen nicht, daß der Zustand der Barbarei bereits eingetreten ist und mit seiner seelischen Verwüstung immer weiter um sich greift.

Was aber nun? Was heißt und was bedeutet das? Und was kann daraus werden?

„Etwas von Lebenslüge liegt in der gesamten Geistigkeit der westeuropäischen Zivilisation, insoweit sie auf eine religiöse, künstlerische, philosophische Zukunft, ein immaterielles Ziel, ein drittes Reich sich richtet, während in der tiefsten Tiefe ein dumpfes Gefühl nicht schweigen will, daß diese ganze Wirksamkeit Schein, die verzweifelte Selbsttäuschung einer historischen Seele ist ... Und ein Zug dieser Lüge haftet dem gesamten politischen, wirtschaftlichen, ethischen Sozialismus an, der gewaltsam über den vernichtenden Ernst seiner Resultate schweigt, um die Illusion eines letzten Glückszustandes zu retten" ... Kommt nun nicht heute, während Sozialismus, Demokratie, Pazifismus, alle Fortschrittsgläubigen verzweifelte Anstrengungen machen, ihre Lebenslüge zu retten, das — Gefühl der dumpfen Verzweiflung aus den tiefsten Tiefen der faustischen Seele heraus und zerschlägt den ganzen Bau? Und gibt es nicht etwas, was diese Verzweiflung fruchtbar machen, aus ihren rein zerstörenden Bahnen leiten und so der deutschen Revolution einen noch kaum gesehenen Sinn geben kann?

Wie hieß doch die große Formel des Weltkriegs? Zivilisation gegen Barbarei, die schon Thomas Mann (Betrachtungen eines Unpolitischen) übersetzte und umkehrte: Dieser Krieg ist der Krieg der Kultur, d. h. Deutschlands, gegen die Zivilisation. Diese Formel sagt etwas Wirkliches aus, sagt, daß die zivilisierten, fortgeschrittenen Völker des Westens gegen das „ewig protestierende" Deutschland kämpften, weil sie in ihm noch unerloschene Möglichkeiten einer Kultur spürten, und weil sie das haßten aus der Armut und Greisenhaftigkeit ihrer erloschenen „Seelen" heraus. Und in Deutschland stand alles das auf seiten der Entente, was Spengler das unsichtbare englische Heer nennt („Preußentum und Sozialismus"), Thomas Mann den (französisch gerichteten) Zivilisationsliteraten, alles das, was sich bemühte, Deutschland auf die Bahn des „Fortschritts der Menschheit" zu führen, durch „Verständigung" mit dem Westen, durch die Demokratisierung, Politisierung, die „Entdeutschung Deutschlands". Hat die Zivilisation gesiegt? Entzieht sich nicht die faustische Seele in dem Augenblick, als sie unterworfen werden sollte, und läßt den ganzen Bau zusammenfallen, um noch im Tode protestierend zu siegen gegen den Westen? Die Zivilisation ist nicht Sieger geblieben, sie macht Bankrott. Liegt hier aber nicht ein Sinn verborgen, der aus dem äußerlich so unbeschreiblich ekelhaften und traurigen Vorgang, „deutsche Revolution" genannt, herausgeholt und fruchtbar gemacht werden kann?

Digitized by Google

Man glaubt, die Jugend warnen zu müssen vor Spengler. Dabei sind die Werte und die Aufgaben, die er Deutschland und seiner Jugend stellt, solche, die allein noch Wert haben, weil sie aus dem sich ewig erneuernden Leben, aus dem Blut, aus der Wirklichkeit kommen. Nur greisenhaftes Denken lehnt sie ab. „Wir Deutsche haben reiche, unverbrauchte Möglichkeiten in uns und ungeheure Aufgaben vor uns.“ Unser Tod „liegt noch weit vor uns im ungewissen Dunkel des nächsten Jahrtausends“. Und sein Aufruf an die Jugend lautet: „Wir glauben nicht mehr an die Macht der Vernunft über das Leben. Wir fühlen, daß das Leben die Vernunft beherrscht.“ Das ist eine gründliche Absage an alle Werte greisenhaften zivilisatorischen Fortschritts. Und aus der Lebenswirklichkeit stammen die Aufgaben, die Deutschland, die jedem Deutschen gestellt werden, den Sozialismus von Marx zu befreien, von der toten Ideologie, vom Programm, und ihn vielmehr als sittliche Arbeit fürs Ganze erstehen zu lassen. „So leben, daß wir vor uns stolz sein dürfen“ ...

Nochmals, was geht es uns an, ob das, was etwa bevorsteht, weltgeschichtlich betrachtet das Alter des Abendlandes ist? Haben wir nicht die viel dringendere Aufgabe, als uns um Worte zu streiten, dafür zu sorgen, daß es würdiger und anständiger wird, als wozu es die heutige Zivilisation gemacht hat? Wir brauchen vor allem die Erlösung vom Fortschrittswahn, die Erkenntnis seines Bankrotts, um uns dem ewig neuen und jungen Leben zuwenden zu können.

Wird Deutschland nun endlich seine Aufgabe und seinen Sinn aus der Niederlage ergreifen oder wieder daran vorbeigehen?

Geisterstunde · Von Hans Heidfleck

Leise knistert's in den Wänden,
Streicht vorbei mit Schattenhänden:

Fährt mir über Stirn und Wangen,
Wie in bebendem Verlangen.

Stimmen, die ich nie vernommen,
Kommen durch die Nacht geschwommen:

Locken mich wie düstre Boten
Aus dem Schattenreich der Toten — —

Nun erscheinen sie im Kreise
Wie von einer weiten Reise,

Schauen freundlich auf mich nieder,
Lächeln — und verschwinden wieder.

Digitized by Google

Totensonntag

Von Margarethe Friedrich

Es war Totensonntag auf Erden. Ernst schritt ein Mann durch die stumme Natur der Stadt zu.

Die Nacht hatte ihm keinen Schlaf gegeben. Da war er am frühen Morgen hinausgewandert, weithin über Wiesen und Felder der wehmutvollen Landschaft.

Nun kehrte er heim und brachte sein Herz so schwer zurück, wie er es hinausgetragen hatte. Es gibt Menschen, denen ist die Natur keine Trösterin. Sie läßt sie nur immer tiefer versinken in Grübelei und Qual. Menschen sind es, die nicht der Einsamkeit bedürfen; sie brauchen vielmehr andere Menschen, fremde Schicksale, deren Not sie sich zu eigen machen in tiefster, verstehender Liebe. Damit bezwingen sie ihr Leid.

So war auch dieser junge Arzt. Darum schritt er ungetröstet durch den letzten Laubfall seinem leeren Heime zu.

Aus tiefen Gedanken schreckte ihn plötzlich ein lautes Weinen auf.

Die Tür eines der kleinen Vorstadthäuser war aufgerissen worden, und eine junge Frau eilte mit verstörtem Blick auf ihn zu.

„Ein Arzt, um Gottes willen, wo ist ein Arzt?“ rief sie verzweifelt.

„Kann ich Ihnen helfen? Ich bin selbst ein Arzt“, sagte er und faßte beruhigend ihre Hand.

„Ich danke Ihnen, kommen Sie schnell!“ Und während sie ihn ins Haus zog, sprach sie in Hast. „Meiner Schwester muß etwas zugestoßen sein. Sie kam nicht zum Frühstück. Gestern sagte sie uns noch gute Nacht, wie immer — Ach Gott, sie kann nicht tot sein!“

Über eine ausgetretene Treppe waren sie in ein kleines Gemach gelangt. Zwei weinende Frauen traten beiseite und ließen ihn das schmale Bett sehen, in dem ein totes junges Weib lag.

Denn sie war tot. Der erste Blick sagte es ihm. Hier konnte kein Arzt mehr helfen.

Er blickte sich um.

Noch nie hatte er ein solches Sterbezimmer gesehen. Wie zu einem Feste war der kleine Raum geschmückt. Überall in Schalen und Gläsern waren Herbstblumen verschwenderisch aufgestellt. Das Fenster war geöffnet; durch eine breitästige alte Tanne brach grüngoldenes Morgenlicht, den Nebel besiegend, und legte sich schimmernd auf das braune Haar der Toten.

Sie lächelte.

Ihre Hände waren ineinander gefaltet wie bei einem Kinde, das betend einschlief.

Auf dem Tischchen neben ihr stand ein wunderbar geschliffener Kelch mit dunkelroten Rosen. Eine Blüte hatte sich gelöst und lag wie ein glühender Blutstropfen auf der weißen Brust der Toten.

Digitized by Google

Der Arzt beugte sich stumm herab. Dann schüttelte er den Kopf. Auch er konnte die Frage nicht beantworten, woran dieses allerdings zarte junge Mädchen, das gestern noch anscheinend ganz gesund unter den Ihrigen geweilt hatte, so plötzlich gestorben sein könnte.

Die Angehörigen waren hinausgegangen. Sie wollten nicht sehen, wie seine Finger den lieben toten Leib berührten. Doch er ging so zart und schonend vor, als sei es seine eigene Schwester, die in heiliger Ruhe vor ihm schliefe. Das seltsam-stille Lächeln zog ihn an, das den blassen Mund so geheimnisvoll machte, und die tiefen Falten auf der jungen Stirn. Er kannte die Falten: die Nacht gräbt sie ein, wenn wir stöhnen in ohnmächtiger Qual. Warum hatte die Tote diese Falten? Sie, die Mutter und Schwestern die Freude des Hauses genannt hatten? — Und wie seltsam waren die weißen Hände, auf denen das blaue Geäder so scharf und hart hervortrat! Sie waren verkrampft ineinander.

Wie zum Gebet hatte es ihm zuerst geschienen. Aber jetzt fühlte er, sie waren verzweifelt gerungen worden, obwohl der blasse Mund noch lächelte.

Dann sah er plötzlich, daß es zwischen den schmalen Fingern hervorglänzte, wie mattes Gold. Was hatte die Tote in den letzten Augenblicken ihres Lebens so fest bei sich bergen wollen?

Kaum war er sich selbst bewußt, was er tat, als er vorsichtig den starren Fingern ihr Geheimnis entriß.

Es war ein einfaches altes Medaillon, wie man es früher am schwarzen Samtbande um den Hals zu tragen pflegte.

Er öffnete es.

Drinnen lag das Bild eines Jünglingskopfes. Eine Locke tiefschwarzen Haares wand sich darum. Auf der Rückseite standen ein paar Worte: „Ich habe Dich je und je geliebet". Sonst nichts.

Kein Name — keine Zeit.

Still gab er das Kleinod in die Hände der Toten zurück und legte sie sorgfältig darüber zusammen, daß kein Schein des Goldes mehr nach außen dränge. Dann wandte er sich und schloß die Türe leise und ehrfürchtig hinter sich zu.

Draußen erwartete ihn die Mutter und führte ihn hinab in das große Wohngemach, worin sich die ganze Familie versammelt hatte. Die beiden jungen Frauen standen Hand in Hand bei ihren Männern. Der alte Vater saß am Tisch und hatte das Haupt in den Händen verborgen.

Jetzt richtete er sich auf. Seine kleinen, rotgeränderten Augen hefteten sich wie in schwachem Hoffen auf den Arzt. Dann ließ er den Kopf wieder sinken und murmelte:

„Sie war die Freude unseres Alters! Immer wollte sie bei uns bleiben! Nun ist sie doch von uns gegangen!"

Der Arzt fand kein Trostwort. Schweigend nahm er an dem Tische Platz, um den vorgeschriebenen Schein zu schreiben.

Da entdeckte er plötzlich an der Wand das große Bildnis eines jungen Mannes, der ihn mit schwermütigen Augen anzublicken schien.

Digitized by Google

Ein Immortellenkranz war darum gewunden. Sofort erkannte er den Kopf wieder. Es war derselbe, den er im Medaillon der Toten gefunden hatte.

„Wer ist das?“ fragte er unwillkürlich.

„Mein erster Bräutigam“, sagte die ältere Schwester. „Er ertrank vor drei Jahren bei einer Segelfahrt. Nun müssen wir noch einmal einen so furchtbaren Todesfall erleben.“

Sie weinte auf und lehnte sich an ihren Gatten, der ihr beruhigend zusprach.

Der Arzt fragte nicht weiter.

Mit dem feinen Verständnis, das nur die für das geheime Weh des Nächsten haben, die selbst durch Qual und Not gegangen sind, verstand er das Leben und Sterben des fremden Mädchens, besser als alle, die täglich und stündlich um sie gewesen waren.

Mit fester Hand schrieb er „Herzschlag“ auf den Totenschein und verließ stumm das Haus.

Schatten · Von Isa Madeleine Schulze

Müde bin ich, — durchs dunkelnde Feld
Kommt die Nacht schon gegangen: —
Still wird's und kühl, — der Nachttau fällt: —
Lebewohl, du klingende Welt,
Mit deinem sonnigen Prangen!

Fern verhallt mir dein lachendes Lied, —
Einsam ward ich, — es schweigen
Bach und Brünnlein, — die Gräser im Ried
Rauschen nicht mehr, und das Spätrot verglüht; —
Vöglein schläft in den Zweigen.

Niemand ist wach mehr, — mein Herz erbebt
Vor der Stille: — es gleiten
Schatten vorüber: — ein finstrer hebt
Drohend die Hand und gräbt und gräbt, —
Und ich weiß es zu deuten.

Digitized by Google

Klaus Groths Reise nach Süddeutschland und der Schweiz, 1855

Ein ungedruckter Brief

Vorbemerkung der Schriftleitung. Durch seinen „Quickborn" bereits berühmt geworden, war Klaus Groth im Sommer 1855 über Pyrmont, wo er sich vier Wochen aufhielt, nach Bonn gereist und lebte hier im Verkehr mit Otto Jahn, Eduard Böcking, Dahlmann, Simrock, Arndt usw. Am 27. Januar 1856 wurde er feierlich zum Ehrendoktor der Philosophie promoviert und blieb noch bis zum Frühling 1857 in der rheinischen Universitätsstadt, von wo aus er auch mit seinem Freunde Böcking, eine Reise nach Süddeutschland und der Schweiz machte. Diese Reise setzt sein Biograph H. Siercks in den Herbst 1856, sie hat aber, wie ein soeben dem Klaus-Groth-Museum in Heide (Klaus Groths Geburtsort) gestifteter Brief an seine Eltern beweist, im Herbst 1855 stattgefunden. Der bisher ungedruckte Brief, der eine ganze kleine Reisebeschreibung und für den damals 36 Jahre alten Dichter sehr bezeichnend ist, wird von Professor Adolf Bartels, dem Literarhistoriker, dem wir auch eine Schrift über seinen Landsmann Klaus Groth verdanken, dem „Türmer" zur Verfügung gestellt.

Bonn, den 26. Sept. 1855.

Liebe Eltern! — Ehe ihr nun diesen Brief anfangt zu lesen, müßt Ihr Euch eine gute Karte von Deutschland nehmen, sonst gibt's nur Wirrwarr. Dann will ich Euch erzählen. — Professor Böcking, mein Hauswirt und lieber Freund, und ich gingen am 25. August am Sonnabend nachmittag 4 Uhr auf eins der Rheindampfschiffe, sein jüngster Sohn begleitete uns, der ist noch größer wie ich, und der ältere ist nicht kleiner. Eine Rheinfahrt müßt Ihr in irgend einem Reisebuch nachlesen, das wohl Kinas oder Pauly haben wird, z. B. das Buch von meinem hiesigen Freunde, dem Dichter Simrock. Man kommt an einer Menge alter Burgen und Schloßruinen vorüber, der schönste Punkt ist aber der in unserer Nähe, wo auf der linken Rheinseite bloß ein Bogen eines Gemäuers auf einem Felsvorsprunge steht, an der rechten aber liegen die sieben Berge (jenes heißt Rolandseck, dies das Siebengebirge), auf deren nächstem wieder ein Gemäuer hinaufragt: der Drachenfels, den ich hier aus dem Fenster sehen kann. Es sind immer eine Menge Reisender auf den Schiffen, meistens mit Büchern und Bildern und Karten, die alles anstarren und die Namen aufsuchen. Böcking und ich saßen still zwischen ihnen, bis wir an unsers Nachbars, des berühmten Arndts Garten vorbeifuhren. Der Alte (86 Jahre) hatte mich beim Abschied herzlich umarmt, doch dachte ich kaum, daß man in seinem Garten auf unser Schiff wartete, um uns einen Abschied zuzuwinken. Es machte etwas Aufsehen, als wir mit unseren Hüten den Gruß erwiderten. — Am Abend im Dunkeln kamen wir nach Coblenz. Dort übernachteten wir. Es fließt hier die Mosel in den Rhein, die wollten wir hinauf. Um 8 Uhr (Sonntag d. 26.) waren wir auf dem kleinen Schiffe. Die Mosel ist kaum so breit wie die Eider bei Lexfähre, aber ihre Ufer sind ganz anders und eigentlich nicht

Digitized by Google

zu beschreiben. Gewöhnlich hat die eine Seite eine Bergreihe und die gegenüberliegende ist eine ebene Flur, aber das wechselt, und die Seite, welche eben Berg war, wird dann zur Flur und umgekehrt. Die Berge haben sieben- oder achthundert bis tausend Fuß Höhe, und nie ist man ganz ohne Berge. Die Nordseite, gegen welche die Sonne scheint, ist mit Reben bepflanzt, es geht wie in Treppen bergauf, ich zählte einmal 23 Stufen. Jeder Absatz wird durch eine Mauer geschützt, oft sind Namen und Jahreszahl durch helle Steine eingemauert. An der Schattenseite trägt der Bergabhang Busch- und Baumwerk bis an die Flur herunter, dort aber stehen Apfel-, Birn- und Walnußbäume voll von Früchten und in einem Grase so blaugrün, wie wir im Norden es gar nicht kennen. Da stehen die Häuser und Dörfer mitten darin, meistens mit blauschwarzen Schieferdächern. Ein hübsches Dorf nach dem andern taucht auf und verschwindet, und weil es gerade Sonntag war, so saß es allenthalben voll Gruppen von Müßigen am Ufer, oft so nahe, daß man mit ihnen sprechen konnte; Kinder wateten ins Wasser, in dem sich Flur und Berg grünblau spiegeln, stellten sich auf Steine, um die Welle vom Dampfschiff sich über die Füße spielen zu lassen, fielen auch wohl dabei auf den Hintern. So ging es den ganzen Tag, als würde ein Papier ohne Ende mit wechselnden Bildern vorübergezogen, wobei man selber bequem auf einem Stühlchen sitzt und bloß zusieht. Wir aßen auf dem Verdeck zu Mittag, aber ich hatte kaum Zeit, in die Schüsseln zu sehen, guckte bald vor-, bald rückwärts, um ja nichts zu verlieren. Der Fluß schlängelt sich so, daß man immer wie in einem länglichen See fährt, hinten tut er sich zu, um sich vorn zu öffnen, indem bei der Windung Berge vor- und zurücktreten. So fuhren wir bis zur Dämmerung, dann stiegen wir in Trarbach ab. Hier ist Böcking geboren. Sein Vater war ein reicher Wein-Bauer, der 5 oder 6 Güter hatte. Eins davon gehört noch Böcking. Sein Bruder wohnt auf der Familienstelle, er empfing uns mit offenen Armen. Wir schliefen in dem Saal, wo der König mitunter logiert hat. Am Abend gingen wir noch im Mondschein an den Bergen hinauf. Den andern Tag besahen wir Böckings Gut, es heißt Münchberg. Das Haus steht fast am Moselufer. Wenn man im Schlafzimmer im Bett liegt, so sieht man nur den bewaldeten Berg jenseits wie eine grüne Mauer bis halb an den Himmel hinauf und darüber die Bläue. Hier ist eine Stille, wie wir sie gar nicht kennen: wenn kein Lüftchen, kein Blättchen sich regt, kein Wagen, kein Vieh; nur von jenseits hört man singende Knaben, die am Abhange Holz sammeln: unsereiner würde dabei schwindeln. Am Dienstag den 28. gingen wir zwei frühzeitig über die Berge, es war ein wunderbarer Morgen, dann wieder bergab zur Mosel nach Bernkastel. Natürlich kennt B. hier Weg und Steg und jeden Ort, er weiß aber fast ebensogut Bescheid in der Schweiz, im Schwarzwald, in Oberitalien, denn er ist allenthalben zu wiederholten Malen gewesen. Er erzählt so viel man nur hören mag, an Behalten ist nicht einmal zu denken. In Bernkastel setzten wir uns in den Postwagen und fuhren nach Trier, der Hauptstadt an der Mosel. Es war ein sehr heißer Tag, wohl 26—27 Grad im Schatten, in der engen Postkutsche war es glühend. Aber ich ertrug es noch am besten von allen. Der Weg verläßt eine Zeitlang die Mosel, die hier flachere Ufer hat, geht über die Berge und tritt erst wieder bei Trier ans Ufer. Es ist ein gar schöner

Digitized by Google

Weg, ein herrliches Land, alles voll Obst, doch waren nicht viele Früchte hier, es soll sonst das beste Obst der Welt sein. Ich darf ja leider nicht einmal davon essen. Trier ist die schönste Stadt, die ich gesehen habe. Die Häuser sind nicht so gar prächtig, aber es sind noch Reste von ungeheuren Römergebäuden hier, die römischen Kaiser haben hier eine Zeitlang residiert. Man fährt durch eine Pforte, die Porta nigra, die zum Erstaunen großartig ist. Es war das erste, was ich der Art sah. Dann aber liegt die Stadt in einem Tal wie in einem Paradiese, umgeben von Bergen, deren Felsen rot glänzen und mit köstlichem Grün untermischt sind, denn hier gedeiht alles. Auf der einen Seite der Mosel sind die Felsen teilweise mit Häusern besetzt, wir gingen über die Flußbrücke hinauf nach einem Kaffeehause, von dort sahen wir hinab auf das schwarz-weiße Häusermeer, die Römerbauten schauen dunkel dazwischen heraus, auf die Fluren, soweit das Auge reicht, und den silbernen Strom der Mosel. Den 29., als wir noch die Stadt von innen besehen, (ich stand in der Kirche auf dem Gewölbe, worin der heilige Rock verwahrt wird, ich sagte gleich zu B., das will ich doch meinem Vater schreiben), mieteten wir uns einen Wagen nach Saarburg. Es ist ein prächtiger Weg zwischen Waldungen dahin, der Ort liegt an einem Felsen wie angeklebt. Einige Häuser stehen so, daß die Nachbarn wohl miteinander aus dem Fenster sprechen können, wollen sie aber zueinander, so müssen sie erst eine Viertelstunde auf und ab klettern. Ein Nebenfluß der Saar stürzt hier mitten in der Stadt dicht vor einer Reihe Häuser wohl 30 Fuß hinab und treibt nebenbei 10 oder 12 Räder. Die Leute in den Häusern müssen notwendig alle taub werden. Wir wanderten etwas umher oder kletterten vielmehr. Dann gingen wir in das Poststwirtshaus, um den Postwagen abzuwarten, der um Mitternacht kommen sollte. Es entstand ein furchtbares Gewitter mit Platzregen. Ich bat die Leute um eine Stube mit Sofa, um etwas zu schlafen. Da ward ich mit brennendem Licht durch den Regen eine offene Treppe hinaufgeführt in ein großes Gebäude mit vielen Zimmern. In einem großen Saale lag ich nun bei Donner und Blitz einige Stunden in festem Schlaf. Dann wurde ich geweckt, im Regen nebst B. in einen Wagen gepackt und fortgezogen, es ging nämlich nach Saarbrück, wo Böcking einen Neffen hat. Wir kamen etwas verwacht und zerstoßen an. Wir sind hier an der französischen Grenze, wo schon allerlei Wörter in die deutsche Sprache hineinlaufen, die wir nicht verstehen. Es gibt hier großartige Fabriken und einen Reichtum der Reichen, wovon wir kaum einen Begriff haben. Eine Witwe hat in der Nähe eine Eisengießerei, die ich aus der Ferne sah, wo man vor Schornsteinen nicht die Gebäude finden kann, in einem Qualm, daß man glaubt, die Leute müssen ersticken. Sie hat eine Maschinenfabrik darin, die bloß Maschinen macht, die sie selbst gebrauchen, und doch mögen gegen 40 Leute allein darin arbeiten. Diese Frau ist eine Verwandte Böckings. Sein Neffe hat auch eine Schnupftabaksfabrik in Saarbrück, eine andre Art Fabrik in Metz, dazu ein Landgut. Es sind aber nette Leute, nicht geldstolz, wie wohl unsre Landsleute. Der Schnupftabak muß große Steuer nach Frankreich geben. Daher gibt es die waghalsigsten Schmuggler hier. Sie halten Hunde, denen sie den Tabak umbinden und die in ganzen Trupps durch die dichsten Wälder ihren Weg kennen. Junge Hunde schickt man so mit zur Einübung, bei der Ankunft werden sie durch Fütterung

Digitized by Google

belohnt, oft wird aber ein ganzer Trupp von Gensd'armen niedergeschossen. Noch denselben Abend (Donnerstag d. 30.) gingen wir mit der Eisenbahn nach Kaiserslautern in der Pfalz. Die Bahn fährt recht mitten durch das Fabrikland. In der Nähe der großen Fabriken sind alle Bäume wie verkohlt. Es wurde dunkel, da sahen wir allenthalben die Feuer; besonders die Coaksbrennereien leuchten weithin, als wenn mehrere hundert Backöfen vorn offen wären und alle in wilder Glut ständen, an einer Stelle waren es glaub' ich 600. In Lautern wohnt B.'s älterer Bruder. Der hatte seine Frau verloren und war ganz mißmutig, wir nahmen ihn einige Tage mit auf die Reise und heiterten ihn auf. Es ist merkwürdig, daß gerade ich das kann, gerade den Trübseligen bin ich ein Schutz und Schirm, ich weiß nicht, wie es zugeht, weiß überhaupt nicht, warum die Menschen sich gleich an mich hängen, denn ich finde nicht viel an mir. Freitag blieben wir in Lautern. Am Sonnabendmorgen den 1. Sept. fuhren wir drei mit der Eisenbahn nach Worms. Dort sollten Briefe von Goethe sich bei einem Kaufmann Mayer finden, die wollten wir kaufen. Sie waren aber fort, König Ludwig von Bayern hatte sie erstanden. Wir besahen daher bloß den Dom und die Judenkirche und reisten weiter. Der Dom ist groß, aber plump, die Synagoge ist nur merkwürdig durch ihr Alter. Schöner war der Weg von Lautern nach Worms, oder vielmehr dessen erstes Drittel. Die Eisenbahn geht hier mitten durchs Gebirge. Es sind deshalb 13 Tunnels nötig geworden, wovon der erste eine halbe Stunde zu gehen sein muß. Der Zug geht (wie ich zählte) in 2¾ Minuten hindurch. Dann ist man in einem neuen Tal, der Weg geht in Krümmungen zur Seite eines Baches, man sieht ihn, im nächsten Augenblick sind beide fort, sie kommen aber auf der andern Seite wieder hervor: die Bahn ist über sie hingegangen; dort laufen sie um einen Berg, aber wir jagen gegen den Berg an, es pfeift und heult, es wird dunkel: wieder leuchtet die Sonne an der anderen Seite und Weg und Bach kommen wieder auf uns zu; jetzt sind sie rechts, jetzt rollen wir nochmals über eine Brücke, unter der sie verschwinden, links laufen sie, um sich aufs neue hinter einen Berg zu verstecken, damit wir sie wiederfinden, wenn wir jenseits auftauchen. Mitunter geht aber eine Brücke noch hoch über die Bahn, dort fahren wir unter einer Burg und einem Kirchhofe durch. Dann öffnet sich das Tal, und Städtchen an Städtchen erscheinen dem Blick. Wir waren später noch einmal auf einer Höhe hinter Neustadt, von dort hat B. aus einem Saal durchs Fernrohr 400 namhafte Dörfer gezählt. Das Land hinter Neustadt wird ganz flach, so geht's in der Ebene fort bis Ludwigshafen und weiter bis Worms. Dann fuhren wir wieder nach Ludwigshafen zurück und mit dem Omnibus in ¼ St. durch Mannheim auf die Bahn, die nach Heidelberg führt. Heidelberg ist eine der schönsten Städte der Lage nach. Hoch über der Stadt liegen die Ruinen des prachtvollen Schlosses. Das läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen. Was aber jedem besonders auffällt, ist das prachtvolle Grün von Laub und Gras. Efeu wächst hier an den Mauern, der die ganze Heider Kirche grün zudecken könnte. Ich suchte hier den berühmten Gervinus, er war aber nicht zu Hause, auch der Exminister Dusch nicht, der den O. sehr liebt und von Rehbenitz in Kiel sich Zeichnungen dazu machen läßt. Vergessen hab' ich noch, daß wir von Worms zuerst nach Speyer gingen, um den wunderschönen

Digitized by Google

Dom zu sehen. Er ist wirklich wunderschön und eine Reise wert. Dort kamen wir Sonnabend abend an, besahen ihn Sonntag morgen und fuhren dann nach Heidelberg, so war's. In Heidelberg blieben wir Montag über. Wir brachten B.'s Bruder zur Eisenbahn. Der gute Alte weinte beinahe, als er sagte, mich sähe er wohl nicht wieder. Als wir nun aus dem Wartesaal gehen wollten, stürzte auf einmal Professor Jahn aus Bonn auf mich zu, wir freuten uns so, daß wir noch den Nachmittag zusammenblieben, und erst am Abend ging er nach Norden, wir nach Süden. Wir gingen bis Steinbach, einem kleinen Orte am Schwarzwalde. Hier ist der Erbauer des Straßburger Münsters geboren, er heißt Erwin, er hat hier ein Monument: an einem Weinberge steht seine schöne Statue und sieht nach Straßburg hinaus. Wir gingen hierher, um etwas von dem Landleben der Gegend zu sehen. Das Wirtshaus war nett, wir aßen mit den Wirtsleuten am Tisch, ein Steyrer (Tiroler) machte abends Musik auf der Laute und einige junge Leute setzten sich um den Tisch zum Zuhören. Wir ließen dem Musiker eine halbe Flasche Wein (einen Schoppen) geben. Am Morgen, also Dienstag, mieteten wir uns einen Buben, der unsre Taschen trug, und marschierten zu Fuß ab. Wir wollten nach dem berühmten Baden-Baden. Es lag noch dicker Nebel, deshalb bekamen wir vom Gebirge nur die nächsten Umgebungen zu sehen. Nach zwei Stunden erreichten wir Baden, einen Ort ähnlich wie Pyrmont, der aber noch schöner liegt und wo fast nur Millionäre zusammenkommen. Wir verweilten nur, um zu essen, dann gingen wir einen Waldpfad das Gebirge hinan. Wir hatten keinen Führer mit, wußten aber auch nach zwei Stunden nicht mehr, wo wir waren, kein Mensch zeigte sich, wir waren ganz verdurstet, endlich trafen wir einen Holzhacker, der uns sagte, wir hätten nur ein Viertelstündchen bis zur Ebersteinburg und kämen gleich zum Dorfe. Richtig! es lag eben um die Ecke. Nun gingen wir in ein Wirtshaus und ließen uns Kaffee machen, stiegen aber doch noch erst die Burgruine hinauf und überschauten das Land. Hoch am Felsen thront das dunkle Nest. wie Menschen die Mauern haben bauen können, an denen man nicht hinauf sieht, ohne zu schwindeln, begreift man kaum. Es muß ein Heldenvolk gewesen sein und doch voll feinem Sinn, denn wie hätten sie sonst mitten in der Wildnis nicht bloß die sichersten Stellen gefunden, die wir jetzt auf gebahnten Wegen kaum wieder finden, sondern auch die schönsten. Es ist schwindlich oben, B. durfte kaum hinauf, ich beredete ihn doch. Aus einem der leeren Fensterbögen sieht man oben auf die Tannenspitzen hinab. Dann ist aber noch ein Turm, woran außen eine Treppe hinaufführt. Der Mann mit dem Schlüssel sagt freilich, es habe keine Gefahr. Also warum nicht? Oben hat der Turm auch eine hohe Brüstung, worüber man nicht hinausfallen kann, und der Raum ist größer als Eure Stube. Aber rund herum sieht man nur von oben auf die Tannenspitzen, Berg hinter Berg sanft gewölbt, alle dunkel von dem einförmigen Schwarzgrün: der echte Schwarzwald, auf der andern Seite der Rhein wie ein weißes Band und die Vogesen in nebliger Bläue. Wir vergaßen wohl den Durst doch kam er wieder, als wir im Wirtshause saßen, und wie haben wir getrunken! Dann marschierten wir wieder ab, einen andern Weg nach dem sogenannten alten Schloß, näher bei Baden. War die Ebersteinburg groß, so war dies noch größer, Mauern über Mauern!

Digitized by Google

Wenn man Stockwerke hinaufgestiegen ist, trifft man auf Hofräume mit großen Bäumen, und wieder geht's Turm über Turm! Hier heißt's kopffest sein! Mir zittern noch die Beine, wenn ich daran denke, Gefahr ist übrigens nicht dabei. Nach Baden hinab und auf die Eisenbahn dauerte es nur ½ Stunde. Wir fuhren nach Appenweiher, einem ähnlichen kleinen Ort wie Steinbach. Es war auch hier dunkel, als wir kamen. Da wunderte es mich, daß ich hin und wieder glänzendes Licht und Rauch sah. Es klärte sich bald auf: allenthalben vor den Türen saßen Männer, Weiber und Kinder und zogen Hanf ab, das tut man mit den Händen, weil er besser wird als beim Braken. Daran arbeiten sie bis tief in die Nacht und machen mit dem holzartigen Schef Licht dazu. Es sah hübsch aus, zumal wenn hübsche Kinder ums Feuer lagen und nachheizten. Wir blieben hier zu Nacht, damit wir bei Tage über die französische Grenze kämen und nicht im Dunkeln mit Paß- und Zollgeschichten gequält würden. Und am andern Tag sah ich dann das Stück deutsches Land, was nun Frankreich ist und uns gestohlen. Welch ein Lumpenvolk sind wir! Ein so schönes Land! Dort die wundervolle Kirche (der Münster in Straßburg), von einem Deutschen erbaut, und hier parliert das Lumpenvolk welsch, und die Rothosen wandern umher! Ich will nicht mehr schreiben, als daß ich vom Elsaß noch Schlettstadt besuchte, und daß wir von da nach Basel kamen. Basel ist schweizerisch, aber noch ohne den Charakter der Schweiz. Wir fanden hier wenig Schönes, einige Bekannte, schlechtes Wetter, Cholera und mehr dergleichen. Am Sonnabend gingen wir daher fort, um noch (rückwärts) die Gegend zu besuchen, wo mein Geistesverwandter, der Dichter Hebel, gelebt. Am Abend, wieder im Dunkeln, kamen wir nach Müllheim, wovon Hebel in seiner Mundart singt: „Ze Müllen uf der Post, tausig sappermost! Git es nit ä schöne Wi? Got er nit wi Baumöl i? ze Müllen uf der Post". Uf der Post schenkt man aber „nümmehr", sondern wir waren in der „Krone", wo der Wirt uns aus Hebel vorlesen mußte, damit wir einmal recht die Mundart hörten. Auch tranken wir hier den „Wein wie Baumöl". Ach, welche Gegend ist hier! welch ein Grün! welche Wiesen! welche Berge! Als wir den andern Morgen den Stab in der Hand hatten und die Sonne brannte, und die Leute gingen zur Kirche, und die Grashüpfer sprangen zu Tausenden im Grase, da dachte ich: hier müßte in jedem Haus ein Dichter geboren werden. Und doch ist's nicht so. Die Tour nach dem Schlosse Bürglen dauert 2½ Stunden über Berg und Tal. Und oben? „Ze Bürglen uf der Höh, nei was kann man seh! O wie wechsle Berg und Tal, Wald und Wiesen überall, ze Bürglen uf der Höh." Das halbe Schloß ist an einen Wirt verkauft, im buntbemalten Rittersaal aßen wir zu Mittag. Dann ging es ans Steigen den „Blauen" hinauf, 2½ Stunden, es ist der dritthöchste Berg im Schwarzwalde, ich glaube 2900 Fuß. Man kann hübsch müde werden und durstig dazu. Ich dachte an den alten Schneider Sennewald, als ich oben vor Durst Heidelbeeren verschlang. Die beiden andern höchsten Berge sieht man klar, es ist der Feldberg und der Belchen, von ersterem kommt das Flüßchen „die Wiese" herunter und fällt in den Rhein, diese Gegend ist Hebels Heimat, die Wiese hat er in einem Gedicht verewigt. Man sah 6—7 Bergketten hintereinander, man sah Basel im Süden, Freiburg im Norden, die Vogesen westlich. Wenn's recht klar ist, sieht man die Alpen. Ich fragte allent-

Digitized by Google

halben die Leute nach dem Hebel, ich glaube doch nicht, daß er trotz seines Ruhms in der Heimat so bekannt ist wie mein Q., den Namen Hebel kennen freilich die meisten. Jetzt hatten wir noch 1½ Stunden herab nach Badenweiler und von da ¾ nach Müllheim zurück. Ich will nicht beschreiben, wie müde ich war. Montag morgen fuhren wir nach Freiburg, auch diese Stadt liegt fast so schön wie Trier und Heidelberg. Es ist ein prächtiger Dom hier, der einzige echt gotische, der ganz fertig ist, und vom Schloßberg gibt's eine herrliche Aussicht. Ich war aber zu angegriffen, es recht zu genießen, und kroch nur herum. Dazu regnete es am Dienstag. Wir wollten sonst über Schaffhausen, den Rheinfall zu sehen, den habe ich nun nicht zu sehen bekommen. Wir mußten uns entschließen, trotz Cholera wieder nach Basel zu fahren, dort im Regen in der Nacht in die Postkutsche zu steigen, dann durchnaß die ganze Nacht zu fahren bis Zürich. Und nun waren wir in der Schweiz. Ich sah noch am Abend die Gletscher weit über den See glänzen. Am andern Tage waren wir nach Baden (in der Schweiz), sahen die Limmat und Reuß zusammenfließen, die ungeheuren Arbeiten an der Eisenbahn. Im ganzen hatten wir aber kein Glück mit dem Wetter. Wir hockten bis Sonntag in Zürich herum. Am Mittag fuhren wir mit einem Dampfboot den Zürchersee hinauf nach Rapperschwyl. Dort geht eine ¾ Stunde lange Brücke über den See. Am Morgen gingen wir dort hinüber gegen den Etzel an. Und nun sah ich das Schönste, was meine Augen sahen! Immer hinauf und unten alles ein Garten, und der See im Sonnenlicht, und die Nebel sanken und lagen uns wie Wolken zu Füßen, und oben sahen jenseits die Schneeberge und Gletscher herüber, als könnte man sie mit Händen greifen. Ich war wie trunken, und doch kam's noch immer besser. Wir wanderten wieder hinab gegen die Schneehäuser an nach dem berühmten Kloster Einsiedeln, wo wir mit dem Pater Morell Freundschaft machten, ich hab' ihm einen Q. versprochen. Dann fuhren wir im Einspänner immer gegen die Berge an bis zum roten Turm, wo die Schwyzer ihre Zusammenkünfte halten. Dann gingen wir an einem reißenden Bach entlang bis in die dunkle Nacht immer bergab, es war, als könnten die Riesen uns erdrücken — nach Steinen. Am andern Morgen im Nebel nach Schwyz, dann nach Brunnen am Vierwaldstätter See. Der Nebel verflog, wir nahmen ein Boot, es war glänzender Himmel, die Berge so, daß man Nackenweh bekommt vom ewigen Hinaufschaun, ich konnte es vor Aufregung gar nicht mehr aushalten, fraß Käse, qualmte Zigarren, bloß um es zu unterdrücken, und doch, als wir beim Rütli ausstiegen, wo die drei Männer geschworen, auf einer Bergwiese schräge wie ein Dach und so wunderschön, so still, so feierlich wie nichts in der Welt: da fiel ich nieder und lag lange weinend im nassen Grase. Hier ist es zu schön für einen fühlenden Menschen. Dann sind die Berge, die z. B. bei Tellingstedt ständen, als könnte man hinaufwerfen, und wenn man fragt nach dem Schneekopf dort, so heißt's: der Uri Rothstock? Der ist noch 10 Stunden weiter! Und man meint, er sei gleich dahinter. Alles Maß hört auf. Wir fuhren bis Flüelen, gingen dann noch bis Altdorf, sahen in der Ferne Tells Geburtsort. Hier ist man am Fuße des Gotthard, 4 Tage hätten mich nach Rom gebracht. Aber ich bin zu schwach, auch Böcking riet zur Umkehr, und so sind wir am 18. Sept. über Luzern, Zürich, Stuttgart, Mainz vorgestern hierher

Digitized by Google

zurückgekehrt. — Gern schriebe ich Euch ausführlicher, aber man hält auch die Erinnerung nicht aus. Von Theodor fand ich hier einen Brief, worin er schreibt, daß Ihr alle wohl seid, das tröstet mich. Theodor liest diesen Brief wohl, ich möchte auch gern, daß Selle in Rendsburg ihn sähe, ich kann nicht so viel schreiben. Dann könnte Theodor Selle von der 2. Aufl. des Q. schreiben, daß ich noch Exemplare habe, die ich zu verkaufen wünsche, Theodor weiß näher Bescheid, Selle könnte an Hartz und Hamann, vielleicht an einige mehr schreiben darüber, damit ich sie los werde, es stecken mir doch über 100 Mark darin. Schreibt Ihr doch bald einmal! Wie gefallen Euch meine „Vertelln"? Habt Ihr schon einen illustrierten Q.?

(In höchster Eile geschrieben.)

Euer Sohn

Klaus Groth

Von Hartz fand ich einen so liebevollen Brief vor, daß er mich fast zu Tränen gerührt. — Ich habe auch nichts dagegen, wenn Selle den Brief andern, etwa Hartz, Hamann mitteilt. Die Leute sehen, daß er kein Kunstwerk sein soll.

* * *

Nachbemerkungen. Man muß sich beim Lesen des Briefes gegenwärtig halten, daß die Eltern des Dichters, der Müller Hartwig Groth und die Stiefmutter, einfache, wenn auch intelligente Leute waren. Zu erklären ist ja in dem Briefe nicht viel. Eduard Böcking, der Freund Klaus Groths, war Professor der Rechte, ist aber mehr durch seine Ausgaben der Werke A. W. Schlegels und Ulrichs von Hutten bekannt geblieben. Kinas und Pauly waren Heider Buchhändler. Lexfähre ist die Elderfähre zwischen Heide und Rendsburg. Gervinus, der Literaturhistoriker, hatte Klaus Groths „Quickborn" warm begrüßt, deshalb der Besuch. Q. bedeutet natürlich immer „Quickborn". Otto Jahn war Archäolog und Philolog, wird aber heute wohl vor allem wegen seiner Biographie Mozarts geschätzt. Braken = Hanfbrechen Schef (Schäw) = vermoderte Holzteilchen des Flachs- und Hanfstengels, die beim Brechen und Hecheln abfallen (schäbig soll daher kommen). Hebels „Alemannische Gedichte", die Klaus Groth von dem Pastor Markus Petersen in Tellingstedt geliehen erhielt, führten ihn seiner Lebensaufgabe zu. Der Etzel ist ein 1101 m hoher Berg zwischen dem Züricher See und Einsiedeln. Der Pater Morell ist der Dichter Gall (eigentlich Benedikt) Morel (aus St. Fiden in St. Gallen, 1803—1872), der als Lyriker und Übersetzer der Lateinischen Hymnen des Mittelalters bekannt war. Tellingstedt ist ein Kirchdorf unweit Heide, in dessen Nähe sich einige „Berge" von wohl 50—60 m Höhe befinden — im Flachland „wirken" sie natürlich. — Theodor ist Klaus Groths Jugendfreund Theodor Petersen, damals Kaufmann in Heide. Aus seinem Nachlaß stammt auch dieser Brief. Mit Leonhard Selle hatte der Dichter das Seminar in Tondern besucht und war dann, als er seine Heider Lehrerstellung aufgab, zu ihm nach Fehmarn geflüchtet, wo der „Quickborn" entstand. Hartz und Hamann werden wohl auch Studienkollegen und spätere Lehrer sein. Die „Vertelln" (Erzählungen) Klaus Groths erschienen zuerst Braunschweig 1855, 2. Band 1859, der von Otto Speckter illustrierte „Quickborn" Hamburg 1855.

Digitized by Google

Rundschau

Die Hoffnung auf neue Kraftquellen

Es war noch vor zwanzig und zehn Jahren eine Art Sport, sich öffentlich vorzurechnen, wie lange noch die Kohlenvorräte der in Betrieb befindlichen Bergwerke reichen würden. Und wenn man dann am Schluß der Berechnung als Ergebnis hundert oder hundertfünfzig Jahre fand, dann tröstete man sich leichthin mit einem Achselzucken, bis dahin werde der Menschengeist schon etwas ersonnen haben, um sich eine neue Kraftquelle in der Welt zu erschließen. Man dachte an die „weiße Kohle", oder wenn man dem Phantasievöglein die Sporen gab, dann sprang es bis zur Vorstellung von Sonnenmotoren oder dergleichen.

Heute ist man mitten in der Kohlenkrise drin. Denn man täusche sich nicht: nicht Kriegsfolgen, schlechte Friedensinstrumente, wie eine vorsintflutliche Diplomatie immer noch drollig sagt, soziale Umwälzung und alles andere, was uns in den Gliedern liegt, sind die Ursache der Kohlennot, Teuerung und Industriekrise, sondern, um zu verstehen, worum es sich handelt, muß man die auf dem Kopf stehende Welt einfach umkehren. Und dann sieht sie wieder bekannt aus.

Die Kohlenkrise der Welt, oder noch allgemeiner und richtiger gesprochen, die Energiekrise der Menschheit ist die Ursache des wirtschaftlichen Elends.

Das ist kein Paradoxon, sondern ein wohldurchdachtes und sehr beweisbares Wort, Kohle hat deshalb so hohen Preis, weil man sie so schwer gewinnen kann. Mühsam gewinnbar aber ist sie, weil man ihr heute schon so tief in den Erdschoß nachsteigen muß. Wir haben jetzt sogar Braunkohlenbergwerke, deren Schatz man aus 900 Meter Tiefe heraufholt. Wäre die Kohle noch überall im Tagbau reichlich da, so würde die Arbeit ihrer Gewinnung nicht so teuer bezahlt werden müssen. Der Kohlenpreis aber ist der Zeiger für alle Industriepreise und damit der Löhne. Diese wieder schreiben der Landwirtschaft die Gestehungskosten vor — und so dreht sich der jedem von uns sattsam bekannte Zirkel.

Käme heute die Nachricht: irgendwo im Mittelpunkt der zivilisierten Welt habe man auf einem Gebiet, so groß wie das Ruhrland oder Sachsen, in hundert Meter Mächtigkeit Steinkohle gefunden, die man abbauen kann wie den steirischen Erzberg, von dem man das Erz einfach in Schubkarren in den Ofen fährt: — schon morgen würden die Kohlenpreise und dann alle anderen sinken; die vielen Schmerzen, die uns drücken, wären erträglicher, die soziale Spannung wäre im Erschlaffen und — alles wäre eben anders als es ist.

Doch eine solche Nachricht wird nicht kommen. Man kennt bereits dort, wo industrialisierte Menschen wohnen, die ganze Erde bis viele hundert Meter tief in ihre Eingeweide. Man kann wohl neue kleine Kohlenbergwerke eröffnen, wie es jetzt in Süddeutschland an der Tagesordnung ist, hauptsächlich deshalb, weil bei den heutigen Preisen auch ein kleiner und ehemals unrentabler Bergbau lohnt; aber die großen Entdeckerfreuden im Reich der schwarzen Diamanten sind endgültig vorüber. Die Nachrichten von großen Kohlenschätzen in Spitzbergen oder den noch ungehobenen in China regen nur mehr hoffnungsfrohe Primaner auf. Erstens muß es wahr sein, zweitens müssen an jenen Orten Bergarbeiter und Bergwerke in Tätigkeit treten,

Digitized by Google

und drittens verheizt ein Schiff oder eine Lokomotive von Spitzbergen oder China bis Berlin soviel Kohle, als sie schleppen können.

So endet denn dieser Gedankengang trüb wie ein Herbsttag. Und kaum kann man das Gefühl bannen: es wird niemals mehr besser, solange Hunderttausende kohlenhungriger Kesselfeuerungen den Rachen aufsperren. Es will Herbst werden um unsere abendländische Industriekultur. Weiß es jeder, der dies liest, daß heute Kohle genau so teuer ist, wie einst viele Lebensmittel, z. B. Mais waren und daß man deshalb in Argentinien und Rumänien jetzt Lokomotiven und Fabrikkessel mit Mais heizt?

Auch die Menschen, die sonst nicht talentiert sind, haben ein besonderes Talent, von den Dingen, die ihnen unangenehm sind, nicht zu reden. Aber es nützt nichts, zu schweigen; die Gesetze vollziehen sich sogar dann, wenn wir nichts von ihnen wissen. Man hält sie dann nur für Schicksal und glaubt, man müsse das so hinnehmen.

Ich gehöre aber zu denen, die es für besser finden, den unangenehmen Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Nur einem Gesetz, das ich kenne, kann ich ausweichen.

Und so sollte die Erörterung der Energiefrage etwas sein, worum sich jeder bekümmert. Billiger gewinnen kann man die Kohle nicht mehr — damit muß man sich abfinden. Ihr Lokalpreis kann schwanken, ihr Weltpreis ist aber nicht durch Politik, Schiebungen oder Verordnungen zu regeln. Er wird festgesetzt letzten Endes von nichts anderem, als von der vorhandenen Menge und dem Geringsten an Arbeit, mit dem man diese Menge gewinnen kann.

Aber man kann etwas anderes machen — und damit brechen Fluten von fröhlichem Licht in dieses graue Bild.

Man kann Billigeres gewinnen als die Kohle.

Natürlich denkt nun jeder außer mir an die Gewinnung der Wasserkräfte. Ich aber denke deswegen nicht daran, weil deren Energiekapital auch beschränkt ist. So wie Kohlengewinnung von Kohlenvorkommen abhängt, so bestimmt ein engumschränktes Berg und Talverhältnis die Anlage von Turbinen. Nur wo Gefälle ist, kann Kraft gewonnen werden, und in namhafter Menge auch nur dort, wo ein beträchtliches Gefälle vorhanden ist. Die Ebenen scheiden bei dieser Art von Kraftgewinnung also völlig aus.

Auch die Windmotore, so wie die Flutmotore, die man bereits am Meeresufer errichtet hat, sind nur ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Welchem Tatbestand gilt es daher unbeirrt ins Auge sehen? Entweder es muß die Menschheit auf den Industrialismus verzichten. Er ist heute so sehr zur Grundlage des Gemeinschaftslebens geworden, daß man sich eine solche Aussicht gar nicht vorstellen kann. Trotzdem er noch so jungen Datums ist. Vor zwei Menschenaltern war er kaum noch im Entstehen, und in Goethes Welt spielte er gar keine Rolle. Er ist weder notwendig für das Leben der Menschen, noch für ihre Kultur. Die Antike wußte ohne ihn trefflich zu leben. Die Antike hatte allerdings ihre Sklaven, aber die Renoissance oder das Rokoko hatten keine, und China hat keinerlei Leibeigenschaft und eine noch dichtere Bevölkerung als wir; und sie alle wußten und wissen zu leben. Und es gibt welche unter uns, die sich nach einer so feinen, vergeistigten, gemütvollen und echt menschlichen Kultur sehnen, wie sie Deutschland zwischen 1815 und 1830 hatte.

Oder es muß die Menschheit neue Energiequellen von durchgreifender Bedeutung ausfindig machen. Und da kommt ihr, wie ich in meinem Büchlein: „Zoësis. Eine Einführung in die Gesetze der Welt“ (München 1920) soeben schrieb, die wunderbare Entdeckung der Engländer Lord Rutherford und Aston wirklich im letzten Augenblick vor der endgültigen Krise zustatten, die nicht weniger und nicht mehr entdeckt haben, als eine künstliche Herbeiführung von elementarem Zerfall.

In der großen Verwirrung und dem Chor der klagenden und streitenden Stimmen, der unsere Öffentlichkeit erfüllt, hat diese sich vorerst in der Fachliteratur verbergende Tatsache

Digitized by Google

noch gar keine Beachtung gefunden. Und sie ist trotzdem vielleicht das Ereignis, das von diesen Tagen am längsten nachleben, ihnen möglicherweise sogar den Namen geben wird.

Ich kann an dieser Stelle nicht die ganzen Voraussetzungen ausbreiten, die zu dem Verständnis dieser physikalischen Versuche notwendig sind, und muß dazu auf die erwähnte Schrift verweisen. Der Sache nach handelt es sich dabei das eine Mal um die gelungene Zerlegung von Stickstoff, das andere Mal von Chlor durch Radiumstrahlen, also um eine künstliche Zerlegung von Elementen und Atomen in einfachere Bestandteile.

Mit anderen Worten, um die Einleitung einer *künstlichen Radioaktivität*, wodurch enorme Energiemengen frei werden. Hat doch die Wärmeentwicklung, eine der energischsten aller chemischen Reaktionen, welche eben deswegen zum Diener unserer Industrie gewählt wurde, im besten Fall, nämlich bei der Verbrennung von Wasserstoff, nur 68 000 Kalorien geliefert, während der radioaktive Zerfall hunderttausend Millionen Grammkalorien freimacht!

Wie glücklich war die Menschheit, als sie den in die ewige Nacht der Kohle eingesperrten „Dämon Arbeit" durch die Dampfmaschine in ihren Dienst nehmen konnte! Und doch ist der Heizwert der Kohle nur wenige tausend Kalorien, gegenüber hunderttausend Millionen, zu deren Bändigung und Nutzung in diesem Jahr die Wissenschaft, zaghaft und selbst noch kaum daran glaubend, die Hand ausstreckt.

Noch weiß man von diesem Neuen kaum viel mehr, als Kolumbus nach seiner ersten Rückkehr von Amerika erzählen konnte, aber sicher wird man noch rascher als damals von dem neuen Kontinent Besitz nehmen. In dem Maße, in dem das geschieht, verliert die Kohlenfrage ihren weltbewegenden Ernst.

Was vor einem Menschenalter phantastisch launige Bemerkung war, ist heute Ernst und Tatsache. Eine neue Kraftquelle ist entdeckt. Und in dem Augenblick, in dem uns die Energiekrise zum Bewußtsein kommt, zeigt sich auch schon eine gewisse Hoffnung, sie einmal beheben zu können.

Die Lose der Menschheit fallen eben doch nie durch Abstimmungen von Unwissenden, durch Gewaltmaßregeln oder die bloße Bewegung einer Masse. Stets war es und stets wird es auch der *Geist* sein, der die Hände leitet. Die *Ideen* sind der wahre Diktator der Menschen von je gewesen; und in dem Maße, in dem sie das Gesetz, das in den Weltenbau gelegt ist, ausführen, lassen sie auch die Menschheit teilnehmen an der Dauer und der göttlichen Harmonie dieses Weltenbaues. In dem Maße aber, in dem sie sich davon entfernen, verwirren sie die Menschen in Krisen und Nöte und Leiden, wie die sind, die den Begriff Kohle umwittern.

Es ist eine wunderliche Brücke zweier Zeitalter, auf der wir stehen: erschreckt sieht man die dunkle Stätte der Leiden, die wir durchlebten und die sich immer noch heischend nach uns ausstrecken; aber schon blickt staunend und zag das Auge auch hinüber nach neuen Welten Und es ist echt menschlich, zu glauben, daß das Neue anders sein wird als das Alte, denn ohne diese Hoffnung gäbe es gar kein Leben und gar keine Menschen mehr ...

R. Francé

Digitized by Google

Die Freude an der Sternforschung

Kant hat in der „Kritik der praktischen Vernunft" das berühmte Wort geprägt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Und in der Tat: beide sind immer aufs neue wunderbar und geheimnisvoll. Aber der erhabene Gesamteindruck, der sich uns Laien in einer sternenklaren Nacht einprägt, wird für den astronomischen Fachmann denn doch in etwas wesentlich anderes verwandelt: in eine ungeheure mathematische Aufgabe — oder vielmehr: in eine ganze Fülle von Einzelaufgaben.

Ein Sternforscher (Dr. H. K. Kritzinger) plaudert darüber in einer Berliner Zeitschrift („Die Räder") und fängt dabei gleich mit einer verhältnismäßig harmlosen Aufgabe an: mit der Theorie der Bahnbestimmung der Himmelskörper. Man werfe, sagt er, nur einen Blick in die Lehrbücher von Oppolzer und Bauschinger! Und das ist noch Kinderspiel gegen die Mondtheorie! Der melancholische Trabant unserer Erde hat eine überaus verwickelte Bewegung. Um eine einzige Position für einen gewünschten Augenblick zu bestimmen, braucht ein geübter Rechner einen vollen Arbeitstag. Die Tätigkeit der astronomischen Rechner ist in mancher Hinsicht an Eintönigkeit nicht mehr zu übertreffen. Darunter leiden diese selbst am meisten. Dagegen hat es der „freie Theoretiker" noch golden. Er wirft wie ein Schlangenbändiger mit den längsten Integralzeichen um sich und malt, weil die bekannteren Schriftgattungen nicht entfernt ausreichen, die seltsamsten Symbole in seine Arbeiten, so daß dem armen Setzer die Haare zu Berge stehen. Gelegentlich läßt er dann eine „selbstverständliche" Transformation aus und bemerkt nur, daß „es leicht zu sehen ist, daß usw." — aber wenn man ihn fragt, dann sucht er mitunter selbst stundenlang nach der „selbstverständlichen" Sache.

Unter den Theoretikern gibt es nicht wenige, die am Sternhimmel selbst kaum Bescheid wissen. Sie kommen ja auch kaum in die Verlegenheit, einem Liebhaber darüber Auskunft erteilen zu sollen, denn dieser wird kaum den Mut haben, sie deswegen zu befragen.

Wenigstens mittelbar haben mit den Sternen die Astronomen zu tun, die Himmelsphotographien ausmessen. Sei es, daß die Sternpositionen an ein aufkopiertes Gitter von haarfeinen Strichen angeschlossen werden, oder daß die Lage der Spektrallinien des Sternes bestimmt werden soll. Wenn dann viele Tausende solcher Messungen gemacht sind — unter dem kommt wohl selten vor —, gelangt der betreffende Forscher zu einer so enormen Genauigkeit der Einstellung seiner Mikrometer, daß der Laie, der sich daran versucht, ihre Erreichbarkeit überhaupt für unmöglich hält. Was wurde also erzielt: eine technische Fertigkeit — und wenig Freude!

Ebenso eintönig ist im großen ganzen auch die Tätigkeit des Astronomen, der seine Messungen am Himmel selbst ausführt. Nehmen wir zum Beispiel an, daß er eine bestimmte Serie von Doppelsternen auf seinem Programm hat. Dann hat er neben der Angabe der Helligkeit und der Farben des Paares immer nur Positionswinkel und Distanzen zu messen. Ganz ähnlich steht es bei der Verfolgung der Begleiter der großen Planeten, besonders des Saturn mit seinem zahlreichen Gefolge.

Schon interessanter sind die Positionsbestimmungen von kleinen Planeten und Kometen, die an benachbarte Fixsterne anzuschließen sind. Besonders Schweifsterne sind „dankbare" Objekte, denn bei diesen kommt doch schon das Wesen des Gestirns zur Geltung. So ein kleiner Nebel, der langsam während der Beobachtung zwischen den Sternen hindurchkriecht, kommt einem fast wie ein lebendes Wesen vor. Die systematische Kometenjagd ist sogar überaus reizvoll — aber auch anstrengend. Man rechnet etwa zweihundert Stunden Suchen (in mondlosen Nächten!) auf jeden Kometen.

Digitized by Google

Geradezu liebgewinnen kann man — Verzeihung, wenn hier vielleicht eine Begriffsverwirrung vorliegt — die unregelmäßig lichtwechselnden Sterne, die immer neue Rätsel aufgeben und von erstaunlicher Launenhaftigkeit sein können. Ihre Beobachtung ist meist mit bescheidenen Hilfsmitteln schon möglich.

Noch interessanter ist die Verfolgung der dauernden Veränderungen auf der Sonne mit ihren Flecken bzw. der Wolkenbildungen auf Jupiter. Mars mit seinen vielberufenen „Kanälen" ist in Europa aus klimatischen Gründen am Fernrohr meist undankbar. Auf den Sternwarten wird übrigens Planetographie wegen ihrer Schwierigkeit nur selten getrieben.

Schon dieses Gebiet wird vielfach dem Liebhaber überlassen, der auch Sternschnuppen mit großem Interesse zu verfolgen pflegt. Dem Fachastronomen fällt hier mehr die wissenschaftliche Diskussion des Materials — insbesondere die Berechnung der Meteorbahnen — zu.

Vorstehende Übersicht dürfte deutlich genug gezeigt haben, daß der Dienst im Tempel der Urania, sobald er offiziell wird, von seiner Schönheit und seinem Reiz sehr viel einbüßt. Gerade das Anziehende daran kann auf den Sternwarten weniger gepflegt werden. So kommen wir denn zu dem Ergebnis, daß das gerade in diesen Tagen so lebhaft angewachsene Interesse für die Himmelskunde nicht offiziell am zweckmäßigsten zu betätigen, sondern für die Zeit der Erholung als Liebhaberei aufzuheben sei.

Der ernste Liebhaber kann der exakten Wissenschaft sehr wertvolle Dienste leisten, besonders wenn die Kräfte systematisch verteilt und angeleitet werden. Wir möchten in diesem Sinne auf die Jngebelia (Jntern. Ges. der Liebhaberastronomen) hinweisen, deren Geschäftsstelle sich Berlin NW. 40 befindet. Hier sind die Amateure nach ihren Jnteressen in Gruppen eingeteilt und beobachten die Sonne, veränderliche Sterne usw. Jn zwanglosen Zusammenkünften auf einer Berliner Sternwarte finden Vorträge und Meinungsaustausch statt. Jn England und Amerika sind derartige Organisationen seit Jahrzehnten erfolgreich tätig, während bei uns erst Ansätze festzustellen sind.

Bismarcks Politik

Je tiefer man auf das Problem des Weltkriegs eingeht, um so weiter muß man zeitlich zurückgreifen. Und da drängt sich denn in stets höherem Maße die Überzeugung auf, daß die letzten Gründe des Zusammenbruches in jenen Märztagen 1890 zu suchen sind, die zu Bismarcks Entlassung führten. Jn maßloser Selbstüberhebung wurden die Bahnen verlassen, die Bismarck der deutschen Politik nach außen und nach innen gewiesen hatte. Und Bismarck selbst stand noch dabei, sah das Unheil sich nahen, ohne es wenden zu können. So ragt Bismarcks gewaltige Gestalt noch als unmittelbar wirkende politische Macht in die Gegenwart hinein.

Wie diese Überzeugung von der politischen Bedeutung Bismarcks für die Gegenwart im Begriffe ist, Gemeingut zu werden, zeigt die immer mehr anschwellende Bismarck-Literatur. Vor uns liegen folgende Werke: Raschdau, Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Berlin; 2 Bände, Berlin 1920, Verlag von Reimar Hobbing, 256 und 234 S. Hans Plehn, Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung; München und Berlin 1920, Verlag von R. Oldenbourg, 381 S. Freiherr Lucius von Ballhausen, Bismarck-Erinnerungen; Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 589 S. Karl Groos, Bismarck im eigenen Urteile, Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cottasche Buch-

Digitized by Google

handlung Nachfolger, 247 S. Diese Werke bieten neue Beiträge zur vertieften Erkenntnis des ersten Kanzlers.

Am wenigsten neuen Stoff gibt wohl die kleine Schrift über Bismarck im eigenen Urteile von dem Tübinger Philosophen Karl Groos. Es ist eine selbstverleugnende Zusammenstellung von Äußerungen Bismarcks über sich selbst, die dann nach gewissen Hauptgesichtspunkten, als da sind die Selbstbeurteilung und ihre Gefahren, das Problem der Aufrichtigkeit, Offenheit und Verschlossenheit, Selbstdarstellung, zwei Seelen, Kampftrieb und Persönlichkeit, fein säuberlich geschichtet werden. Der Verfasser weist im Eingang selbst auf die Gefahren der Selbstbeurteilung hin und nötigt daher den Leser, sein Buch mit Vorsicht zu lesen. Bismarck war überdies ein praktischer Staatsmann, dem nichts ferner lag als müßige Selbstbespiegelung. Seine Äußerungen waren bei aller Wahrheitsliebe doch vielfach darauf berechnet, auf andere zu wirken, und sind nach Zeit und Umständen zu würdigen. Bei aller Anerkennung der fleißigen und mühseligen Arbeit ist doch ihr Wert zweifelhaft.

Das Raschdausche Werk ist zwar auch nur eine Zusammenstellung, steht aber an Wert viel höher. Denn der Herausgeber tut außer einer kurzen Einleitung nichts aus Eigenem dazu, sondern läßt Bismarck selbst sprechen und überläßt es dem Leser, sich sein Urteil zu bilden. Mit der Veröffentlichung dieser Berichte schließt sich die letzte große Lücke, die noch für die Kenntnis der staatsmännischen Wirksamkeit Bismarcks bestand. Bismarck selbst hatte die Herausgabe dieser Berichte, die zum größten Teil an den damaligen Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Schleinitz, zum Teil an dessen Nachfolger, Grafen Bernstorff, vereinzelt auch an den Prinzregenten und späteren König Wilhelm I. gerichtet sind, schon vorbereitet. Sie zeigen uns den späteren großen Staatsmann noch in seinem Werden, lassen aber doch schon seine ganze Bedeutung erkennen.

Die Gesandtschaftsberichte, von denen ein Teil gemäß der damaligen Sitte noch französisch geschrieben ist, stellen zunächst wie alle mündlichen und schriftlichen Äußerungen Bismarcks, ein stilistisches Meisterwerk dar und gewähren dem Leser in der Sicherheit des Ausdrucks, in der Klarheit der Darstellung und in der Überlegenheit der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen eine ästhetische Freude. Das sachlich Bedeutsame liegt darin, wie Bismarck schon damals uns nicht bloß als Handlanger oder Werkzeug einer fremden Politik, die von Berlin ihre Richtung empfing, entgegentritt, sondern an seinem Teile seinen Minister wie sein Staatsoberhaupt leitet.

Der erste Teil der Petersburger Berichte fällt in die Zeit des französisch-österreichischen Krieges. Hier handelte es sich um die Frage, ob Preußen für Österreich die Waffen ergreifen oder seine Neutralität wahren sollte. Bismarck nimmt dazu ohne jede Sentimentalität allein vom Standpunkte der Interessen Preußens Stellung, das keinen Anlaß hatte, für Österreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schein und Wesen der Gesandtschaftsberichte stehen dabei in einem eigentümlichen Widerspruche. Äußerlich betont Bismarck mit Entschiedenheit, wie er nur den Weisungen des Prinzregenten und seines Ministers des Auswärtigen nachkomme. Sachlich lenkt er diese durch seine Berichte nach seinen eigenen Ansichten. Sehr geschickt schob er in seinen Berichten immer den russischen auswärtigen Minister Gortschakow in den Vordergrund, den er diese oder jene Ansicht entwickeln ließ, um ihr dann beizupflichten. Dabei scheute er sich nicht, der öffentlichen Meinung Deutschlands entgegenzutreten, die Preußen zu einem Kriege am Rheine zur Entlastung Österreichs in der Lombardei zu drängen suchte. Eine solche Aufopferung Preußens für einen fremden Staat bedeutete ihm einen Verrat an Preußens deutschem Berufe. Ein Sieg Österreichs mit Preußens Hilfe hätte Preußen in Deutschland in die zweite Linie gestellt als eine Macht, welche die Impulse deutscher Politik nicht zu geben, sondern zu empfangen bestimmt ist. Von einem siegreichen Österreich hätte Preußen mehr zu fürchten als von einem siegreichen Frankreich. Jedenfalls sei die Teilnahme am Kriege insoweit zu vermeiden, als sie nicht zu einer vorteilhaften Umgestaltung des Bundes-

Digitized by Google

verhältnisses mit Österreich benutzt werden könne. Im übrigen dürfe ein Sieg Österreichs über Frankreich ebenso wenig zugelassen werden wie eine Verletzung deutschen Gebietes durch Frankreich. Das preußische Interesse gebiete allein, gedeckt durch Rußland und England, auf eine Lokalisierung des Krieges hinzuwirken.

Es ist die eigene Ansicht, die Bismarck damit gegenüber den Berliner Strömungen zur Geltung bringt. Wie weit war er doch entfernt von jener Diplomatie des letzten Menschenalters, die es immer nur als ihre Aufgabe betrachtete, die gesandtschaftlichen Berichte so zu färben, daß sie die Ansichten der Allerhöchsten Stelle widerspiegelten und der Berichterstatter der kaiserlichen Gnade sicher war!

Mit dem Frieden von Villafranca, überraschend schnell geschlossen, geht der erste und einheitlichste Teil der Gesandtschaftsberichte zu Ende. Die Bismarcksche Politik hatte einen vollen Erfolg davongetragen.

Die weitere Entwicklung der italienischen Einheitsbewegung änderte zum Teil die Stellung der Mächte. Frankreich legte aus Gründen der inneren Politik Gewicht auf die Erhaltung des Kirchenstaates. Rußland nahm den König beider Sizilien unter seinen Schutz. Nur England unterstützte die italienische Bewegung rückhaltlos. Preußen verfocht ohne eigene Interessen das Legitimitätsprinzip und drohte mit Abberufung seines Turiner Gesandten. Für Bismarck waren auch hier allein die preußischen Interessen maßgebend. Dem preußischen Legitimisten war das Legitimitätsprinzip kein Ausfuhrartikel, wenn die preußischen Interessen dies geboten. Mit weitem Blicke faßte er bereits die gemeinsamen preußisch-italienischen Interessen ins Auge, im Verein mit England, „dem natürlichsten Verbündeten Preußens".

Daneben warfen bereits die polnische und die schleswig-holsteinische Frage ihren Schatten voraus.

Die Schwärmerei der liberalen öffentlichen Meinung Deutschlands für die edelen Polen ist bekannt. Der nüchterne realpolitische Sinn Bismarcks ließ sich dadurch nicht beirren. Ein Gegensatz zwischen Preußen und Rußland in der Beurteilung der polnischen Frage war nach Bismarcks Ansicht für Preußen von Folgen begleitet, die Preußen notwendig vermeiden müsse. Die polnische Frage übte andererseits eine Rückwirkung auf die kirchenpolitischen Verhältnisse. Bismarck war sich darüber vollständig klar, daß die Kurie eine polenfreundliche Haltung einnehmen mußte, wenn sie ein Schisma der polnischen Kirche vermeiden wollte. Andererseits übte diese Haltung der Kurie eine Rückwirkung aus auf die Rußlands in der italienischen Frage, indem Rußland das Königreich Italien anerkannte, also seinerseits um seiner eigenen Interessen willen das sonst hochgehaltene Legitimitätsprinzip verletzte. Wie Bismarck dann während des polnischen Aufstandes seine Auffassung entgegen der öffentlichen Meinung zur Geltung gebracht hat, um das für die gesamten europäischen Beziehungen Preußens so folgenschwere Verhältnis zu Rußland zu sichern, ist allgemein bekannt und fällt bereits in eine Zeit, die über die Gesandtschaftsberichte hinausgeht.

In der schleswig-holsteinischen Frage handelte es sich damals noch um die seit 1858 vom Bundestage angedrohte Exekution gegen Dänemark wegen fortgesetzter Verletzung der Abmachungen von 1851 und 1852. In den Berichten Bismarcks tritt uns hier die volle Beherrschung der Lage vom Standpunkte der deutschen wie der außerdeutscher Politik entgegen. England spielte sich schon damals als Schutzmacht Dänemarks auf, vielleicht geleitet von dem instinktiven Gefühle der Bedeutung Schleswig-Holsteins für die künftige Entwicklung einer deutschen Handels- und Kriegsflotte. Bismarck wies die Petersburger Staatsmänner darauf hin, daß sie am besten täten, bei Dänemark auf die Erfüllung seiner völkerrechtlichen Verpflichtungen zu drängen. Zu einer Lösung der schleswig-holsteinischen Frage im preußischen Interesse schien ihm die europäische Gesamtlage noch nicht den geeigneten Zeitpunkt darzubieten.

In der inneren russischen Politik spielte damals die Bauernbefreiung die erste Rolle. Auch sie wird in den Gesandtschaftsberichten eingehend nach ihrer politischen Wirkung und

Digitized by Google

wirtschaftlichen Bedeutung gewürdigt. Die zum Teil gewaltsame Durchführung trug wesentlich dazu bei, den ohnehin herrschenden Geist der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit zu steigern, der sich bis in die Reihen der Offiziere an der kaiserlichen Tafel zeigte. Schon treten auch die ersten Anzeichen einer deutschfeindlichen Haltung der russischen öffentlichen Meinung hervor, ohne daß diese Symptome bei dem engen Verhältnisse der beiden Höfe irgendwelche bedenkliche Bedeutung gehabt hätten.

Im allgemeinen könnte man über die Bismarckschen Gesandtschaftsberichte das Motto setzen: Ex ungue leonem. Die wesentlichen Züge der späteren Bismarckschen Politik sind in ihnen schon angedeutet.

In einer viel späteren Zeit, als Bismarck mit der Konfliktszeit und drei großen Kriegen das Wesentliche seines Werkes bereits zum Abschluß gebracht hatte, setzen die Luciusschen Erinnerungen ein. Robert Lucius, später Freiherr Lucius von Ballhausen, von Hause aus Mediziner und Landwirt, war am 20. Dezember 1835 geboren und starb rechtzeitig am 10. Sept. 1914. Obgleich Katholik, kein Zentrumsmann, war er seit 1870 Abgeordneter und als einer der Gründer und Führer der freikonservativen Partei Bismarck nahe getreten, dessen Bekanntschaft er 1866 als Reserveoffizier auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zuerst gemacht hatte. Im Verhältnisse zu Bismarck war er einer der Getreuesten der Getreuen. In diesem Sinne bot ihm Bismarck 1879 das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten an, das er bis zum November 1890 leitete. Bescheiden tritt Lucius auch in seinen Erinnerungen hinter den großen Staatsmann zurück. Seine eigenen Erinnerungen, die er am 8. Juni 1899 beim Ableben des großen Kanzlers zum Abschlusse gebracht hat, nennt er Bismarck-Erinnerungen und führt sie auch nicht bis zum Ende seiner eigenen Ministertätigkeit, sondern auch nur bis zu derjenigen Bismarcks.

Da Lucius wesentlich in der inneren Politik als Parlamentarier und Minister Bismarck nahe stand, erfahren wir über die auswärtige Politik nicht viel Neues, und die inneren Verhältnisse unter Kaiser Wilhelm I. liegen klar zutage. Da ist es denn von besonderem Interesse, was Lucius über Kaiser Wilhelm II. und Bismarcks Sturz mitzuteilen weiß.

Gleich Bismarck hat auch Lucius mit schwerer Sorge in die Zukunft geblickt, wenn ihm auch ein gütiges Geschick ersparte, das Schwerste zu erleben. Den im dritten Bande von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen mitgeteilten Brief des Kaisers Friedrich an Bismarck über die politische Unreife seines Sohnes und seinen als geradezu gefährlich gekennzeichneten Hang zur Überhebung hat Lucius anscheinend nicht gekannt. Aber was Lucius mitteilt, lautet doch ähnlich. So bemerkt er, daß auch die eifrigsten Bewunderer Wilhelms II. mit einiger Sorge erfüllt würden wegen dessen mangelnder Reife und wegen ungenügender Vorschule. „Alle Beobachter", sagt er, „betonen immer seine mangelnde Reife, was allerdings bei einem Alter von 29 Jahren auffallend." Bemerkenswert sind die Äußerungen, die Lucius unter dem 16. Dezember 1888 vom Fürsten Lippe über den Kaiser anführt. Der Kaiser habe alte, besonnene Ratgeber nötig, damit nicht verhängnisvolle Übereilungen stattfänden. Jetzt höre er noch auf den Fürsten Bismarck. Wie lange werde das dauern? Er habe fast despotische, absolutistische Neigungen und neige sehr zu Übereilungen, das sei eine große Gefahr. Hintzpeter, der den Kaiser auf diese schiefe Ebene gedrängt habe, sei ganz gefährlich.

Andererseits war Kaiser Wilhelm I. trotz seiner großen Menschenkenntnis von seinem Enkel sehr erbaut. Er bezeichnete ihn als ernst und tüchtig, von großer Jagdpassion und auch politisch ganz sicher und korrekt.

Eigentümlich berühren die stark hervortretenden antisemitischen Neigungen des Prinzen Wilhelm, von denen später bei dem Kaiser nicht mehr die Rede war. So wollte er 1887 allen Ernstes den Juden verbieten, in der Presse tätig zu sein. Das ging selbst dem Minister Puttkamer zu weit, der auf die entgegenstehenden Bestimmungen der Gewerbeordnung aufmerksam machte. Doch der Prinz erwiderte kaltlächelnd: „Dann schaffen wir die ab."

Digitized by Google

Über Bismarcks Abgang selbst erfahren wir nichts wesentlich anderes, als was bisher schon bekannt war. Auch der dritte Band von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen wird darüber außer einer vernichtenden Verurteilung des Verhaltens des Ministers von Boetticher keine neuen Tatsachen bringen.

Doch die Darstellung der letzten Zeit des Bismarckschen Ministeriums würde unvollkommen sein, wenn man nicht der unvergleichlichen Stellung gedächte, die Bismarck sich selbst und damit Deutschland geschaffen hatte. Dafür führt Lucius unter dem 17. August 1883 eine Äußerung des damaligen französischen Botschafters Waddington in London über Bismarck an. „Er habe die Stellung eines Schiedsrichters in Europa, und kein anderer nach ihm werde eine ähnliche Position haben. Wenn der Kanzler aber einst sein Amt niederlegt, so werden stürmische Zeiten für Europa kommen; ich kann nur mit Sorge und Beklemmung daran denken. Die jetzt in den Schranken gehaltenen Begehrlichkeiten stets unbefriedigter Nationen werden dann zum Ausbruche kommen, und die kleinen Geister, welche sie anfachen, um ihre persönliche Herrschsucht und Eitelkeit zu befriedigen, werden überall ihr Haupt erheben. Dann wird man erst erkennen, welchen unschätzbaren Wert für den Frieden und das Gedeihen der Völker die jetzige deutsche Politik ist."

Doch dieser größte deutsche Staatsmann diente auch einem Kaiser, der seiner wert war. Lucius sagt von ihm: „Ein seltener herrlicher Mann, ein Monarch im edelsten und höchsten Sinne. Ihm gedient zu haben, wird der Höhepunkt des Lebens für jeden gewesen sein. Es ist alles bei ihm Natur, Einfachheit, Wohlwollen — alles echt und gar keine Pose. Jeder Zoll ein Monarch und ein edler Mensch."

An das Ende der Regierungszeit Wilhelms I. konnte Lucius die Worte setzen: „So ist dieser Traueraki und damit die große Periode der deutschen Geschichte zu Ende."

Doch das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Wie das Preußen Friedrichs des Großen sich nach dem Sturze von 1806 und 1807 von neuem erhob, so wird auch das Preußen-Deutschland Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks sich nach dem viel vernichtenderen Schlage von 1918 wie ein Phönix aus der Asche erheben.

Deshalb lag auch kein Grund vor zu der Verzweiflungstat, die Hans Plehn beging, als er im Dezember 1918 den Tod in den Wellen der Nordsee suchte.

Das führt uns auf das vierte Werk der Bismarck-Literatur, das von Otto Hoetzsch aus dem Nachlasse herausgegeben ist. Hans Plehn, am 3. Oktober 1869 in Westpreußen als Sohn der deutschen Ostmark geboren, war von Hause aus Historiker, hatte aber den gewünschten wissenschaftlichen Wirkungskreis nicht finden können und war daher in den Dienst der Tagespresse getreten. Zuletzt war er bis zum Ausbruche des Krieges Vertreter von Wolffs Telegraphenbureau in London. Da er lange in England gelebt hatte, beurteilte er die Gefahren der englischen Feindschaft besser als manche seiner Landsleute. Die deutsche Niederlage und die deutsche Revolution brachen seinen Lebensmut, so daß er freiwillig den Tod suchte. Das Werk über Bismarcks Politik nach der Reichsgründung hat er abgeschlossen hinterlassen. Es ist das Ergebnis seiner Doppelstellung als Historiker und Tagespolitiker.

Gerade der deutsche Zusammenbruch läßt die geniale Persönlichkeit Bismarcks riesengroß hervortreten. Denn an Gefahren, wie sie 1914 zum Weltkriege führten, hat es auch in der Bismarckschen Zeit nicht gefehlt. Aber ein Unterschied war. Bismarck wußte sie durch seine Politik zu bannen. Seine Nachfolger stürzten gerade in den Abgrund hinein, den Bismarck geschickt zu umgehen wußte. Und das Schlimmste. Bismarck hat dieses Ergebnis vorausgesehen und nach seinem Rücktritte in den Hamburger Nachrichten und anderweitig wiederholt auf das drohende Unheil hingewiesen. Es war alles vergeblich.

Zwei verschiedene Fragen, beide nicht völkerrechtlicher, sondern politischer Natur, bedrohten den Frieden Europas. Die elsaß-lothringische Frage begründete den deutsch-französischen Gegensatz, die orientalische den russisch-österreichischen. Es handelte sich darum, diese beiden

Digitized by Google

Fragen auseinanderzuhalten, damit sie nicht über Deutschland zusammenschlugen. Und das hat Bismarck meisterhaft verstanden, indem er trotz des deutsch-österreichischen Bündnisses an Deutschlands Teilnahmlosigkeit bei der orientalischen Frage festhielt und Deutschland namentlich nicht zum Vorspann für Österreichs Orientpolitik hergeben wollte.

Bismarck war der Ansicht, daß der Dreibundsvertrag keineswegs eine ausreichende Sicherung Deutschlands darbiete, und daß Deutschland, namentlich wenn es seine führende Stellung im Dreibunde behalten und nicht zum Vasallen Österreichs werden solle, noch einer anderen Rückendeckung bedürfe. Diese suchte er in dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrage, der jedem der beiden Teile die Neutralität des anderen sicherte, wenn er von einer dritten Macht angegriffen würde, wahrscheinlich auch noch Rußland die Uninteressiertheit Deutschlands in Orientfragen gewährleistete. Ein deutsch-englisches Bündnis, das man 1901 hätte haben können, hätte er noch vorgezogen. Jedenfalls war er sich darüber klar, daß bei der geographischen Lage Italiens auf dessen Hilfe nur zu rechnen sei bei einem Bündnisse mit England oder wenigstens bei dessen wohlwollender Neutralität.

In dieser gesicherten Stellung überwand Bismarck die bulgarische Krisis von 1885, die jahrelang den Frieden Europas auf das schwerste bedrohte. Er scheute sich auch hier nicht, der öffentlichen Meinung Deutschlands entgegenzutreten, die für den edeln Battenberger schwärmte, und sprach das berühmte Wort, daß der Balkan die Knochen des pommerschen Grenadiers nicht wert sei. Jetzt bleichen die Knochen deutscher Soldaten nicht nur auf dem Balkan, sondern auch in Mesopotamien und Syrien.

Auf der anderen Seite suchte Bismarck England eng an den Dreibund heranzuziehen und wollte den Schutz der antirussischen Orientinteressen, an denen Deutschland nicht beteiligt sei, im wesentlichen England im Bunde mit Österreich und Italien überlassen. Es ist vielleicht einer der schwächsten Teile des Plehnschen Buches, daß diese deutsch-englischen Beziehungen nicht ausreichend herausgearbeitet sind.

Es war das erste Werk von Bismarcks Nachfolgern, unmittelbar nach seinem Abgange den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag nicht zu erneuern. Alle Einwendungen, die gegen diesen Vertrag namentlich von Hamann erhoben worden sind, erscheinen hinfällig. Denn der Vertrag war in Österreich bekannt, dieses war selbst früher an dem Vertrage beteiligt gewesen, er konnte also das deutsch-österreichische Bündnis nicht gefährden. Und da nach Abflauen der bulgarischen Krisis die russische Politik sich anderen Bahnen in Mittelasien zuwandte, wäre das politische Spiel mit dem Doppelvertrage auch für die weniger geschickten Nachfolger Bismarcks nicht allzu schwierig gewesen. Mit automatischer Sicherheit folgte auf die deutsche Ablehnung des neuen Rückversicherungsvertrages trotz der Abneigung Alexanders III. gegen die jakobinische Republik der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses. Es war für Rußland eine Notwendigkeit geworden, wenn es nicht ganz vereinzelt dastehen wollte.

Damit war aber endlich auch die französische Republik aus ihrer politischen Vereinzelung befreit und hatte einen Bundesgenossen. Hierdurch erwachte von neuem der Geist der Revanche, der schon ganz erloschen schien. Andererseits drückte Frankreich in seiner größeren politischen Macht stärker auf Italien, das nunmehr dem Dreibunde ein unzuverlässiger Bundesgenosse wurde.

Deutschland andererseits hatte nicht mehr zwei Pfeile auf der Sehne mit der Wahl, welchen es abschießen wollte, sondern war unbedingt auf Österreich allein als seinen letzten Bundesgenossen angewiesen. Damit entglitt die Leitung des Bundesverhältnisses aus deutschen in österreichische Hände. Deutschland mußte, um sich seinen letzten zuverlässigen Bundesgenossen zu erhalten, die österreichische Balkanpolitik positiv unterstützen, was Bismarck immer entschieden abgelehnt hatte. Damit wurde der Gegensatz zu Rußland unversöhnlich. Die deutsche Politik ging sehr bald noch einen Schritt weiter. Ihre rein wirtschaftlichen Interessen wurden zu politischen. Deutschland entwickelte sich zur führenden Macht des Orients und übernahm die leitende

Digitized by Google

Stellung in der Türkei, wie sie bis zum Berliner Kongresse und darüber hinaus England gehabt hatte.

Diese neue Wendung der Orientpolitik hätte man sich allenfalls leisten können, wenn man sich statt der Rückendeckung durch Rußland derjenigen durch England zu erfreuen gehabt hätte. Trotz der Anfänge der deutschen Flottenpolitik wäre diese um die Jahrhundertwende noch zu haben gewesen, England selbst bewarb sich darum, wie sich Rußland um die Verlängerung des Rückversicherungsvertrages bemüht hatte. Ein deutsch-englisches Bündnis hätte in der Tat den deutsch-russischen Gegensatz nicht größer machen können, als er bereits war. Er hätte die volle Sicherung Deutschlands gegen eine Einkreisung und gegen einen französischen Revanchekrieg bedeutet und brauchte nicht einmal notwendig zu einem deutsch-russischen Kriege zu führen. Aber die Fortführung der Flottenpolitik, wie sie in diesem Maße Bismarck stets abgelehnt hatte, weil ihm die festländische Sicherung Deutschlands in erster Linie stand, wäre dadurch beeinträchtigt worden. So wurden die englischen Anerbietungen, die Bismarck stets ersehnt hatte, abgelehnt, um die Politik der freien Hand zu bewahren. Doch auch England strebte aus seiner Vereinzelung heraus, und da es den Anschluß an Deutschland nicht gewinnen konnte, suchte und fand es einen solchen an Frankreich.

Welche Wendung hatte sich doch seit Bismarck in der europäischen Politik vollzogen, der bis zu seinem Abgange als der anerkannte Schiedsrichter Europas dastand! Einst Deutschland von allen Seiten umworben, im Mittelpunkte der europäischen Politik, und schließlich Feinde ringsum, die habsburg-lothringische Monarchie als einzigen Verbündeten, und gezwungen, mit diesem über die eigenen Interessen durch dick und dünn zu gehen, um nicht auch noch diesen letzten sogenannten Freund zu verlieren!

Es war der verhängnisvolle Irrtum der von Herrn von Holstein geleiteten auswärtigen Politik Deutschlands, daß die Gegensätze zwischen England und Frankreich, zwischen England und Rußland zu groß sein würden, als daß sie sich jemals zusammenfinden könnten. Sie fanden sich eben doch, indem sie die Gegensätze unter sich vorläufig zurückstellten, in dem gemeinsamen Gegensatze zu Deutschland. Und Deutschland besorgte mitten im Weltkriege noch Englands Geschäfte, indem es Rußland zu Boden schlug.

Es war das Verlassen der von Bismarck gewiesenen Bahnen, wodurch der Weltkrieg herbeigeführt wurde.

Wo Bismarck den Krieg als die einzige Lösung der politischen Schwierigkeiten ansah, da waren seine Kriege diplomatisch so wohl vorbereitet, daß sie von vornherein als gewonnen angesehen werden konnten. Der Weltkrieg, gegen den Willen Deutschlands begonnen, obgleich Deutschland wie ein Ertrinkender mit Kriegserklärungen um sich schlug, war diplomatisch verloren, ehe er militärisch begonnen hatte.

Doch über allem Zusammenbruch der Gegenwart wirkt Bismarcks Erbe für die Zukunft. Und wie auf jede Nacht wieder der Tag folgt, so hegen wir auch die feste Zuversicht auf einen deutschen Aufstieg.

Conrad Bornhak

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Katholisches

Zufällig las ich in einer katholischen akademischen Zeitschrift von dem alten leidigen Problem des konfessionellen Gegensatzes. Die Lösung wird erwartet von einer möglichst scharfen, allseitigen Betonung des katholischen Standpunktes. Ich war erstaunt und enttäuscht; sollte der Würgengel Krieg, hier, wo es zu würgen gab, schonend vorbeigegangen sein? —

Mehrere Kriegsjahre hindurch verknüpften mich als Soldaten gleiche Lebensbedingungen und gleiche Schicksale mit Menschen von prinzipiell verschiedener Lebensauffassung, Menschen, die ich schätzen und lieben mußte, denen ich vieles verdanke; und immer fester hat sich während dieser Zeit in mir die Überzeugung gegründet, daß nur das gegenseitige Verstehen-Wollen, das liebevolle Entgegenkommen hier weiter bringen kann. Beide Seiten haben also mit einer Selbstkritik anzuheben; und als Katholik möchte ich die Frage aufwerfen: haben wir in dieser Hinsicht unsere Pflicht getan? Sind wir da entgegengekommen, wo wir konnten und sollten?

Ich denke da gerade, um ein Gebiet der Geisteswissenschaften herauszugreifen, an eine katholische Darstellung der Geschichte der Philosophie, die an theologischen Fakultäten als Lehrbuch benutzt wird. Überall da, wo es sich um die Philosophie der Neuzeit handelt, ein Suchen nach schwachen Punkten, ein bisweilen kleinliches Kritisieren, nirgends ein Wort der Anerkennung, geschweige denn der Begeisterung! Und sollte denn dies ergreifende Schauspiel menschlichen Ringens nach den Höhen der Erkenntnis uns Katholiken nichts zu sagen haben? Dürfen wir nicht überwältigt stehen vor dem ewigen, in sich ruhenden Gesetze der Pflicht, das Kant aus der Menschenbrust heraushob? Sollte es dem Katholiken verwehrt sein, sich mitfortreißen zu lassen von dem Himmelsstürmer Fichte, Hand in Hand mit Schleiermacher die Seele zu öffnen den geheimnisvollen Zaubern des Universums, oder mit Schopenhauer die Tragik des Daseins zu erleben? Durch nichtkatholische Literatur muß der denkende, von der Totalität des Seins erfaßte Katholik hingewiesen werden auf diese großen Frager und Seher der Menschheit. Oder sind sie das etwa nicht? Sollen wir als moderne Menschen annehmen, sie seien gesandt, die Menschheit irre zu führen? Der Gedanke ist zu absurd, ihn zu Ende zu denken. Ich wenigstens preise die Stunde glücklich, als der Artikel einer nichtkatholischen Zeitschrift mich zu Fichte führte. Er hat bei mir ausgehalten im Trommelfeuer und im Sturm, und gerade da verdanke ich ihm, nächst der Religion, die herrlichsten, freiesten Augenblicke meines Menschseins.

Wohl mag man fragen: wozu haben wir Katholiken Philosophie notwendig, wir haben ja unsere Religion und in ihr die Wahrheit? — Zunächst einmal sind Philosophie und Religion, wenigstens in ihren Ausgestaltungen, zwei solch verschiedene Mächte, daß sie sich gegenseitig niemals ersetzen können. Auf der einen Seite das oft tragische Suchen der Menschenseele,

Digitized by Google

in all dem Irren und Wirren der tausendfältigen Erscheinungen den festen Punkt zu finden, auf der anderen ein Sichaufschwingen des Geistes auf den Flügeln der Intuition und des Gefühles vor das Angesicht jenes Letzten, Einzigen; dort ein mühevolles, ewiges Fragen, das zum Schmerzensschrei der Verzweiflung werden kann, hier die vertrauensvolle Hingabe, das sonnige, schattenlose, unbeschreibliche Glück in Gott, der sich herabneigt, — sich offenbart. Aber diese höchste religiöse Erhebung wird besonders dem zuteil, der die mühseligen Pfade der Metaphysik ging. Auch die religiöse Wahrheit will erkämpft sein; des Rätsels Lösung kann den nicht beglücken, der vorher das Rätsel nicht in seiner Schwere erfaßte und mit bebender Seele die Lösung suchte.

Weshalb das Herrliche in diesem Suchen nicht sehen wollen, weshalb nur immer Schatten schauen, wo soviel Sonne ist? — Also mehr freudiges Anerkennen, mehr Begeisterung Menschlich-Großem gegenüber, auch wenn es nicht gerade katholisch ist!

Aber es gibt viele Katholiken, die an alles, sei es Philosophie, sei es Literatur und Kunst, sei es Politik, ihren religiös-katholischen Maßstab legen, den sie stets bei der Hand haben. So las ich in dem Faustbuche eines in katholischen Kreisen hochgeschätzten Ästhetikers, wir Katholiken müßten Goethe wenig Dank wissen, daß er Gretchen — „die grundsatzlose“ — katholisch gemacht habe. Bei wem sich angesichts einer solchen Gestalt wie Gretchen diese religiöse Kampfes-Stimmung regt, der hat sich als Ästhetiker doch wohl selbst das Urteil gesprochen.

Ach ja, diese leidige Kämpferstimmung, die manchem Katholiken gleichbedeutend ist mit Religion, diese Kulturkampfstimmung, geflissentlich genährt und gepflegt, die uns Katholiken so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß wir jeden mißtrauisch mustern, der nicht von weitem schon die Parole ruft, daß wir uns luftdicht abschließen von allen anderen! Wir haben uns eingesponnen in unsern Katholizismus und wundern uns, daß uns die anderen nicht sehen. Nein, nein, sie *sollen* uns sehen! Daher denn jenes Drommeten, wenn ein bedeutender Katholik, dessen Name Schlachtruf werden kann, erstanden ist. Man hob Fr. W. Weber auf den Schild, nicht so sehr, weil er ein großer Dichter, sondern hauptsächlich weil er ein Zentrumsmann war. Unendlich viel hat dieses Fürsich-Inanspruchnehmen der allgemeinen Schätzung des Dreizehnlindendichters geschadet. Daher auch das ängstliche Fragen so mancher Katholiken, wenn sie Nahrung suchen für ihre schöngeistigen Bedürfnisse, ob der Dichter, ja sogar, ob der Verlag denn auch katholisch sei. Was Wunder, wenn sie an manchem Herrlichen, das etwas abseits liegt von ihrer engen Gasse, vorbeilaufen.

Sollen unsere Brüder uns anerkennen als Mitschreitende, Mitschaffende, dann müssen wir ihnen mit offener Seele entgegentreten, als Mensch zunächst, nicht als Katholik, dessen tiefstes Wesen ihnen nun doch einmal verschlossen ist und auch wohl vorläufig verschlossen bleiben wird. Als Menschen sind wir uns alle gleich, haben wir keiner vor dem andern Geheimnisse; vorerst trennt uns noch unsere tiefste, heiligste Überzeugung, eben die religiöse. Weshalb das Trennende hervorkehren, wo wir nun doch einmal als Volksgenossen, als Kulturmenschen aufeinander angewiesen sind! Zudem ist jenes Letzte, Geheimste, Herrlichste in des Katholiken Seele zu heilig, zu zart, als daß wir es in die grelle Sonne des Marktes zerren sollten. Tun wir es, dann wird die Religion zur politischen Partei, zur literarischen Charakterschnüffelei, zur spekulativen Doktrin. All das halten so viele für Religion und sind stolz darauf, und doch ist es alles andere als Religion. Der Katholik, dem sein Glaube das ist, was er sein soll, — *Sonne*, die all sein Wirken überweltlich verklärt, *Sonntag* des Ausruhens, der Gottesnähe — in dessen Seele aber auch die moderne Kultur wogt, und der eben dadurch befähigt ist zu empfangen und zu geben, wird als Weggenosse von seinen Brüdern geschätzt und geliebt werden, und dann erst mag er immerhin von seinem herrlichsten Reichtum spenden.

Mehr freudige Anerkennung, weniger religiös beschränkte Kritik, stärkeres Betonen des uns alle Einigenden: das mögen einige der Richtlinien sein für das Wirken des Katholiken im neuen Deutschland!

Ein junger Katholik

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Max Kochs Deutsche Literaturgeschichte

Der Wagemut des Bibliographischen Instituts zu Leipzig verdient Achtung: in dieser Zeit der buchhändlerischen Drangsale erscheinen drei so stattliche Bände wie die „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Man möchte wünschen, daß sich diese vornehm wirkenden Halbleinenbände mit ihren zahlreichen Abbildungen sowie Handschriften-Beilagen recht viel Freunde grade zur Weihnachtszeit erwerben. Die Darstellung ist lebendig und volkstümlich, nicht nur für Fachleute berechnet; am Schlusse jedes Bandes findet man ein gewissenhaftes Register und reichhaltige Schriften-Nachweise, die dem tiefer eindringenden Studierenden sachkundige Winke geben. Gewiß, die Bücher sind jetzt teuer: jeder der beiden ersten Bände kostet gebunden 65 ℳ, der dritte 75 ℳ; aber das ist angesichts der Zeitlage kein übertriebener Preis.

Den dritten Band — die Neuzeit — verfaßte der Breslauer Universitätsprofessor Max Koch. Seine Stellung ist scharf und klar ausgeprägt: es ist bewußte Deutschheit. Er steht politisch dem Alldeutschtum, ästhetisch dem Bayreuther Gedanken nahe. Vor kurzem erst hat der überaus tätige Mann sein dreibändiges Wagner-Lebensbild abgeschlossen. Er bemüht sich, in engem Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte unsres Volkes das Werden und Wachsen des deutschen Schrifttums darzustellen. Mit lebendiger Anteilnahme behält er Menschen und Vorgänge auch der Gegenwart im Auge, unterzieht sie seinem Urteil und bringt seinen Standpunkt unverblümt zur Geltung. So kommt eine persönliche Note in das warm und lebhaft geschriebene Werk.

Greift man nun zu der gleichfalls vor kurzem erschienenen „Deutschen Dichtung seit Goethes Tod“ (Berlin 1919) des Dresdener Literarhistorikers Oskar Walzel, so fällt ein bemerkenswerter Gegensatz auf. Und zwar ist dieser Unterschied tief bezeichnend für die Kluft im deutschen Geistesleben. Auf dem einen Flügel etwa die „Bayreuther Blätter“, auf dem andren das „Berliner Tageblatt“: so könnte man die Gegensätzlichkeit andeuten. Man kann nicht sagen, daß Walzel bösartig oder leidenschaftlich entgegengesetzte Auffassungen bekämpft; Koch ist angriffslustiger. Aber etwas andres fällt ins Gewicht: Walzel verschweigt Namen, die denn doch nicht fehlen dürfen, selbst wenn man ihnen nicht geneigt ist. Er bringt eine Fülle von neuesten und allerneuesten Literaten; da werden erwähnt Kerr, Kokoschka, Edschmid, Ehrenstein, Wolfenstein — und wie sie alle heißen mögen; aber es fehlen so ernste und edle Namen wie Lagarde, Heinrich von Stein, Malwida von Meysenbug, Treitschke, erst recht natürlich Chamberlain und Gobineau (nicht aber Marx und Lassalle), es fehlen Ludwig Finckh, Eberhard König, Agnes Miegel, Lulu von Strauß-Torney, Ernst Wachler. Daß er von mir selber, außer von meinem Vorstoß gegen Berlin, kein Werk nennt, sondern meint: „Lienhard rang mit wenig Erfolg um Anerkennung“, nehme ich ihm nicht übel. Wie gesagt: ich glaube nicht an böse Absicht. Auch Walzel hebt eben nur das hervor, was in seinem Gefühlskreis verwandte Schwingungen erregt; das andre verschwimmt ihm schattenhaft am Horizont.

Digitized by Google

So steht es auch mit den einzelnen Werturteilen. Wenn der Dresdener mehrere Seiten hindurch Ähnlichkeiten zwischen Richard Wagner und — Heinrich Heine nachzuweisen sucht, dürfte der Breslauer grimmig den Kopf schütteln. Ebenso bringt jener in seiner Würdigung Hauptmanns immer neue Bewunderung zum Ausdruck, während Koch scharf mit seinem schlesischen Landsmann ins Gericht geht. Nicht minder ablehnend steht der letztere einem Stefan George gegenüber („gespreizte Hohlheit und symbolistische Nebel"), findet nur zum jungen, nicht zum späteren Rilke ein Verhältnis („gesuchte Spielereien, preziöse Manier, Liebling dekadenter, übermoderner Ästhetenkreise") und meint auch beim „kraftvollen Dehmel", daß „ungesunde und unsittliche Erotik zeitweise alle guten Keime überwuchert". Daß der Vertreter des Bayreuther Festspiel-Gedankens und seiner Hochstimmung den Naturalismus ebenso als Tiefstimmung empfindet wie den Symbolismus, versteht sich von selbst; ebenso kräftig geißelt er die Auslandssucht und den Unrat der deutschen, zumal Berliner Bühnen und nennt den Expressionismus „die jüngste und verrückteste Mode". Ziemlich mild wird Eulenberg behandelt; aber das ganze Schaffen eines Wedekind „kann man nur als trauriges Zeichen schlimmster künstlerischer und sittlicher Entartung bedauern und verurteilen". So gilt denn Max Kochs wesentliche Liebe Meistern wie Wagner, Grillparzer, Schiller; auch Hebbel kommt nicht zu kurz; unter den Neueren tritt er z. B. für den Schlesier Eberhard König ein, und ich selbst habe ihm für warme Worte zu danken. Über alle die wechselnden Ismen, die seinen Dresdener Kollegen zu künstlerischer Einzel-Erörterung reizen, geht er mit ablehnender Handbewegung hinweg. Denn ihm scheint in alledem die gesunde Grundlage zu fehlen: die deutsche Lebensstimmung.

Der Band beginnt mit der weimarischen Blütezeit (etwa 1790) und führt bis in die unmittelbarste Gegenwart (Kriegsdichtung und Kriegsschriften). Der Anhang bietet eine reichliche Fülle von Schriften-Nachweisen. Und des Verfassers Darstellung klingt in die Worte aus: „Ein Höchstes und dauernd Wertvolles wird nur zustande kommen, wenn, wie unsre großen Führer von Klopstock bis Schiller und wiederum Richard Wagner und Friedrich Hebbel es fühlten und betätigten, im Dichter mit der Begabung auch der ernste sittliche Sinn und das stolze Verantwortungsgefühl des Künstlers für die ihm anvertrauten Geistesgaben sich einen. Wie er nur als Sohn seines Stammes auf Grund der durch Jahrhunderte fortgesetzten völkischen Kultura:beit etwas Lebensfähiges zu gestalten vermag, so erwächst aus diesem Zusammenhange jedes einzelnen mit der Gesamtheit und mit der Vergangenheit auch allen die Pflicht, nach dem Maße ihrer Kräfte dieses reiche, hohe Erbe ihres Volkes zu dessen Wohl und Ruhm, in dessen Dienst treulichst immerdar zu wahren und zu mehren."

F. Lienhard

Bei Meister Thoma

„So, da oben wohnt Thoma, ganz da oben? Ich habe gemeint, er bewohne eine eigene Villa, so etwa wie Lenbach oder Stuck in München oder solche Großen. Nun, da hat er wenigstens einen schönen freien Blick ins Grüne!"

So sagte ein norddeutscher Freund, als wir an dem Hause neben der Karlsruher Galerie vorübergingen, in dessen oberstem Stock der Altmeister sein Heim hat.

Ja, dort oben am zweiten Fenster steht sein Schreibtisch. Und oft in all den Jahren, wenn ich unten vorüberging und sah das weiße Haupt auftauchen, wurde es mir leichter und freier zumut — es war mir, als wache dieser ehrwürdige, weißhaarige Mann da oben übee dem Wohl seiner unruhvollen Mitmenschen. Da saß er, der kein Hasten und keine Unruhr kennt, und schrieb irgendein gutes beruhigendes oder ermahnendes Wort auf für seine Brüder und Schwestern im lauten Menschenleben drunten, schrieb aus der Fülle seiner Weisheit und

Digitized by Google

Menschengüte heraus! Was hat er uns nicht alles „gesagt“, nicht nur in Bildern, auch in seinen Tagebuchblättern, seinen religiösen und ethischen Bekenntnissen — und was wohl das Schönste ist, in so mancher stillen Plauderstunde dort oben im heimeligen Zimmer oder im Sofawinkel in seiner Werkstatt. Da steht man erwartungsvoll, wenn der freundliche „dienstbare Geist“ einen eingelassen, und schaut — zum wievielten Mal! — voll Staunen und Ergriffensein das wohlbekannte Bild nahe der Türe: „Chronos, die Sen'e wetzend,“ oder bewundert den goldnen Ehrenlorbeerkranz, der auf einem Samtkissen ruhend, dem Meister zum 70. Geburtstag überreicht wurde, ein Meisterstück der Schmiedekunst. Und da nahen schwere Schritte, und unter der Tür steht die liebe ehrwürdige Gestalt mit den warmblickenden Augen. Ich reiche ihm den Vergißmeinnichtstrauß zum Gruß, und nie schien mir ihr Blau leuchtender, als da sie der Meister in beiden Händen hielt und sein Silberbart sie gleichsam umfloß. So — so hätte ich, wäre ich Maler, Thoma malen wollen!

Dann sitzen wir uns gegenüber mit dem Blick in den stillen Garten, dessen hochragende Bäume gute Freunde Thomas sind, denn sie grüßen ihn täglich und schenken ihm den Anblick des Farbenwechsels der Jahreszeiten, stumme leuchtende Grüße der beseelten Natur. Wir plaudern: Von dem Widerhall, den man spüren muß, wenn man etwas gemolt, geschrieben oder gesungen hat. O ese Schwingung tut so wohl, wenn sie aus denselben Tiefen aufsteigt wie das Wort oder der Ton, den wir aus unsern Tiefen hervorholten. Über die „Melodie“ in der Musik, die die „Neueren“ verpönen und die doch die Seele der Musik ist und bleibt. Ich vergleiche sie mit der Melodie des Bildes, die da erklingt, wo das innere Auge zu sehen beginnt und ich nenne dies Letzte und Höchste, was der Malerpoet (und das ist Thoma) sagen will mit einem Kunstwerk: sein Geheimnis. Verwandten Menschen erschließt sich dies „Geheimnis“, und sie sehen und hören dann noch viel mehr als die hundert andern, die etwas „schön“ oder „nicht schön“ nennen und sich damit begnügen lassen.

Es steht ein Jugendbild der Schwester des Meisters auf einer Staffelei, wundersam beleuchtet vom Abendlicht, das hereinfällt. Was war es, das dies einfache Mädchenbild so ergreifend schön machte?

Nichts Auffallendes, keine „interessante Pose“, kein Beiwerk, nein, es war das Schauen edelsten Menschentums in beiden, dem gemalten Mädchen und dem Maler des Bildes. Wie von Gold umsäumt lagen die Farben über dem Bild, ruhig im Ton, nirgends ein „Effekt“, voll tiefster Schönheit. Das Bild, das auch zu denen gehört, die früher von den Kunstvereinen zurückgewiesen wurden, hatte eine Zauberwirkung an jenem Abend, da ich es zum erstenmal sah. Deutsch — deutsch bis in den tiefsten Grund ist das Mädchen, ist die Wiedergabe. Und wir plaudern weiter. „Früher haben mir oft meine Kollegen gesagt, ich male so schöne Blumenwiesen, das wäre mein ureigenstes Gebiet, ich solle doch dabei bleiben! Da hab' ich geantwortet (und seine Augen blickten schalkhaft): Ja, ich denk', ich werd' noch so ein paar hundert Wiesen in meinem Leben malen!“

Wenn er auf seine Bauern-Landsleute im Schwarzwald zu sprechen kommt, blitzt auch der Schalk neben dem tiefen Ernst seiner Worte in seinen Augen auf. Er meint, im Schwarzwald lebten viele von den Stillen, den Eigenbrödlern. Fernab der Welt, hätten sie sich durch Lesen und das Leben mit der Natur eine gewisse Bildung angeeignet, die oft vertiefter wäre, wie die der Gebildeten in den Städten. „Ich verstehe gar nicht, wie man so herabschauen kann auf den Halbgebildeten,“ sagte er, „der ist nicht so blasiert und einseitig wie die, welche glauben, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gegessen. Man kann sich im Deutschen Reich durch viele gute Bücher allein so selbst bilden, daß man ruhig seine Lebensstraße — auch ohne die ‚höhere Bildung‘ gehen kann. Die Halbgebildeten sind naiver und hungriger und bringen den Dingen oft mehr Interesse entgegen, als die Fertigen, die alles zu verstehen meinen. Es ist ein Irrtum, wenn die Leute glauben, daß man gebildeter wäre, wenn man eine höhere Schule, gar die Universität besucht habe. Es gibt oft unter denen, die kein Gymnasium und keine Hochschule besuchten, Klügere und Weitsichtigere als unter jenen.“

Digitized by Google

Den Ausspruch: „Freie Bahn dem Tüchtigen“ mag Thoma gar nicht. „Wer ist heute der Tüchtige? Der am besten das Ellenbogengeschäft versteht!“ Er macht die Bewegungen des sich Durchzwängens, und ich nicke zustimmend, aus eigenstem Erfahren heraus.

Und die Bäume hinter dem Fenster nicken auch. Sie wachsen hoch und frei, und keiner versperrt dem andern den Weg, und keiner mißgönnt dem andern den Sonnenstrahl, der auf ihn fällt.

Dämmerung in Thomas Zimmer. „Der bunte Tag hat sich geneigt“ — des Meisters Verse klingen durchs Gemach. Mit tiefem, warmem Glockenton schlägt dort in der hohen Kastenuhr die Stunde — man könnte sonst Zeit und Stunde hier vergessen. Wir reden von der Kunst, von dem seltsamen „Etwas“, das uns treibt und drängt, Werke zu schaffen — —

Für Thoma ist das Produzieren ein „Aus-dem-Traum-heraus-Schaffen“.

„Wir sind's nicht, die ein großes Kunstwerk schaffen, sondern ein ‚Etwas‘ in uns, das aus uns heraus schafft. Wir können ja auch für Träume nichts. Sie kommen über uns ohne unser Dazutun und Wissen, so auch das künstlerische Schaffen. Freilich müssen wir etwas können, das ist unbedingte Notwendigkeit, aber alles andere ist Geschenk!“

Wie gegensätzlich hier Thoma zu den modernen Verstandeskünstlern steht! Er ist der Mensch mit der reinen Kinderseele mit seinen 80 Jahren, der Kinderseele, in die die Welt trotz aller Disharmonien keinen einzigen „Kritzer“ hat eingraben können.

Auch über Theosophie redeten wir einmal. Er kennt ihr Wesen und ihre Vertreter, und er gehört wohl auch in gewissem Sinn zu den „Eingeweihten“, er wäre sonst nicht der Künstler, der er ist. Aber in seiner schlichten Art meinte er: „Mir ist's einerlei, ob ich einmal wieder auf diese Erde komme oder nicht. Darüber grüble ich nicht. Die Hauptsache, das Wichtigste ist das Wiedergeborenwerden schon hier im Diesseits. ‚Es sei denn, daß der Mensch neugeboren werde, so kann er nicht ins Himmelreich kommen.‘ Wiedergeburt der Seele und des Geistes in diesem Leben, das ist, was uns not tut. Das andere aber steht in Gottes Hand.“

Still und leise klingt die Stimme des Meisters durch den Raum, wenn von den geheimsten Dingen die Rede ist.

„Ich schreibe wieder etwas“, beginnt er dann wohl das neue Gespräch. „Ich will an die ‚guten Menschen‘ erinnern, die Nietzsche ‚die Allzuvielen‘ nannte, die aber nie allzuviel waren, nur verkannt, übersehen von den Ellenbogenmenschen, den Lauten, den sich Großdünkenden! Das Wort ‚gut‘ ist lang fast genierlich gewesen für viele, man hat's falsch gewertet, mit ‚gutmütig‘ und ‚beschränkt‘ in eine Schale geworfen. Es gehört wieder ans helle Licht! Die ‚guten Menschen‘ stehen zu weit im Hintergrund.“

Es tritt eine Pause ein, ich wage kein Wort zu sagen, denn ganz heilig kommt mir der Augenblick vor. So schlicht und wahrheitstief klingen diese Worte, als seien sie der Bergpredigt entnommen. Dann liest mir der Meister das Aufgeschriebene vor. Große Bogen mit den charakteristischen, schönen, von keinem Alter zeugenden Schriftzügen bedeckt. Diese Weisheiten, untermischt mit Sprüchen, die in ihrer Tiefe an Angelus Silesius erinnern, aus des Meisters eigenem Munde zu hören, prägt sie noch tiefer ins Herz ein, als wenn ich sie gedruckt lese. Unvergeßliche Augenblicke des Naheseins der Seelen. Ausgelöscht alle Grenzen, die das Alter und der Weltname ziehen. Mensch dem Menschen, Freund dem Freund, Künstler dem Künstler, gegenüber. Eine Saite klingt und schwingt voll und tief durchs Geben und Nehmen. Und Zeit und Not und Welt und Angst versinken. Nur Lauschen und reiches tiefes Schenken und Nehmen geht von Mensch zu Menschen.

Es wird spät, wenn man bei Thoma weilt, man denkt nicht mehr an den Stundenwechsel!

Ein schönes „Bild“, ein erlebtes Bild muß ich zum Schluß hier erzählen, denn es steht in schönstem Einklang zur Kunst Thomas.

Ein alter Freund seiner Kunst stand in der Werkstatt vor drei Bildern, die auf Staffeleien am hohen Fenster leuchteten. Lange blieb er in Schauen vertieft. Dann sagte er: „Wenn

Digitized by Google

ich's nur in Worten ausdrücken könnte, was ich vor Ihren Bildern empfinde! Ich kann es nicht. Aber wenn Sie erlauben, komme ich morgen mit der Geige — und sage es." Und am nächsten Tag stand der alte Mann vor den Bildern — es waren drei der schönen Thoma-Landschaften — und geigte, was er empfand, und sang auf seiner Geige seinen Dank, seine tiefe Freude, all sein starkes seelisches Echo — und dem alten Meister drang es tief ins Herz. Das war der Widerhall, die Weiterschwingung, die auch er braucht, trotz all seiner Berühmtheit, und sie wird ihm wohler getan haben, als manche rühmenden Worte in der Öffentlichkeit.

So geht es der Schreiberin dieser Aufzeichnungen. Worte sagen's nicht, was man von den Menschen empfängt, die, aus demselben Geistland stammend, unsere Sprache reden in Wort, Ton oder Bild — „Gefühl ist alles" und tiefer Dank dem, der uns Menschen schuf im Seelenland und uns die Wege zueinander finden ließ durch die wirren Gassen des Lebens.

Wie rastlos der alte Meister arbeitet „für andere", wie er Tag und Nacht seine Seele mit gütigen Gedanken helfender Liebe offen für Deutschland und für seine liebe Schwarzwaldheimat hält, das beweist eine Tat, die dem genialen Maler und Menschen Thoma nicht hoch genug bewertet werden kann! Er schrieb die Jesusgeschichten der Bibel ins Alemannische, in seinen Heimatdialekt. Er erzählte sie gleichsam so seinen Landsleuten und allen, die in Ober-Baden und der Schweiz diese Mundart reden, neu, legte diese Erzählungen, die in seiner Seele das tiefste Echo fanden, den Menschen so nahe ans Herz, nahm ihnen durch die heimelige Sprache alles Fremdartige und schenkte den Menschen damit ein neues, seltenes, wertvolles Geschenk.

Als ich heute am Schluß der „badischen Woche" durch das Karlsruher Thoma-Museum ging, in dem viele Bilder umgehängt und besser zur Geltung gebracht wurden, und zuletzt in der „Kapelle" stand, wo seine Jesusbilder alle hängen, da klang von Schritt zu Schritt, von Saal zu Saal, von Bild zu Bild immer nur ein Klang aus tiefster Seele auf: Du lieber Meister Thoma, wie dank' ich dir für all dein Geben! Wie froh und stolz bin ich, daß ich dir „Freund" sein darf, wie glücklich und dankbar, daß wir Badner dich „unsern Thoma" nennen können. Du Großer, Stiller, Frommer, Deutscher!

Clara Faißt-Karlsruhe

Theaterkunst und Dichtung

(Berliner Bühnenbericht)

Zusammenbruch und Untergang des Theaters: Laßt alle Hoffnung fahren, ganz unvermeidlich sind sie! Kein Geringerer als Max Reinhardt sagt es uns, nun da er wirklich, endgültig sein Direktionsszepter niedergelegt und sein Reich verlassen hat. Das Lebenswerk, das er sich erschuf, an dem er jahrzehntelang gearbeitet, gibt er selber auf und spricht ihm den Todesspruch. Der Starke wird sich wohl hüten, gerade jetzt die Verwaltung staatlicher, künstlerischer Augiasställe zu übernehmen.

Verbessert nicht die Welt, — verbessere dich selbst! Ein Wunderbarstes, ein Herrlichstes hat diese Zeit schon an sich, daß sie den Leuten die Masken abreißt und sie erkennen und unterscheiden läßt: die vielen, unendlich vielen, welche die Welt vom Kapitalismus befreien wollen und mit allem Tun und Handeln nur das eine beweisen, wie nur eine Sehnsucht, eine Glut und Flamme in ihnen lebt: Kapitalisten zu werden; und die wenigen, ganz wenigen, welche nur das eine begehren, sich ganz allein selber von der Herrschaft des Kapitals zu befreien und zu erlösen. In der Seele dieser wenigen lebt auch das Theater und die Kunst, die nicht untergehen und zusammenbrechen können, — und diese Seele ist auch die Arche Noah, welche sie über die Sintflut hinwegträgt.

Es sind schon bösere, gefährlichere, innere Mächte und Dämonen, welche am Leibe unserer Kunst fressen und sie zum Siechen, zum Untergang bringen können. Max Reinhardts

Digitized by Google

Verzweiflungsschrei bricht hervor aus der wirtschaftlichen Not. Hinter ihm steht das kaufmännische Gespenst. Das Theater hat aufgehört, ein Geschäftsunternehmen zu sein. Man steckt keine Kapitalien mehr hinein, es bringt keine Gewinne. Die Ausgaben überwachsen die Einnahmen. Wenn die Herren des Geldes sich zurückziehen, — um so mehr wird Raum und Platz für die Kinder des Geistes, daß sie auf die Barrikaden steigen und die Mittel und Wege ersinnen, das Theater zu erretten, welches niemals Geschäftsunternehmen war, das Theater der Wenigen, welche in sich den Gottseibeiuns des Kapitals abgewürgt haben.

Auch Max Reinhardt hat immerhin nur die Lasten der Direktion eines Geld- und Finanzinstitutes von sich abgeschüttelt. Der Regiekünstler wird weiterwirken. Und so ist es noch nicht an der Zeit, ihm als einem Scheidenden den Nachruf zu halten.

Gerade in seinem letzten Werk, in der Darstellung des Hugo von Hofmannsthalschen „Jedermann", hat Max Reinhardt von den unbegrenzten Möglichkeiten seiner Regiekunst ein Beispiel gegeben, sich von einer neuen Seite gezeigt, einen neuen Weg eingeschlagen. Die Sparsamkeit, welche für uns das Gebot aller Gebote wurde, ward ihm zu einem willkommenen Mittel, sie zu künstlerischen Wirkungen auszunutzen. Gar so viel Kosten kann nur gerade diese Aufführung nicht gemacht haben. Die dekorative Ausstattung hatte sich auf das Mindestmaß beschränkt, und der Meister der großen Masseninszenierungen, aufgeregter schreiender und tumultuierender Volkshaufen, um derentwillen das Große Schauspielhaus wie erbaut schien, durch die es anscheinend nur bestehen konnte, hatte diesmal auf sie völlig Verzicht geleistet. Zumeist standen nur ganz wenige Menschen einsam, verlassen im leeren, weiten Raum. Und doch wurde der Raum unter den Reinhardtschen Zauberhänden zur lebendigsten künstlerischen Anschauung, zum innerlichsten Gefühl und zum ausdrucksvollsten, beredtesten Theater. Seine Bühnenkunst war es, die erst aus dem Hofmannsthalschen Spiel vom Sterben des reichen Mannes die Schauder und Erhabenheiten hervorholte. „Und es ward Licht in der Finsternis". Mit Licht und Farbenkunst erfüllte, belebte und beseelte diesmal Max Reinhardt vor allem den Raum, verengte und erweiterte ihn, durchströmte ihn mit Rembrandtschen Helldunkelheiten und Dämmerungen. In der Schleiergestalt von Werner Krauß als Tod, der rein als Erscheinungsbild visionär-magisch wirkte, bald mit dem Dunkel völlig verschwamm und gestaltlos sich auflöste, bald zusammenzog, erreichte der Abend seinen stärksten Triumph.

Doch es war auch nur eine Reinhardtsche Theaterkunst, welche an diesem Abend siegte, Theaterkunst, die sich herrschend, alleingewaltig über die dramatische Kunst des Dichters emporschwingt, und für welche diese zuletzt nur noch zum Vorwand werden kann. Hofmannsthals Spiel vom „Jedermann" kommt aus der Studierstube, dem literarhistorischen Seminar. Der Dichter hat das mittelalterliche Spiel nicht „erneuert", sondern es nur ausgegraben, es stehen lassen in seinen alten, starren Formen und naiv-primitiven Mitteln. Wir lesen das Drama des Mittelalters mit einem wissenschaftlichen Interesse, aber den lebendigen Kunstgefühlen sagt es heute nichts mehr. Damit erwächst auch die Gefahr, daß Theaterkunst und dramatische Dichtkunst ihre alte Ehe zuletzt auseinanderlösen und man zum Theater nur um der Bühnenkunst willen hingeht, nicht um Dichtung zu empfangen.

Eine Kulturstätte ist das Theater nur, solange der Geist und die Kunst des dramatischen Dichters die eigentlichen Regenten sind, und von ihnen die große Inspiration ausgeht. Das Drama als Poesie ist Sprachkunst, die Sprache allein das ganz und gar umfassende Medium, die Materialisation, die Verkörperung, durch welche die Innenwelt des Dichters zur Außenwelt wird und sich dem Zuhörer, dem Leser offenbart. Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde. Vielleicht erwägt Felix Holländer, Reinhardts mutiger Nachfolger, der die sinkenden Schiffe vor dem Untergang bewahren soll, ob sich nicht auch das Experiment lohnen könnte, wenn man gelegentlich das Theater in ein reines und ausschließliches Sprachtheater verwandelte, Theaterkunst ganz nur als Sprachkunst sich konzentrieren ließe. Eine völlig dunkle und leere Bühne und ein völlig verdunkelter Zwischenraum. Nur Stimmen hört man, alle Rollen nur

Digitized by Google

von Schauspielern gesprochen, von Meistern der Sprachkunst. Ließen sich nicht auch damit ganz neue Wirkungen erzielen? Dies würde allerdings auch eine ganz andere neue und höhere Inbrunst und Hingabe des Publikums an den Dichter voraussetzen; und auch nur ganz große Dichter und Dramatiker vertrügen solche Verzichtleistung auf alle äußeren Erscheinungen der Theaterkunst.

Auch in diesen Wochen lagen die Berliner Bühnen noch immer wie von einem Zustand der Lähmung befallen. Man lebt und zehrt dürftig vom Gestrigen, von den Vorräten der Vergangenheit. Und nichts merkt man hier von einem Wehen und Singen neuer Ideale und einer Kunst des Neuaufbaus, die uns, ach! gerade jetzt am notwendigsten täte und der heute ein weitester Spielraum gegeben ist.

Goldonis „Mirandolina“ sah man wieder einmal im Theater in der Königgrätzer Straße zu Ehren von Else Heims, die ihren Widerspenstigen zähmte und das animalische, sinnliche Blut der fröhlichen Hotelwirtin aus dem Italienischen ins Deutsch-Seelische, Anmutige und Liebenswürdig-Humoristische übersetzte. Im „Neuen Volkstheater“ spielte Ida Orloff die Ibsensche Nora, am wärmsten und innerlichsten, mit kindlichen Tönen die Seele des „Puppenheims“ verkörpernd. Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ hatte das „Deutsche Theater“ wieder einstudiert, und die „Volksbühne“ eröffnete den Reigen von Neuaufführungen der „Kabale und Liebe“, die uns von mehreren Berliner Bühnen für diesen Winter angekündigt sind.

Die Gefühle des Alterns und Hinsterbens, welche zurzeit vom Theater ausströmen verdichteten sich schon in der Aufführung der Strindberg-Tragödie „Brandstätte“ in den „Kammerspielen“. Ein Werk des Alters, der versteinerten Manier, der Wiederholung derselben Gestalten, Motive, Sonderlichkeiten und Idiosynkrasien, die den echten Strindberg kennzeichnen. So erübrigt es sich, an dieser Stelle weiter davon zu sprechen.

Heinrich Lautensacks „Gelübde“ im Lessingtheater“ ist schon eine recht symptomatische Erscheinung unserer modernen Kunst, ein Studienfeld ärztlicher Diagnosen, um der Krankheit auf die Spur zu kommen, an der sie leidet, weil hier die Symptome besonders stark und auffällig hervortreten. Ein seltsam-merkwürdiges Gemisch, in dem es kreuz und quer durcheinandergeht, ein Werk höchstchaotischen Charakters, — zuletzt im kleinen eine Spiegelung unserer Tohuwabohu-Welt von heute, die nach den organisierenden Mächten schreit und nur dieser ermangelt. Komik und Tragik, Hohn, Satire, Spott und Ironie und Glaubenssehnsucht, Frömmigkeit, ein bißchen Mystizismus kugeln durcheinander, über allem mehr ein Geist der Varieté-Bühne als des Dramas. Eine empfangende Seele, nicht eine schöpferische Kraft, geprägt unter dem Stempel von Wedekind, Strindberg. Aber auch Schnitzler guckte Lautensack über die Schulter, und die Seligkeiten des Filmkitsches beunruhigten seine Phantasie. Bald ist Lautensack Problemdramatiker, bald Tendenzdramatiker, ein Verhöhner und Verspotter der katholischen Kirche, um zuletzt in ihrem alleinseligmachenden Schoße die Ruhe zu finden und die Klosterpforten zu öffnen. Auch hier Wirkungen weit mehr der Schauspielkunst als des Dichters.

Julius Hart

Ein glücklich Jahr

Unter diesem Titel hat der verstorbene Karl Storck ein wahrhaft reizendes Werk hinterlassen (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Hier ist für jeden Tag des Jahres nicht nur ein, sondern manchmal zwei und mehrere vollständige Gedichte mitgeteilt, so daß also ein dichterischer Reigentanz das Kalenderjahr begleitet. Eine ganz prächtige Anthologie der besten Lyrik! Storck hat den guten Geschmack des gebildeten deutschen Hauses in seiner Auswahl bekundet. Dichter wie Eichendorff, Falke, Greif, Geibel, Mörike, Rückert, Storm bilden den Kern dieser schönen Sammlung. Unter den Neueren betätigt er eine

Digitized by Google

gewisse Vorliebe für die ihm stammverwandten Alemannen Hans Karl Abel, Huggenberger, Lienhard; und daß die Schweizer Gottfried Keller und K. F. Meyer nicht zu kurz kommen, versteht sich von selbst. Von den Lebenden sind vielleicht noch Gustav Schüler und Ina Seidel am reichlichsten vertreten. Auch ein Dutzend Volkslieder ist dazwischen geflochten. Und oft hat der Verfasser dieses „glücklichen Jahrs" im Heranholen weniger bekannter Gedichte eine recht glückliche Hand.

In den letzten Jahren — so teilt er selbst im Vorwort mit —, als kein Tag ohne Leid über Geschehenes oder bange Sorge um die Zukunft war, ist es ihm Gewohnheit geworden, zum Abschluß des Tages nach einem Gedichtband zu greifen und darin zu lesen, bis er beruhigende Stille, erlösende Schönheit oder auch den mutigen Aufschwung fand. Da kam ihm der Gedanke, ein solches hilfreiches Geleit für alle Tage des Jahres aus unserer reichen Lyrik zusammenzustellen. Andere, insbesondere literaturgeschichtliche Absichten verfolgte er nicht. Das Buch hat ihm Freude gemacht; es wird gewiß auch vielen andren Freude bereiten, zumal es sich in einer sehr ansprechenden Ausstattung darbietet und also recht eigentlich zu Geschenkzwecken geeignet ist.

Zugleich hat der Verstorbene, der immer das deutsche Haus geschätzt und selber den Segen eines schönen Familienlebens erfahren hat, ein weiteres, etwas schmäleres Werk hinterlassen, das sich dem andren sinnig anfügt: „Das Leben Jesu Christi", in Bildern Rembrandts, von Worten der Evangelien begleitet (in demselben Verlag). Es sind 32 künstlerisch hochwertige Gummidruck-Bilder Rembrandts, wodurch in lückenloser Folge das Leben Jesu von seiner Geburt bis zu seiner Himmelfahrt dargestellt wird. Eine gedrängte Lebensbeschreibung des großen Künstlers geht dem Ganzen voran.

So bilden beide Bücher den schönen Ausklang eines arbeitsreichen Lebens, beide bestrebt, in diesen Zeiten der Not deutsches Gemüt zu erfreuen und zum Ewigen zu erheben.

Romantische Bücher

Sie in unseren Tagen immer reger und freudiger aufblühende romantische Sehnsucht — ein günstiger Protest gegen den flachen Materialismus und Rationalismus, der unsere Zeit umschnürt und bindet — hat eine Reihe bedeutsamer Neuerscheinungen auf literarischem Gebiete gezeitigt, welche in kurzen Zügen hier aufgezeichnet werden sollen.

Wer sich rasch und gut in das Wesen der Romantik, ihr Denken und Dichten einführen lassen möchte, der greife zu den beiden ausgezeichneten, umsichtigen Büchlein „Deutsche Romantik", die Oskar Walzel, einer der strebsamsten und kenntnisreichsten Forscher auf diesem Gebiete, in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag Teubner, Leipzig) veröffentlicht hat. In gedrängter und dennoch übersichtlicher Anordnung ist hier alles Wichtige und Wesentliche zusammengefaßt, liebevoll und fesselnd, mag man auch manchem Urteil zweifelnd gegenüberstehen, z. B. der übertriebenen Lobpreisung Heines, der doch immer wahrhaft deutschem Empfinden fremd und ferne blieb. — Einem der wichtigsten Frühromantiker gilt das spürsame Werk von Richard Volpers, „Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot" (B. Behrs Verlag, Berlin). Es verfolgt des Dichters vaterländische Entwicklung bis zum Jahre 1809 und zeigt klar und quellenkundig, in welch starkem, steigendem Maße sich Friedrich Schlegel seines Deutschtums bewußt wurde, mit welch kräftiger Hingabe und Begeisterung er seine Sendung als Erwecker und Prophet erfüllt und bekundet hat. Gerade denen, die lediglich den schlaffen Träumer und satten Mirakelpriester kennen — zumeist aus durchaus einseitigen Berichten — können sich hier belehren und umstimmen lassen. — Warum der Roman der Sophie Mereau, „Das Blütenalter der Empfindung" (Dreiländer-

Digitized by Google

verlag, München) wieder ans Tageslicht gezogen wurde, bleibt mir dagegen unerfindlich; es ist ein redlich langweiliges, eine Erweckung in nichts rechtfertigendes Machwerk, das uns die Gestalt der Gattin Klemens Brentanos nur umdunkeln kann. — Wie anders Bettina Brentano! Ihr berühmtes Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", vielleicht das innigste, reinste Frauenbuch, ist schwer wie ein Frühlingstag voll Duft und Verheißung; unergründlich wie eine Sommernacht im reifen Monde. Der Verlag Bong & Co. brachte einen sehr würdigen, von Heinz Amelung überwachten Neudruck dieser unvergänglichen Dichtung. — Daneben begrüße ich dankbar und anerkennend die sehr gute und liebevoll ausgestattete Ausgabe von Henrich Steffens Lebensgeschichte. Es ist zwar bisher nur der erste Band dieser Neuausgabe erschienen, „Was ich erlebte" (Verlag Oldenburg & Co., Berlin SW. 48), und er umfaßt lediglich die Jahre 1802—1814, die anderen beiden stehen also noch aus, aber schon dieser Teil, dem einige vorzügliche Bildbeigaben angefügt sind, beweist zur Genüge, daß dieser aufrechte Norweger, der sich völlig deutschem Wesen und Fühlen eingefügt hat und in den Freiheitskämpfen so redlich und aufbrennend sich der Volkserhebung anschloß, nicht vergessen werden darf. Zudem erzählt er überaus frisch und gegenwärtig, so daß wir unmittelbar in die bewegte und wundervolle Zeit hineinversetzt werden, als man sich noch dessen bewußt war, daß es „einen Kreuzzug, einen heiligen Krieg" galt, daß man um die fruchtbarsten und teuersten Güter der Nation Gut und Leben ließ. Ich wünsche dem ausgezeichneten Buche hochgestimmte und andächtige Leser. — Dringend nötig war eine ausgiebige Volksausgabe von Brentanos Werken, die uns das Bibliographische Institut, Leipzig, in der dreibändigen Auswahl von Max Preitz gegeben hat. Daß der unerreichte Lyriker recht liebevoll und umfänglich gewürdigt ist, soll besonders lobend hervorgehoben sein. Auch die walbduftigen, quellfrischen Märchen erscheinen endlich in ausreichender Zusammenstellung, desgleichen die Novellen, denen freilich die Aufnahme der sehr schwachen Erzählung „Die drei Nüsse" nicht zur Zierde gereichen kann; man hätte dafür gern ein paar der prachtvollen Romanzen vom Rosenkranz gefunden. Dem dritten Bande sind einige kleinere Prosastücke angefügt und die Operndichtung „Die lustigen Musikanten", die immerhin nicht ganz zu verwerfen ist in diesem Zusammenhange, aber hinter dem „Ponce de Leon", der leider unberücksichtigt blieb, weit zurückstehen muß. Trotz dieser geringen Aussetzungen soll ausdrücklich betont werden, daß wir zweifellos ein sehr lobenswürdiges und erwünschtes Werk erhalten haben. Die Einführungen beweisen Liebe und Kenntnis, die Anmerkungen geben willkommene Auskünfte. So möge denn diese treffliche Klassikerausgabe den Namen des farbigen, melodiösen und wahrhaft volkstümlichen Dichters endlich auch weiteren Kreisen wert und teuer machen! — Nebenher soll erwähnt sein, daß auch der Verlag Kurt Winkler, Stuttgart, Zwei Erzählungen Brentanos in einer hübschen Volksbücherei veröffentlicht hat. — Brentano als Märchenerzähler endlich recht gewürdigt und gepriesen zu haben, ist das Verdienst von Richard Benz, der uns die schätzenswerte Monographie „Märchendichtung der Romantiker" (Fr. A. Perthes, Gotha) geschenkt hat. Nach einer Vorgeschichte über die Entwicklung des Märchens in Deutschland, die manche überraschenden Streiflichter wirft, beschäftigt sich Benz eingehend und wissenschaftlich geschult mit den wesentlichsten Märchendichtern der Romantik, mit Novalis, Chamisso, Loeben, Tieck, Fouqué, Hoffmann, Kerner, Hauff, Mörike, Brentano, wobei er auch einige minder bekannte Schriftsteller berücksichtigt, seltsamerweise aber die beiden Märchen Eichendorffs (aus seinen Romanen) übersehen hat. Man braucht nicht immer den zum Teil hartnäckigen Urteilen des Verfassers beizupflichten, um dennoch gerade diesem Buche mit Achtung und Herzlichkeit zu begegnen. Es wird die so lange verborgenen Schätze endlich aus dem Geröll und Schutt überkommener Vorurteile befreien, und diese Tat ist nicht dankbar und innig genug zu begrüßen. Ein jeder, der sich diesem schönen Thema ferner zuzuwenden strebt, wird an diesem gründlichen Buche nicht mehr vorübergehen können. — Auch der traute, fromme, verlorene Träumer Eichendorff erfuhr nun eine würdige Auswahl seiner Werke, die von Ludwig Krähe für den Verlag Bong

Digitized by Google

& Co., Leipzig, besorgt wurde: zwei Bände. Es bedarf keiner umfänglichen Worte, gerade dieses Unternehmen zu rechtfertigen; vielleicht veranlaßt es manche noch unwissenden Leser endlich auch, den meisterlichen Prosaiker zu beachten und hochzuschätzen. Das Waldesrauschen, das aus seinen Novellen und Romanen zu uns herüberdämmert, umspinnt uns immer wieder zu jenen besinnlichen Stunden, welche des Menschen bester Teil sind, weil Sehnsucht in ihnen wacht und Aufblick und Einkehr. Das inständige Deutschtum dieses wahrhaft treuen Mannes sei ewig unvergessen! — Man verliert sich auch gern in den Neudruck von Eichendorffs „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands", welchen Wilhelm Kosch, der Begründer des Eichendorff-Bundes, mit einer Einleitung im Verlag Jos. Kösel, Kempten, veröffentlicht hat. Die durchaus katholische und mitunter auch recht beschränkte Altersweisheit mutet freilich manchmal verdrießlich an; hinwiederum entdeckt man so feine und reife Würdigungen, daß man an diesem Bändchen nicht voreilig vorüberschreiten darf. — Sodann wären die sorgsamen und fleißigen Studienausgoben von Kleists Meisterwerken zu erwähnen, von Eugen Wolff bearbeitet (J. C. C. Bruns, Minden i. Westf.). Ein jedes dieser vier Büchlein (Prinz von Homburg, Hermannsschlacht, Der zerbrochene Krug, Michael Kohlhaas) mag vor allem für Schulen und Lehrer dringend empfohlen werden; sie bieten eine Fülle des Neuen und Wissenswerten in klarer und sicherer Fassung. — Auch die sattsam bekannte „Liebhaber-Bibliothek" des Verlages Kiepenheuer, Potsdam, hat ein paar bemerkenswerte Neuausgaben romantischer Bücher, zum Teil mit sachkundigen Einführungen, gebracht; ich nenne nur: Brentanos Novellen, Wackenroders Herzensergießungen, Die Nachtwachen von Bonaventura, Hölderlins und Novalis' Romane, Kerners Reiseschatten — alle vorzüglich und schmuck in der Ausstattung; handlich und zum Teil sogar mit Bildschmuck verziert. — Zum Schluß noch ein Dichter, der zwar der Romantik nicht unmittelbar zugehört, ihr aber immer wesensverwandt geblieben ist, der nach und nach vor den Augen der Leser und Kenner wächst und sich weitet: Adalbert Stifter. Außer der hübschen Einführung in sein Leben und Schaffen, die W. Kosch geschrieben (Amelangs Verlag) hat neuerdings auch Hermann Bahr, der ehemalige Apostel der „Moderne", den Weg in diese abseitige, lautere Welt gefunden; sein Büchlein nennt er geradezu „eine Entdeckung" (Amalthea-Verlag, Wien); er hebt Stifter bis zu Goethe hinan und behauptet sogar, der „Witiko", der mir übrigens unbekannt blieb, umschließe die Meisterschöpfung des österreichischen Dichters. Mir erscheinen derartige Paradoxen, in denen sich Bahr gefällt, zum mindesten noch unbewiesen; daß aber einmal gründlich mit alten Vorurteilen aufgeräumt wird und dieser wundervolle Dichter endlich des Makels eines Philisters und Spießbürgers entkleidet wird, dünkt mich ein preisenswertes Verdienst. So wird denn auch der österreichische „Wilhelm Meister", Stifters leider so abseits gebliebener Roman „Nachsommer", vielleicht mehr und gründlichere Leser werben können, als es ihm bisher vergönnt war. Die gekürzte Ausgabe des Verlages C. F. Amelang, Leipzig, wird gewiß in dieser Hinsicht nur förderlich wirken. Wer noch nicht die echt epische Ruhe in dieser überhasteten Zeit aufzuwenden weiß, der mag sich vorläufig an dieser einbändigen Zusammenziehung erquicken. Der Inselverlag verheißt uns eine ungekürzte Neuausgabe dieses vergessenen Werkes, das zu den unvergänglichen Schöpfungen treuer, starker und sittlich bewußter Dichtung zu zählen ist.

Ernst Ludwig Schellenberg

* * *

Aus Stifters „Nachsommer".

Vorbemerkung. Die wenigsten Deutschen haben dieses Buch gelesen. Und wer es etwa versucht hat, der ist, wenn er nicht große Geduld zur Verfügung hatte, stecken geblieben. Das Buch hat so wenig spannende Handlung, daß sein Reiz vielleicht grade in der gänzlichen Reizlosigkeit liegt: diese ist ersetzt durch eine abgeklärte, nachsommerliche Gemächlichkeit und edle Gleichmäßigkeit der Gesinnung und des Vortrags. Hier ist keine Leidenschaft. Goethes

Digitized by Google

Altersstil ist noch überboten in der ruhig abgetönten freundlichen Beschaulichkeit, die sich ebenso umständlich im Gespräch wie in der treuen Kleinschilderung auslebt. Daß Nietzsches heißes Gemüt im „Nachsommer" ausruhend verweilte, ist bezeichnend. Man lese darüber das schöne Kapitel in Ernst Bertrams „Nietzsche" (Berlin, Bondi, 1919). Wir geben hier als Stilprobe aus der — etwas gekürzten — Amelangschen Ausgabe einen Abschnitt. L.

Das Rosenhaus

Eines Tages ging ich von dem Hochgebirge gegen das Hügelland hinaus. Jedermann kennt die Vorberge, mit welchen das Hochgebirge gleichsam wie mit einem Übergange gegen das flachere Land ausläuft. Mit Laub- oder Nadelwald bedeckt, ziehen sie in angenehmer Färbung dahin, lassen hie und da das blaue Haupt eines Hochberges über sich sehen, sind hie und da von einer leuchtenden Wiese unterbrochen, führen alle Wässer, die das Gebirge liefert und die gegen das Land hinausgehen, zwischen sich, zeigen manches Gebäude und manches Kirchlein und strecken sich nach allen Richtungen, in denen das Gebirge sich abniedert, gegen die bebauteren und bewohnteren Teile hinaus.

Als ich von dem Hange dieser Berge herabging und eine freiere Umsicht gewann, erblickte ich gegen Untergang hin die sanften Wolken eines Gewitters, das sich sachte zu bilden begann und den Himmel umschleierte. Ich schritt rüstig fort und beobachtete das Zunehmen und Wachsen der Bewölkung. Als ich ziemlich weit hinausgekommen war und mich in einem Teile des Landes befand, wo sanfte Hügel mit mäßigen Flächen wechseln, Meierhöfe zerstreut sind, der Obstbaum gleichsam in Wäldern sich durch das Land zieht, zwischen dem dunkeln Laube die Kirchtürme schimmern, in den Talfurchen die Bäche rauschen und überall das blaue, gezackte Band der Hochgebirge zu erblicken ist, mußte ich auf eine Einkehr denken, denn das Dorf, in welchem ich Rast halten wollte, war kaum zu erreichen. Das Gewitter war so weit gediehen, daß es in einer Stunde und bei begünstigenden Umständen wohl noch früher ausbrechen konnte.

Vor mir hatte ich das Dorf Rohrberg, dessen Kirchturm, von der Sonne scharf beschienen, über Kirschen- und Weidenbäumen hervorsah. Es lag abseits von der Straße. Näher waren zwei Meierhöfe, deren jeder in einer mäßigen Entfernung von der Straße in Wiesen und Feldern prangte. Auch war ein Haus auf einem Hügel, das weder ein Bauernhaus noch irgendein Wirtschaftsgebäude eines Bürgers zu sein schien, sondern eher dem Landhause eines Städters glich. Ich hatte schon früher wiederholt, wenn ich durch die Gegend kam, das Haus betrachtet, aber ich hatte mich nie näher um dasselbe bekümmert. Jetzt fiel es mir um so mehr auf, weil es der nächste Unterkunftsplatz von meinem Standorte aus war und weil es mehr Bequemlichkeit als die Meierhöfe zu geben versprach. Dazu gesellte sich ein eigentümlicher Reiz. Es war, da schon ein großer Teil des Landes, mit Ausnahme des Rohrberger Kirchturmes, im Schatten lag, noch hell beleuchtet und sah mit einladendem, schimmerndem Weiß in das Grau und Blau der Landschaft hinaus.

Ich beschloß also, in diesem Hause eine Unterkunft zu suchen.

Da ich näher vor dasselbe trat, hatte ich einen bewunderungswürdigen Anblick. Das Haus war über und über mit Rosen bedeckt, und wie es in jenem fruchtbaren hügeligen Lande ist, daß, wenn einmal etwas blüht, gleich alles miteinander blüht, so war es auch hier: die Rosen schienen sich das Wort gegeben zu haben, alle zur selben Zeit aufzubrechen, um das Haus in einen Überwurf der reizendsten Farbe und in eine Wolke der süßesten Gerüche zu hüllen.

Wenn ich sage, das Haus sei über und über mit Rosen bedeckt gewesen, so ist das nicht so wortgetreu zu nehmen. Das Haus hatte zwei ziemlich hohe Geschosse. Die Wand des Erdgeschosses war bis zu den Fenstern des oberen Geschosses mit den Rosen bedeckt. Der übrige Teil bis zu dem Dache war frei, und er war das leuchtende weiße Band, welches in die Landschaft hinausgeschaut und mich gewissermaßen heraufgelockt hatte. Die Rosen waren an einem Gitterwerke, das sich vor der Wand des Hauses befand, befestigt. Sie bestanden aus lauter

Digitized by Google

Bäumchen. Es waren winzige darunter, deren Blätter gleich über der Erde begannen, dann höhere, deren Stämmchen über die ersten emporragten und so fort, bis die letzten mit ihren Zweigen in die Fenster des oberen Geschosses hineinsahen. Die Pflanzen waren so verteilt und gehegt, daß nirgends eine Lücke entstand und daß die Wand des Hauses, soweit sie reichten, vollkommen von ihnen bedeckt war.

Ich hatte eine Vorrichtung dieser Art in einem so großen Maßstabe noch nie gesehen.

Es waren zudem fast alle Rosengattungen da, die ich kannte, und einige, die ich noch nicht kannte. Die Farben gingen von dem reinen Weiß der weißen Rosen durch das gelbliche und rötliche Weiß der Übergangsrosen in das zarte Rot und in den Purpur und in das bläuliche und schwärzliche Rot der roten Rosen über.

Auch das Grün der Blätter fiel mir auf. Es war sehr rein gehalten. Kein verdorrtes oder durch Raupen zerfressenes oder durch ihr Spinnen verkrümmtes Blatt war zu erblicken. Ganz entwickelt und in ihren verschiedenen Abstufungen des Grüns prangend, standen die Blätter hervor. Sie gaben mit den Farben der Blumen gemischt einen wunderlichen Überzug des Hauses. Die Sonne, die noch immer gleichsam einzig auf dieses Haus schien, gab den Rosen und den grünen Blättern derselben gleichsam goldene und feurige Farben.

Nachdem ich eine Weile, mein Vorhaben vergessend, vor diesen Blumen gestanden war, ermahnte ich mich und dachte an das Weitere. Ich sah mich nach einem Eingange des Hauses um. Allein ich erblickte keinen. Die ganze ziemlich lange Wand desselben hatte keine Tür und kein Tor. Auch durch keinen Weg war der Eingang zu dem Hause bemerkbar gemacht, denn der ganze Platz vor demselben war ein reiner, durch den Rechen wohlgeordneter Sandplatz. Derselbe schnitt sich durch ein Rasenband und eine Hecke von den angrenzenden, hinter meinem Rücken liegenden Feldern ab. Zu beiden Seiten des Hauses in der Richtung seiner Länge setzten sich Gärten fort, die durch ein hohes eisernes, grün angestrichenes Gitter von dem Sandplatze getrennt waren. In diesen Gittern mußte also der Eingang sein.

Und so war es auch.

In dem Gitter, welches dem den Hügel heranführenden Wege zunächst lag, entdeckte ich die Tür.

Ich sah zuerst ein wenig durch das Gitter in den Garten. Der Sandplatz setzte sich hinter dem Gitter fort, nur war er besäumt mit blühenden Gebüschen und unterbrochen mit hohen Obstbäumen, welche Schatten gaben. In dem Schatten standen Tische und Stühle. Der Garten erstreckte sich rückwärts um das Haus herum und schien mir bedeutend weit in die Tiefe zu gehen.

Ich versuchte zuerst die Türgriffe, aber sie öffneten nicht. Dann nahm ich meine Zuflucht zu dem Glockengriffe und läutete.

Auf den Klang der Glocke kam ein Mann hinter den Gebüschen des Gartens gegen mich hervor. Als er an der innern Seite des Gitters vor mir stand, sah ich, daß es ein Mann mit schneeweißen Haaren war, die er nicht bedeckt hatte. Sonst war er unscheinbar und hatte eine Art Hausjacke an, oder wie man das Ding nennen soll, das ihm überall enge anlag und fast bis auf die Knie herabreichte. Er sah mich einen Augenblick an, da er zu mir herangekommen war, und sagte dann: „Was wollt Ihr, lieber Herr?“

„Es ist ein Gewitter im Anzuge,“ antwortete ich, „und es wird in kurzem über diese Gegend kommen. Ich bin ein Wandersmann, wie Ihr an meinem Ränzchen seht, und bitte daher, daß mir in diesem Hause solange ein Obdach gegeben werde, bis der Regen oder wenigstens der schwerere vorüber ist.“

„Das Gewitter wird nicht zum Ausbruche kommen“, sagte der Mann.

„Es wird keine Stunde dauern, daß es kommt,“ entgegnete ich; „ich bin mit diesen Gebirgen sehr wohl bekannt und verstehe mich auch auf die Wolken und Gewitter derselben ein wenig.“

Digitized by Google

„Ich bin aber mit dem Platze, auf welchem wir stehen, aller Wahrscheinlichkeit nach weit länger bekannt, als Ihr mit dem Gebirge, da ich viel älter bin als Ihr," antwortete er; „ich kenne auch seine Wolken und Gewitter und weiß, daß heute auf dieses Haus, diesen Garten und diese Gegend kein Regen niederfallen wird."

„Wir wollen nicht lange darüber Meinungen hegen, ob ein Gewitter dieses Haus netzen wird oder nicht," sagte ich; „wenn Ihr Anstand nehmet, mir dieses Gittertor zu öffnen, so habet die Güte und ruft den Herrn des Hauses herbei."

„Ich bin der Herr des Hauses."

Auf dieses Wort sah ich mir den Mann etwas näher an. Sein Angesicht zeigte zwar auch auf ein vorgerücktes Alter, aber es schien mir jünger als die Haare und gehörte überhaupt zu jenen freundlichen, wohlgefärbten Angesichtern, von denen man nie weiß, wie alt sie sind. Hierauf sagte ich: „Nun muß ich wohl um Verzeihung bitten, daß ich so zudringlich gewesen bin, ohne weiteres auf die Sitte des Landes zu bauen. Wenn Eure Behauptung, daß kein Gewitter kommen werde, einer Ablehnung gleich sein soll, werde ich mich augenblicklich entfernen. Denkt nicht, daß ich als junger Mann den Regen so scheue; es ist mir zwar nicht so angenehm, durchnäßt zu werden, als trocken zu bleiben, es ist mir aber auch nicht so unangenehm, daß ich deshalb jemandem zur Last fallen sollte. Ich bin oft von dem Regen getroffen worden, und es liegt nichts daran, wenn ich auch heute getroffen werde."

„Das sind eigentlich zwei Fragen," antwortete der Mann, „und ich muß auf beide etwas entgegnen. Das erste ist, daß Ihr in Naturdingen eine Unrichtigkeit gesagt habt, was vielleicht daher kommt, daß Ihr die Verhältnisse dieser Gegend zu wenig kennt oder auf die Vorkommnisse der Natur nicht genug achtet. Diesen Irrtum mußte ich berichtigen, denn in Sachen der Natur muß auf Wahrheit gesehen werden. Das zweite ist, daß, wenn Ihr mit oder ohne Gewitter in dieses Haus kommen wollt, und wenn Ihr gesonnen seid, seine Gastfreundschaft anzunehmen, ich sehr gerne willfahren werde. Dieses Haus hat schon manchen Gast gehabt und manchen gerne beherbergt; und wie ich an Euch sehe, wird es auch Euch gerne beherbergen und so lange verpflegen, als Ihr es für nötig erachten werdet. Darum bitte ich Euch, tretet ein."

Mit diesen Worten tat er einen Druck am Schlosse des Torflügels, der Flügel öffnete sich, drehte sich mit einer Rolle auf einer halbkreisartigen Eisenschiene und gab mir Raum zum Eintreten...

Max Bruch †

In den ersten Oktobertagen dieses Jahres verstarb auf seinem Ruhesitz in einem westlichen Vororte Berlins ein Tonsetzer, dem, wie nur wenigen neben ihm, im letzten halben Jahrhundert das Herz des deutschen Volkes dankbar zugeschlagen hat — Max Bruch. Zweiundachtzig Lebensjahre sind ihm zugemessen gewesen, und er hat sie restlos bis zuletzt ausgenutzt, um in tönende Form zu kleiden, was ihm auf der Feuerseele brannte. Wenn sein Schaffen in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund gedrängt schien, so war das nur natürlich gegenüber dem ständigen Erneuerungsprozeß, der sich immer am frühesten in den großen Kunstzentren kundtut; die Programme vieler Mittelstädte beherrscht sein Name noch heute, wie vor zwanzig, dreißig Jahren diejenigen Berlins, und in einzelnen Werken wird er noch der nächsten Generation als mustergültig erscheinen. Er hat vielen Vortrefflichen seiner Zeit genug getan und wird nächst Brahms als eine namhafte Gestalt, immerhin von erheblicherem Format als Friedrich Kiel, Herzogenberg, Raff, Reinecke und Goldmarck seine geschichtliche Bedeutung behalten.

Bezeichnend für das Ideal des melodienreichen Rheinländers, der aus Ferdinand Hillers Schule hervorgegangen, ist, daß er E. Geibels für Mendelssohn geschaffene Operndichtung

Digitized by Google

„Loreley“ als eine seiner ersten Arbeiten vertont hat; er mochte sich selbst für einen Haupterben des liebenswürdigen Meisters „Felix Meritis“ (wie Schumann den Sommernachtstraum-Komponisten nannte) halten. So wies seine Schreibart im allgemeinen mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft; und obwohl er sich oft als ein temperamentvoller Rhythmiker erwiesen hat — man denke etwa an den letzten Satz seines berühmten, höchst originellen G-Moll-Violinkonzerts —, wurde eine gewisse Überschönheit, ein Hang zum Weichen und Süßen, zumal seinen Chorwerken stellenweise gefährlich, dem Brahms in seiner Herbheit, ja Widerhaarigkeit in weitem Bogen auszuweichen suchte. Immerhin muß anerkannt werden, daß Bruch zu den wenigen Neueren gehört, die ein weitausgesponnenes Adagio meisterlich und ohne Phrasen zu schreiben vermochten; daß er trotz ausgesprochenem „Mut zur volkstümlichen Melodie“ selten billig und niemals unvornehm komponiert hat. Mit seiner Vorliebe für fremde musikalische Idiome (die herrliche schottische Fantasie für Violine mit Orchester, keltische Melodien für Violoncello, das beliebte Kol nidrei und Hebräische Lieder, schwedische und russische Tänze) sowie seine Griechenbegeisterung (die Chorwerke Odysseus, Achilleus, Salamis, Thermopylae) zeigte er sich als echter Romantiker, mit seinem Gustav-Adolf-Oratorium, dem „Wessobrunner Gebet“, dem „Arminius“ und dem „Lied vom deutschen Kaiser“ als vaterländisch begeisterter Sänger. Sein in breiter Wirkung hinströmendes Pathos lebte sich zumal in seinen vortrefflichen Chorwerken „Fritjof“ (schon 1864!), „Schön Ellen“, „Moses“ aus, die alle aber wohl das gewaltige op. 35, ein Kyrie, Sanctus und Agnus Dei für Solostimmen, Doppelchor und Orchester, überleben wird — ein wahrhaft großer Wurf von hinreißender Mächtigkeit. Ebenso seine drei Violinkonzerte, während seine Lieder, Klavierwerke, Kammermusik, Sinfonien und drei Opern es nicht zu fortdauerndem Erfolg haben bringen können.

Bruch, den sein Schicksal nach mehreren Studienreisen und kleineren Musikdirektorstellungen als Chordirigenten nach Berlin (Sternscher Gesangverein), Liverpool, Breslau und wieder nach Berlin (diesmal als Vorsteher einer Meisterschule für Komposition an der Akademie der Künste) führte, bis er sich 1910 als Emeritus zurückzog, hat ein an Ehrungen überreiches Leben genossen: Der Doktorhut von Cambridge, die Ehrenmitgliedschaft der Berliner und Pariser Akademie, nach Joachims Tode der Orden Pour le mérite, wurden ihm zuteil, sein siebzigster und achtzigster Geburtstag gaben in ganz Deutschland zu Festkonzerten Anlaß. Wenn es ihn trotzdem oft gewurmt hat, sich nicht als Gleichberechtigter neben Johannes Brahms anerkannt zu sehen, so mag es den Verklärten trösten, daß neben dem knorrigen Eichbaum auch die süßduftende Linde Raum hat. Seine bedeutende Vertonung der Schillerschen „Glocke“ wird heuer zweifellos vielfach als Requiem für ihn aufgeführt werden.

Dr. Hans Joachim Moser

Aufgaben und Wirkungsziele des „Bayreuther Bundes“

„Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Übersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen.“ Richard Wagner

Es steht schlimm mit unserer Kultur! Retten wir wenigstens auf alle Fälle das Gute, Schöne, Edle, was uns darin noch geblieben ist; suchen wir es wie eine Fahne im Gefecht zu schützen, wie ein Heiligtum nach Möglichkeit rein zu halten“ — wie ernst klingt dieser Mahnruf Wagners uns heute entgegen zu einer Zeit, da nationale Schmach und Würdelosigkeit sowie die zersetzenden Vorgänge in unserm Wirtschaftsleben den eigentlich deutsch empfindenden und wahrhaft schöpferisch aufbauenden Teil der Kultur unseres Volkes zum völligen Zusammenbruch zu führen drohen.

Digitized by Google

Inmitten der Seelenstumpfheit und der Wirrnisse unserer Tage schließt sich nun dennoch im frohgemuten, unerschütterlichen Vertrauen auf den deutschen Geist eine tapfere Jungschar des Grals, ein Kreis wahrhaft Wollender und Fördernder zu einem „Bayreuther Bunde“ zusammen: jetzt keine Anklage, kein Verzweifeln mehr; neu beginnen, neu gestalten, neu beseelen das hehre geistige Erbe deutscher Vergangenheit in tatfroher, mutiger Arbeit!

Bayreuth — den Namen von tiefsymbolischem Edelgehalt hat diese Vereinigung zum Träger und Wegbereiter ihrer Aufgaben und Wirkungsziele erwählt. Sie mag sich des Bekenntnisses Wagners aus dem noch an seinem Lebensabend verfaßten, bedeutungsvoll mit „Wollen wir hoffen?“ überschriebenen Aufsatz erinnert haben: „Was mir stets einzig noch am Herzen liegen könnte, wäre: ein unzweifelhaft deutliches Beispiel zu geben, an welchem die Anlagen des deutschen Geistes zu einer Manifestation, wie sie keinem anderen Volke möglich ist, untrüglich nachgewiesen und einer herrschenden gesellschaftlichen Macht zu dauernder Pflege empfohlen werden könnten.“ Der „Bayreuther Bund“ erkennt den Gedanken von Bayreuth als etwas lebensvoll weiter sich Entfaltendes an und erstrebt eine unser ganzes völkisches Sein durchdringende Kraft des Bayreuther Kulturbegriffes. Solche Erkenntnis soll nun in immer weitere Kreise verbreitet werden: „Uns ist der Name Bayreuth, von dieser Bedeutung getragen, zu einem teuren Angedenken, zu einem ermutigenden Begriffe, zu einem sinnvollen Wahlspruch geworden!“ (Wagner.)

Welch ein erfreuliches Erwachen auch hier wieder aus der Lauheit und Gleichgültigkeit weiter Kreise den ernstesten und bitter notwendig der Lösung entgegenharrenden, inneren Fragen unseres deutschen Lebens gegenüber! Wohl hält uns drückendste Zeitnot und Hungerelend, Knechtschaft unter üppig wucherndem und unaufhaltsam schnöde gierigem Mammonsgeist danieder. Soll aber der tapfere Ruf zur Verwirklichung idealer Tat ungehört verhallen, der Wille, mit ehrlicher Begeisterung und festem Mute den edelsten Teil unseres deutschen Kulturlebens aus dem Chaos der Gegenwart zu retten, keine Unterstützung finden? Mehr denn je erfordern jetzt Ideale der Zukunft reale Taten der Gegenwart. Wagners Worte selber mögen dem Bunde Führer sein: „Das Angeregte, somit die empfangenen Eindrücke, Wahrnehmungen und hieraus entsprungenen Hoffnungen zu bestimmter Einsicht und festem Wollen zu erheben und zu kräftigen, mögen wir uns nun gemeinschaftlich angelegen sein lassen.“ —

Bei Gelegenheit der glänzenden Erstaufführung von Siegfried Wagners „Sonnenflammen“ am 2. Oktober d. Js. in Dresden hat der Bund, der sich bisher aus der Hauptgruppe Stuttgart und den beiden Ortsgruppen Berlin und Hamburg zusammensetzt, in der sächsischen Hauptstadt seine erste Tagung abgehalten. Wenn wir auch im Kern bereits das Wesen seiner Arbeit dargetan haben, so sind doch im einzelnen wichtigste Dinge eingehender Erwägung wert. Es handelt sich hierbei vor allem um grundlegende Fragen über die Bedeutung und Anerkennung Bayreuths und seines Kulturkreises in der Gegenwart überhaupt. Der Förderung des Kunstwerkes dienen bereits der „Allgemeine Richard Wagner-Verein“, der „Richard Wagner-Verband deutscher Frauen“ und die „Akademischen Richard Wagner-Vereine“. Mit verschwindenden geringen Ausnahmen haben aber diese Vereine der Öffentlichkeit gegenüber eine sehr unscheinbare Rolle gespielt und sind zu keiner entscheidenden und durchgreifenden Wirkung gekommen. Dies muß in aller sachlichen und wohlerwogenen Form einmal ausgesprochen werden. Vor allem ist für das künstlerisch-literarische Verständnis des Lebenswerkes Wagners von dieser Seite aus keine genügende Arbeit geleistet worden, so daß wir immer wieder erleben müssen, weiteste Kreise selbst der gebildeten Schichten über die allumfassende Bedeutung Bayreuths und seines Schöpfers im unklaren zu sehen. Wenn Lienhard einmal bemerkt, daß zwar Wagners wirkungsstarkes Musikdrama durchdrang, nicht aber die Bayreuther Seelenstimmung, so ist damit der Kern des eben von uns Gesagten erfaßt: der eigentliche Bayreuther Geist ist leider Sondergut eines kleinen Kreises geblieben. Dabei wollen wir keineswegs leugnen, daß eine treue und gewiß nicht immer leichte Arbeit von der

Digitized by Google

engeren Bayreuther Gemeinde getan worden ist — die stillstarke geistige Führung der „Bayreuther Blätter“ unter Hans von Wolzogens hingebender Leitung in allen Ehren! Wer aber kennt diese vornehme und tiefgehaltvolle „Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners“, die nunmehr bereits in ihrem 43. Jahrgang steht? Ihre wertvollen Beiträge, die alle Gebiete deutschen Geisteslebens beleuchten und insonderheit das geistige Vermächtnis Wagners — die Idee von Bayreuth — dem neuen Geschlechte wachzuhalten und weiter auszubauen bemüht sind, verdienten einen größern Leserkreis. Hier dünkt mich ein schönes Feld der Betätigung für den „Bayreuther Bund“ zu sein. Er darf auf keinen Fall eine zunächst von ihm geplante Neugründung einer eignen Zeitschrift vornehmen, sondern muß sich mit ganzer Wärme der Verbreitung der von Wagner selbst begründeten Zeitschrift annehmen und ihr einen weiten, freudig folgenden Leserkreis erkämpfen. Man berufe sich nicht auf Wagners Einführungsaufsatz der „Bayreuther Blätter“ im Jahre 1878, der für seine Zeitschrift ausdrücklich das „Unter uns!“ betont. Diese Beschränkung muß heute als überwunden gelten. Wir haben den Blick vom stillen Bayreuther Winkel in die Weiten des deutschen Geisteslebens überhaupt zu richten und die Freunde wahrhaft deutscher Kunst im Sinne dieses Kulturbezirks darüber aufzuklären, was — um mit Wagner selber zu reden — von dem allem zu halten und wie es namentlich auch durch Anwendung weiter zu entwickeln sei!

Es ist also der literarische Teil der Bayreuther Arbeit, der sich der Bund ganz besonders anzunehmen hat. Er muß helfen, die ungehobenen Schätze, wie sie in den gesammelten Schriften Wagners verborgen liegen, ans Tageslicht zu fördern, und rastlos immer wieder auf diese bisher fast gänzlich unbeachtet gebliebenen geistigen Reichtümer hinweisen. Das wäre ein tapferer und verheißungsvoller Auftakt seines Wirkens, Wagners kleinen Aufsatz „Was ist deutsch?“ zu Tausenden ins Volk zu senden! Dies eben sei eine der Hauptaufgaben des Bundes, den Leitgedanken im Lebenswerke Wagners — „Unsere Sache ist es, für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen“ — für die Gegenwart zu wirksamer Erfüllung zu bringen.

In den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt der „Bayreuther Bund“ zunächst das Schaffen Siegfried Wagners. Keinem unserer lebenden Meister gönnen wir diese wirklich aus freudiger, verständnistiefer Begeisterung geborene Förderung mehr als diesem Wort-Tondichter, dessen hold durchsungene Märchenkunst so rücksichtslos der Nichtachtung der deutschen Bühnen preisgegeben ist. Es kann nur eine Hebung der deutschen dramatischen Kunst aus den Niederungen der Gegenwart bedeuten, dem Schaffen dieses so arg geschmähten und verkannten urdeutschen Künstlers den Weg zum Verständnis ins Herz seines Volkes bahnen zu helfen. Die deutsche Welt stand bisher achtlos beiseite und ließ das Unglaubliche und Tiefbeschämende geschehen, daß sein in zwölf wundervollen musikdramatischen Schöpfungen vorliegendes Schaffen so gut wie unbekannt geblieben ist! Wenn je eine Zeit jene sonnenhelle, echt volkstümliche Kunst braucht, ist es die unsrige. Möge der Bund aber nicht das Wirken für den Erben von Bayreuth zu sehr als für sich im Vordergrund stehend betrachten und damit in eine gefährliche Einseitigkeit verfallen. Wir möchten vielmehr nachdrücklich auf die Förderung bewußt deutscher Gegenwartskunst auf musikalischem und literarischem Gebiete in all ihren vielseitigen Erscheinungen hinweisen: neben „Bayreuth“ darf „Weimar“ nicht vergessen werden. Das dramatische Schaffen wahrhaft deutsch gestimmter Dichter muß unbedingt in das Arbeitsfeld des „Bayreuther Bundes“ hineinbezogen werden. Er sei der tatkräftige und hoffentlich erfolgreiche Überwinder deutscher Meisternot, wie sie der Nichtachtung und dem Totgeschwiegenwerden manch edlen Schaffens entstammt. Ein unsagbar schwerer Kampf — aber er sei gewagt, getragen von weithin leuchtender Begeisterung und unermüdlichem Vorwärtsstreben für das erhoffte Ideal. Beseelung und Veredlung unseres Volkstums durch echte deutsche Meisterkunst — das sei das hohe Ziel.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag beträgt zwanzig Mark) sind an die Geschäftsstelle des „Bayreuther Bundes“, Stuttgart, Reinsburgstraße 28[1] zu richten.

Dr. Paul Bülow

Digitized by Google

Timmers Tagebuch

Die Republik ohne Republikaner
Einmarschbereit · Zuwarten und Beobachten
Der Wille zum Leben

Wenn man heute aus einem Zeitabstand von zwei Jahren auf die Novemberereignisse von 1918 zurückblickt, so erscheint es einem besonders auffallend, ja als eine weltgeschichtliche Merkwürdigkeit, daß die deutsche Revolution die Frage, ob Monarchie oder Republik, mit einer Leichtigkeit ohnegleichen, fast nur so nebenher, entschieden hat. Wie kam es, daß das monarchische Prinzip, das einer ernsteren Erschütterung lediglich einmal vorher durch die Daily-Telegraf-Affäre des Jahres 1908 ausgesetzt gewesen war, plötzlich wie ein Kartenhaus zusammenbrach? „Die große französische Revolution", stellt der Freiburger Professor A. Hoche (in seiner Schrift „Die französische und die deutsche Revolution", Fischer, Jena) fest, „hat mehr als drei Jahre gebraucht, bis das Königtum sachlich und persönlich beseitigt war; in Deutschland gingen wir als Kaiserlich-Deutsche zu Bett und standen als Republikaner auf." Und der brave Durchschnittsbürger, dem plötzlich die Jakobinermütze aufgestülpt wurde, hielt vergebens Ausschau nach einem General oder Fürsten, der mit ein paar tausend rasch zusammengeraffter Truppen wenigstens einen Versuch zur Rettung der Monarchie unternommen hätte. „Gewiß gab es in Deutschland viele Millionen von Bürgern, die der Meinung waren, daß das Heil eines Volkes nicht mit der monarchischen Staatsform verbürgt ist ... Aber die Tatsache wird unbestreitbar bleiben, daß die Mehrzahl der Deutschen, wie sie auch heute noch innerlich kein Verhältnis zur Republik gewonnen hat, so noch bis vor kurzem auch nur den Gedanken an die Möglichkeit einer deutschen Republik als einer für den deutschen Volkscharakter ungeeigneten Staatsform weit von sich gewiesen haben würde. Und doch, was sehen wir im November 1918: Die Monarchen nehmen Zepter und Krone unter den Arm und treten, ohne Widerstand zu leisten und ohne daß sich im Volke ein ernstliches Eintreten für ihre Throne bemerkbar macht, vom politischen Schauplatze ab, als wenn sie in Urlaub gingen, ein passiver Vorgang ohne Pathos, Lärm und große Gesten ..." Nun täte man der Mehrzahl der deutschen Bundesfürsten gewiß unrecht, wollte man ihr Verhalten als Mangel an Mut, als Angst vor dem Geköpftwerden deuten. Vielmehr werden verschiedene seelische Momente bei diesem, von außen her betrachtet, rätselhaften Vorgang

Digitized by Google

mitgewirkt haben: „Zunächst ging das Beispiel des Reichsoberhauptes voraus. Dann werden auch die deutschen Bundesfürsten der allgemeinen Betäubung unterlegen sein, die ihnen die Schätzung der Aussichten eines aktiven Widerstandes erschwerte. Zum Teil haben sie auch sicherlich die Ereignisse für einen Vorgang vorübergehender Art gehalten. Das Wichtigste ist aber wohl gewesen, daß sie das Blutvergießen nicht heraufbeschwören wollten, das im Falle eines anderen Verhaltens der Landesfürsten, wenn auch nicht überall, so doch an vielen Orten, unvermeidbar gewesen wäre; haben sie so mit ihrem widerstandslosen Weichen der Idee der Monarchie einen schlechten Dienst erwiesen, so haben sie sich ein großes geschichtliches Verdienst um Deutschlands inneren Zustand erworben, indem sie den drohenden Bürgerkrieg nicht entfesseln halfen."

Der Bürgerkrieg ist bis jetzt vermieden worden. Selbst dem Kapp-Putsch kommt nach dieser Richtung hin keine andere als eine lediglich episodenhafte Bedeutung zu. Indessen — die Glut schwelt unter unsren Füßen, und wer möchte wohl die Gewähr dafür übernehmen, daß der Bürgerkrieg nicht eines Tages mit desto größerer Heftigkeit aufflammt? Die Änderung der Staatsform ist einstweilen das einzige wirklich positive Ergebnis der Revolution. Aber der Erfolg war zu leicht, ein Überraschungssieg — überraschend selbst für die Sieger. Und das neue Staatsgebilde mit seiner hastig zusammengeklitterten Verfassung ist alles andere als eine organisch herangereifte, aus einer inneren Zwangsläufigkeit hervorgegangene Schöpfung. Wir haben die Republik, seit zwei Jahren haben wir sie — wo aber sind die Republikaner? Macht man die Abstriche nach rechts und nach links, scheidet man die überzeugten Monarchisten aus und die Massen derer, die das Heil von der Diktatur des Proletariats erhoffen, bringt man ferner von dem Block der Mitte das jederzeit zur Rückwandlung bereite Gros der Mitläufer in Abzug, jener Opportunitätspolitiker und Vernunftrepublikaner, die sich aus praktischen Gründen auf den Boden der Republik gestellt haben — wie verhältnismäßig bescheiden ist der alsdann noch verbleibende Rest der „wahrhaften" Republikaner innerhalb der deutschen Bevölkerung! Selbst die mehrheitssozialistische Arbeiterschaft, die noch am ehesten als die grundsätzliche Vertreterin des republikanischen Gedankens angesprochen werden darf, steht ihm innerlich kühl und fremd gegenüber. Dem weitaus größten Teile der Mehrheitssozialisten ist dieser Gedanke ein Punkt des Erfurter Programms, einer von vielen, keineswegs die Idee schlechthin, die viel schwerer definierbar sich unter dem Schlagwort Sozialismus verborgen hält.

Was wir haben, ist in Wahrheit eine Republik ohne Republikaner. Die Republik hat in den zwei Jahren ihres Bestehens nicht im mindesten an Volkstümlichkeit gewonnen, sie ist ein blutleerer, abstrakter Begriff geblieben, ein Ding, unter dem sich der Durchschnittsdeutsche nichts, auch nicht einen Gefühlswert, vorzustellen vermag. Man hat dem Adler Zepter und Krone genommen, und ein Zwittergeschöpf von nackter Dürftigkeit ist geblieben. Mitunter will es scheinen, als walte geradezu eine gewisse Scheu ob, den Namen „Deutsche Republik" zu laut auszusprechen. Die alte deutsche Fahne, die eigentlich offiziell abgeschafft ist, flattert in den Straßen und in Versammlungen, wann es ihr beliebt. Das

Digitized by Google

höhnende Rot der Kommunisten leuchtet allerorten unangefochten im hellsten Tageslicht. Nur das Schwarz-Rot-Gold der Republik meidet die Öffentlichkeit, hält sich zag im verborgenen. In einem Berliner Operettentheater erzielt ein Komiker Abend für Abend den selben schallenden Heiterkeitserfolg, wenn er mit der pathetischen Anrede „Republikaner" vor das bunt zusammengewürfelte Publikum tritt. Es wende keiner ein, das alles und unendlich viel Ähnliches seien Belanglosigkeiten. Für den, der in der Seele des Volkes zu lesen weiß, verdichten sich diese Erscheinungen gerade wegen ihrer Alltäglichkeit zu Symptomen von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Auf wie schmaler Plattform die junge Republik dasteht, das beginnt denen, die sie in ein paar Tagen, begünstigt durch die grenzenlose Verwirrung des Augenblicks, improvisiert haben, erst jetzt allmählich zu dämmern. Und dem insgeheim erwachenden Bewußtsein der Schwäche gesellt sich die nervöse Angst vor ringsum lauernden vermeintlichen oder tatsächlichen Gefahren. Die „Republiken-Dämmerung" sieht H. v. Gerlach in der „Welt am Montag" mit fahler Sorge bereits am politischen Horizonte heraufsteigen. „Im Süden zieht sich das Unwetter zusammen." Bayern und Horty-Ungarn, womöglich mit dem der sozialistischen Mißwirtschaft überdrüssigen Österreich — von diesem Mitteleuropa des monarchistischen Staatsgedankens her fühlt sich die Deutsche Republik aufs schreckhafteste bedroht. „Daß gerade Ungarn und Bayern die Zentren der monarchistischen Propaganda geworden sind, ist kein Wunder. Beide Länder sind durch das unsinnige Experiment der Räterepublik monarchiereif gemacht worden. Terror hat die Massen zwischen rechts und links, die weder Monarchisten noch Republikaner sind, aber in Ruhe ihren Gulasch verzehren und ihre Maß trinken wollen, der Monarchie in die Arme getrieben. Der Bolschewismus war Gründüngung für den Monarchismus." Und anders als in den Schablonenartikeln der ganz radikalen Presse, die das Zetern über gegenrevolutionäre Machenschaften als stupid eintöniges Parteigeschäft betreibt, klingt es aus den Zeilen H. v. Gerlachs wie ein aufrichtiges Stöhnen der Furcht, des Bangens und der Beklemmung, wenn er seine Betrachtungen mit dem Kassandraruf schließt: „Es ist möglich, daß die deutsche Republik noch eine ganze Weile unangefochten bleibt. Aber eine Schmach ist es, daß die deutsche Republik nur deshalb steht, weil ihre Gegner vorläufig noch zu klug oder zu ängstlich sind, um sie zu fällen. Sie steht nicht aus eigener Kraft."

* * *

Sie steht nicht aus eigener Kraft — dieses freimütige Bekenntnis eigener Ohnmacht muß notwendigerweise dazu beitragen, daß die in den beiden der Republik feindlichen Lagern auf die Zertrümmerung der gegenwärtigen Staatsform gerichteten Anstrengungen verdoppelt werden. Und doch gäbe es kein größeres Unglück für Deutschland, als wenn der auf die putschistische Methode angewiesene Bürgerkrieg, den zu ihren Gunsten zu beendigen auf lange Sicht hinaus keine der kämpfenden Gruppen mächtig genug wäre, in Permanenz erklärt würde. Bei dem kommunistischen Block, der mit russischer Hilfe in Halle zusammengeschweißt wurde, ist eine dahingehende Erkenntnis natürlich nicht zu erwarten. Hier in der schwülen

Digitized by Google

Treibhausatmosphäre aufgepeitschter Machtinstinkte steht Moskaus ehernes Diktat höher als alle Vernunft. Anders in den Kreisen, die in ihrem Denken und Fühlen der Krone die Treue gewahrt haben. Man kann Monarchist bis auf die Knochen sein und trotzdem die Hoffnung auf Restauration zurückstellen, weil die dringende Gefahr besteht, daß die durch den Versailler Frieden bereits zum Torso verstümmelte Schöpfung Bismarcks im Verlauf eines neuen Verfassungsstreites vollends in Stücke geht. In der furchtbar bedrängten Lage des Vaterlandes darf die Frage nicht lauten, ob Deutschland als Republik oder als Monarchie, sondern ob es überhaupt leben soll. Immer wieder wird bei uns vergessen, daß der äußere Feind auf der Lauer liegt, während wir uns im Bruderkampfe gegenseitig zerfetzen. Mit welchem Hochgefühl die französischen Chauvinisten die inneren Wirrungen Deutschlands verfolgen, hat jüngst Léon Daudet in der „Action française" mit brutaler Offenheit zum Ausdruck gebracht: „Mein Ideal wäre, daß sich jenseits des Rheines jetzt ein oder zwei Jahrhunderte lang 30 Millionen deutscher Reaktionäre mit 30 Millionen deutscher Revolutionäre in den Haaren liegen, sich abschlachten, sich mit großen und kleinen Geschützen bombardieren und im Namen von Luther, Spartakus, Wilhelm II., Noske, Wagner, Nietzsche, Lettow-Vorbeck, Ludendorff in Moabit, Charlottenburg, München, Dresden, Stettin, Nürnberg Feuer anlegen und sich gegenseitig auffressen. Unordnung in Deutschland, Ordnung in Frankreich, das ist trotz Wilson das einzige Programm des Heils."

Die Reichsregierung ist vor kurzem von gut unterrichteter Seite auf einen von der französischen Diplomatie bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Plan aufmerksam gemacht worden, der die Besetzung des Ruhrgebiets in allernächster Zeit zum Ziele hat und zu dessen restloser Verwirklichung nur noch ein äußerlich unanfechtbarer Anlaß fehlt. Die vom Feinde ersehnte Balkanisierung Deutschlands, die Zertrümmerung des Deutschen Reiches in kleine, leicht zu regierende, leicht gegeneinander auszuspielende Einzelkörper ist in dem Augenblick erreicht, in dem das Kohlenabkommen von Spa nicht erfüllt werden kann. Nur zu berechtigt sind die beständigen Klagen von jenseits des Rheines, daß wir im unbesetzten Gebiete um der eigenen Not willen den weltgeschichtlichen Vorgängen, die sich im rheinischen Vorwerk abspielen, nicht das Maß von Verständnis zollen, das ihnen im Hinblick auf Deutschlands Zukunft überhaupt gebührt. Der äußerst kritische Stand der Dinge wird grell beleuchtet durch die Darlegungen eines Linksrheiners in den „Grenzboten". Dort heißt es: „Das Kohlenabkommen, das mit unerträglicher Schwere auf unserem Industriegebiet und damit auf dem Herzen Deutschlands lastet, verlängert sozusagen die Vormarschstraße und Angriffsfront, die bisher im Norden des Rheinlandes selbst endete. Weit hinübergreifend über das von Briten und Belgiern besetzte Gebiet legt Frankreich seine Hand bereits auf das linke Rheinufer und droht mit Zwangsverwaltung des wichtigsten Besitzes, den Deutschland als Industriestaat aufzuweisen hat. Auf der anderen Seite greift gleichzeitig über Straßburg hinweg die Ernennung der französischen Gesandten in München und Wien tief hinüber ins Herz Süddeutschlands. Alte, scheinbar längst verklungene Erinnerungen aus den Zeiten des ersten Rheinbundes von 1658 und aus der Zeit, da Napoleon I. mit Bayerns Hilfe den zweiten größeren

Digitized by Google

Rheinbund schuf, tauchen auf, wenn wir hören, wie fast selbstverständlich Frankreichs Gesandter sein Beglaubigungsschreiben in München überreichen durfte. Daß just zur selben Zeit die Gesandten der Alliierten auch in Wien einrücken und dort voll Freuden empfangen werden, erscheint in diesem größeren Zusammenhange nicht mehr als Zufall. Von Norden und von Süden dehnen sich die großen Zangen der Wirtschaftskunst und der Diplomatie, die Deutschland in doppelseitigem Druck umklammern und zu zerbrechen drohen. Im Besitz des Ruhrgebietes, so müssen wir befürchten, wird Frankreich die scheinbar so unbedeutende Stellung des französischen Gesandten in München zu unerhörter Bedeutung heben."

In dem schweren Zwiespalt, in dem das Ruhrgebiet als Ausläufer des Rheinlandes selbst zwischen der Charybdis sozialer Kämpfe und der Scylla französischer Auspowerung mitteninne steht, kommt es vor allem darauf an, ob es gelingt, die starken positiven Kräfte, die trotz alledem im deutschen Staatskörper leben, so kräftig und nachhaltig im Ruhrgebiet und damit auch im Rheinland selbst zu gestalten, daß sie wirklich imstande sind, das entlegene Land vor völliger Vernichtung zu bewahren. „Mit solchen Aussichten sieht es aber zurzeit recht trübe aus. Die separatistische Bewegung alter Art ist zurzeit verebbt und arbeitet nur mit geringem Erfolg unter der Oberfläche weiter. Auf der anderen Seite aber erscheint es außerordentlich bedeutsam und gefährlich, daß alle bisher in dieser Richtung tätigen Kräfte sich langsam zur Überlieferung des deutschen Föderalismus bekehrt haben. Charakteristisch dafür ist die Stellung, die der bekannte Staatsanwalt a. D. Dr. Dorten heute einnimmt. Die Christliche Volkspartei, die kurz vor der Reichstagswahl aus Zentrumskreisen erstand, um ihre Abneigung gegen den Reichsterrorismus Erzbergers offen zum Ausdruck zu bringen, ist zum größten Teil in das Lager der sogenannten Aktivisten übergegangen. Eine solche Feststellung erscheint um so nötiger, als eine weitverbreitete Meinung in Nord- und Mitteldeutschland diese Neugründung als einen Bundesgenossen gegen die Allmacht des Zentrums begrüßt und unterstützt hat. Jede Hilfe auch nur moralischer Art, die heute der ‚Rheinische Herold', die ausgesprochene Tageszeitung des um Dorten gescharten Kreises erfährt, stützt zugleich die Führer derselben Bewegung, die vor wenig mehr als Jahresfrist offen mit französischen Generälen über die Ausrufung der rheinischen Republik verhandelten."

Nicht scharf genug muß heute diese Entwicklung gekennzeichnet werden: Jeder Fortschritt des deutschen Föderalismus in der Reichsverfassung wie im Staatsleben, der im Innern des Reiches unverfänglich, vielleicht sogar nützlich erscheint, und der vielfach auch in der Zielrichtung monarchistischer Bestrebungen liegt, kommt in der Westmark des Reiches lediglich den rheinischen Absonderungsgelüsten zugute und hilft dem Feinde die Tore zum Einmarsch in das Reich öffnen. Die Gefahr ist drohender und unmittelbarer, als deutsche Vertrauensseligkeit es sich träumen läßt. Im „Vorwärts", der nicht eben besonders hellhörig ist für Dinge, die sich außerhalb des Parteizauns ereignen, weist ein sozialistischer rheinischer Abgeordneter mit alarmierendem Nachdruck auf Frankreichs systematische Rüstungen am Rhein hin. Was geschieht mit den ins Märchenhafte wachsenden Besatzungskosten, die das hungernde Deutschland aufbringen muß? „Am Rhein stehen

Digitized by Google

140—150 000 Soldaten der Entente, die Vorbereitungen treffen, die unmöglich mit der Besatzung etwas zu tun haben können, sondern ganz leise das Rheinland für den Aufmarsch bedeutender Truppenmassen weit über die letzte hohe Stärke hinaus vorbereiten sollen. Bei Trier wird ein wertvolles Gelände von riesigem Ausmaß für eine Feldbäckerei in Anspruch genommen, die täglich 400 000 Mann mit Brot versorgen kann, während die Besatzungsarmee nur rund 150 000 Mann stark ist. Die bestehenden deutschen Flugplätze reichen für die Bedürfnisse der Ententemilitaristen nicht aus; sie werden durch zahlreiche neue vermehrt. Neue Exerzierplätze, neue Truppenlager werden angefordert, neue Kasernen werden gebaut. Diese riesenhaften Anlagen können unmöglich nur für Besatzungszwecke bestimmt sein. Das gilt insbesondere für das gewaltige Munitionslager, das bei Kaiserslautern geplant ist. Diese unübersehbaren Munitionsmengen müssen für rechtsrheinische Pläne bestimmt sein. Allein das Munitionsdepot bei Kaiserslautern würde für eine Millionenarmee ausreichen. Ergänzt werden diese Rüstungen noch durch Tankanlagen und gewaltige Vorbereitungen für den Brückenbau an Stellen, die für einen Rheinübergang großer Truppenmassen von jeher in Betracht gekommen sind. Alle diese Vorbereitungen sind keineswegs systemlos, sondern bilden eine wohlüberlegte militärische Kette von Anlagen am Rhein nach weitgesteckten Plänen, wobei nicht zu übersehen ist, daß diese Rüstungen nicht von den Engländern und Amerikanern, sondern fast ausschließlich von den Franzosen und Belgiern betrieben werden. Was aber bedeuten diese Rüstungen?"

* * *

Allein Frankreichs Raubgier, obwohl im Augenblick die brennendste und unmittelbarste Gefahr, ist nicht die einzige, die das Reich von außen her bedroht. Und angesichts der ungezählten Schwierigkeiten, die uns aus dem Versailler Friedensvertrag erwachsen, herrscht allenthalben eine solche Hilf- und Ratlosigkeit über die einzuhaltende Richtschnur bei unsern außenpolitischen Entscheidungen, daß es ungerecht wäre, von der Staatsleitung, wie immer sie gerade geartet sein mag, einen fehlerfreien Kurs zu erwarten. Die Kommunisten und die in Halle abtrünnig gewordenen Unabhängigen haben sich dem slawischen Nationalismus Lenins mit Haut und Haaren verschrieben und damit den Verzicht auf jedes politische Eigenleben Deutschlands ausgesprochen. Auf dem Kasseler Parteitag der Mehrheitssozialisten lag bezeichnenderweise überhaupt kein Antrag zur auswärtigen Politik vor. Von den Bürgerlichen hängt ein Teil um Georg Bernhard unentwegt dem schönen Wahngebilde einer Kontinentalpolitik im Verein mit dem ausgesöhnten Frankreich nach; ein anderer sieht in einer Verbindung mit den Angelsachsen die einzige Rettung vor dem sonst unvermeidlichen wirtschaftlichen Untergang.

Den Gebrauch der Ellenbogen, darüber sollte allerseits Klarheit herrschen, werden wir uns im Wettbewerb mit den andern Völkern vorläufig versagen müssen. Dazu fehlt uns die innere Kraft und das erforderliche Mindestmaß an Bewegungsfreiheit. Vorsicht, die nicht zu verwechseln ist mit Ängstlichkeit, wird jeden unserer Schritte in die nächste Zukunft hinein bestimmen müssen. Einer aktiven Betätigung der deutschen Diplomatie sind zunächst noch sehr enge Grenzen gezogen,

Digitized by Google

und sie werden sich schwerlich erweitern, solange Deutschland als Objekt des Ausgleichs für die Interessengegensätze der Entente dient. „Der Franzose", spinnt die Kreuzzeitung diesen Gedanken des weiteren aus, „ist in manchen Dingen zur Nachgiebigkeit bereit, wenn nur Deutschland nach wie vor seinem Haß und seiner Unersättlichkeit überantwortet bleibt. Millerand versteht es, zur rechten Zeit seinem englischen Teilhaber kleine Knüppel zwischen die Beine zu werfen, um sich dann von diesem sein Desinteressement an Deutschland von neuem bescheinigen zu lassen. So ist die Folge der im Schoße der Entente auftauchenden Gegensätze stets ein Anziehen der Erpresserschraube an Deutschland. So hat denn Millerand auch nicht verfehlt, in Aix-les-Bains die Notwendigkeit der französisch-italienischen Zusammenarbeit in Kleinasien zu betonen mit einer zwischen den Zeilen stehenden Spitze gegen England. Denn Millerand weiß, daß Lloyd George stets bereit ist, Konzessionen zu machen, wenn er irgendwie oder von irgendwem auf den orientalischen Zeh getreten wird. Um dieser unfreundlichen Berührung zu entgehen, gibt er immer von neuem dem Franzosen Deutschland als Kompensation an die Hand." Und doch ist Frankreich nicht der eigentliche Drahtzieher, und wer aus dem Zickzackkurs, den England z. B. in der russischen Frage eingeschlagen hat, auf eine gewisse Unsicherheit der englischen Politik schließen zu können meint, der hat John Bull noch immer nicht erkannt. Nein, ein Versagen der britischen Staatskunst liegt hier sicher nicht vor. „Nur muß man sie eben vom weltpolitischen und nicht vom europäischen Gesichtswinkel aus betrachten. Für uns, die wir nur noch ein Objekt sind, für uns, die wir keine Gelegenheit haben, hinter die Kulissen dieser englischen Weltpolitik zu schauen, ist es ungemein schwer, sich ein Bild von den Absichten der einzelnen Mächte zu machen, und so verfallen wir so leicht in den Fehler, die Dinge nur durch unsere Brille anzusehen, was sich von Versailles aber über Spa bis Aix-les-Bains jedesmal bitter gerächt hat. Eins nur ist klar. England wird nicht eher ein Interesse an einer Gesundung Deutschlands, die nur durch eine Revision oder mindestens mildere Handhabung der Versailler Bedingungen möglich ist, nehmen, als bis es die britische Politik für notwendig hält, das europäische Prestige Frankreichs nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Daß dieser Fall schon bald eintreten dürfte, ist nicht anzunehmen. Dagegen sprechen die großen Sorgen Englands in Kleinasien, Persien, Afghanistan, Indien, die Kümmernisse, die das Anwachsen der amerikanischen Flotte mit sich bringt, und die Rücksichten auf die japanischen Ambitionen, auch seine innerpolitische Lage."

Ein tüchtiger Schuß englischer Kaltblütigkeit ist uns notwendiger als je, jetzt, wo alle Dinge im Fluß sind. Auch das Ostproblem reift langsamer heran, als heißblütige Politiker es vorausgesagt haben. Nichts kann uns in der gegenwärtigen Lage schädlicher sein, als nervöses Irrlichterieren, und wie man sich zwischen die Stühle setzt, das haben wir der Welt wirklich oft genug in vorbildlicher Weise dargetan.

Zuwarten und beobachten — —

* * *

Digitized by Google

Aber keineswegs etwa verzichten! Ein freiwilliges Ausscheiden aus dem Wettbewerb der Völker führt zum geistigen Tode, zum Hindämmern des Alters. In diesem Belang ist es als bedenkliches Zeitsymptom zu buchen, daß ein Philosoph wie Graf Hermann Keyserling, der die Politik als subalterne Tätigkeit am liebsten ausgeschaltet sähe, so weite Kreise in seinen Bann zieht. Gerade Indien, zu dem sich seine schillernde Seele hingezogen fühlt, liefert den Beweis, daß mit dem Aufhören der politischen Selbständigkeit und des staatlichen Machtwillens der Verfall geistiger Wirksamkeit und das Nachlassen moralischer Eroberungen beginnt. Nächst Indien, das trotz der Buddha, Valmiki, Schankara und Kalidasa wie das Deutschland Luthers, Kants, Dürers und Goethes heute unter dem Elend fremder Knechtschaft seufzt, ist China dieses Lebensgesetzes ein klassischer Zeuge. Kjellén, der schwedische Historiker, gelangt in seinem soeben erschienenen geistvollen Werke „Die Großmächte und die Weltkrisis“ (B. G. Teubner, Leipzig) zu der Feststellung, daß die auf ein Ermatten des Lebenstriebes deutenden Erscheinungen sich auch an dem Deutschland der Gegenwart bemerkbar machen, aber er meint, daß sie vorübergehen werden.

Und in der Tat! Die ungeheure Kraftleistung Deutschlands im Kriege läßt einfach nicht den Schluß zu, daß der Drang nach einem Plätzchen an der Sonne nun in alle Ewigkeit abgetan sein sollte. Die Novemberrevolution war in der Form, in der sie sich vollzog, eine solche Riesentölpelei, der Massenanschluß an Moskau in einem Augenblick, wo das dort geübte System offenbar am Zusammenbrechen ist, politisch ein solcher Narrenstreich, wie beides zusammengenommen schwerlich als ein Zeichen der Greisenhaftigkeit angesehen werden kann.

Einmal wird aus dem Wirrwarr der Zeiten auch wieder die Stimme der Vernunft zu sprechen anheben, die gegenwärtig das lärmende Parteigetöse nicht zu durchdringen vermag. Da wir an unserm äußeren Schicksal nichts Wesentliches ändern können, solange die heutige Gruppierung der Großmächte besteht, für eine vorläufig noch in weiter Ferne liegende Bündnisfähigkeit Deutschlands die innere Gesundung aber eine unerläßliche Vorbedingung ist, so bleibt in all dem Nebel, der uns umwogt, der Zusammenschluß aller Regenerationskräfte als einzig klar leuchtendes Ziel.

Digitized by Google

Auf der Warte

Verjüngungszauber

Auf der Nauheimer Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte ist die Steinachsche Verjüngungslehre einer Kritik unterzogen worden. Diese fachmännische Kritik leitete, im Gegensatz zu dem voreiligen Überschwang der Tagespresse, die Einschätzung der Steinachschen Forschungsergebnisse auf das richtige Maß zurück. Ein Freiburger Pathologe stellte — ohne daß Steinachs Mitarbeiter diese Tatsachen entkräften konnte — fest, daß die sogenannte Pubertätsdrüse, die bei den Versuchen Steinachs eine entscheidende Rolle spielt, eine Hypothese und keineswegs etwa schon einwandsfrei nachgewiesen sei. Bei den Operationen, die Steinach ausgeführt hat, handelt es sich ferner um an sich ganz einfache Eingriffe, die durchaus nicht neu und besonders in nicht zu lange zurückliegender Zeit aus anderer Ursache vielhundertfach ausgeführt worden sind. Die „neue Jugend", die nach Steinach bei den Operierten eintreten soll, wurde von zwei Chirurgen mit jahrzehntelanger Erfahrung einleuchtend damit erklärt, daß bei den glücklich Operierten infolge des Aufhörens der Schmerzen, Beschwerden und der damit verbundenen Schlaflosigkeit ein gewisses Wohlbefinden eintrete — als günstige Nebenwirkung des gelungenen Eingriffs.

Flinke Zeitgenossen wähnten bereits den mittelalterlichen Jungbronnen herbeigekommen, haben also nur bewiesen, daß ein paar Jahrhunderte an der Leichtgläubigkeit der Menschheit nicht viel ändern. Steinachs Versuche mögen an sich recht tüchtige wissenschaftliche Leistungen darstellen. Aber andere Gelehrte vollbringen in stiller Arbeit Gleichwertiges, ohne daß außerhalb des Fachkreises ein besonderes Aufheben davon gemacht würde ...

*

Siedelungen

Wohl nie — so schreibt Direktor Dr. Karl Wilker in der Elternbeilage zum Lindenhofer Monatsblatt (Erziehungsheim in Berlin-Lichtenberg) — ist der Drang, aufs Land hinauszuwandern und dort zu siedeln, stärker gewesen als jetzt. Immer wieder taucht der Gedanke auf: retten kann uns nur die Siedelung.

„Und da liegt für mich auch die Ausgestaltung unsrer Arbeit in der Zukunft. Als die Revolution Hunderte von Schlössern und Domänen aus privater Nutznießung dem Volksganzen überwies, da dachten wir — nicht etwa nur ich allein, nein, viele dachten so mit mir —, daß grade für Erziehungszwecke viel davon zu erwarten sei. Aber ... es gab Enttäuschungen. Und was uns bleibt, ist immer nur noch ein leises Hoffen, daß man eines Tages doch einsehe, daß grade die Jugend der Großstädte erlöst werden muß aus dem Bann der dumpfigen Städte zur Freiheit in der Natur. Zwar ist es heute keineswegs mehr einfach, einen Gutsbetrieb zu erhalten, namentlich dann nicht, wenn er eine ganze Schulgemeinde, eine ganze Arbeits- und Lebensgemeinschaft umfassen soll. Aber erfordern unsere Heime nicht heute schon ganz riesenhafte Zuschüsse, die aufgebracht werden und aufgebracht werden müssen, die aber ganz sicherlich verringert werden könnten, wenn eben der Charakter einer ländlichen Siedlung, einer fest geschlossenen Lebens- und

Digitized by Google

Arbeitsgemeinschaft erstrebt und durchgeführt würde?

„Eine wirklich tiefgehende Beeinflussung unsrer Kinder ist ja überhaupt nur denkbar und möglich, wenn man ganz in ihnen aufgehen kann, wenn man nicht als ein über ihnen stehendes Wesen mit ihnen umgeht und an ihnen herumerzieht, sondern wenn man sich ihnen als Mensch ganz gleichstellt, ihnen seinen ganzen inneren Menschen schenkt und immer wieder schenkt. Natürlich liegt das nicht all und jedem. Es liegt vielleicht sogar nur ganz wenigen Menschen. Aber sollte es nicht vorteilhaft sein, diesen wenigen Menschen die Möglichkeit zu schaffen, ihr ganzes Ich hinzugeben in der ihnen richtig erscheinenden Weise?

„Es muß sich durchführen lassen, daß man an Stelle der großen Erziehungsheime kleine schafft mit höchstens 50 bis 60 Kindern verschiedenen Alters. Und daß diese Heime auf dem Lande so liegen, daß um sie herum aus der Mitte der Kinder heraus eine ganze Siedlung entstehen kann, eine Handwerkersiedlung, die die erforderlichen Arbeiten ausführt und Wertarbeit schafft (also wirklich das Handwerk wieder zur Blüte führt und verinnerlicht), und eine Acker- und Gartenbausiedlung, die für Nahrung usw. sorgt. Ich habe früher schon einmal ausgeführt: man könne sich, aus einer solchen Siedlung erwachsend, nach und nach ein ganzes Dorf entstehend denken, ein Dorf, das verschiedene Heime (für kranke, erholungsbedürftige, schwachsinnige Kinder usw.) umfaßt, ein Dorf, in dem sich all die ansiedeln, die im Laufe ihres Hierseins als richtig erkannt haben: gesunden können wir nur hier draußen“ ...

*

„Die deutsche Schicksalsfrage —“

— so nennt der bekannte Vertreter der Bodenreform, Adolf Damaschke, immer wieder die Heimstättenbildung. Auch in einem neuesten Heftchen „Volkshochschule und Bodenreform“ (Langensalza 1920) packt er in ein paar Zahlen die Kernfragen zusammen. Aus den Gebieten des Großgrundbesitzes müssen die Menschen, die „zuviel“ geboren werden, abwandern. So zogen denn in den letzten Friedensjahren allein in Preußen rund 600 Menschen täglich aus den Landbezirken in die Industrieorte: also jährlich über 200000. Statt ihrer rief man ausländische Arbeiter ins Land, weil sie billigere Hände lieferten. So hat die deutsche Landwirtschaft 1914 über 436 000 ausländische Wanderarbeiter, meist Russen und Polen, hereingeholt. Besonders lehrreich ist ein Blick auf Schlesien: hier wurden noch 1850—1880 fast 1 Million Hektar Bauernland durch Großbetriebe aufgekauft. Dort leben heut in manchen Gebieten großer Güter weniger Menschen als 1871! „Wer auf deutschem Boden deutsche Menschen will, der muß eine Heimstättenbildung auf dem Lande in größtem Umfang rückhaltlos in Angriff nehmen. Ohne festgewurzelte, gesicherte, hochstehende Landbevölkerung ist eine Gesunderhaltung deutschen Volkstums unmöglich“ ...

Durch die Zuwanderung in die Industrieorte stieg natürlich der Wert des Bodens, der ja an dem Ort, wo er als Werk- oder Wohnstätte gebraucht wird, Monopolcharakter trägt, d. h. eben nur einmal vorhanden ist. „Das ist ja der grundlegende Unterschied, der den Boden von allen Waren trennt: er kann in keiner Fabrik beliebig hergestellt, er kann nicht an den Ort des Bedarfs befördert werden. Wer unumschränkter Herr über den Boden ist, kann deshalb bestimmen, unter welchen Bedingungen andere Menschen auf ihm wohnen und arbeiten dürfen. Diese Erkenntnis haben sich in schnell steigendem Maße die schlauesten, rücksichtslosesten und geldmächtigsten Kreise zunutze gemacht. Teilweise traten sie in der Form von ‚Terraingesellschaften‘ auf: Berlin hatte im letzten Friedensjahr deren 76 — teils in Form von einzelnen Großunternehmern. Ihrem Einfluß gelang es nur zu oft, die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen, die Bebauungspläne und die Bauordnungen so zu gestalten, daß die Mietskaserne, das Grab der Volkswohlfahrt, im kaiserlichen Deutschland immer schneller der Typus der neuen deutschen Städte wurde. Die Behausungsziffer, d. h. die durchschnittliche Bewohnerzahl eines Hau-

Digitized by Google

ses, beträgt z. B. in Breslau 52, Charlottenburg 60, Berlin 77. Andere Länder mit ähnlicher wirtschaftlicher Entwicklung, aber mit anderem Boden- und Steuerrecht, zeigen wesentlich andere Zahlen. London mit seinen 6 Millionen Einwohnern hat eine Behausungsziffer von nur 8, Manchester von 5, Birmingham von 5, Brüssel von 9, Gent von 5. Nicht mit Unrecht hat man erklärt, daß in dem Weltkrieg die Kinder des Einfamilienhauses gegen die Kinder der Mietskaserne rangen" ...

*

Das deutsche Gymnasium

In den Zeitungen ist seit längerer Zeit des öfteren vom „deutschen Gymnasium" die Rede. Über das, was unter diesem Namen zu verstehen ist, scheint man sich noch nicht ganz einig zu sein. Nach den Berichten über die Reichsschulkonferenz ist das „deutsche Gymnasium" wohl als Ersatz für die bisherigen Lehrerseminare in Aussicht genommen worden. Aber von dem Sachlichen ganz abgesehen — eins ist doch sicher: das „deutsche Gymnasium" soll eine bewußte Abkehr von dem heute — mit welchem Recht, wollen wir dahingestellt sein lassen — so stark verfemten humanistischen Gymnasium und seiner Altertumskunde sein. Seine Eigenart soll in stärkerer Betonung der Deutschkunde, Kulturkunde und verwandter Fächer liegen, während dem Zeitalter der Griechen und Römer nur historisches Interesse zugebilligt wird. Was soll dann aber die Bezeichnung „Gymnasium", ein dem Griechischen entlehntes Wort, dessen Bedeutung sich mit dem heute Gewollten zudem nur in äußerst geringem Umfange deckt? Wenn man das Wort „Hochschule" zur Vermeidung von Verwechselungen nicht gebrauchen will, so genügte doch vielleicht einfach „deutsche Schule" oder „deutsche Oberschule". Sicher ließe sich eine treffendere Bezeichnung finden als das in diesem Zusammenhange völlig widersinnige „Gymnasium". Übrigens ließen sich über das „Lyzeum" und „Oberlyzeum" ähnliche Betrachtungen anstellen. Nur wird es schwerer sein, ein schon eingeführtes Wort abzuschaffen als bei einer Neugründung vorzubeugen. Fr. Schn.

*

Gartenschönheit

Der weithin bekannte Blumen- und Staudenzüchter, ja Gartenkünstler Karl Förster wirft in der Augustnummer der „Gartenschönheit" die Frage auf: „Ist diese Schönheit nur für die Wenigen zu schaffen oder —?" Und dieser Fachmann antwortet: „Die große Gotteserde ist reich genug, um jedem ein Häuschen und genug Gartenland für ein herzhaftes Gartenleben zu ermöglichen. Alle 1600 Millionen Erdbewohner können nebeneinander auf einem Teil des Bodensees stehen, der auf dem Globus kaum sichtbar verzeichnet ist. Es kommt nur auf die Beseitigung der künstlichen Ausgleichshemmungen an; nur künstliche Freiheiten und Schranken haben den Wahnsinn heutiger Großstadtformen ermöglicht und erzwungen, und die rechte Verschmelzung, die selbst zwischen Land- und Gartenleben und Industrie möglich wäre, unterbunden.

Wenn man jeder Berliner Familie zwei Morgen Landes gäbe, so würde nicht, wie viele annehmen möchten, die halbe Mark Brandenburg, sondern nur ein Zehntel, die Fläche innerhalb eines Kreises mit dem Radius Berlin—Potsdam gebraucht."

In der Schilderung der Gartenschönheit, beim Übergang vom Hochsommer zum Spätsommer, findet Förster geradezu dichterische Töne:

„Wie reizend, vor seinen Fenstern einen alten Apfelbaum zu haben; es steckt in diesem Baum und in dieser Frucht etwas wunderbar Kontemplatives und Erhabenes. Der Anblick ist solch Gradmesser des reifenden, steigenden Jahres und schenkt uns wundersames Welt- und Sommergefühl. Wenn die Früchte groß und farbig werden, wirkt der Behang noch reicher; die Äste wiegen die edlen Lasten immer gewichtiger; etwas in der Seele scheint mitgewachsen in diesen heißen, lebensschweren Sommerwochen. Es gibt so Gottesbäume, wie es auch Gottesvögel gibt, Amseln, Schwalben, Lerchen. Das Hinaustreten aus dem

Digitized by Google

Hause in den Garten hat ewig wieder jenen wunderbar entspannenden Reiz, der sich nie abbraucht und immer etwas von der Seligkeit behält, mit der es uns schon als Kind erfüllte; Gartenfreude nach geistiger Anspannung wirkt wie ein linderndes Bad.

„In jedem Monat hat der Balsam der Luft und das Sonnenfeuer eine besondere Eigenart. Jetzt liegt in Luft und Sonnenlicht ein großes, zeitloses, ehernes Reifen. Das Laub hat noch seine volle Herrlichkeit und der Abend versenkt den phloxbunten Hochsommergarten schon in fast herbstliches Dunkel und Sternengeflimmer, während seine Blütensträuße in der Wohnung schon lampenhelle Stunden schmücken. Nach Regen mischt sich nachts schon die Luft, eine Vorahnung jener fruchtbaren, herbstduftigen Feuchte und Reife, die unsere Blumenempfänglichkeit am stärksten reizt und monatelange Herbstblumenfreude umwittert. Die Ebereschen leuchten schon am blauen Himmel über goldgelben Blütenmassen, und noch ertönen letzte Amselklänge. Frühling und Herbst reichen sich wehmütig, festlich über den Sommer hinweg die Hand. Die Zeit der Garben ist bald vorüber, und die Pflaumen-, Pfirsich- und Brombeerernte beginnt. Die Dahlien blühen täglich reicher auf, jedes Jahr froher begrüßt in ihren immer frischeren, leuchtenderen Farben, ihr Flor ist den derben oder müden Tönen und allen möglichen anderen früheren Dahlienfeldern ganz entrückt. Die krachende Schönheit der großen Gladiolengruppen wird alljährlich aufregender; ihre neuen Steigerungen erheben die Pracht dieser Staude allmählich über alle Garten- und Gewächshausblumen“ ...

Man muß abbrechen ... Möchte die Freude an dieser Offenbarungsform der Schönheit immer allgemeiner und — immer mehr möglich werden!

*

Georgica

So heißt eine Prosaschrift (Heidelberg 1920) über JDR, den Meister, von einem ungenannten Schüler. Wer ist ER? Frage nicht, Freund: errate aus dem Titel! „Hier ist der Führer, mit dessen Existenz ein neues Lebensgesetz anhebt; hier ist ein Kosmos, möge er als weltliches oder als geistiges Reich, heut oder nach Jahrhunderten(!) sich entfalten; hier sind alle edelsten substantiellen Kräfte, aus denen Europa lebte, noch einmal, als in seinem letzten Ritter, verkörpert; hier ist Heldenentum, wieder erstanden aus der gekreuzigten Menschheit“ ... „Wo aber der Dichter — seit Jahrhunderten zum erstenmal (!) — das Szepter ergriffen, da ziemt Ehrfurcht und Glaube“ ... „Nietzsche hatte den Boden aufgepflügt; in die gelockerte Erde senkte George die Saat eines neuen Menschentums. Hält man Georges Bild vom Menschen gegen das letzte gestaltete und positiv bestimmte Menschheitsideal, das wir haben, gegen die Persönlichkeit im Goetheschen Sinne, so erschrickt man fast über den Hauch klassizistischer Blässe, den eine solche Zusammenstellung über die Goethe-Schillersche, der Aufklärung entstammende Humanität wirft“ ... „Dagegen ersteht bei George ein Idealbild des Menschen, welches — seit den Zeiten des Rittertums und des Altertums zum erstenmal — heldisch und daher in erster Linie das Bild des Mannes ist“ ... Goethes „letztes Wort“ heißt nur „Entsagung“, dagegen George steigt höher zur „Erfüllung“ ... Die „Prophetenluft“ in George rückt ihn „in die Nähe der Vorsokratiker und des Platon, des Jesaias und Jeremias“ ... „George ist der größte Realist, den Deutschland je besessen“ ...

Wir achten wahrlich das seltene Gut der Ehrfurcht. Wenn aber in solcher Weise ein Meister der Stilisierung ins Kosmische stilisiert wird, so ist die Grenze des guten Geschmacks überschritten. Maß, Zeit, Raum verschwinden im Nebel. Die größten Bergspitzen der geistigen Menschheit (Dante, Plato, Shakespeare, Goethe) werden bei dieser Geschichtsstilisierung nur noch eben gesehen, um vergleichend den Einzigen zu schmücken ...

Es ist die psychische Erkrankung der George-Schüler, die uns diesen vornehmen Lyriker nach Kräften verleiden. Man ist versucht, neben das Wort Georgica das Wort Paranoia zu schreiben ...

*

Digitized by Google

Tristan und Tantris

Zu lesen steht im hübsch und kostspielig gedruckten (reizende Bildnisse!) Programmheft des „Kaufmännischen Vereins Regensburg“ folgende Weisheit: „Ernst Hardt ward oft mit dem großen Olympier Goethe verglichen (!). Noch mehr tauchen natürlich grade in letzter Zeit solche Vergleiche auf, seit Hardt nun auch noch den äußeren künstlerischen Wirkungskreis Goethes als Generalintendant des Deutschen Nationaltheaters zu Weimar übernommen hat (!) ... Zu geradezu gewaltiger dramatischer Bühnenwirkung hat er die Stoffe alter germanischer Heldensagen gestaltet ... ‚Tantris der Narr‘ ward vielen damals Erlebnis. Das Unmögliche, hier ward's zur Tat. Allein durch das gesprochene Wort vollbrachte Hardt in seinem ‚Tantris‘ gewaltigere Wirkungen als Richard Wagner mit seinem ganzen ungeheuren Tonapparat in ‚Tristan und Isolde‘. Für alle Musiker und musikalisch empfindsamen Naturen, besonders aber für alle Wagner-Verehrer, denen ‚Tristan und Isolde‘ der unüberwindbare Höhepunkt dramatischer Gestaltungsmöglichkeit war, galt es von da ab umzulernen. Der große Bayreuther Meister hatte in Ernst Hardt seinen Meister gefunden“ ...

Nein, nein, ihr Regensburger Kaufleute, so darf man wirklich nicht seine Vortragenden anpreisen!

*

Deutschlands Verwilderung

Einbruch in die Fürstengruft zu Weimar und ins Tiefurter Schlößchen, Beschmierung des Gedenksteins in Goethes Garten, Beschädigung von Herders Ruh', schwere Bluttat in der Villa des Admirals Scheer zu Weimar am hellen Nachmittag, Raubmord auf der Karolinenpromenade mittags zwölf Uhr ... Das sind nur ein paar Tatsachen aus nächster Nähe ...

Kürzlich, in Thüringer Sommerfrische, bitte ich im Gasthof, der noch erwartete Omnibus-Kutscher möge meinen Koffer bis an mein Quartier fahren, es werde an einem Trinkgeld nicht fehlen. Er tut's natürlich nicht. Ich gehe endlich selbst hin, finde wenigstens meinen Koffer, zahle den willkürlich zuviel verlangten Preis und frage, ob mir ihn jemand tragen könnte. Ein etwa zwölfjähriger Lümmel lehnt an der Tür. „Geh du mit“, sagt der Oberkellner. „Hab' keine Zeit“, ist die verächtlich-bequeme Antwort. So trug ich denn den Koffer selber durch die Nacht und trug ihn am andern Tag eine Stunde weit zum Bahnhof. Ein Gefühl des Ekels verbot mir, jenen „Gasthof zur Post“ noch einmal als demütiger Bittsteller zu betreten.

Ich erzählte dies meinem Hauswirt. „Mit meinen Dienstboten erlebte ich dasselbe“, erwiderte er. „Ich verkaufe mein Haus wieder; meine Nerven sind dem Kampf gegen Untreue, Frechheit und Liederlichkeit nicht mehr gewachsen. Eine nach der andren mußte ich wegschicken. Der letzten gab ich — fast schäm' ich mich, es zu sagen — 180 Mark monatlich, wozu sie noch Trinkgelder bekam. Und doch hat sie mich bestohlen!“ ...

„Sie kommen doch nun in geordnete Verhältnisse“, sagte ich gesprächsweise zu einem Schweizer, der sich bei mir verabschiedete. — „Ja,“ sagte er, „nicht daß ich mich ordentlich satt essen kann, freut mich, sondern daß ich mein Handgepäck irgendeinem Träger anvertrauen kann, ohne Veruntreuung befürchten zu müssen. Das drückt mich hier in Deutschland am meisten nieder“ ..

So sieht es jetzt in Deutschland aus. Unser sittliches Empfinden ist verseucht bis in die Knochen. Ihr jungen Deutschen, schwatzt uns nicht vom Gegensatz von „jung“ und „alt“! Der große Gegensatz, der durch dieses vom Parteihader zerrissene Volk geht, ist treu oder untreu, Schuft oder Nicht-Schuft. Legt daher alle Wucht auf die sittliche Erneuerung!

*

Gegenseitige Hilfe

Das jetzt überall umlaufende Wort vom „Kampf ums Dasein“ — wie hat man es seit Darwin unsren Kindern eingepaukt! Als wäre dies ein oder das Grundgesetz der Natur

Digitized by Google

und der Menschheits-Entwicklung! Aber es ist eine Lüge, mindestens eine gefährliche Halbwahrheit — wie Wolfgang Kraus in der Zeitschrift „Die Räder" ausführt:

„Wir sollen als unzerstörbare Zuversicht in die jungen Menschenseelen den Glauben an die Wahrheit der gegenseitigen Hilfe pflanzen. Nicht nur, wo der Feind steht, gilt es zu zeigen, auch wo der Freund winkt, soll im Bewußtsein lebendig bleiben. Jede Religion beruht auf dem Grundsatz der Liebe, der gegenseitigen Hilfe; doch das Verdienst, diesen Grundsatz für das politische und wirtschaftliche Leben der Gegenwart von neuem zur Geltung gebracht und der Verwirklichung näher geführt zu haben, gebührt dem Sozialismus. Allzu befangen war die gebildete Welt in dem Wahn, der Kampf ums Dasein sei die natürliche Form der menschlichen Entwicklung; und besonders Darwin und seine Schüler haben dieser Anschauung eine Stütze im Vergleich mit der Natur zu geben versucht, indem sie lehrten, daß auch die Tierwelt vom Kampf ums Dasein beherrscht sei. Einer frißt den andern ... Eine entsetzliche Weisheit, — aber nicht Weisheit, denn sie ist eine Lüge. Das größte wissenschaftliche Verdienst des alten Vorkämpfers der russischen Revolution Fürst Peter Krapotkin, ehemaligen Gardeoffiziers, dann Forschers und Gelehrten, Sozialisten und Revolutionärs, der als Revolutionsveteran noch die vom Zarenjoch befreite Heimat vor seinem Tode grüßen durfte, eines der reinsten Menschen, die gelebt haben: — sein Verdienst ist der aus eigener Beobachtung gestützte und begründete Nachweis, daß nicht der Kampf ums Dasein die treibende Kraft der Entwicklung ist, sondern vielmehr die gegenseitige Hilfe. Eine Erhaltung der Arten ohne die starken geselligen, man darf sagen, sozialen Instinkte der Tiere wäre nicht möglich. Krapotkin teilt seine auf vielfachen Reisen durch ganz Asien gemachten Beobachtungen darüber mit, wie durch die ganze Tierwelt dieser Zug der Hilfeleistung geht, Hilfe nicht etwa nur gegen andere feindliche Tiergattungen, sondern vor allem gegen die Feindschaft der Natur, gegen Wetter, Wasser, Frost, Dürre, kurz gegen alles, was die Fortpflanzung und den Bestand der Art gefährdet.

Sollte dem Verstande des Menschen versagt sein, was der Instinkt des Tieres vollbringt? Lehrt nicht der Aufbau der Menschheitsgeschichte von der Familie über die Sippe, die Gemeinde, den Stamm bis zum Staat allenthalben das heilige Gebot der Hilfe?"

*

Siedlungs- und Seelengemeinschaft

Immer wieder bricht es durch: eine Siedlungs- oder Lebensgemeinschaft, die nicht zugleich Seelengemeinschaft ist, bricht zusammen, weil sie gemacht und gedacht ist, nicht gewachsen. So gibt der Schwabe Friedrich Schöll Rundbriefe heraus („Der Erlösungsweg", Stuttgart-Ostheim, Landhausstr. 223) mit dem Grundton: wir sind noch viel zu stark auf Verstandes- und Begriffsglauben, auf Meinungen und Systeme eingestellt.

„Das Denken trennt uns, das Leben vereinigt uns. Erste Voraussetzung für unsere künftige Gemeinschaft ist also Freiheit des Denkens unter der Oberherrschaft des Lebens. Wir müssen fähig sein, das Gute und Wertvolle überall anzuerkennen und in uns als lebendigen Baustein einzufügen, wo wir es irgend finden mögen. Wir müssen die geistige Engherzigkeit überwinden. Wir wollen glühenden Herzens an das Leben glauben, denn im Leben offenbart sich Gott. Der Begriff „glauben" soll darum für uns einen ganz anderen Sinn haben als für die auf Verstand, Lehrmeinungen und Begriffe eingestellten Menschen. Glauben soll für uns bedeuten ein starkes und frohes Vertrauen auf den Sieg des Lebens über das Tote und über den Tod. Glauben ist uns also zunächst Auferstehungsglaube, d. h. ein Wissen unseres Herzens um einen göttlichen Heilsplan und bedingungsloses Vertrauen auf einen göttlichen Willen zur Durchführung dieses Heilsplanes bis zum siegreichen Ende" ...

Digitized by Google

Zugegeben! Und ebenso das Folgende: „Die geistige Liebe, der eigentliche ‚Pietismus', die fromme Verehrung des heilig reinen Lebens umfaßt fröhlichen, warmen Herzens alles und hat eine feine Empfindung dafür, was dem göttlichen Wesen, dem Christusgeist, entspricht und was ihn hemmt. Wir müssen größer, freier, reicher an Liebe werden, dann ist unser Herz weit offen für den neuen Christusgeist" ...

Sofort hinterher kommt er aber leider selber ins Begriffliche und zerlegt, was „arisch" und was „christlich" ist, gegenüber der „semitisch-römischen zweitausendjährigen Durchgangsstufe" (!) — gerät also in den jetzt vielfach üblichen religionsphilosophischen Dilettantismus so mancher wohlmeinender Lebensreformer, statt als Dichter oder als Tatmensch Leben zu gestalten.

*

Der Untergang der Seele

In einem seiner Aufsätze — die neulich erschienene Sammlung heißt „Mensch und Erde" (München, Georg Müller) — entwirft Ludwig Klages ein packendes Gemälde von den „geradezu grauenvollen Verheerungen der modernen, vom blinden Machttaumel besessenen Zivilisation" und jenes sogenannten „Fortschritts", der die Seele zermalmt. Und er faßt sich dahin zusammen:

„Eine Verwüstungsorgie ohnegleichen hat die Menschheit ergriffen, die Zivilisation trägt die Züge entfesselter Mordsucht, und die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch. So also sehen die Früchte des ‚Fortschritts' aus! Wie ein fressendes Feuer fegte er über die Erde hin, und wo er die Stätte einmal gründlich kahl gebrannt, da gedeiht nichts mehr, solange es noch Menschen gibt! Vertilgte Tier- und Pflanzenarten erneuern sich nicht, die heimliche Herzenswärme der Menschheit ist aufgetrunken, verschüttet der innere Born, der Liederblüten und heilige Feste nährte, und es blieb ein mürrisch-kalter Arbeitstag, mit dem falschen Flitter lärmender ‚Vergnügungen' angetan. Kein Zweifel, wir stehen im Zeitalter des ‚Untergangs der Seele' ..."

Wie sang Wildenbruch, der einst — es war 1889, also ein Jahr vor Bismarcks Entlassung — grade von Deutschland Seele oder die eben genannte „heimliche Herzenswärme der Menschheit" erwartete?

„Wo ist sie hingegangen,
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht? ...

Die Welt, die große, reiche,
Ward öde, arm und leer:
Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr." ..

*

Zweierlei Wartburg-Festtage

Als sich beim „Deutschen Jugendtag", der anfangs Oktober in Eisenach stattfand, das Gotteshaus nach dem Festgottesdienst leerte und die jugendlichen Gruppen sich ordneten zum Aufstieg auf die Wartburg, ereignete sich ein Zwischenfall. Dieser Zwischenfall kennzeichnet den großen Riß, der durch das deutsche Volk geht. Starke Arbeitermassen rückten heran, suchten den Festzug dieser nationalgesinnten Jugend zu sprengen und die schwarzweißroten Fahnen zu zerreißen. Es entstand eine wüste Schlägerei. Und wie immer in solchen Fällen: der Bericht sagt das geläufige „Die Polizei war machtlos". Auch die Bataillonskapelle wurde von den Sozialisten am Spielen verhindert. So zog denn der zerrupfte Zug ohne Musik auf die Wartburg, wo die zum Teil zerfetzten Fahnen wieder hervorgeholt und entfaltet wurden. Es nahmen etwa 3000 Personen teil; Admiral Scheer hielt die Festrede ...

Welch eine andre Stimmung einst vor hundert Jahren, als die Bürger von Eisenach einmütig mit den Burschen auf die Wartburg zogen an jenem 18. Oktober 1817!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 66
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Simeon

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28 Jahrg. Dezember 1920 Heft 3

Das Weihnachts-Geheimnis

Von Friedrich Lienhard

Geburt und Tod sind Grundtatsachen der Menschheit. Darin aber unterscheiden sich die Menschen: ob sie beides im Lichte der Ewigkeit zu erschauen fähig sind oder nicht.

Durch das Mysterium von Golgatha ist der Tod von den Flammen ewigen Lebens überwunden und zur Auferstehung verklärt worden. „Unverbrennlich steht das Kreuz", triumphiert Novalis. Doch ebenso kann man sagen: unverbrennlich steht die Krippe. Ein Lichtschimmer geht von der Krippe aus; und ein noch gewaltigeres Licht umstrahlt das Kreuz, dieses Sinnbild des besiegten Todes. „Euch ist heute der Heiland geboren", heißt es bei jener ersten Lebensverkündung; und hier, am Ostermorgen, hören wir etwas nicht minder Lebendiges: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden."

Dort wie hier strahlt Ewiges in die Zeit herein, hebt die Dumpfheit und Enge der Zeit und des Raumes auf, erweitert sie zur Ewigkeit. Diese Lebensberührung, aus der sich ein gleichsam elektrisches Aufblitzen ergibt, ist das Ereignis von Bethlehem. Die Himmel öffnen sich. Die Nacht wird Licht. Engel kommen zu den Hirten und zu den Tieren: also zu den allereinfachsten Daseins-Zuständen dieses Planeten. Und wie rührend, wenn man es recht bedenkt: die Hirten werden des Anblicks der Engel gewürdigt, die Gelehrten und Könige aus dem Morgenlande sehen nur eine allgemeine Lichterscheinung, einen astrologisch berechneten Stern. Und nun sammeln sich Hirten und Herren um das Lichtkind: um die heilige

Digitized by Google

Familie. Auch hier ist die Familie die Kernzelle, der Behälter des ewigen Lichtes, dessen Wesen und Wirkung Liebe ist.

Daß neben den Hirten und Weisen auch Tiere dabei sind, ist ein besonders zarter Zug. Im achten Kapitel des Römerbriefes spricht einmal Paulus vom „ängstlichen Harren der Kreatur“: sie „sehnt sich mit uns“, sie „will frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“. Dieses Gefühl unsrer Einheit mit der gleichfalls zu erlösenden, zu läuternden, emporzusteigernden Natur ist wundervoll. „Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes“: auch in uns selber harrt das Tier auf Erlösung. Auch in uns selber will alles zeitlich Beschränkte zur Ewigkeit werden. „Wem Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit“, so formuliert Jakob Böhme dieses Zusammenfließen von Zeit und Ewigkeit.

Die Erlösung von der Zeit, der Eintritt in ein überzeitliches „Heute“ blitzt in Bethlehem auf. Ein Kind kommt aus der Ewigkeit und erweitert dieses enge Dasein zum Reich Gottes. Denn hier ist nicht mehr Raum und Zeit das Mächtige: hier ist Symbolik, hier ist Geist. Das großartige „Euch ist heute der Heiland geboren“ gilt überall und immer, wo sich Dumpfes in den Zustand der Liebe erhebt und damit der Macht von Zeit und Raum entzieht. Mein Leib kann altern und vergehen: meine erwachte Seele nie. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“: dem Seligen erst recht nicht. Nur der Unselige sehnt sich mit „ängstlichem Harren“ heraus. Nietzsche hat recht:

„Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit“...

Dazu kam die Christuskraft in das Zeitliche, um einen Hauch von Ewigkeit hereinzutragen aus seines Vaters Reich. In der heiligen Nacht berühren sich Himmel und Erde. Die kosmische Liebe greift leuchtend und wärmend in unsre Dumpfheit herab. Uns durchschauert die gewaltige Berührung. Dieses Lichtgeheimnis ist Liebesgeheimnis. Man kann es nicht vernünftelnd erfassen; man kann es nur erleben und weiterstrahlen. „Das innere Licht steht hoch über der viehischen Vernunft“, sagt Paracelsus. Er rechnet also auch noch die Vernunft oder, besser gesagt, das Vernünfteln zu jenen Erdkräften, die ängstlich und unerlöst harren.

Wie nötig hat unser habernd-vernünftelndes Geschlecht das „innere Licht“, das göttliche Licht der Weisheit und der Liebe! Wenn ihr uns doch besuchen wolltet, ihr Engel von Bethlehem! Wir sind Hirten in der Nacht...

Digitized by Google

Die Begegnung

Von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

Josefs Familienbild hatte sich sehr gewandelt. Es geschah, daß seine Gedanken während der Heimfahrt immer wieder zu der langen Gestalt des Barons und zu der des Gärtners kehrten, der ihnen mit so seltsam überlegenem Blick entgegengesehen hatte, und zu dem braunen hartäugigen Kinde, das aus dem Entengraben gestiegen war. Was sie im Dorf-Kretscham dann noch erfahren hatten, ließ die Vorstellung immer deutlicher werden, daß diese Ghallauns hier nichts Degeneriertes und Beendetes waren, sondern im Gegenteil noch sehr lebendig. Zu allem gesellte sich noch der Anblick eines kleinen Schildes am Ausgange des Ortes: Josef Ghallaun, Schmiedemeister. Ja, alles hier ringsum war Ghallaun und so oder so damit verknüpft, seit Jahrhunderten lebte das und lebte noch Jahrhunderte weiter.

Josef sprach betroffen über den Zusammenhang alter Familien mit ihrer Erde und über die Zähigkeit solcher Geschlechter. Meinte, daß es seinem Vater und dem Bruder vielleicht anders ergangen wäre, wenn sie noch etwas davon besessen hätten. Michelene war nicht des Glaubens, sie wußte, daß er wirklich war, was er fühlte, aber sie selbst war in diese unverhofften Möglichkeiten, die sich da zu eröffnen schienen, vollkommen versenkt und fuhr überrascht auf, als die Grenzjäger auftauchten und der Zug auf dem kleinen Bahnhof hielt.

Josef schlief in dieser Nacht wieder sehr gut und vermochte fast den Tag nicht abzuwarten, wo er dem Freunde in Niederwiese alles erzählen konnte. Als er dann fortritt, war er in seiner ganzen Haltung, Michelene sah es vom Fenster aus, der künftige Herr von Henningsdorf.

Sie selbst war noch von allem in Anspruch genommen und ging nachher zerstreut durch den Park, wenig von ihm gewahrend. Es war begreiflich, daß dies nun gegenüber dem anderen zu einem — bescheidenen Spiele wurde.

Sie kam in das Kanicht hinaus und dachte flüchtig, daß sich hier wohl eine Spur mährischen Wesens zeige. Sie überging das, was ihr die Fahrt an Sprach- und Volkswandlung gezeigt zu haben schien, alles war noch zu keiner sicheren Erkenntnis geworden. Aber sie fühlte, wie alles auf sie wirkte, wie dieses, von dem sie vor einem Jahre noch keine Ahnung gehabt, sie mit unerbittlicher Festigkeit und Unumgänglichkeit an sich zog. Was würde kommen ...? Nicht alles war mehr hoffnungslos.

Die Zukunft hatte sich aufgetan — — —

Ihre Gedanken brachen ab.

Sie sah von den Feldern her Reits zu Pferde kommen.

Und plötzlich empfand sie, daß ... nichts in ihr zu Ende war. Daß die Einbildung eines Maiabends nicht vergangen war. Daß noch immer in ihr lebte, was jene rätselvolle Stunde in ihr geweckt hatte.

Da war er. War der, den sie in der ersten Minute in ihm gesehen hatte. Immer noch jenes Bild, jene unbegreifliche Erinnerung.

Er hielt neben ihr, sprang ab.

Digitized by Google

Sagte, daß er durch die Verwandten von ihrer Reise gehört habe. Sie sah ihn an, sie wußte nichts mehr davon. Nichts mehr von dieser Fahrt. Erloschen war in in ihr die steile Tannenbergwelt. Nichts war mehr da, als dieses, das um sie klang und zitterte, das Melodie und Rhythmus war, Erinnerung aus dem Tiefsten heraus.

Und sie fragte: „Könnte es wohl sein, Herr von Reits, daß wir uns anderswo ... begegnet sein könnten?"

Sie sah etwas wie ein Zucken durch seine Augen gehen. Instinktiv forschte es in ihr: Wie ist er? Wie lebt er? Was denkt er? Und fühlte doch, daß dies alles auf dem Grunde ihrer Seele als unumstößliche Gewißheit stand.

„Es kann nicht sein, daß ich Ihnen anderswo einmal begegnet bin, gnädige Frau," anwortete er, „und wir sind uns auch nicht anderswo begegnet."

Wieder glitt jenes Eigentümliche durch seinen dunklen Blick, und sie sahen einander wieder forschend an, und sie dachte: Was ist es denn, das mir an ihm so entgegensprang? Was ist, daß von ihm zu mir geht und — umgekehrt?

Sie spürte es doch. Dieser wäre hier nicht mit ihr durch die staubige Vorstadt gegangen, wenn nicht noch anderes gewesen wäre als jene Bekanntschaft vor drei Tagen.

Flüchtig glitt Schloß Henningsdorf noch einmal als fernes Bild durch ihren Sinn, währenddem stellte er herkömmliche Fragen, es war aber auch, als wisse er alles über sie.

Dann und wann begegnete ihnen jemand, aber die Leute, so schien es auf einmal, verwandten keinen Blick auf sie, es war, als ob sie in diesem Hohlweg zwischen der Parkmauer und den Gartenhecken wie in einer Straße wandelten, die ihnen genau bestimmt und vorbehalten war.

Was war ihnen noch bestimmt und vorbehalten?

Schrecken glitt durch Michelene, die klägliche Gestalt Josefs und das Bild der schönen Frau zeigten sich.

Dann aber riß sie sich von diesen Dingen zurück und gab sich an den Augenblick, und sie verplauderten diese halbe Stunde, immer an der Mauer hin und her gehend, mit naheliegenden Dingen, in denen doch für den Augenblick keine Gleichgültigkeit, keine Banalität war. Es schien, als ob jedes Wort ein anderes riefe, jeder Gedanke einen anderen, als ob langsam, wie aus einem Brunnen hervortauche, was nun noch gesagt werden müsse. Für das die Zeit gekommen war.

Diese Zeit. Diese Zeit — — —

Dann nahmen sie Abschied.

Und Michelene eilte durch den Park, in dem die Elstern schrien.

* * *

Mitten in der Nacht fuhr Michelene auf.

Josef war nicht da. Er war in seinem wieder neuerwachten Eifer für die Landwirtschaft aus irgend einem Grunde in Niederwiese geblieben und hatte ihr Nachricht gesandt.

Sie war allein.

Ist es nicht immer so? dachte sie.

Ist es nicht vielleicht immer so, wenn man jäh in der Nacht erwacht, daß irgendeine Seele aus weitem einem zuruft? Oder, weil etwas zu uns unterwegs ist ... weil noch ungekannte Botschaft unseres Schicksals uns erreicht?

Digitized by Google

Sie lag mit weit offenen Augen in dieser Maiennacht.

Draußen war der Park. In dem Geflüster seines jungen Laubes, dem Geheimnis seines eben Werdenden, in dem stummen Prunk seines verborgenen Blühens. Eine ungeheure, unermeßliche Seligkeit war da und ging lautlos strömend auf sie über ... Und jäh fuhr die alte Frage in ihr auf: Wer bin ich?

Ihr ganzes Ich, ihre Seele tauchte auf und trieb in diese graue Maiennacht mit dem zitternden flehenden Rufe hinein: Wer bin ich?

Und schwamm. Schwamm draußen über dem leise hingebreiteten Tal mit den grauen Wiesen und den dämmernden Blütenbäumen und empfand den riesigen unermeßbaren Nachthimmel und trieb immer weiter, irgendeinem Gestade, irgend welchen Küsten zu, die sich langsam riesenhoch vor ihr wölbten, im Dunklen gleich Türmen aufstiegen, sternenüberflimmert ... und sie fühlte, wie Gewißheit, ungeheure Erlösung nahe war, daß sie waren... Und versank darinnen...

Und als sie die Augen von neuem wieder aufschlug und den Himmel draußen spürte, war es ihr plötzlich, als ob sie in diesen Minuten doch nichts anderes gewesen sei, als ein über und über in Blüten stehender Baum...

* * *

Am anderen Tage kam eine Einladung nach Drosidow.

Josef war eben heimgekehrt, ermüdet, erfrischt und erhitzt. Michelene sah ihn mit heimlicher Spannung an, was würde er dazu sagen? Er sprach nicht viel, aber sie merkte, es würde keine Ablehnung sein, ach nein, er konnte dort nicht absagen und würde nicht absagen: Sonntag fuhren sie nach Drosidow.

Und sie fuhren. Michelenens Herz jubelte dem Weg entgegen, den sie kannte. Ihr war es, als ob geheime Mächte mitflögen. Der Staub flatterte. Die Winterung bekam schon Ähren, Ketten von Weißblühendem liefen Hügel auf und Hügel ab. Über Bretterzäune hing schon das pfingstliche Gelb des Goldregens, und aus den Gärten sah blauer Flieder.

Schloß Drosidow aber stand in dem purpurnen Rot blühender Dornbäume. Rechts und links vom Eingang standen sie gleich brennenden Fackeln. Michelene kam in die Halle und sah Hubert Reits mit seinen Damen und den Zamietzkis, und ihre Blicke erfaßten jäh, daß die Feyerabends nicht da waren. Nein, nicht, die schöne Frau! Und in dem Augenblick wußte sie auch, daß sie nicht hier sein konnte! Sie sah Reits an. Dunkel und grade begegneten sich ihre Blicke.

Frau von Reits fragte mit dem liebenswürdigsten Interesse nach dem Henningsdorfer, sie kam aller Nachricht wieder mit ihren vielfältigen eigenen Erinnerungen entgegen und zerstreute sie damit. Auch bei Tische, sie speisten in dem Saale, in dem die Bilder hingen, blieb das Gespräch in der Art. Michelenens Blicke hafteten immer wieder auf einer Waldlandschaft, die ihr gegenüber hing, ein sehr altes Bild, ein Dämmern lag darüber, das sie seltsam berührte. Ihre Gedanken spielten, während sie mit den anderen plauderte, im geheimen immer noch um diese Landschaft, und es war ihr fast, als sähe auch Reits unbewußt dahin.

„Woher stammt dies Bild?“ fragte sie ihn endlich, und er antwortete, daß es von einem unbekannten deutschen Meister und schon sehr lange in der Familie sei. Woher es aber rührte, wußte man nicht, auch nicht, ob es etwa irgendeinen Platz darstelle, den die Reits einmal besessen hätten.

Digitized by Google

Sie maßen Stil und Art des Bildes von neuem und kamen dahin, daß es aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und aus der Haarlemer Schule stamme, vielleicht von einem Nachahmer Ruisdaels. In Michelenes Seele hob sich dabei etwas wie ein rätselhaftes Klingen; es gibt Jahrhunderte, in denen man heimischer zu sein scheint und ihrer düster gewohnten Seele schien es fast jenes kampferfüllte, unerlöste zu sein. Etwas an diesen Wipfeln berührte sie. Nun, der Wald: wenn er einmal so gestanden hatte, dann stand er längst nicht mehr.

Und sie, die ihn vielleicht in rätselvoller Vergangenheit geschaut hatten, waren nun hier und sahen von diesem Tische aus über Leinen, Blumen und Silber auf das seltsame Bild ...?

Michelene zuckte zurück, ihr wurde auf einmal offenbar, daß sie sich immer mehr in diese Torheit verrannte, wenn er ihr nahe war. Als ob mit jeder neuen Stunde mit ihm irgend etwas anderes von ... Jenem aus dem Dunkel hervor träte... Was denn noch? Was ... noch? Sie sah ihn verhohlen von der Seite an, im Willen alles Unsinnige abzustreifen, und eben, wie sie sein Profil sah, irgend eine unbegreifliche Linie, da schlug es sie von neuem, da kam wieder diese Gewißheit, dieses ungeheure Erkennen, dieses Nahe, Nahe ... er ... er ...! Ja, wir kannten uns.

Und sie verspürte in seinem ganzen Wesen, so korrekt er war, fühlte dieses lautlose Zugeneigtsein des liebenden Mannes. Sie saß wie in goldenen Dämmerungen, gewiegt, gehalten und immer purpurner quoll es aus den Fernen.

Plötzlich tat Frau von Zamietzki eine Frage nach Frau Maria.

Michelene gewahrte, daß keine Miene an ihm sich veränderte, kein Wort von ihm etwas zu der Situation gab, die die alte Dame eben eifrig darlegte: die Feyerabends waren von einer Verwandten in das Glatzische gerufen worden, es war eine ganz überraschende Sache, auf die sie selbst vorher in keiner Weise gerechnet hatten. Nein, Frau Maria hatte mit Sicherheit geglaubt, an diesem Sonntag hier mit ihnen im Saal sitzen zu können.

Das Gespräch ging noch in dieser Richtung fort und zeigte, wie nahe Maria Langer diesem Hause schon verbunden war.

In Michelene aber triumphierte etwas Lautloses.

Sie mußte fort, dachte sie.

Sie wurde fortgeschoben in dem Augenblick, da ich kam. Sie sah keine Feuer mehr an ihm, als die, die aus den Bewegtheiten dieser heimlichen Augenblicke flossen.

Sie hörte nicht weiter, was über die Rückkehr der jungen Frau gesagt wurde, fühlte nur dieses noch, und alles in ihr war voll blauer heiterer Sonntäglichkeit. Hatte sie dieses Gefühl schon einmal in ihrem Leben gekannt? Nicht damals, da jene erste Liebe vorüberstrich, nicht später, da Josef sich ihr näherte oder da sie mit ihm zusammen war. Nein, dieses festliche, beruhigte unendliche Gefühl war nur einmal ... ersehnt worden oder war ein Widerschein aus einer längst erloschenen ungeheuren Festlichkeit ihres Lebens.

Der Kaffee ward in jenem kleinen Pavillon genommen, der das Kroatenschlössel hieß, und über den Frau von Reits in allerhand Erinnerung schwelgte. Bald aber ging das Gespräch wieder in gesellschaftliche Erzählung über, und drüben waren Josef und Zamietzki in ein landwirtschaftliches Thema vertieft.

Digitized by Google

Nachher aber, als Michelene und Reits allein durch die Gänge des Parkes wanderten, sahen sie einander an und er sprach scherzend: „Nun wäre es vielleicht an der Zeit, gnädige Frau, daß wir überlegten, wo wir uns schon einmal begegnet sind."

Sie erschrak, obgleich sein Ton nicht anders war, als vorher und er gleich wieder den Blick aufmerksam ringsum gerichtet hielt, um ihr, wie es sein sollte, allerhand Bemerkenswertes zu zeigen.

Sie sprach in dem gleichen leichten beherrschten Tone:

„O, es ist doch nie gewesen, wie Sie selbst sagten, Herr von Reits."

Er blickte sie wieder von der Seite an.

„Vielleicht ... doch —"

„Vielleicht ...?" wiederholte sie lächelnd mitten im grünen Licht eines jungen Buchenhages, „dann wohl in jener ... Waldlandschaft, von der Sie selbst meinten, daß sie vielleicht niemals existierte ...?"

„Sie wird irgendwo existiert haben," sagte er ruhig, „ebenso wie ... wir vielleicht — —"

„Das ist ein kühner Gedanke, Herr von Reits," sprach sie, während ihr Herz schlug, „und er paßt doch vielleicht nicht ganz zu Ihnen."

„Aber gibt es nicht Dinge und Dinge, Menschen und Menschen, bei denen wir dieses Empfinden im ersten Augenblick haben?" fragte er unbekümmert. „Ganze Situationen, die in uns den Gedanken wachrufen: ‚Das erlebte ich schon ... das war schon einmal'..."

„Es soll Täuschung sein," sagte sie langsam, sich gewaltsam zurückhaltend, „ich meine gehört zu haben, daß es auf irgend welchen Funktionen des Gehirns beruht, und daß die Franzosen es ‚das falsche Wiedererkennen' nennen... Also eine Täuschung, bei der wohl ... manches mitspielen wird..."

„Der Wunsch nach Erklärung des ... Unerklärlichen," sprach er zögernd, „vielleicht mag es so sein. Aber warum sollen wir es annehmen? Während ich neben Ihnen gehe, gnädige Frau, habe ich immer wieder das Gefühl wie neulich abends, als die Lichter brannten..."

Ein Schauer glitt über ihre Schultern.

„Aus den Spiegeln brannten", sagte sie scheu.

Er schwieg.

„Vielleicht kommt dies ganze Empfinden nur von diesem einen Augenblick her, der uns noch beherrscht", warf sie hin.

„Aber warum wollen wir nicht dabei ... beharren?" fragte er in etwas leichterem Tone.

Sie erschrak und vor ihr stieg das Unbegreifliche dieser ganzen Lage auf. Dieser Mann, den sie vor wenig Tagen zum erstenmal gesehen hatte, konnte so zu ihr sprechen ...? Aber sie dachte: Ist es nicht bei jeder Liebe so? Ist alles, dieses sonderbare Zueinanderfinden, nicht so oder so ein ... Wiedererkennen...?

„Wohl, es beherrscht uns. Es soll uns beherrschen. Denken wir nicht weiter darüber nach! Denken wir nur, daß es ist!"

Sie lenkte ab, das Gespräch kam auf Persönliches, sie erzählte auf sein verhülltes Fragen von ihren Eltern und wie ihre Jugend vergangen war. Er hörte

Digitized by Google

zu. Still und aufmerksam. Sie fühlte, wie leidenschaftlich nahe seine Seele diesem kam, das für sie Leid und Einsamkeit gewesen war.

Immer mehr vertiefte sie sich, vergaß Tag und Weg und Augenblick und wußte nur das Unerhörte, daß sie zu jemand sprach, der sie verstand und der sprach, wie ... sie.

Flüchtig erzählte er auch von sich, daß der Vater früh gestorben und er selbst bald zur Landwirtschaft übergegangen sei und sie auch liebe. Nichts mehr. Nichts weiter. Und doch verstand sie alles, und sein ganzes Dasein war ihr deutlich.

Die Reits waren nicht eigentlich schlesischer Herkunft. Vor zweihundert Jahren waren sie noch oben im Osten angesessen gewesen. Ein Vorfahr hatte aber den Schweden gedient und deshalb seine polnischen Güter verloren, die nun einem anderen Verwandten rechtmäßig zufielen. Heimlich war er aber wiedergekehrt, hatte die Wächter bestochen und den Vetter und dessen jungen Sohn überfallen und erschlagen. War dann mit dem Weib des Vetters und seinem Raube nach Holland entflohen. Erst sein Enkel war wiedergekehrt und hatte sich hier im Lande der Kaiserin angesiedelt.

Betroffen blickte Michelene auf Reits, etwas schien vor ihr aufzuzittern, das aber gleich wieder erlosch...

... Ach, war es nicht Wahnsinn, das Ungefähre so auszunutzen ... ! Aus dem Blauen war es gekommen, im Blauen schwamm es noch immer ... das war alles.

Und dieser Tag war mit wie aus dem Ungeheuren gekommen und enthielt noch immer Ungeheures... Immer noch diese Sonnenfeuer, immer noch diesen Frühling.

Sie gingen durch den Park, die anderen hier und da treffend und grüßend, und es war wohl vielerlei, das durchaus Gegenwart war und sie erinnern sollte, aber es berührte sie kaum.

Auf und ab gingen sie und sprachen.

Es war wie ein Schweben im zartesten Licht, ein Getragensein von unendlichen Dingen, tiefstes, fast entrücktes Ineinandersein.

* * *

Michelene war tagsüber so allein im Parkhaus, wie sie bisher gewesen war. Aber in ihr war keine Einsamkeit mehr. In ihr war seltsame Erschlossenheit. Sie wunderte sich selbst, was in all den Jahren in ihr aufgespeichert worden war. Jetzt sprach sie. Sprach sie alles zu ihm, der nicht da war, aber den sie doch fühlte, und der an sie dachte, Tag und Nacht.

Unendliche Stunden verplauderte sie so auf jenem Platze auf der stillen Terrasse, in den Park schauend, der sein Wesen immer mächtiger vor ihr entfaltete. Jetzt war er da ... und sie verstand alles.

Josef blieb manchmal tagelang in Niederwiese. Dann kehrte er wieder unvermutet zurück, müde, reizbar und erschlafft. Trotzdem der Eindruck von Schloß Henningsdorf und dem Henningsdörfer sicher noch nicht vergangen war, kehrte jenes Zwiespältige und Zerrissene, das in ihm war, doch schon wieder zurück, wenn auch zunächst gleichsam nur in flüchtigen Zuckungen.

Er sprach von der Zukunft, ohne sie direkt zu erwarten und doch voll Ungeduld, als ob etwas in ihm jagte. Fragte viel, wie sie sich einzurichten gedächte

Digitized by Google

und was sie selbst sich erwarte, und sie wunderte sich fast über diese Aufmerksamkeit, die sie nicht gewohnt war und sie doch nicht mehr berührte. Da lag für sie jetzt etwas wie ein Vorhang. Dorthin war ihr Blick abgesperrt.

Eines Abends war Josef eben wiedergekommen und saß nun im beginnenden Dämmern neben Michelene im Gartensaal unter den Spiegeln, die lautlos auf sie schauten. Sprach wieder und wieder nervös von der Zukunft.

Plötzlich aber erschien Aldenhoven. Es war fast, als ob er es abgepaßt habe, daß der Hausherr da sei, denn Michelene hatte ihn, als sie allein war, schon mehrmals abweisen lassen.

Die beiden Herren hatten trotz aller Gegensätze, wie es schien, doch ein gewisses Verständnis füreinander, das Michelene fast überraschte. Es kam aber wohl vor allem daher, daß Aldenhoven ein leidenschaftlicher Jäger war, welcher Passion Josef sich eben wieder einmal zugeneigt hatte.

Aldenhoven ließ aber bald dieses Thema und begann, zu Michelene gewandt, allerlei gemeinsame heimatliche Erinnerung wieder zu heben. Er mußte seine Gedanken heftig daraufhin gesammelt haben, denn er wußte mancherlei, das ihr längst entschwunden gewesen war.

Sie sah ihm ins Gesicht. Fast staunend. Das war der Mann, der sie damals zum Stummsein verurteilt hatte. Der gewissermaßen den Beginn der letzten furchtbarsten Erstarrung gegeben hatte.

Wußte er das überhaupt?

Wie sonderbar war es, daß er nun hier mit ihr zu reden begann. Jetzt war alles Langevergangene auf einmal wieder erleuchtet, jene Stunde am Schachbrett, jener Nachmittag auf dem Hochstein, jenes Sommernachtsfest im Walde.

Jetzt redete er, da anderes redete. Wie sonderbar war das. Jetzt, da ein anderer redete und ihre Seele zu jenem sprach, da erwachte er...

Und Josef auch. Man konnte es fast sagen. Mit einer gewissen unruhigen Spannung sogar.

Michelene saß regungslos.

Da waren die beiden Männer, die sie in die Einsamkeit gestoßen hatten, zusammen bei ihr, und jeder hatte etwas wie einen anderen Willen auf sie gerichtet. Jeder... suchte sie nun in seiner Art. Jeder sprach zu ihr... sprach... jetzt —

Dabei schien es ihr fast, als ob vom Kanicht her über den schweigenden Park hinweg wieder etwas von jenen seltsamen Akkorden käme...

Aber Michelene hörte nicht. Hörte von dem allem nichts mehr und sah auch die beiden nicht.

Ihre Blicke glitten inmitten der steigenden Dämmerung wieder zu den Spiegeln, die sie lautlos umgaben, und hingen fest an ihren dunklen Flächen...

* * *

Nun sollten sie zum Medizinalrat Feyerabend. Es war Gesellschaft dort. Josef war auch diesmal nicht gewillt nein zu sagen, wegen der ländlichen Bekannten nicht, sonst hätte er es vielleicht am liebsten getan. Er sank wieder mehr und mehr in sich zusammen, aber in Michelene regte sich dabei nichts, sie sah ihn wie fast alles ringsum in leisen Nebeln, die es immer mehr verschlangen.

Digitized by Google

Sie wußte jetzt, was jenes damals am ersten Abend bedeutet hatte: das Vorspiel. Sie wußte, was die wunderbaren Farben jenes Sonnenunterganges bedeutet hatten: den Auftakt. Es ist so, daß alles, was kommt, immer schon in dem Vorhergehenden enthalten ist, daß es leise Übergänge, ständige Verkündigungen gibt, die wir nur zu merken brauchen. Großes war für sie aufgetan worden, das hatte jene seltsame Episode verheißen. Nun wußte sie es.

Zu diesem Abend kleidete sie sich an, wie in ihrem ganzen Leben noch nicht: mit einer suchenden, überlegenden und hoffenden Aufmerksamkeit, nur, daß ihre Gedanken doch dabei im voraus wie zu einem Tore eilten, um dort stumm geschart stehen zu bleiben. Erwartung. Erwartung war in ihr. Das war alles.

Und unter dem Maiengeläute des Abends gingen sie nach dem Hause am Ringe, in dem der Medizinalrat wohnte. Sie schritten die alte Stiege hinauf. Oben brannten Lichter, und durch diese sanfte Helle geleitete sie und die anderen Gäste das alte Faktotum des Medizinalrates mit vieler und gutmütigster Begrüßung. In dem großen Flur hingen schon allerhand Hauben, Schleier, türkische Tücher und Schals. Durch die offenen Türen schallten eifrige Stimmen, und darüber weg kam von den Türmen der Stadt noch immer das Geläute.

— — Es war Mondzeit. Der Mond würde kommen. Der letzte Romantiker sprach mit großer Wichtigkeit davon, als ob er diese Einrichtung besonders bestellt hätte, und führte alle seine Gäste an die Fenster und wies ihnen den blausilbernen Osten.

Ein Bändchen steckte verheißungsvoll in der Tasche seines Bratenrockes: seine Balladen.

Da war Frau Maria.

Grade sahen die Frauen einander an, aber Michelene merkte bald, daß der Blick der anderen wieder über sie hinwegglitt — wie in glücklichster und zuversichtlichster Erwartung.

Es kamen wohl alle, die hierher zu kommen gewöhnt waren, auch verschiedene vom Lande, an Michelene glitten wieder Namen und Gestalten vorbei. Sie sah auch Aldenhoven. Also auch hier war er. Aber alles blieb Schemen und Spuk. Alles in Michelene war jetzt steil aufgerichtet. Alle Gedanken lehnten gleichsam vorgebeugt am Tor und drohten es zu erbrechen. Und tief in ihr trieb noch etwas, noch irgend etwas ...

Da waren auch die Zamietzkis, die sich zu ihnen gesellten. Was sprach die blonde Frau ...? Michelene sah sie starr an, sie dachte plötzlich: ob in dieser jemals solche Gedanken waren wie in mir? Ob sie in ihrem ganzen Leben nur Sekunden hatte, wie ich jetzt Stunden und aber Stunden erlebe? Ja, warum ... jetzt kam es wieder ... warum ist das alles so seltsam verteilt, wie nach unbekannten Vorspielen ... wie nach Stichworten, die im Unbekannten längst gefallen sind... Warum den einen alles in Sicherheit und Aufrichtigkeit gelöst und warum den anderen immer nur das Vage und Verborgene und alle Seltsamkeit der Erschütterung? Warum den einen dieses, warum so vielen dieses und mir ... und mir ...

Das, dachte sie.

Und sah sie kommen: die schöne alte ahnungslose Frau, ihr sogleich zulächelnd, aber doch ... Michelene gewahrte es ... mit jener Leere, die oberflächlichstes

Digitized by Google

Der Türmer

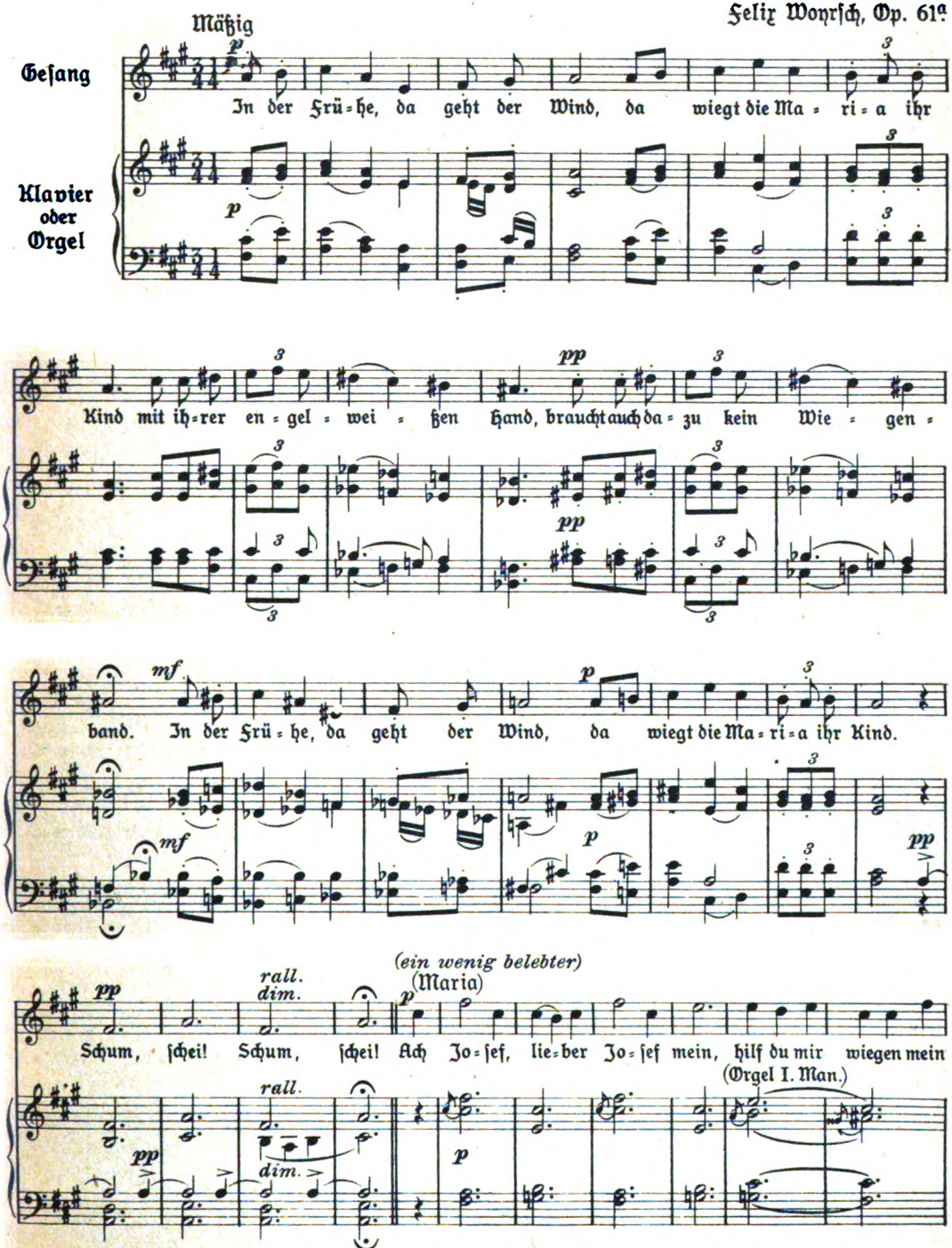
XXIII. Jahrg. Heft 3 Dezember 1920

Wiegenlied in der Weihnacht

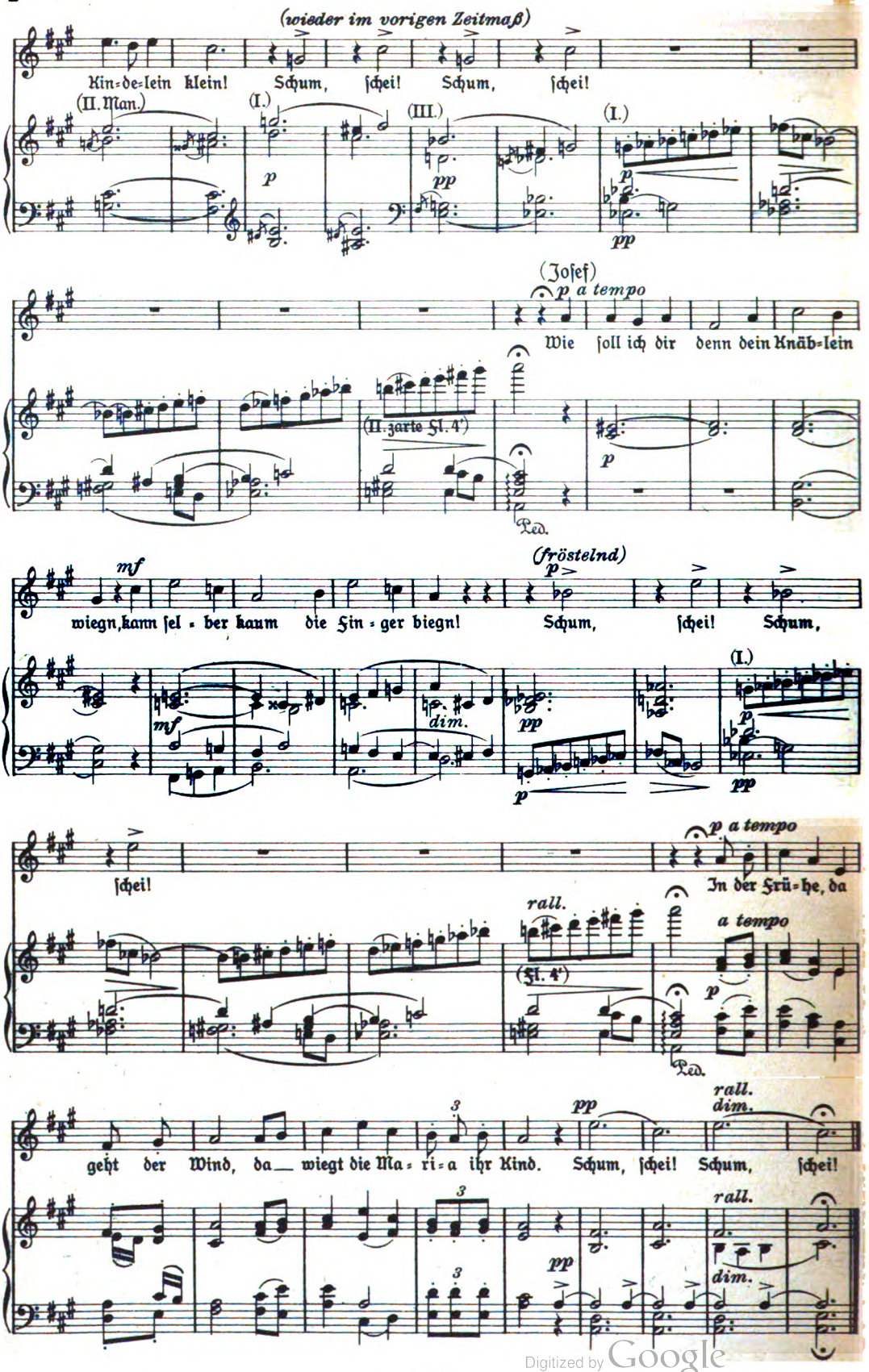
aus dem Mysterium: „Da Jesus auf Erden ging"

Aufführungsrecht vorbehalten

Felix Woyrsch, Op. 61a



Digitized by Google



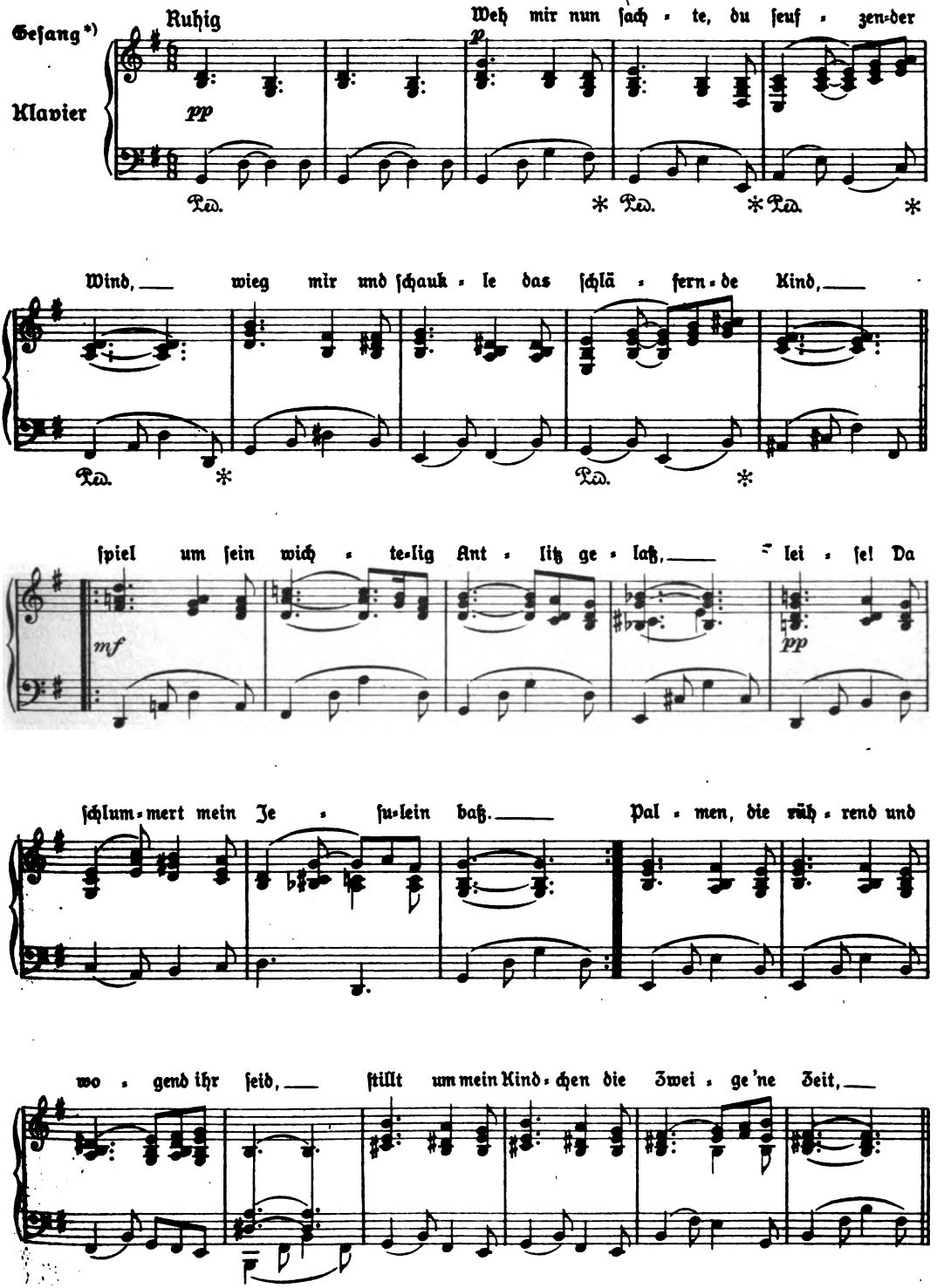
Digitized by Google

Mariae Schlaflied

Guido Gezelle
(Deutsch von Rud. Alex. Schröder)

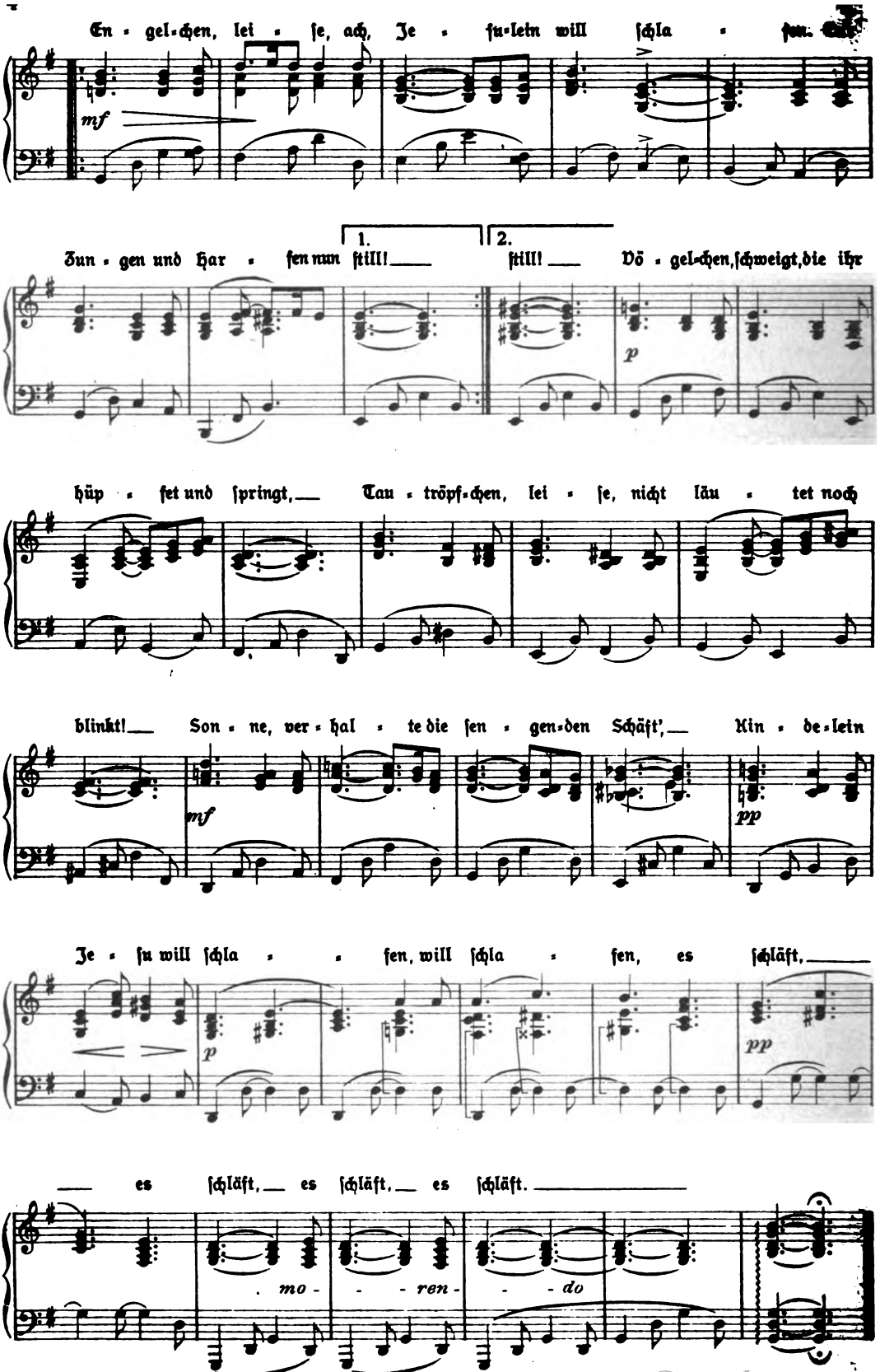
Aufführungsrecht vorbehalten

Hans Joachim Moser, Op. 10 Nr. 2



*) Der Gesang geht mit der obersten Stimme des Klaviers

Digitized by Google



Digitized by Google

Interesse zeigt, mit jener gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, gegen die sich alles, was in Michelene war, von neuem wieder auftat als namenloser Abgrund...

Ihre Augen sahen ihn.

Und alle Gedanken in ihr ließen wieder ab und standen ruhig, wie gelähmt, beschwichtigt oder wie in einem seltsam blauen Licht... Vielleicht empfand Michelene dabei den Mond, der sicherlich schon draußen stand und seine Strahlen unmerklich herüberschickte?

Nur wenige Worte konnten sie sprechen, ihr war es fast noch lieber, und in ihr stand noch immer lautlos geschart in ruhigster Erwartung alles Denken.

Zamietzki führte Michelene zu Tische, wie sich es auch durchaus schickte. Sie saß aufrecht, die Augen vor sich hingerichtet. Mit einer gewissen ruhigen, abgewandten Kühle empfand sie seine Gemeinplätze, seine landläufigen Redensarten und gewohnten Entscheidungen. Das alles war für sie ebenso aus aller Peinlichkeit gerückt wie ... Josef.

Der alte Herr rührte strahlend an sein Glas.

Eine lange Romantikerrede. Von Mondschein und Zauberlaternen, Wiesenmatten und Blütenbäumen. Und daran geknüpft die Kunde, daß man diese Zaubermondstunden heute zum Tanzen benutzen wollte.

Etwas in Michelene erschrak eigentümlich. Sie hatte noch nie getanzt. Und unwillkürlich glitt ihr Blick zu Aldenhoven, der einst jedem Tanze mit ihr ausgewichen war.

Und nun wußte sie, was kommen würde. Und fühlte, daß es lange schon, da noch alles in ihr in Grübeln und jenem Erwarten erstarrt war, gewußt hatte.

Sie sah zu, wie das Klavier geöffnet, die Lampen hinausgetragen wurden. Draußen stand es blau auf dem Marktplatze, so hoch war der Mond nun gestiegen.

Ein Spieler tauchte auf.

Er schlug an.

Auch dieser Ton flog durch Michelene wie aus unendlichen Gründen, wo er geschlafen hatte, aufgescheucht. Es waren nicht jene langsamen Akkorde, die damals ihre Wiederbegegnung mit Aldenhoven begleitet hatten, es waren nicht Töne, die an ihr vorbeigeglitten waren, wenn sie mit Josef ihnen von weitem lauschte; es waren die, die schon immer in ihr gewartet hatten, die ihr Sein in sich hielten.

Da stand Reits vor ihr.

Und sie tanzten.

Sahen nichts von allem ringsumher. Sie fühlte: nichts davon. Und hielten sich, wie sie beide noch nichts gehalten hatten, und tanzten in diesen Mondschein hinein, wie in ihr Schicksal, in ihr Leben. Und es tauchte auf, erst unbestimmte Umrisse nur, hin und her geschleudert von den Wogen dieser triumphierenden Musik ... fern die Lichter im Spiegel aufleuchtend und zurückblitzend ... nahe etwas, das tief in ihnen war und dem sie doch entgegenschwebten ... das sich immer mehr auf sie herabsenkte... Sie waren nicht hier, nicht in diesem Saale, nicht in dieser Zeit, nicht unter diesen Menschen... Staub waren die, Schemen waren sie ... lebendig war nur das, was sie in sich und ineinander fühlten und immer deutlicher wurde ... diese blaue Nacht, die doch nicht diese war, die sie umgab... Nicht der Ort, nicht die Menschen, nur dieser blaue Mondschein, aus

Digitized by Google

dem die Takte dieſer Muſik fielen, wie aus einem ungeheuren Liede der Vergangenheit.

Immer noch Tanz. Immer noch Schweben. Kein Aufhören. Ein immer leidenſchaftlicheres Sichergeben und Erzwingen und Wiedererleben uralter Dinge... Immer nur eines: dieſes Dringen durch die Schleier, die immer mehr vor ihnen zurückwichen, dieſes unendliche Erkennen: du biſt es. Du biſt es.

Dann ſchwieg die Muſik.

Die anderen fuhren dazwiſchen, Michelene ſah Geſichter, einmal auch den erblichenen Schatten der Frau Maria. Was hat ſie für ſchwarze Augen, mußte Michelene denken.

Dann ſah ſie Aldenhoven. Ach, Aldenhoven. Auch ſah ſie einmal Joſefs Züge mit einer peinigenden Deutlichkeit.

Sie glitt darüber weg, und es waren doch ſo viele andere, die ſich um ſie drängten, und mitten darin ſpürte ſie doch immer nur jene ... Mondnacht und jenen ... jenen ... einen.

Und ſie tanzte mit vielen, auch mit Aldenhoven und ſah ſeinen bittenden ſehnſüchtigen Blick, und die ſo vieler anderer, und wieder war es ihr, als ob ein altes Märchen ſich vor ihr höbe, wieder, als ob Erinnerung auch aus ſachten Nebenbildern ſteige ... einmal war es wohl geweſen, daß alle ſo vor ihr gekniet hatten, wie ſie es in dieſen ſchmeichelnden entzückten Worten taten, einmal war es, daß aller Triumph der Frau in ihr geweſen war, aller Glanz und alle Schönheit, wie ſie ſie jetzt für Stunden in ſeltſamem Abglanz umſchwebte.

Und da war auch wieder Reits, und ſie riſſen die Augenblicke von neuem an ſich und tanzten, tanzten und alle Melodie war immer nur die eine, und ſchlug an alle Tore bei ihnen und hämmerte heraus, was Leben und wilde Offenbarung waren...

So war es einmal geweſen. (Schluß folgt)

Der Stern

Von Kurt Bock

Weß du heut neu gewiß wardſt, juble es nicht aus!
Verſchwiegen wandere von Mund zu Munde
Und klopfe nur an jedes milde-leiſe Haus
Die tagesnahe, junge Segenskunde:

Es iſt ein Stern dem dunkeln Himmelsmeer enttaucht,
Steht ruhig-klar im Ziele unſrer Schritte;
Die Weiſen brechen auf; von lindem Licht behaucht
Blüht weite Flur und gläub'ger Hirten Bitte.

O eile! Traumhaft Hoſianna niederſchwebt,
Der Horizonte Regenwand will weichen, —
Du Wandrer, wandle dich, daß in dir ſelig bebt
Der Sternglanz, aller Zukunft Glück und Zeichen!

Digitized by Google

Die Marnetragödie

Von Hans Wram (Genf)

Sechs Jahre sind es schon her, seitdem die erste der verpaßten Gelegenheiten uns, mit Hilfe des inneren Zwistes, die äußeren Gegner ins Land brachte, wohin deren Waffen bis zuletzt sie nicht hatten führen können. Viele Studien sind inzwischen von Berufenen und Unberufenen geschrieben worden. Wir wissen so ziemlich, wie es bei uns zugegangen; wie bereits in den ersten Stunden nicht etwa die starke Faust, sondern der führende Geist, der unbeugsame Siegeswillen gefehlt hat. In dem Duell der Waffen hat zweifellos das deutsche Schwert bis zum Ende gesiegt; im Kampfe der Charaktere aber, genannt Kriegspolitik, hat das schlecht geleitete deutsche Volk versagt. Das ist beinahe dasselbe, was Kitchener schon im August 1914 geweissagt: „In diesem Kriege werden die Deutschen die Schlachten — England aber den Krieg gewinnen."

* * *

Die Marneschlacht habe ich in Paris erlebt. Der Leser, dem meine zuerst in der Kölnischen Zeitung erschienenen „Kriegsbilder aus Paris" bekannt, erinnert sich vielleicht noch, wie das ritterliche Kulturvolk am 3. August 1914 mich in einer Sommerfrische bei Paris beinahe gelyncht hätte. Mit knapper Not entging ich, wenn auch zerschunden und blutig geschlagen, dem Tode. Doch ich konnte noch drei Jahre und in Freiheit in Paris bleiben, wohl der einzige Deutsche, dem dies durch gute Beziehungen zu hohen literarischen Persönlichkeiten gelang. Ich kann also als Augenzeuge berichten, wie es damals so nahe hinter der französischen Front, in der Hauptstadt aussah, und wie die Deutschen nur zuzugreifen brauchten, um das von den Franzosen selbst als verloren aufgegebene Paris in die Hand zu bekommen.

Mit der vierten Augustwoche begannen die Flüchtlinge aus dem Norden die Hauptstadt zu füllen. Ganze Züge von Bauernwagen, vollgepackt mit Menschen, Möbeln und Hausgerät, ja sogar Tiere durchzogen die Hauptstraßen. In den Gasthäusern gab's keine Zimmer mehr, selbst nicht um Unsummen. Man legte sich in die Korridore, auf die Stiegen, ja auf den Boden beim Eingange. In den Wirtshäusern kamen schichtweise Scharen von Flüchtlingen zur raschen Abfütterung; draußen warteten bereits Hunderte auf Einlaß. Die meisten hatten Freikarten von der Gemeinde, die den niedrigen Einheitspreis der Mahlzeit den Wirten für die vermögenslosen Vertriebenen ersetzte. Hastig wurden bei Paris Bäume gefällt, um vor den Befestigungen den freien Blick auf den in Kürze erwarteten Feind zu sichern; ja sogar viele Häuser wurden zu dem Zwecke gesprengt. Die Verteidigungsmittel der Hauptstadt waren eben sehr vernachlässigt und mußten ebenso improvisiert werden. Das war aber bei dem erschreckend schnellen Zeitmaß des Kluckschen Vormarsches nicht leicht. Und ich habe mit eigenen Augen Ofenrohre gesehen, die man bei Paris recht sichtbar an geeigneten Stellen anbrachte, um den deutschen Fliegern die fehlenden Kanonen vorzutäuschen. Die Panik war all-

Digitized by Google

gemein. Der stolze Deutschenfresser Poincaré war in der Nacht, heimlich, feige (das sagten damals die Pariser selbst) ausgekniffen. Bordeaux erlebte eine neue Auflage. Und in diesen tragischen Stunden tuschelten Eingeweihte voller Entrüstung, im Capon Fin in Bordeaux fänden allnächtlich ministerielle Zechgelage und Orgien statt...

Die Patrioten — und wer war es nicht in Paris 1914 wie 1918? — weinten und schimpften. Man wußte, trotz der Verbündeten war man diesmal wieder verloren, unrettbar verloren. Clemenceau machte der Regierung den Vorwurf, das Volk zu betrügen und die Niederlagen zu verheimlichen. Der Befehl zum Rückzuge weit hinter die Marne war bereits gegeben. Wenn Paris angegriffen wurde, wenn auch nur eine kleine Truppe nach Calais und Boulogne ging, um den Engländern die Visitenkarte abzugeben, so war der Weg offen. Niemals in der Weltgeschichte kann man so sagen: Die Gelegenheit war zum Greifen da, und sie wurde verpaßt. Poincaré hat es selbst erst kürzlich, anläßlich des Jahrestages bestätigt, wie sehr die englische Armeeleitung selbst die Situation für verloren ansah, und wie sie unbedingt zurückweichen wollte.

* * *

Bevor ich aber von diesen tragischen Tagen, die vom 3. bis zum 9. September reichen, berichte (die Abbiegung nach dem Südosten der Armee Kluck bis zum Rückzugsbefehl am 9.), will ich einen genaueren Blick, als dies bisher geschehen, auf die französische Marne-Armee werfen. Schon damals und bis zuletzt hat man sich die feindlichen Kräfte nicht näher angesehen, demnach überschätzt, und selbst im Augenblicke, wo sie, Herbst 1918 „außer Atem" (nach französischem, militärischem Sachverständigenurteil) gerieten, stellte Hindenburg in einem amtlichen Schreiben fest, sie seien fortwährend im Wachsen begriffen, während die deutschen Kräfte dahinschwänden. Also Anfangs September 1914 hatte General von Kluck, der die entscheidende Schlacht bei der Ourcq nach französischen Angaben verlor, die folgende 6. Armee vor sich:

Oberleitung: General Galliéni, Kommandant der Festung Paris. Der eigentliche Befehlshaber der 6. Armee war General Maunoury. Dieselbe setzte sich aus folgenden Kräften zusammen: 7. Armeekorps (Kommandant General Vautier). 14. aktive Division (Kommandant General de Vilaret). Diese Division hatte zuerst im Elsaß gekämpft; sie erhielt am 24. August den Befehl, sich schleunigst nach dem Westen in die Somme zu begeben, und hat dort die ganze Schlacht mitgemacht. Ebenso die 63. Reservedivision (Kommandant Lombard). — Die 5. Reservegruppe unter Befehl des Generals de Lamaze, bestehend aus: 1) der 55. Reservedivision (Kommandant General Leguay). 2) der 56. Reservedivision (Kommandant de Dartein). Diese zwei Divisionen hatten zuerst im Osten bei der Meuse gekämpft, trafen am 29. August ein und nahmen an der ganzen Schlacht teil. 3) Die Marokkanische Brigade unter General Ditte. — Die 45. Algerische Division (Kommandant General Drude). Sie kam erst am 8. September aus Afrika an, und beteiligte sich von da ab an der Schlacht. — Das 4. Armeekorps unter General Boelle, bestehend aus 1) der 7. aktiven Division (Kommandant General de Trentinian) und

Digitized by Google

2) der 8. aktiven Division unter General de Lartigue. Diese zwei Divisionen hatten bis zum 2. September bei der 3. Armee gedient, traten dann am 5. zur Armee Maunoury über und nahmen erst am 7. an der Schlacht teil. — Die 6. Reservegruppe (Kommandant General Ebener) bestand aus 2 Divisionen: die 61. Reservedivision unter General Deprez und die 62. Reservedivision unter General Ganeval. Diese zwei Divisionen hatten sich bei Cambrai verblutet und waren zur Ergänzung nach Paris geschickt. Die 61. Division konnte erst am 7. eingreifen, und die 62. sich nur mehr an der Verfolgung nach der Schlacht beteiligen. — Die Kavallerie bestand aus dem 1. Korps (Kommandant General Sordet) und der Brigade Gillet. Sie hatte bei und nach Charleroi furchtbar gelitten und konnte während der Schlacht kaum eine nennenswerte Rolle spielen. Die Engländer (Oberkommandant Marschall French) hatten 3 Armeekorps. Das 1. Korps unter Generalleutnant Douglas Haig. Das 2. Korps unter General Smith Dorrien, das 3. Korps unter Generalleutnant Pulteney und einer Kavalleriedivision (Kommandant General Allenby).

Die weiteren, an der Marneschlacht teilnehmenden französischen Truppen waren folgende: 5. Armee (Kommandant General Franchet d'Espérey), 18. Armeekorps unter General Maudhuy, bestehend aus der 35. Division (General Margoulet) und der 36. Division (General Gouannic). — 3. Armeekorps (General Hache), 5. Division (General Mangin) und 6. Division (General Pétain). — 1. Armeekorps (General Delogny) 1. Division (General Gallet) und 2. Division (General Duplessis). — 10. Armeekorps (General Defforges): 19. Division (General Bonnier). — Außerdem 3 Reservedivisionen: die 51. unter General Boutegourd, die 53. unter General Perruchon, die 69. Division (General Legros) und das zweite Kavalleriekorps (Kommandant General Conneau).

Dann die 9. Armee unter General, jetzt Marschall Foch. — 9. Armeekorps (General Dubois) bestehend aus der 17. Division (General Moussy), die Marokkanische Division unter General Humbert und die 52. Reservedivision unter General Battesti. — Das 11. Armeekorps (Kommandant General Eydoux). Die 21. Division (General Radiguet), die 22. Division (General Pambet), die 18. Division (General Lefevre). — Ferner die 42. Division (General Grossetti), die 60. Division (General Joppé), sowie die 9. Kavallerie-Division (General de L'Espée)

Sodann die 4. Armee (General de Langle de Cary). Sie setzte sich aus folgenden Armeekorps zusammen: 17. Korps (General Dumas), 33. Division (General Guillaumat) und 34. Division (General Alby). — 12. Korps (General Roques): 23. Division (General Masnon) und 24. Division (General Descoings). — Das Kolonialkorps unter General Lefèvre: die 2. Kolonialdivision (General Leblois), die 3. Kolonialdivision (General Leblond). — 2. Korps (General Gérard): 3. Division (General Cordonnier) und 4. Division (General Rabier). — 21. Korps (General Legrand): 13. Division (General Baquet) und die 43. Division (General Lanquetot).

Schließlich die 3. Armee (Kommandant General Sarrail). Sie setzte sich folgendermaßen zusammen: 5. Korps (General Micheler): 9. Division (General Roques). — 6. Korps (General Verraux): 12. Division (General Souchier, später General Herr), 10. Division (General Lecomte). Die 107. Brigade (General Estève). — 15. Korps (General Espinasse): 29. Division (General Carbillet),

Digitized by Google

30. Division (General Colle). Sodann die 3. Gruppe der Reservedivisionen (General Durand). — Die 65. Reservedivision (General Bigot), die 67. Reservedivision (General Marabail), die 75. Reservedivision (General Vimar) und die Truppen der Festung Verdun unter General Heymann. Schließlich die 7. Kavalleriedivision unter General d'Urbal.

Die englische Armee hatte den Rückzug seit Charleroi schon mitgemacht und war stark mitgenommen; die Leitung hielt an dem ersten Plan des weiteren Rückzuges lange fest und hat sich in Wirklichkeit an der Schlacht sehr schwach und nur zuletzt beteiligt.

Das ist die Armee, die die Schlacht gewonnen — sagt der Sieger (?). Wie man aber gesehen, hat ein gut Teil überhaupt erst zuletzt d. h. nach der Entscheidung eingegriffen, ein weiteres hohes Prozent erst am 7. oder 8.; und trotzdem, obwohl die Franzosen noch vor Beginn der Schlacht den Befehl zum Rückzuge gegeben, trotzdem sind die Deutschen zurückgegangen. Wie ist das zu erklären?

In Paris herrschte bis zum 2. September die helle Verzweiflung. Hohe Militärs gaben unter vier Augen die Überlegenheit nicht nur der deutschen Kräfte, sondern auch der Kriegführung zu. Ich habe eine Schilderung von einem Augenzeugen von Charleroi, wie die Franzosen stets vergeblich versuchten, an die Deutschen heranzukommen und überhaupt den blanken Waffenkampf zu erzwingen, und wie die Wellen der Angreifenden stets mit zahllosen Mitrailleusen niedergemäht wurden, selbst angehört und ihre tränenvolle Wut, ihre Ohnmacht mit eigenen Augen gesehen. Im Ministerium wie im Volke, bei den Soldaten wie bei den Offizieren, herrschte die Einsicht und die Überzeugung: Da ist nichts zu machen als sich zurückzuziehen und auf ein Wunder zu warten. — Da kam plötzlich, ganz unerwartet, wie ein Lauffeuer die Nachricht, die Deutschen schwenken ab, lassen Paris beiseite und gehen nach dem Südosten. Man wollte es zuerst nicht recht glauben, es wäre zu schön! Dann kam die Gewißheit und damit der Befehl, den bereits angeordneten Rückzug sofort einzustellen und sogleich Front zu machen. Die kleine Schar, die Galliéni für die lange nicht ausreichende Verteidigung von Paris sich buntscheckig gesammelt, sie mußte sofort Klucks Flanke überfallen. Ja, aber wie die Truppen so schnell an Ort und Stelle schaffen? Da hat Galliéni einen praktischen Einfall gehabt.

Wir haben oben gesehen, wie die 8. Division erst am 2. September die 3. Armee verlassen und am 7. nur mehr in die Schlacht hat eingreifen können. Sie war in Vienne-la-Ville und Saint Menéhould am 2. einwaggoniert und in der Nacht vom 3. auf den 4. in Pantin bei Paris ausgestiegen. Bereits am 6. abends aber war sie schon am rechten Ufer des Grand Morin versammelt, wo sie die englische Armee auf deren Ersuchen unterstützte. Aber die 7. Division hatte erst am 3. September abends in der Argonne die Reise angetreten. Die ersten Züge kamen am 5. abends nach Noisy-le-Sec, die letzten aber erst am 7. in der Frühe mit einer Verspätung von 48 Stunden dort an. Die Division versammelt sich darauf in der Gegend von Gagny-Villemomble, zwischen 5 bis 8 Kilometer von Noisy entfernt. Jetzt galt es, die Truppe rasch zum entscheidenden Kampfplatz an die Flanke Klucks zu bringen. Auf die Eisenbahn konnte man nicht mehr zählen, sie war unsicher und

Digitized by Google

jeden Augenblick in Gefahr abgeschnitten zu werden. Was tun? Am 6. abends um 8 Uhr findet bei Galliéni im Lyzeum Duruy (seiner Kommandostelle) eine Beratung statt. Darauf wird Befehl gegeben, alle verfügbaren Autos, ob nun Privat, Touristen oder Mietwagen, zu requirieren.

Die Hauptstadt besaß im Juli 1914 etwa 10000 Taxis. Davon waren aber mindestens 7000 unbrauchbar, weil die Chauffeure mobilisiert waren. Bleiben also 3000. Diese sind in der Riesenstadt zerstreut, außerdem sind die Lenker alle ziemlich bejahrt, da über das militärische Dienstalter hinaus. Trotzdem wurde Befehl gegeben, alle herumfahrenden Taxis in ihre Depots zu schicken und die Besitzer anzuweisen, dieselben dann sofort auf dem Place des Invalides sich versammeln zu lassen. Das geschah und bereits zwei Stunden später, um 10 Uhr Nachts rollten schon von allen Seiten die Taxis heran. Die erste Kolonne wird gebildet, ungefähr 350 Wagen, sie wird nach Tremblay-le-Gonesse (im Norden von Gagny) gesendet; dort sollen ihr weitere Weisungen zukommen. Eine zweite Kolonne von 250 Wagen folgt. Weitere 700 fahren darauf nach Gagny, wo sie ihre Besatzung aufnehmen, durchschnittlich 4 Mann pro Wagen, und dann geht es weiter dem Ziele zu, Nanteuil-le-Haudouin, die äußerste Nordspitze des Umfassungsflügels Maunoury. In der Nacht vom 7. zum 8. September wird die ganze 7. Division ausgeladen, sie greift schon am 8. in der Frühe ein und war bitter entbehrt und sehnsüchtig erwartet worden.

So, mit allen Mitteln die letzten Kräfte zur Entscheidungsstelle schaffend, griffen die Franzosen an. — Und wir — hatten zwei der besten Armeekorps gerade unserem rechten Marschflügel entnommen und nach Ostpreußen geschickt, wo sie nach erfochtenem Siege ankamen — bei der Schlacht an der Marne aber fehlten. Sie waren unbenützt unterwegs, während das Schicksal Deutschlands sich auf dem Schlachtfelde entschied! ... Und die Schlacht selbst? Bis zum 8. abends hoffte kein vernünftiger Franzose auf den Sieg. In Paris war die Bestürzung allgemein, trotz der durch die Abbiegung Klucks vorübergehend erwachten Hoffnung.

Folgendes maßgebende Urteil entnehme ich einem der ersten militärischen Kritiker Frankreichs; es gibt die wirkliche Lage von damals an der französischen Front ungeschminkt wieder: „Vom 6. bis 9. September abends kämpften Maunoury bei der Ourcq, Foch bei den Sümpfen von Saint-Gond und la Fère-Champenoise verzweifelt (luttent désésperément). Der erste versucht vergeblich die Armee Klucks zu durchbrechen, der mit allen verfügbaren Kräften Widerstand leistet.... Der zweite sieht vor seinen 3 Armeekorps die 6 Korps von Bülow und Hausen versammelt. Beide erbittert trachtend, das Zentrum der französischen Armeen zu durchbrechen und sie in zwei Teile zu zerlegen. Er hält gerade Stand, aber mit knapper Not."

Das war also in Wahrheit die Lage der Franzosen am 9. September 1914 abends! Herr Major de Civrieux, ein Offiziosus ersten Ranges, Mitarbeiter des „Matin", gesteht das heute noch, am 6. Jahrestage der Marne. Die Franzosen nennen es: Le miracle de la Marne. Sie wissen nicht, daß die Leitung der sieg- und glorreichen Truppen tatsächlich in jenen weltgeschichtlichen Tagen in den Händen eines unbekannten, einfachen Oberstleutnants lag, der seinen Vorgesetzten,

Digitized by Google

den Generälen und Armeeführern befehlen durfte. Und was für ein Befehl! Vom Siege abzulassen und zurückzurufen, ohne Not, ohne triftigen Grund, trotz des Erfolges, der morgen oder übermorgen ein weiterer entscheidender Sieg zu werden versprach! Heute noch zerbrechen sich die Franzosen die Köpfe darüber, wie es eigentlich gekommen ist. Sie „kämpften verzweifelt", konnten nur mit knapper Not mehr standhalten: und am nächsten Morgen (am 10.) sehen sie vor ihren bedrohten Linien mit Staunen, wie der Feind in der Nacht hier entwichen, dort im Rückzuge begriffen, überall am Nachgeben ist. Da bekamen sogar die Engländer, die bisher unbedingt auf dem Rückzuge bestanden hatten, wieder Mut und nahmen an der Verfolgung teil.

Ein Augenzeuge, Herr Max Schwarte, schrieb darüber folgende ergreifenden Zeilen, die dartun, wie durchaus unnötig der Rückzug war und mit welchen Gefühlen der Befehl dazu von den tapferen Truppen und ihren Führern aufgenommen wurde: „Die Stimmung bei der Truppe und den am Feind befindlichen Führern war unbeschreiblich, als der Befehl zum Abbrechen des Gefechts und zum Rückzug kam. Es war keiner unter ihnen, der nicht gegen den Befehl wiederholt Einspruch erhoben hätte; wir fügten uns damals bei der 2. Armee in tiefster Erbitterung und Trauer erst dem Befehl, als uns als Ursache mitgeteilt wurde, die erste Armee sei in höchst ungünstiger Lage und bedürfe sofortiger Hilfe — eine Angabe, die tatsächlich falsch war und von der ersten Armee mit Recht abgelehnt worden ist." (Siehe Kölnische Zeitung, Beilage Nr. 743 vom 20. August 1920.) — Wie soll man diese Irreführung einer siegreichen deutschen Armee charakterisieren, mit der falschen Meldung über die Niederlage der Nachbartruppen? Oberstleutnant Hentsch ist tot. Es wird von ihm berichtet, er sei bereits zu Friedenszeiten ein Pessimist gewesen. Die Franzosen nennen diese Stimmung mit Recht „defaitistisch". Aber, wenn man, um den Sieg zu hintertreiben, mit Betrug und offenbarer Lüge arbeitet, dann ist die Sache nicht mehr mit Schwarzseherei infolge eines Leber- oder anderen physischen Leidens zu erklären, sondern nur als Verrat zu bezeichnen. Jede Schlacht ist ein Wagnis. Und die Worte Hamlets gelten auch für den Heerführer:

. . . . . Sei's
Ein Zweifel irgend von verzagter Art,
Der zu genau den Ausgang sich bedenkt,
Ein Denken, das, zerlegt man es in vier,
Ein Viertel Weisheit nur und immer noch
Drei Viertel Feigheit hat."

(Siehe Hamlet IV. Akt, IV. Szene.)

Wohl aber kann man getrost behaupten: In keinem modernen Kriege, noch dazu von solcher nie dagewesenen Gewalt und Größe, ist das Schicksal der Schlacht und somit des Vaterlandes in das eigenmächtige Ermessen eines schlichten Oberstleutnants, den weder die Armee, noch das Volk kannte, gelegt worden. War der Chef des Generalstabes krank — und er war es — dann mußte er sofort abtreten, und nicht erst nach dem Eintritt der Katastrophe. Wie kam er aber dazu, einem Oberstleutnant Hentsch die Vollmacht zum tatsächlichen Befehl über den Vor-

Digitized by Google

marsch oder Rückzug der ganzen Armee zu erteilen? — Diese Schicksalsfrage ist noch ungelöst...

Unbeschreiblich war aber auch der Eindruck auf die paar deutschen treuen Herzen in Paris, die damals auf das Kommen der siegreichen Brüder zählten und hofften. Jetzt wußten sie: es ist vorüber, es ist aus! Wird je wieder einmal die Gelegenheit kommen?

Sie kam — nach vier Jahren, und fand wieder ein schwaches Geschlecht. Die zweite Marneschlacht ging wieder verloren. Doch das ist ein anderes Kapitel: die politische Marne...

Bergwinter

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Nun schwillt mein waldiges Thüringland
im Märchen der heiligen Nächte:
Silb' auf Silbe schneit und spannt
sich zu wallendem Sterngeflechte.

Nun schläft mein Dorf genügsam und dicht
im großen Flockentreiben;
nur aus dem Stall ein verspätetes Licht
quillt durch dunstende Scheiben.

Bewegt von unbewußter Hand,
tastet der spärlich beglänzte
Hauch sich an der Dunkelwand
des Raumes ins Unbegrenzte,

wellt sich und webt durch die schweigende Zeit,
ewig unverloren — —
O Heimat, hoch gebenedeit,
auch dir ist der Heiland geboren!

Digitized by Google

Kobi, der Sohn Bogos

Von Franz Schauwecker

Als Kobi acht Tage alt war, wußte er schon achtmal so viel, als die Jungen andrer Tiere der Wildnis in diesem Alter wissen, denn Kobi war der Sohn Bogos, des Wildbüffels, und die jungen Büffelkälber wachsen rasch heran und entwickeln Drang und Trieb sehr früh.

Kobi wußte viel: er konnte schon den Geruch der Büffelpfade von dem Dunst der Nashorn- und Flußpferdwechsel unterscheiden; er wußte schon, wie angenehm weich und kühl eine Schlammsuhle ist und wie der Morast das Jucken der Zeckenbisse linderte und vor den Stichen der Bremsen beschützte; er hatte schon gehört, daß es gefährlich sei, sich von der Herde zu entfernen. Die wichtigsten Gesetze der Wildnis erfüllten ihm schon Trieb und Drang, wie das Blut seinen unbehilflichen Leib erfüllte.

Da waren zuerst die Gesetze für alle Tiere: für die jungen und alten, für Hufer und Krallenschleicher, für Blattkauer und Blutsäufer. Es gab ein Gebot: fliehe, was du nicht kennst. Und ein andres erklärte: Ungerochnes, Ungehörtes, Ungesehnes kann locken und töten. Eins hieß: nur deinesgleichen ist gut.

Dann gab es Gesetze für die Büffel, für alle Hornträger und für die Schnüffler mit feuchten Nüstern und Lauscher mit breiten Ohren: frage die Luft nach Geruch und Geräusch.

Ein Gesetz aber hatte er zuerst von allen vernommen, und seine Mutter Ukali hatte es ihm in die Ohren geschnaubt, als er die ersten Züge warmer Milch aus ihr sog. Und er hörte es immer wieder um sich aus dem Grunzen und Schnaufen der Mütter, wenn die Herde weidete.

Fliehe den Zweibeiner! brauste dies tiefe Schnauben des Atems aus hundert Nüstern.

Fliehe den Menschen! sagte dies Gesetz.

Mensch? Was ist das für ein Tier? dachte Kobi.

„Dolal, der Steppenpavian, sieht ihm ähnlich", schnaufte Ukali, die Mutter. „Er geht aufrecht und ist schwarz. Und weiße Menschen gibt es, die in hängenden Häuten laufen. Sie sind am ärgsten von allem, was lebt. Sie töten nicht, weil sie müssen, — sie töten, weil sie wollen. Wie Feuer durch Gras rasen sie durch die Herden. Sie töten mit Feuer und Rauch. Mächtiger als alle Tiere ist der Zauber ihres Todes... Fliehe den Menschen, Kobi! Wie das runde Feuer über allen Dingen, wie Bogo über der Erde, ist dies Gesetz über den Gesetzen und Tieren."

Kobi blökte vor Erstaunen über so mächtige Dinge....

Ja, er wußte viel, und er vergaß nichts. Es war nicht seine Schuld, als er trotz alledem im Alter von zehn Tagen einer Gefahr unterlag. Er war nicht unvorsichtig und neugierig, aber er hatte Unglück, zu kurze Beine und zu weiche Muskeln. Und dann geriet er auch gleich an das ärgste Tier: an den Menschen. Und das kam so:

Digitized by Google

Kobi sprang und stakelte wie toll hinter der fliehenden Herde drein. Eine finstere Masse wölbte sich neben ihm hoch; ein vertrauter Geruch umschmeichelte ihn. Ukali! Er trottete zu dem Leib seiner Mutter. Sie lag reglos auf der rechten Seite, das Haupt in der würgenden Qual des Sterbens weit, weit vorgereckt, das rechte Horn tief in die zerfetzte Erde gebohrt.

Entsetzt senkte Kobi die Nüstern zu ihr. Da biß ihn zum erstenmal der furchtbare Dunst vergossenen Blutes in den geblähten Windfang. Mit einem steilen Satz sprang er zur Seite. Dann kam er vorsichtig wieder näher. Wieder sprang er zurück.

Der stampfende Wirbel der flüchtigen Herde polterte ferner und ferner und verhallte allmählich.

Hilflos stand Kobi vor seiner Mutter. Er tat aufgeregt ein paar Sprünge dorthin, wo das Gepolter der Herde verscholl, aber er kehrte wieder zurück. Seine Mutter lag still und stumm. Sie lockte ihn nicht, sie stieß ihn nicht mit den weichen Nüstern, — sie lag und rührte sich nicht. Der schreckliche Geruch des Blutes ging unaufhörlich von ihr aus wie eine düstere Drohung. Verzweifelt sprang er um sie herum, näherte sich ihr, blieb stehen, sprang zurück.

„Ukali!“ klang die Klage seines hellen Geblöks. „... Ukali!“

Sie rührte sich nicht.

Die Herde war längst verschwunden und hatte sich nicht um ihn gekümmert. Er hätte so schnell auch nicht folgen können. Kranke und Junge blieben zurück, wenn es das Leben galt — wollte das Gesetz. Büffel haben keine hilfreichen Rüssel wie die Brüder Tembos, des Elefanten, und ihre Hufe sind keine beweglichen Hände und Füße, wie sie die raschen Kletterer im Geäst haben.

So stand Kobi allein, verlassen und hilflos bei seiner toten Mutter Ukali und wartete, daß sie aufstehen und ihn tränken würde. Aber sie blieb liegen, und auch die Herde kam nicht mehr zurück.

Dafür kamen andre. Geschöpfe kamen, die aussahen wie Dolal, der Steppenpavian, — rundköpfig, schwarz, dünn, zweibeinig.

Menschen! — dachte Kobi und wandte sich zur Flucht. Er lief und sprang, aber sie waren schneller als er und holten ihn bald ein. Sie packten ihn am Schwanz, hingen sich an ihn und führten ihn an den Ohren, am Schwanz und am lockerfaltigen Fell mit einem unendlichen Geschnatter und gellendem Gekreisch zurück. Widerstandslos, ergeben folgte Kobi. Sie waren stärker als er...

So kam Kobi ins Lager der Menschen.....

Der weiße Mensch stand vor Kobi, der, mit beiden Vorderhufen gegen den Boden sich stemmend, zu ihm geschleift worden war. Aber der weiße Mensch tat ihm nichts; er faßte nur mit seiner Hand, von der ein durchdringend scharfer Geruch ausging, noch Kobis kleinem Rundmaul, beugte sich rasch nieder und hauchte und spie ihm dreimal in die angstvoll geblähten Nüsterlöcher.

Von da ab war in jedem Zug seines Atems ein Hauch vom Geruch des Menschen; sein fremdartiger Dunst verlor den Ekel, und Kobi gewöhnte sich schnell an ihn. Er war ja noch jung, und sein Trieb war noch biegsam und weich wie seine Knochen.

Mehr noch geschah. Der weiße Mensch tötete ihn nicht, — er war sogar gut

Digitized by Google

zu ihm und freundlich wie Ukali und wie jene Ghavati, davon er gehört hatte. Er berührte ihn sanft und streichelnd mit seinen Händen und steckte ihm ein seltsam rundes und langes Ding mit einer weichen Spitze ins Maul. Da erwachte Kobis Trieb, und er begann zu saugen. Milch floß in seine Kehle. Er sog eifriger und sog alle Milch aus dem runden Dinge. So tränkte ihn der Mensch und war freundlich zu ihm.

Kobi aber gewöhnte sich zu ihm mit einer rastlos folgsamen Zutraulichkeit. Er folgte der Spur seiner Füße und trollte gemächlich auf seinen Wegen hinter ihm drein. Der Nachts schlief er im Lager. Die Herde vergaß er. Sie verschwand aus seinem Trieb, wie sie damals im Donnerwirbel der Hufe und im Rauch des Staubes aus seinen Nüstern und Augen verschwunden war.

Der Mensch aber zog auf der breiten Spur der entflohenen Büffelherde ihr nach, weiter in die Steppen hinein...

Eines Tages vermißte Kobi das runde, lange Ding, aus der die Milch floß. Er stupfte den weißen Menschen und drängte die Nüstern witternd, suchend, mahnend an ihm empor. Aber das runde Ding kam nicht. Kobi wußte nicht, daß die einzige Ziege des Lagers in der letzten Nacht von Chui, dem Leoparden, mitten aus dem Lager geholt worden war, obwohl er das bunte Glattfell gewittert und ein helles Angstgemecker gehört hatte.

Als Kobi bald darauf nochmals zu dem weißen Menschen kam, ging der voran aus dem Lager hinaus zu einem nahen Sumpf. Freudig folgte ihm Kobi. Am Sumpfrand blieb der Mensch stehen und jagte Kobi mit kräftigen Stockhieben von sich. Kobi sprang zurück und stolperte verwirrt am Rande des Schilfs entlang. Angst packte ihn. Seltsam und unbegreiflich war der Mensch... Fliehe den Menschen! befahl das Gesetz der Gesetze. Und er floh ihn... Als er nach kurzem Trabe zurückäugte, sahen seine schwachen Augen den Menschen nicht mehr, und der bekannte Geruch der weißen Haut war sehr schwach.

Kobi war wieder allein.... Neue, halbvergessene Gerüche waren um ihn und wurden zahlreicher, stärker und vertrauter. Er schritt über einen breiten, zertrampelten Pfad, der quer aus der Steppe kam und in den Sumpf lief. Er schnüffelte. Und aus den Stapfen und aus den Klumpen der Losung dunstete ihm der Geruch seiner Brüder entgegen, der Geruch der Herde, zu der er gehörte. Aus dem starren Gestänge der riesigen Schilfhalme, die wie kantige Speere in undurchdringlich gedrängten Mauern im Morast staken, trieb eine schwerfließende Welle von Dunst des Schlamms, verfaulenden Pflanzen und von Büffeln, vielen, vielen Büffeln. Die Herde war im Sumpf.

Der Abend sank...

Kobi lief am Rande des Sumpfs hin und her und begann nach Ukali und Bogo zu rufen und nach der Herde, die nicht fern sein konnte. Niemand kam. Nur ein Gegrunz murrte im Geröhr. Von neuem erhob Kobi die Stimme, die kläglich und winzig in die ungeheure Leere der beginnenden Nacht tönte.

„Ukali!“ jammerte er. „Bogo ... Ukali!“

Der Sumpf antwortete mit seinen plappernden und wispernden Stimmen und schnatterte und röchelte aus drohenden Schatten und schrie und murmelte

Digitized by Google

überall und nirgendwo... Plötzlich praſſelte das Schilf, und ſtarke Tritte gurgelten im Brei des Moraſtes. Im ungewiſſen Licht der Sterne ſchwankten die hohen Rohre. Ein mächtiges Haupt ſtieß mit breiten Hörnern hindurch. Ein Nacken zwängte ſich vor. Geruch des Büffels quoll heraus.

„Bogo!“ blökte Kobi vor Freude und ſprang auf den Leitſtier zu.

Aber Bogo beſchnüffelte ſeinen Sohn nur, und dann ſenkte er das gewaltige Haupt gegen ihn. Mit kurzen Hornhieben wehrte er ihn von ſich.

„Vom Menſchen kommſt du; Geruch des Menſchen hängt an deinem Fell!“ ſchnaubte er zornig. „Geh zurück zum Menſchen. Fluch ſeiner Hände klebt an dir. Geh!“

Die Rohre raſſelten. Bogo verſchwand. Das Geſtampf der Herde zog weiter... Da wußte Kobi, daß er ein Gezeichneter war, ausgeſtoßen von ſeiner Herde und allen Büffeln, geſchändet vom Fluch des Menſchen und von der Entweihung ſeiner Hände. Wohin er auch kommen würde, — überall würden die Herden ihn von ſich ſtoßen, denn er brachte das Gift des Menſchendunſtes mit ſich und würde die Herden wirr machen mit vielen Verwechſlungen.

Verzweifelt rannte er am Sumpfrand hin und her. Endlich, gegen Morgen, kehrte er zum Lager des Menſchen zurück. Es war wie ein Wunder, daß Chui, der Leopard, ihn nicht geholt hatte...

Der Menſch jagte ihn wieder von ſich und tat es, ſo oft er noch zu ihm kam.

Da lief Kobi hinaus in die Steppe und umkreiſte das Lager in großen Bögen. Hunger biß ihn. Er verſuchte das Gras zu freſſen, aber es war hart und trocken und kratzte die Kehle. Kobi war noch zu jung für Gras.

Als die Menſchen weiterzogen, trottete er in weiter Entfernung geſenkten Hauptes hinterher wie ein armer Verbannter. War er's nicht? Fliehe den Menſchen! Warum folgte er ihm? Warum war der Menſch erſt freundlich und jagte ihn dann fort? Wo ſollte er hin? Und ſein Kopf ſank noch tiefer unter dem ſchweren Fluch der Menſchenhände, der auf ihm lag.

Noch einmal an dieſem Tage verſuchte er ſich der Herde zu nähern. Aber er begegnete nur geſenkten Stirnwülſten und ſtoßenden Hörnern.

Schwäche packte ihn. Sein Magen war leer. Er ſank ins Gras. Da lag er ganz allein und ſo winzig in den Endloſigkeiten des hohen Graſes wie eine Ameiſe im Urwald.

Der Abend kam auf huſchenden, gleitenden Sohlen... Er ſenkte ſeine bleichen Schatten auf die Steppe und verhüllte Kobi, den Kleinen, im Gras. Und Kobis Sinne verwirrten ſich langſam, wie das Gras um ihn her verwirrt war.

Raſcheln flüſterte. Geheimniſſe bebten im Dunkel. Licht der Sterne rieſelte herab, und Glanz des Mondes entfaltete ſich lautlos wie eine weiße Blüte. Gerüche taſteten ſich heran und ſchwebten vorbei. Ein Gebell kläffte. Gelächter der Hyänen gellte fern. Leiſe kniſterten die Halme und neigten ſich...

Geruch der Wildnis quoll heran. Glanz wandelte, und eine Geſtalt ſchritt in dem Glanz, goldbraun wie der Schimmer um ihren Leib, nackt, mit dunkel hängenden Locken. Ihr Antlitz leuchtete über den Gräſern, ihr Scheitel ſtreifte die Wipfelſchirme der Akazien neben ihr. So kam ſie näher. Alle wilde Schönheit

Digitized by Google

der heißen Freiheit der Wildnis, alle tiefe Schwermut vergessener Öden der Steppen war um sie.

Kobi zuckte im Schlaf...

Schritte kamen leise und weich. Ein Antlitz neigte sich über Kobi, den Schlummernden im hohen Gehälm. Zwei Hände öffneten das Gewirr des Grases, sanken herab und faßten sorgsam und zart Kobi, den Schlummernden. Kobi erwachte... Glanz war um ihn, sanfter Glanz ... ein Antlitz schwebte über ihm, sanftes Lächeln ... und Mitleid hielt ihn, weich wie Gewölk. Und eine Stimme begann zärtlich, streichelnd ... behutsam.

„Chui, der Leopard, schleicht im Gras, und Simba, der Löwe, ist unterwegs", sagte die Stimme. „Kobi aber ist jung und klein und hat keine Hörner, und seine Muskeln sind weich wie junges Laub."

Kobi antwortete mit einem Geblök, das traurig und angstvoll klang.

„Wo ist die Herde, Kobi? Warum schläfst du allein?"

„Des Menschen Hände berührten mich", schnaufte Kobi. „Drei Tage lang war ich bei ihm im Lager. Darum verjagte mich Bogo."

Er schwieg voll Angst. Dann biß ihn der Hunger.

„Hunger hab' ich... Leer ist mein Magen", klagte er und äugte forschend in das Lächeln des sanften Antlitzes über ihm.

Eine Hand streichelte sein zerzaustes, verwahrlostes Fell glatt.

„Deiner Mutter Zunge hat dich nicht glatt geleckt", sprach die schmeichelnde Stimme. „Komm mit mir zur Herde, Kobi, und zu deiner Mutter."

„Ukali liegt still im Gras. Geruch des Bluts ist um sie", blökte Kobi. „Wer bist du?"

„Tot ist Ukali?" sagte die Stimme, und hart klang die Frage; aber sie redete mit weichen Worten: „Wie Ukali war, bin ich. Ghavati bin ich und bring' dich zurück zur Herde."

Und sie ging hinaus in die Steppe, Kobi, den Kleinen, im Arm und suchte die Herde...

Mitten in der Steppe fand sie Bogos weidende Herde. Mitten unter die Schar trat die Göttin Ghavati, und der Glanz ihres Leibes fiel auf alle die dunklen Rücken und wuchtigen Hörner. Die Büffel aber drängten sich mit freudigem Schnauben zu ihr. Wie rollende Felsblöcke wogten die Leiber um ihre Knie.

„Kobi fand ich, den Kleinen, und fand ihn schlafend und matt allein im Gras!" rief Ghavati und zeigte der Herde den angstvollen Kobi auf ihrem Arm.

„Fluch des Menschen klebt an ihm. Die Hand des Menschen hat ihn gezeichnet", grollte Bogo, und seine düsteren Augen blitzten.

Ghavati kniete nieder und setzte Kobi vor sich ins Gras. Da stand er und schwankte vor Schwäche.

„Fluch und Entweihung nehme ich von ihm", sagte die Göttin.

Ihre Hand glitt leise über Kobis Fell, und der Fluch des fremden Geruchs verließ ihn. Langsam schob ihn die Hand Ghavatis auf eine Büffelkuh zu, der das Junge vor drei Tagen vom Todeszauber des Menschen genommen war.

„Nimm ihn für jenen", sprach die Stimme Ghavatis.

Digitized by Google

zu prophezeien wagte. Nicht früher als seit dem großen amerikanischen Bürgerkriege gelangte England dazu, eine solche überragende Stellung in der Seeschiffahrt zu erreichen. Wie wenig die Engländer von Haus aus Neigung zur Seefahrt bekundeten, zeigt die Tatsache an, daß der Angelsachsenkönig Alfred sogar Friesen herbeirufen mußte, als er eine Flotte bauen und bemannen wollte. Die Deutschen dagegen sind zu allen Zeiten kühne Seefahrer gewesen, sowohl die an der Nord- wie an der Ostsee. Die an der Ostsee beherrschten im Mittelalter die nordischen Meere, vor denen die Engländer ins Mauseloch krochen und deren Seegewalt sie sich beugen mußten. Das Wort „Pfund Sterling" erinnert an jene Zeit. Es bedeutet das Pfund der Easterlinge, der Oesterlinge, der aus dem Osten, von Lübeck, der Königin der Meere des Mittelalters, gekommenen Kaufleute und Seefahrer.

Zweifellos steckt viel slawisches Blut im deutschen Volke, aber schließlich doch nur östlich der Elbe, der Saale, des Böhmerwaldes, der Inn, von Tirol, und auch hier bei weitem nicht so viel wie man häufig glaubt. Die meisten Bewohner dieser Gaue sind germanischer Abstammung. (S. Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 393/94.) Sie sind Abkömmlinge der Kolonisten aus Süd-, Mittel- und Nordwestdeutschland, aus der Schweiz, vom Rheine, aus Flandern, Belgien, aus den Niederlanden, die vom Mittelalter bis in die Neuzeit eingewandert sind. Wie gewaltig war noch in der Neuzeit die deutsche Volkswanderung nach dem deutschen Osten! Als Friedrich der Große starb, betrug in Ost- und Westpreußen, in Posen, in Brandenburg, in Oberschlesien der Teil der Deutschen, die seit dem Großen Kurfürsten nach diesen Gauen gekommen, fast die Hälfte der gesamten Einwohnerschaft. Jeder fünfte Mann im damaligen preußischen Staate war als Kolonist eingewandert. („Die Hohenzollern und ihr Werk." Von Otto Hintze, Berlin 1915, S. 299 ff., 385, 390.) Im Mittelalter war der Zug nach dem Osten noch gewaltiger.

Ebenso zweifellos ist, daß sehr viele Deutsche keine blonden Langschädel sind. Ja, die Bayern, die Schwaben, die Alemannen, die Deutsch-Österreicher sind gewöhnlich kurzköpfig. Aber diese Kurzköpfigkeit ist nicht so beschaffen, wie sie Keith schildert. Diese Deutschen haben keine breiten Gesichter, keine starken Kinnbacken, keine stumpfen Nasen, sie haben längliche Gesichter, regelmäßig gebildete Gesichter ohne starke Kinnbacken, lange schmale Nasen oder Adlernasen. Ein Viertel der bayrischen und alemannisch-schwäbischen Süddeutschen haben dabei dunkle Haare, Augen und Hautfarbe, ungefähr $^1/_{10}$ hellblonde Haare, helle Augen und Hautfarbe. Die übrigen sind teils dunkelblond mit grauen oder braunen Augen, teils braun mit helleren Augen. Am dunkelsten und kurzköpfigsten ist das Volk in den Hochalpen. Ganz gewiß rührt diese Kurzköpfigkeit und Brünettheit nicht von Slawen, sondern, wenn sie überhaupt von einem ungermanischen Stamm herrührt, von den Romanen, den Rhätiern, den Vindeliziern, den Romanokelten usw. her, die vor den Germanen im Lande saßen. Teilweise wird diese Kurzköpfigkeit ein Erbteil der alten Germanen sein, die durchaus nicht insgesamt blonde Langschädel waren. Wir wissen, daß die Burgunder sich ihrer schwarzen Haare rühmten. Wir wissen ferner, daß sich in altgermanischen Gräbern ebenso viele Breitköpfe befinden wie Langschädel, daß in den altgermanischen Gräbern der Völkerwanderungszeit die meisten Schädel mittelschädelig (nach Kollmann) sind, daß ein Drittel kurzköpfig war.

Möglicherweise haben auch die Berge des Landes mitgewirkt, wo die Bajuwaren, Sueven und Alemannen hausen, wenn es wahr sein sollte, was Ranke, der verstorbene große Münchener Anthropologe, behauptet. (Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern, 1883.) Er meint, der Körperbau dieser Stämme sei vornehmlich die Folge der Alpen- und Hochgebirgsnatur. Je höher die Alpen werden, desto kurzköpfiger und brünetter der Menschenschlag. Je mehr wir aus dem Gebirge herauskommen, desto mehr schwächt sich diese Körperbildung ab, die Menschen werden weniger kurzköpfig, auch blonder. So sind es die Bayern an der Donau, ferner die Bewohner der breiten Flußtäler, wie des Unterinntales

Digitized by Google

im östlichen Tirol und des Pinzgaues, die sogar mittelschädelig sind. Ebenso nimmt in Württemberg die Kurzköpfigkeit sehr ab, 4 % der Württemberger sind dunkle Langköpfe, 14 % blonde Langköpfe, 20 % teils blonde, teils brünette Kurzköpfe, 62 % sind Mittelschädel von der verschiedensten Farbe der Augen, der Haare und der Haut. Die meisten Kurzköpfe sitzen im Schwarzwald und im schwäbisch sprechenden Teil des Landes, die meisten Lang- und Mittelköpfe im fränkischen Landesteil. (Schlitz auf dem Anthropologenkongreß in Lindau.) Im bayerischen Schwaben ist der Menschenschlag am brünettsten, und am kurzköpfigsten im Allgäu, wie Ranke berichtet. Im Elsaß ist das stark gebirgige Oberelsaß mit seinen Vogesen weit stärker mit Kurzköpfen besetzt als das weniger gebirgige und teilweise fränkische Unterelsaß. Langschädel und Mittellangschädel kommen hier wie im ganzen Rheintal in ziemlicher Anzahl vor. Eine Ausnahmestellung nimmt Lothringen ein: die Lothringer sind blonder als die Elsässer, die entweder ganz brünett sind oder, was meist der Fall ist, bei braunen Haaren graue oder helle Augen haben oder bei dunkelblonden Haaren graue oder braune Augen mit gewöhnlich weißer Hautfarbe, also sich teilweise die germanischen Rassenmerkmale bewahrt haben. Die Lothringer sind dabei noch kurzköpfiger als die Oberelsässer. (Frédéric auf dem Anthropologenkongreß in Straßburg.)

Nicht anders ist in Baden das Bild. Hier treten die blonden Farben und die mehr länglichen Schädel vorzugsweise in der Rheinebene auf, im Gebiet des fränkischen Volksstammes, in der Lörracher Gegend, in der alten Markgrafenschaft, weniger in der Bodenseegegend, am wenigsten oder gar nicht in den Albgemeinden südlich von Karlsruhe und im Schwarzwald. (Ammon, Zur Anthropologie der Badener, 1891, Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, V. Serie.) Ammon, der Erforscher des Körperbaues der Badener, schiebt die Kurzköpfigkeit der Schwarzwälder auf fremde Rassenelemente. Man muß sich aber fragen, ob hier nicht, wie bei den Tirolern, Bayern, Schweizern usw. die Gebirgsnatur mitspricht. Die gegenwärtige Bevölkerung des Schwarzwaldes ist nach Gothein (Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften, Straßburg, 1902—07) aus der spätmittelalterlichen Kolonisation der Kirche hervorgegangen. Jeder Nachweis, daß fremde romanisierte Ureinwohner dem Volke des Schwarzwaldes beigemischt sind, fehlt, ja sogar der Nachweis, ob diese überhaupt vorhanden gewesen. Soweit die menschliche geschriebene Geschichte reicht, hören wir nur von Germanen als den Bewohnern von Südwestdeutschland. Zwar siedelten die Römer viele Veteranen, Kriegsgefangene und Legionäre an, aber auch sie waren gewöhnlich Germanen oder germanischer Abkunft. Übrigens ist auch schon behauptet worden, daß die Rhätier und die Vindelizier gleichfalls Germanen gewesen wären, die die Römer romanisiert hätten.

Im badischen Hochwald, der Haardt künden die Ortsnamen, die auf -ingen, -städten und -tung enden, sowie die Regelmäßigkeit der Dorfanlagen die späte Besiedelung an. Hier sowie auf dem Schwarzwald waren es die alemannischen Bauern der Rheinebene, die das Geschlecht der Kolonisten stellten. Woher also die brünetten Farben und die Kurzköpfigkeit der Einwohner des Schwarzwaldes herrühren sollen, die doch aus einer Gegend stammen, die jetzt noch häufig den germanischen Typ zeigt, erscheint rätselhaft, wenn nicht der Einfluß der Gebirgsnatur herangezogen wird.

Je mehr wir aus den Marken der Bayern, der Alemannen und der Schwaben herauskommen, desto weniger kurzköpfig wird der Menschenschlag, die Franken im nördlichen Bayern, die Mittel- und Unterfranken sowie die westlichen Oberfranken sind schon durchaus lang- und mittelschädelig, mit mächtigem Hinterhaupt (Ranke, Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern); ebenso sind die Hessen, die Pfälzer rechts und links des Rheins, sowie die Franken am Mittelrhein und Unterrhein und an der Mosel und die Thüringer. Die Obersachsen und Schlesier wie die Lausitzer sind kurzköpfiger. Noch langschädeliger als die Franken sind die Niedersachsen vom Niederrhein bis an die Elbe (s. u. a. Andree, Braunschweiger Volkskunde).

Digitized by Google

In Ostelbien dieselbe Volksart wie im übrigen Deutschland. In Mecklenburg und Pommern hausen meist lang- und mittelschädelige sehr blonde Leute, ebenso in der Altmark und meist auch in der Mark Brandenburg und längs der Küste der Ostsee. In Vorpommern u. a. fand Virchow ein Geschlecht blonder Langschädel. Im übrigen Ostelbien ist der Schlag breitköpfiger und erheblich weniger blond. Brünette sind vielfach ebenso häufig wie in Süddeutschland. (S. die Untersuchungen Virchows über die Farbe der Augen, Haut und Haare der Deutschen.)

Keith hat also unrecht, wenn er den modernen Deutschen einen slawischen Körperbau zuschreibt. Was ist überhaupt ein slawischer Körperbau? Es ist ein Mythus, daß die Slawen von Natur breitköpfig mit flachem Hinterhaupt sind. Sicherlich haben die alten Slawen nicht so ausgesehen: sie waren ebenso blond und langschädelig wie die alten Germanen gewesen sein sollen. In Deutsch-Österreich, in Mecklenburg, in Böhmen ergaben genaue Untersuchungen, daß die Altslawen meist langschädelig gewesen waren (43. Anthropologenkongreß in Weimar). In Österreich tritt das so scharf hervor, daß Toldt von einer Ersetzung der langschädeligen Altslawen durch kurzköpfige Einwanderer spricht. In Mecklenburg hat Schlitz finnische Beimischungen bei den sonst langschädeligen Altslawen aus der Zeit nach der Völkerwanderung entdeckt. Es ist bislang in Ostelbien nicht möglich gewesen, die germanisierten Slawen körperlich von den im Mittelalter und in der Neuzeit eingedrungenen Deutschen und Niederländern wie Flamen zu unterscheiden. Noch zu den Zeiten des Bonifazius saßen Slawen bei Fulda. Slawische und germanische Siedelungen schoben sich im Maingau, in Thüringen und in Mittelfranken durcheinander. Es war aber dem großen Anthropologen Virchow unmöglich, bei seinen Untersuchungen in diesen Gauen germanische und slawische Schädel auseinanderzuhalten. Es ist ein gewöhnlicher Irrtum, einen brünetten Ostelbier einen Abkömmling von Slawen oder Pruzzen zu heißen. Prof. Dr. Brennsohn in Dorpat stellte als Ergebnis seiner Untersuchungen an den Litauern, den nächsten Verwandten der Pruzzen, fest, daß sie eine weiße Hautfarbe haben, die besonders bei jungen Mädchen von auffallender Weiße sei. Das Kopfhaar, schlicht, ist blond oder hellbraun, selten dunkelbraun, noch seltener schwarz, die Augen sind meist schön blau, häufig auch braun und dabei mittelgroß. Ihre Schädel sind mittelschädelig oder mäßig kurzköpfig. Viel sicherer ist es, diesen Ostelbier von Süddeutschen oder von Flamen, Wallonen, Süd-Niederländern abstammen zu lassen, die allesamt stark brünett sind und auch häufig breitköpfig. Wie viele Süddeutsche sind nicht nach dem deutschen Osten gekommen. Große Scharen von Schwaben und Bayern sind nach der Mark Brandenburg eingewandert, außerdem viele Pfälzer, die auch oft brünett sind. Bayern, Schwaben, Salzburger, Schweizer, Pfälzer sind nach Ostpreußen gekommen, Süddeutsche aller Art nach Schlesien. Das ganze Mittelalter hindurch sind Flamen, Brabanter, Zeeländer, Limburger, Wallonen, Holländer fast überall nach dem Osten gezogen und haben viele brünette und breitköpfige Leute mitgebracht.

Eins spricht für die ganz überwiegende reingermanische Abkunft der modernen Deutschen: und zwar der alte Götterglaube, wie er überall in den deutschen Gauen zu Hause war, ehe die neue Zeit mit ihrer Aufklärung eindrang. Überall wurde dem Himmelsriesen Wodan Verehrung oder doch Erinnerung gezollt, sei es als Knecht Ruprecht, der auf dem weißen Rosse durch die Lande zog, sei es als der heilige Martin, sei es als der Schimmelreiter. Nirgendswo tauchen irgendwie die Namen der alten Slawengötter oder der alten keltischen und rhätischen Gottheiten auf. Wenn die Ernte eingebracht ward, brachte das Landvolk in Bayern dem Oswalt, dem Asenwalter, Dankopfer dar, und im ehemals slawischen Mecklenburg und Pommern dem Wodan. Allerwärts wurden Maispiele begangen, umrankt von Erinnerungen an die altgermanische Götterwelt.

Wir können mit Fug und Recht die Frage bejahen, die über diesem Aufsatz die Überschrift bildet. Wir Deutsche sind die Nachfahren der Germanen des Tacitus.

Kuno Waltemath

Digitized by Google

Gillhausens Kriegsweissagung

Aus dem verworrenen Gebiete der Kriegsprophezeiungen, wobei sich die Wünsche der einzelnen Völker so oft mit den Gesichten vermischen, ragt da und dort etwas Echteres hervor. Es sind Ahnungen künftiger Ereignisse, die sich zu Bildern verdichten.

Diese Dinge sind nicht so außerordentlich, wie das zunächst scheint. In unsren Seelentiefen sind wir immer von solchen feinen Ahnungen begleitet, ohne daß sie zu voller Deutlichkeit an die Oberfläche durchbrechen. Sie setzen sich unter gewöhnlichen Verhältnissen in ein nachdenksames Verarbeiten, in Vernunft-Erwägungen um, wobei der sinnende Mensch, immer von diesem Ahnungs-Gefühl begleitet, Zusammenhänge herzustellen sucht. Bekannt ist Goethes Voraus-Ahnung der französischen Revolution. Er schreibt in den „Annalen“: „Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei.“

Ähnliches befiel den Schreiber dieser Zeilen bei Bismarcks Entlassung nebst den häßlichen Begleiterscheinungen. Wie man auch über des Kanzlers innere Politik da oder dort denken mag, die Außenpolitik steuerte von dort ab in das Chaos, und das Wesen des Monarchen bot keinen Ersatz für des Fürsten Genialität. Bismarcks Entlassung und der Zusammenbruch von 1918 stehen in einem inneren Zusammenhang.

Bei manchen sensitiven Menschen steigert sich dieses Ahnungsvermögen zu Gesichten. Hieher gehört das „zweite Gesicht“, dem Prof. Dr. Friedrich zur Bonsen soeben wieder eine Schrift widmet („Neuere Vorgesichte. 75 Selbstzeugnisse aus der Gegenwart“, Köln, Bachem, 1920).

„Zur Bezeichnung all der rätselhaften Vorgänge, die in den Tiefen des Bewußtseins sich vollziehen“ — so schreibt er —, „hat man in neuerer Zeit das Wort ‚okkult‘ (lat. = verborgen, geheim) geprägt, und die Literatur über die okkulten Dinge wächst von Tag zu Tag. In Büchern und Broschüren, in Zeitschriften und Tagesblättern sonder Zahl wird von ihnen gehandelt, und der Kreis der Fragen, die das Reich des Okkulten umspannt, gewinnt so sehr an Ausdehnung, daß die Spezialisierung auch hier immer mehr eintritt. Und doch sind wir noch nicht so weit, daß in betreff des Wesens der Gesamterscheinungen Übereinstimmung herrsche. Bis dahin wird es vielmehr noch lange dauern, soweit überhaupt von ihr auf einem Gebiete die Rede sein kann, wo auch die Weltanschauung eine so große Rolle spielt.

„Es gibt im übrigen wohl keine Materie, die schwieriger zu behandeln ist, keine, die von Dilettantismus, Aberglauben und allem, was damit zusammenhängt, mehr umhergezerrt wird, als dieses Wetterleuchten der menschlichen Seele. Aber die Erkenntnis, daß ‚etwas daran‘ ist, bricht sich immer mehr Bahn, und das Wort ‚Okkultismus‘ beginnt den minderen Klang, den es in ernsthaften Kreisen, nicht bloß der zünftigen Wissenschaft, so lange gehabt, zu verlieren. Und das ist eine Erscheinung, die nicht genug beachtet werden kann. Man kann sagen, daß auch die strengere Wissenschaft endlich die Zurückhaltung aufgegeben hat, die sie den Dingen zwischen Himmel und Erde gegenüber so hartnäckig früher festhielt. So weist der besonnene Theologieprofessor Walter in München (vgl. Literar. Beilage der Köln. Volksztg., Nr. 2 vom 12. Januar 1912) auf die bemerkenswerte Tatsache hin, daß die sogenannte ‚Sterbemeldung‘, die geheimnisvolle, meist gleichzeitige Bekundung eines Todesfalles in weiter Ferne, ernsthafte Anerkennung finde (z. B. bei Löwenfeld, Spiritismus und Somnambulismus). ‚Und noch andere Dinge,‘ meint er, ‚können sich auf zahlreiche wissenschaftlich geschulte Männer als Augenzeugen berufen.‘

Digitized by Google

„Nach dem Vorgange von Breitung (Koburg) ist denn auch in der angesehenen ‚Münchener medizinischen Wochenschrift' noch 1914 (Nr. 5) zu einer sachlichen Erforschung aller bekannt werdenden Fälle besonders des ‚Zweiten Gesichts' aufgerufen worden. Übrigens hat schon der bekannte Pariser Astronom Camille Flammarion 1865 die Gelehrten zur Forschung auf dem Gebiete des Okkulten aufgefordert und neuerdings wieder betont, daß die Phänomene desselben eine ehrliche wissenschaftliche Prüfung sehr wohl verdienten (Rätsel des Seelenlebens, Einleitung). Die Zeit dazu ist jetzt da, daß die Wissenschaft sich noch ernstlicher als bisher mit der Untersuchung befaßt, und insbesondere die Experimentalpsychologie hat hier ein reiches Feld der Arbeit vor sich.

„Deshalb etwas zu bestreiten, weil die Erkenntnis seines Wesens fehlt, geht nicht an und ist unwissenschaftliches Vorurteil. Unerklärlichkeit und Unmöglichkeit sind noch lange nicht dasselbe. ‚Wer außer auf dem Gebiete der rein mathematischen Wissenschaften,' sagt Arago, ‚das Wort ‚unmöglich' ausspricht, ermangelt jeglicher Vorsicht und Klarheit.' Das gilt besonders für jene gebildeten Kreise, die hier so leicht mit der Leugnung dessen bei der Hand sind, was sie nicht verstehen, weil sie das Wort nicht fassen können, das geschrieben steht: ‚Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde erschuf er ihn.' (Gen. 1, 27.) Zumal diesen Kreisen mögen die ernsten Berichte empfohlen sein, die auf den nachfolgenden Blättern sich vereinigt finden. Daß in ihnen das Vorgesicht fast durchweg auf den Tod als das Letzte auf Erden verweist, entspricht bekanntlich der Eigenart dieser wundersamsten Erscheinung des Seelenlebens, die denn auch gar manchem so über die Maßen schreckhaft erscheint. Aber warum? Ist denn nicht das Sterben ‚des Lebens größte Tat'? Die Berichte sind, wie es auch bei den im ‚Zweiten Gesicht' vom Herausgeber veröffentlichten Zeugnissen der Fall ist, durchaus origineller Art und reden als ganz persönliche Aussagen ihre eigene Sprache. Sie stammen fast durchweg, worin natürlich ihr besonderer Wert liegt, aus gebildeten Kreisen, und an der Urteilsfähigkeit und Glaubwürdigkeit der Berichterstatter ist, was ausdrücklich betont sein mag, in keinem Falle zu zweifeln."

Unter diesen Berichten, die meist von persönlichen Erlebnissen handeln, ist an einer Stelle (S. 62) auch folgendes erwähnt, was die Allgemeinheit angeht. „In der Nacht zum 3. August 1914, gegen 2 Uhr, hatte der am 2. Mai 1918 einer schweren Verwundung erlegene Major der Garde-Infanterie von K. in Berlin ein Vorgesicht, worin er ebenfalls bereits, in einem ganz klaren und deutlichen Bilde, den Sturz des Kaisers erschaute. Die alsbald angefertigte und versiegelte Niederschrift des Gesichtes wurde von den Testamentsvollstreckern am 10. Mai 1918, beim Ordnen des Nachlasses, im Schreibtische des Gefallenen in Berlin vorgefunden; sie enthält auch über Verlauf und Ausgang des großen Kriegs erstaunlich verwirklichte Vorhersagen, die indessen nicht hieher gehören. Der vom Obersten von ... beglaubigte Wortlaut liegt dem Herausgeber vor."

Dieser Wortlaut ist inzwischen in verschiedenen Blättern veröffentlicht worden. Der hier nicht genannte Offizier ist Major Guido von Gillhausen. Nach einer Randbemerkung ist diese Niederschrift seinerzeit vom Verfasser dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übersandt worden. Der Prinz hat sie aber erst im Herbst 1915 geöffnet, gelesen und hat sie dem Verfasser wieder zugestellt. Die Aufzeichnung hat folgenden Wortlaut:

„Berlin SO. 26, Mariannenplatz 20, den 3. August 1914.

Was ich am 3. August 1914 gegen zwei Uhr sah:

Wie wird der Krieg verlaufen?

Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht nur gegen einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich, das ich gestoßen, getreten und vergewaltigt sehe von England, eben dieses England auf als unser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, doch scheinen es auch Weiße

Digitized by Google

zu ſein, die uns dort zu vernichten ſtreben. Zwiſchen beiden Erdteilen erblicke ich eine unklare Geſtalt, die uns auch zu ſchaffen macht, ohne daß ich wüßte, wer es ſein könnte. (Spanien?) Italien aber eilt mit England, Rußland und Frankreich gemeinſame Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich ſträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt: ich begreife es nicht, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft (ich ſehe Rooſevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln) und Rooſevelt ſchien doch unſer Freund?!!

Der Krieg iſt ſchauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich ſehe ſie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns ſteht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müſſen; und faſt alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich ſehe den Krieg in Ausführung von Nord-Amerika bis Auſtralien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Miniſterien unſerer Feinde ſitzt es feſt und regiert brutal und egoiſtiſch und alle beugen ſich, alle, ich ſehe keine Ausnahme. Iſt es möglich? Deutſchland kommt in furchtbare Lage und 1918 wird's am ſchlimmſten. Und 1920 erſt ſcheint der Krieg zu Ende oder nur Waffenſtillſtand. Es ſieht ſo aus! Ob der Kaiſer das Jahr 1921 noch erlebt? Ich ſah den Kaiſer, angetan mit Hermelinmantel und Krone auf dem Haupte, die Beine ſeines eigenen umgelegten Thronſeſſels abſägen; während dieſer Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zuſammenſchrumpfte und der Kaiſer ſelbſt in Nichts zerrann.

Mir ſcheint, als ob England in Ägypten und Indien den Todesſtoß erhält. Dort ſehe ich Bewegung wie im Ameiſenhaufen. Deutſchland geht furchtbar aus dem Kriege hervor, und an die 30 Jahre braucht's zur Erholung. Rußland erwacht und ſtreitet mit Amerika um den Beſitz der Zukunft. — — Gott ſei mit uns!! gez. Guido von Gillhauſen,

Hauptmann und Chef der 6. Komp. 3. Garde-Regt. z. F.

Verſiegelt Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm übergeben."

Wir haben viele Kriegsweisſagungen zu Geſicht bekommen, auch in gedruckten Schriften; doch ſie waren faſt alleſamt falſch. Hier ſcheint aber wirkliches Ahnungsvermögen vorzuliegen.

Eine Tatſache kann ich ſelber, der Berichterſtatter, zum Schluſſe mitteilen. Am 7. Juli 1910 — alſo lange vor dem Kriege — kam ich durch eine Stadt, wo ich eine ſeheriſch veranlagte Frau beſuchte, die mit einem Arzt zuſammenarbeitete. Sie war grade beſchäftigt und bat mich, im kleinen Salon einſtweilen zu warten, wobei ſie mir allerlei Papiere vorlegte, die ſie ſo zuſammengeſchrieben. Ich konnte mit den Sachen nicht viel anfangen; plötzlich aber ſtieß ich auf folgende Stelle, die mir ganz außerordentlich auffiel. Ich ſchrieb ſie in mein Notizbuch ab; ſie lautet: „Kaiſer Wilhelm wird den Thron nicht eher verlaſſen, als bis ein rechtgläubiger Chriſt das tut, was er nicht erwartet. Er wird ſein Schwert in die Scheide ſtecken und ſeine beiden älteſten Kinder zu ſeinen Nachfolgern ausrufen laſſen. Sterben wird er noch nicht, aber im Frieden ein hochſtehendes Ehepaar, entſagend dem Thron, iſt beſſer als Elefantenzähne. Wir ſehen einen Herrn und Meiſter in dem Kronprinzen, der ſich ungeſtraft aus der Affäre zieht. Er will nicht Kaiſer ſein und gibt die Krone weiter. * kommt ans Ruder und macht den Thron zu einer äußerſt ſchönen Geſtalt und Form. Amen."

Dies hatte die Dame, wie eine Randbemerkung ſagte, am 7. Mai 1910, abends 6 Uhr, „hellgehört" und gleich niedergeſchrieben. Ein Zuſatz lautete: „1916 dankt der Kaiſer ab!" Worin ſie ſich alſo um zwei Jahre geirrt hat.

Man kann ſich vorſtellen, wie es mir auffiel, in jenem Sommer 1910 — alſo in den Glanzzeiten des Hohenzollernhauſes — derartiges geweisſagt zu leſen. An Stelle des Sternchens ſtand ein Name geſchrieben. Aber der Verfaſſer wird ſich hüten, ihn zu nennen.

Digitized by Google

Beobachtungen über Elsaß-Lothringen

Den Gründen nachzuspüren, weshalb wir Deutschen das deutsche Elsaß-Lothringen verloren haben, ist ebenso zwecklos wie der Ingrimm über dieses europäische Unrecht gegen Deutschland. Dieser Verlust ist eins unserer vielen Leiden. Wir geben hier einem sachlichen Beobachter, einem Alt-Elsässer, das Wort über die jetzige Lage. Derselbe Verfasser wird uns vom Januar ab eine Reihe von „Elsässischen Charakterbildern" vorführen. F. L.

Die „elsässische Frage" war nie so dunkel wie jetzt. Der Haupteindruck bei einem mehrwöchigen Aufenthalt im Lande ist der, daß nun offenbar ein Stillstand der Verhältnisse in öffentlicher wie persönlicher Beziehung eingetreten ist. Man hat den Eindruck, daß sich gegen einige Monate früher kaum etwas verändert hat. Daß aber die Gemüter im großen und ganzen beruhigter geworden sind.

Nach wie vor zur Opposition geneigt sind folgende Stände. Zunächst die Volksschullehrer zum guten Teil. Die akademischen Lehrer verbergen ihre Gesinnung teilweise hinter diplomatisch verbrämten Begründungen. Es scheint, daß man die Lehrer für militärische Kampfspiele zu gewinnen sucht, wohl mit nationalpädagogischen Hintergedanken. Auch die protestantischen und ein Bruchteil der jüngeren katholischen Pfarrer neigt zur Gegenstellung. Die Auswanderungskrisis der protestantischen Geistlichkeit hält noch an. Ebenso das Verkehrspersonal. Bei den Lothringer Eisenbahnern fällt ein ungeklärter kosmopolitischer Sozialismus in die Augen. Das Streikfieber hat in diesen Kreisen nachgelassen. Aus Postlerkreisen wird mitgeteilt, daß gewisse Methoden in diesem Verwaltungszweig, die vor 30 Jahren von der deutschen Regierung als veraltet beseitigt wurden, jetzt wieder von französischer Seite (offenbar als dernier cri!) eingeführt werden. Darob nicht geringe Erbitterung bei der Beamtenschaft. Kennzeichnend für die Tramler ist die Tatsache, daß von 800 Angestellten, die zu Beginn der Franzosenherrschaft sämtlich an französischen Sprachkursen teilnahmen, kürzlich noch 3 sich dazu einfanden. (Als Grund des Wegbleibens darf keineswegs inzwischen erlangte Kenntnis der herrschenden Sprache angesehen werden.) Ablehnend ist auch die Bauernschaft in abgelegenen Landesteilen.

Von den politischen Parteien ist lediglich die sozialistische oppositionell gestimmt. Doch handelt es sich keineswegs um nationalistische Gegnerschaft, sondern höchstens um abweichende Ansichten in Verwaltungsfragen. Pose und eine gewisse radaulustige „Bonhommie" sind von dieser Art nicht leicht zu trennen.

Der maßgebende deutschfreundliche Sozialistenführer erklärte vor einiger Zeit einem früheren elsässischen Verwaltungsbeamten: „Ein Generalstreik ist in Elsaß-Lothringen auf ein Jahrzehnt hin ausgeschlossen". Daß eine seelische Assimilierung der elsässischen und französischen Sozialisten stattgefunden hätte, kann wohl kaum angenommen werden. Der Grund, warum größere Streiks nicht mehr vorkommen, liegt bei der französischen Regierung: die Führer einer etwa aufflebenden Bewegung werden bestochen, charakterstärkere gemaßregelt.

Die französische Regierungspolitik verfährt ebenso geschickt wie energisch. Millerand scheint im Lande vortreffliche psychologische Studien gemacht zu haben. Er weiß offenbar, daß der elsässische Oppositions- und Krähwinklergeist durch Bereitwilligkeiten und Nachgeben in Kleinigkeiten leicht befriedigt werden kann. Geopfert wird regierungsseitig dabei nichts; und man verfährt um so unbekümmerter in den großen und entscheidenden Dingen. Unter diese großen Dinge ist der Gedanke an eine besondere Verfassungseinrichtung für Elsaß-Lothringen, wie er seit Wochen Gegenstand politischer Erörterungen zwischen Parlamentariern und Regierenden bildet, bestimmt nicht zu zählen. Er ist Fassade, vielleicht Mittel zum Zweck für einige Führer des „Bloc national", die sich bei ihren Wählern in Gunst setzen wollen, wobei zu bemerken ist, daß die Mehrheit der Bevölkerung von einer Verfassung für Elsaß-Lothringen nicht spricht.

Digitized by Google

Für Millerand scheint der Punkt, in dem er Nachgiebigkeit zeigt, die Sprachenfrage zu sein. In der Sache „Trennung von Kirche und Staat" sind Bürgermeister Peirotes auf der einen, Bischof Mgr. Ruch auf der andern Seite bei ihm vorstellig geworden. Eine Entscheidung steht noch aus.

Bei der im wesentlichen energischen, in der Verkehrsform nachgiebigen Verwaltungsmethode ist die mit Charakterstärke nicht eben belastete elsässische Bevölkerung „ruhig, sittsam und brav". Bleiben die Zustände, wie sie jetzt sind, kommt es nicht zu politischen Eingriffen von außen her: dann darf angenommen werden, daß in 100 Jahren keine Änderung im Durchschnitt der Ansichten und Bestrebungen, nationalpolitisch gesehen, eintreten wird. Denn durch etwaige innere Wühlungen würde nichts geändert werden. Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Ausspruch Longuets: er (L.) habe sich zu der Überzeugung durchgerungen, daß Elsaß-Lothringen nur auf Grund eines Krieges neutral werden könnte. Also sowohl Longuet wie sein elsässischer Parteifreund glauben nicht an die Möglichkeit eines Umschwungs auf revolutionär-innerpolitischem Wege.

Zur Beruhigung der politisch noch unentschiedenen Gemüter trägt der verhältnismäßige materielle Wohlstand in Elsaß-Lothringen bei. Verbunden mit der unbestreitbaren Tatsache, daß die Lebenshaltung wirtschaftlich, gegen früher und im Vergleich zum alten Vaterland, bedeutend besser geworden ist, hat das altfranzösische Rentnerideal nun auch für den Elsässer eine große Werbekraft gewonnen. Der Beamte der mittleren Altersklasse, dessen Schule durchaus deutsch ist, hat nun, sofern er sich von allen politischen Betätigungen fernhält, die Möglichkeit, sich einige Jahre, vielleicht ein Jahrzehnt lang, den technisch minderwertigen Methoden anzubequemen, dabei relativ gute, wohl auch musterhafte sachliche Arbeit zu leisten und sich in der Zeit ein hinlängliches Privatvermögen zu sichern, das ihm eine erwünschte frühe Pensionierung ermöglicht. Ältere Beamte halten durchgängig wohl in allen Berufszweigen so lange im Amte aus, bis ihre Pensionierung nach den neuesten Schemen geregelt ist, um sich dann gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen. Namentlich die erstere Gruppe hat sich mit der Erinnerung und Auswertung der auf deutschen Schulen und Universitäten erworbenen Ausbildung deutsche Sympathien vielfach gewahrt. Diese Beamten, politisch meist gleichgültig, haben den Schwerpunkt ihrer seelischen Haltung in ihr Leben im Familien- und Freundeskreis verlegt und pflegen sich abends bei deutscher Lektüre (Philosophie, Literatur, Kunst, Tagesblätter) von den Mißliebigkeiten und Mißhelligkeiten des täglichen Berufslebens zu erholen. Darüber hinaus haben sie für deutsche Verhältnisse durchschnittlich nur insofern Teilnahme, als sie freundschaftliche Beziehungen zu abgewanderten Verwandten oder Bekannten unterhalten.

Hieraus erhellt, daß sich für die „elsässische Frage" als solche und in allgemeiner Hinsicht bei den meisten Elsässern kaum noch ein Interesse findet; daß diese Frage bei den einzelnen atomisiert erscheint und von einer einheitlichen Ansicht der Dinge nur noch im Schoße bestimmter Freundes- und Berufskreise, nicht mehr bei dem elsässischen Volk im ganzen gemeinsame oder umfassende Gesichtspunkte vorwalten.

Immerhin kann behauptet werden, daß — wenn das Problem in irgendeiner Weise unter Gesinnungsgenossen aktuell wird — die andauernde Verflochtenheit der eigenen Frage mit den deutschen Zuständen der Gegenwart nicht außer Berechnung gestellt wird. Es begegnet wohl der eigene Fall, daß man beim Einziehen von Erkundigungen über jeweilige Zustände ein nicht minder starkes Interesse der Befragten über entsprechende Dinge in Deutschland wahrnimmt, und daß eine Unterhaltung über elsässische Angelegenheiten unversehens in eine solche über deutsche umschlägt. Hierbei kommt es häufig vor, daß, gleichwie wir in Deutschland gern das elsässische Problem als totale Erscheinung erfassen möchten, der elsässische Ausfrager in der Heimat, viel mehr als es in Deutschland selbst geschieht, die „deutsche Frage" als Ganzes zu betrachten pflegt.

Digitized by Google

Im Grunde gesehen ist die Liebe der deutschfreundlichen Elsässer zum alten Vaterland eine eifernde Liebe geworden, die sich selten irgendwie tätig äußert. Der Kampf um die Einführung eines deutschen Zeitschriftenwesens im Lande ist, wie alles andere, zum Stillstand gekommen. Hoher Beachtung wert ist im übrigen die Tatsache, daß sich über das ganze Land ein Netz von Theaterunternehmungen zieht, die elsässische Dialektstücke (insbesondere auch von dem Altdeutschen J. Greber) zur Aufführung bringen. Ein Anzeichen, daß der Kampf um die Erhaltung heimischer Art und Sitte keineswegs erloschen ist.

Bei der Vielgestaltigkeit und Verworrenheit des elsässischen Problems, von dem wir in Deutschland wohl oder übel immer nur die eine Seite überblicken können, bleibt für uns nur ein unpolitisch-geistiges Interesse übrig. Beziehungen solcher Art zu pflegen und zu unterhalten; den deutschfreundlichen Elsässern in der Heimat, die unter seelischem und politischem Druck schon genug leiden, unser freundschaftliches Vertrauen weiterhin zu schenken und sie durch ein solches Vertrauen vor den Übelwollenden allen auszuzeichnen — ohne daß wir deshalb zu viel von ihnen erwarten oder sie persönlich schädigen dürften: — es ist das einzige, was wir für sie tun können. Es liegt in keiner Weise ein Anlaß vor, jeden Verkehr mit denen abzubrechen, die an dem Umschwung der politischen Verhältnisse so wenig Schuld tragen, als wir selbst; die aber — durch mannigfache Bande zurückgehalten — nicht, wie so mancher ihrer Landsleute, dem elsässischen Boden Valet sagen und sich in Deutschland oder neutralen Ländern ansiedeln konnten. Hoffen wir und arbeiten wir daran mit, daß die geistigen und ideellen Beziehungen nach dem Überrheinland, die wichtigsten und die Voraussetzung für alle andern, sich nicht schwächen, sondern, je mehr wir selbst uns fühlen lernen, stärken! Werben wir aber auch dem schönen Elsaß der Vergangenheit Freunde, in der Erwägung, daß die deutschen Kulturgüter, deren Reste drüben schlummern, uns für den Neuaufbau und die nationale Wiedererstarkung unseres Volkes nicht fehlen dürfen! Dann haben wir das Unsere getan.

Die deutsche Politik bezüglich Elsaß-Lothringens sollte billig bei der deutschen Regierung ruhen. Wenn dann das verlorene Grenzland, wie es Fürst Bismarck klassisch geprägt hat, am Deutschtum und am deutschen Volk wieder Gefallen finden sollte, müßte diesem kultivierten Grenzlande von der diesseitigen Regierung mit jenem würdevollen Takt begegnet werden, den Bismarck nach 1870 den Elsässern entgegengebracht hat, ohne daß er von diesen verstanden oder gefühlt worden wäre. Vielleicht, daß unter den Erschütterungen gemeinschaftlicher und im Grunde gleichartiger seelischer Not (materielle Not leidet das Grenzland nicht) bei den Alsaten die Erkenntnis dämmert, daß doch manches Gemeinsame den deutschen Menschen dort und hier in eine gleiche Schicksalsrichtung weist. Alsaticus

Beseelte Technik

Daß ein Fachmann, der Bildung und Persönlichkeit besitzt, auch das anscheinend trockene Gebiet der Technik beseelen kann, beweist Wilhelm von Oechelhaeuser. Er hat als Vorsitzender von technischen Vereinen, die über ganz Deutschland organisiert sind, öfters Ansprachen halten oder sonstwie Wesentliches in Betrachtungen festhalten müssen. Diese Erinnerungsblätter („Aus deutscher Technik und Kultur") gibt er nun in einem für die zeitgenössische Technik hochbedeutsamen Bande heraus (München und Berlin 1920, Druck und Verlag R. Oldenbourg).

Sollen die Schlagworte — so fragt der Dessauer Fachmann im Vorwort — von der rücksichtslosen Ausbeutung der Massen durch den Kapitalismus, von der Versklavung des Menschen durch die Maschine, von dem allein Werte schaffenden Arbeiter, von der unweigerlich fortschreitenden Mechanisierung der Welt so lange wiederholt werden, bis sie in ihrer Ver-

Digitized by Google

allgemeinerung und Übertreibung als feststehende Wahrheiten gelten? Sollen diese Schlagworte zur dauernden politischen Verhetzung und Zersetzung dienen?

Wie viele Gebildete beiderlei Geschlechts, die mit Behagen auf den elektrischen Knopf drücken, um ein Dienstmädchen zu rufen oder um in einer Sekunde Licht zu machen, haben die obigen Schlagworte nachgeschrieben und nachgesprochen! Und dabei haben sie selten oder nie in das Wunderwerk technischer Betriebe einen Blick getan oder auf Versammlungen technischer Fachmänner der hier geleisteten Geistesarbeit nachgedacht! Würde dies geschehen, so könnten diese Laien feststellen, daß eine Betriebsweise in der Tat kapitalistisch, sogar monopolistisch sein kann, ohne daß die Le ter im mindesten von Gedanken an Ausbeutung oder Versklavung beseelt sind; und nicht minder, daß auf seiten der führenden technischen Kreise für den Erwerb in erster Linie wissenschaftlich praktische Fortschritte maßgebend waren, herausgeboren aus den dringenden Forderungen des Tages. Es ist für jeden tiefer Schauenden eine Irrlehre, daß der Arbeiter allein Werte schaffe und daß sich das Kapital durch die Handarbeiter befruchten ließe. Die akademische Jugend zumal wird hoffentlich aus unbefangener und gewissenhafter Nachprüfung der tatsächlichen Verhältnisse die Überzeugung gewinnen, daß weitesten Kreisen wissenschaftlicher Technik jeder Mammonismus fern lag. Auf der Tagesordnung vieler technischer Versammlungen stand bereits seit mindestens der Jahrhundertwende gerade die Einsicht in die schweren Schäden unsrer Kultur. Techniker und humanistisch Gebildete sollten demnach einmütig den Gründen dieser Schädigungen nachforschen und Beseelung versuchen, statt die Entzweiung zu vermehren.

So möchte denn Oechelhaeusers Buch zu einer gerechteren Schätzung der technischen Arbeit einen Beitrag liefern. Es berührt mit eigentümlicher Wehmut, wenn an der Spitze eine Ansprache am Niederwald-Denkmal (13. Juni 1900) bei Gelegenheit der Tagung des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern in Mainz mit den Worten beginnt: „Wir sind am Ziel! Denn wie kann ein Fest im Rheingau einen schöneren Abschluß, wie seinen Höhepunkt besser erreichen, als in einer Wallfahrt zu unsrem Nationaldenkmal auf dem Niederwald!“ Der Sprecher erinnerte sich dabei an „jenen einzig schönen Tag der Enthüllung dieser Germania im August 1883“ und sieht vor seinem geistigen Auge „dort vor dem Kaiserzelt wieder die edle, leicht vornübergebeugte hohe Gestalt Kaiser Wilhelms des Ersten, umgeben von den Fürsten und Paladinen, mit denen er die Einheit unsres Vaterlandes erkämpft; und seine letzten Worte, die den Befehl zur Enthüllung geben, werden großartig begleitet und getragen von dem Donner der Geschütze und Böller, die ringsum von den Bergen und drunten von den Schiffen des Rheins zu uns heraufdönen — wie ein letzter dumpfrollender Nachklang von den Schlachtfeldern Frankreichs“.

Über dieser schwarz umränderten ersten Rede des Buches stehen die drei Worte: „Es war einmal“. Die letzte aber, hinter zwei Kriegsansprachen von 1914 an die deutsche Industrie, sucht in einem ernsten „Rückblick und Ausblick“ der gegenwärtigen Sachlage nachzuspüren. Dazwischen sammelt sich in dem gehaltvollen Buche über ein Dutzend Betrachtungen: z. B. über die sozialen Aufgaben des Ingenieurberufes, über die technische Arbeit einst und jetzt (mit lichtvollen Ausführungen über Altertum und Neuzeit), über „neue Rechte und neue Pflichten“ (mit grundlegenden Auseinandersetzungen gegenüber dem Humanismus), über die elektrische Zentrale Dessau, über die Steinkohlengasanstalten als Licht-, Wärme- und Kraftzentralen, über die Gasindustrie der Vereinigten Staaten in Nordamerika, besonders ausführlich und wichtig über die Geschichte der Großgasmotoren, wie denn überhaupt grade der Gastechnik die Mehrzahl der eigentlich fachmännischen Blätter gelten.

Auch Wilhelm von Oechelhaeuser hat schon von jeher größere soziale Zucht, Zusammenfassung der Einzelforschungen zu einem Lebensganzen, Ausbildung einer harmonischen Persönlichkeit gefordert. Und nicht minder eine wirklich zutreffende und gründliche Kenntnis des Auslandes, damit unser Volk die politische Unreife überwinde und großpolitisch denken lehrt.

Digitized by Google

Er stimmt Rudolf Eucken bei, der das deutsche Volk für berufen hält, für eine Vertiefung und Beseelung der Kultur zu wirken, ein Ganzes und Inneres des Menschen zu entwickeln und in alle äußere Betätigung Seele hineinzulegen. „Aber vergessen wir nie," sagt Eucken, „daß wir die Höhe unsrer eigenen (deutschen) Art immer erst wieder in energischer Anstrengung zu finden haben und daß wir unser Eigentümliches nur siegreich behaupten können, wenn wir uns untereinander zusammenfinden, wenn im besondren die beiden Hauptrichtungen unsres Lebens: die Bewegung zur sichtbaren Welt und die Entwicklung eines Reiches der Innerlichkeit, nicht gegeneinander, sondern zueinander streben"... Und Oechelhaeuser, der Techniker, stimmt dem Philosophen bei — es war schon am 16. Juni 1902, auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure — und ruft: „Nun, meine Herren, in diese und auch sonst noch von verschiedenen humanistischen Seiten dargebotene Hand wollen wir gern einschlagen."

Man spürte ja schon lange den Riß im deutschen Geistesleben und Wirtschaftskörper. Aber wir konnten ihn nicht heilen.

Doch schließt das Buch mit einem gläubigen: „Empor aus dem Niedrigen und Gemeinen der Gegenwart! Alle wahrhaft großen Gedanken und Ideale stammen bekanntlich auch aus dem Herzen. Sowohl der religiöse Glaube wie der feste Glaube an eine große gute Sache auf irgendwelchem Gebiete vermögen überall Berge zu versetzen. Wenn jeder einzelne diesen unerschütterlichen Glauben in der Richtung der Wiedergesundung und Wiederaufrichtung unsres Volkes auf seinem, wenn auch noch so kleinen Gebiete pflegt und durch Arbeit an seinem eigenen Innern, insbesondere durch Selbstzucht wirklich betätigt: dann entsteht durch eine solche allmähliche Gleichrichtung aller Volksmolekule eine ungeheure latente Volkskraft, die sich über kurz oder lang wieder nach außen und oben auslösen muß."

Und wie die drei ersten Worte des Buches „es war einmal" lauten, so endet die letzte Seite mit den drei hoffnungsfreudigen Worten: ... „mit Inbrunst glauben"!

Vom Justinus Kerner · Von Karl Demmel

Seine Gestalt riecht nach großväterlicher Behäbigkeit und Pfeifenrauch.

Aus seinem Tintenkübelchen klettern wie aus einem alten Stadtbrunnen liebe schöne Lieder.

Die Musiker im Lande wissen dazu schöne Melodien, die sie am Spinett aufschreiben.

Mit einem breiten Schlapphut geht der Oberamtsarzt durch die jahrhundertalten Gassen von Weinsberg.

Grüß Gott! hier, Grüß Gott! da.

Man tuschelt hinter selbem her, daß er Geister beschwören könne.

Sommerabend weich und leise. Vollmond sieht über den Wartturm der Burg Weibertreu auf das Ziegeldach des gastlichen Dichterhauses.

Vor dem Fenster blühen die Bäume so süß, so süß.

Im Hause raunt es aus Uhrenkasten und Truhen: die Geister!

Im Schlafrock und Filzpantoffeln, wie ein dörflicher Pfarrer, geht Justinus Kerner umher.

Die Stadtkirche schlägt lichernd.

Sitzt er im stillen Stübchen am Sekretär; eine Kerze flackert gelblich und weint dicke Wachstränen über das rührselige Lied, das die Gänsefeder auf das Papier kritzelt:

Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh' ...

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Evangelische Katholizität

Nachdem das Staatskirchentum im Protestantismus aufgehört hat, seine Herrschaft auszuüben, sind mannigfache Fragen und Zweifel laut geworden, zumal ja der Austritt aus der Kirchengemeinschaft so erschreckenden Umfang angenommen, daß allerorten bewegliche Klagen erhoben werden. Aber jetzt tritt auch an den Protestantismus die entscheidende Frage nach der Neuorganisation mit Macht und Nachdruck heran, und es nützt nichts mehr, an den alten Schläuchen zu flicken; jetzt gilt es, von Grund aus neu zu bauen, wenn das wankende Gebäude nicht stürzen soll. Im rechten Augenblick ist da ein Buch erschienen, das in mehr als einer Hinsicht wichtig und anregend erscheint, das verdient, namentlich von protestantischen Geistlichen gelesen zu werden. „Das Wesen des Katholizismus" von Friedrich Heiler (Verlag Ernst Reinhardt, München). Diese Vorträge, gehalten in Schweden und hier zur Einheit verbunden, gewähren mehr, als der Titel vermuten läßt. Heiler kommt selbst vom Katholizismus her, mit dessen Mängeln und Fehlern er scharf und hart ins Gericht geht. Als Gelehrter, als Professor der vergleichenden Religionsgeschichte ist er befähigt, Aufschluß und Weisung zu schenken. Aber das ist das Schöne und Aufrichtende, daß Heiler sich niemals in Haß und Schelten verirrt, daß er immer eine würdige und hilfsbereite Sprache übt. Durch seine eingehende Beschäftigung mit Luthers Leben und Lehre hat er sich zur evangelischen Auffassung bekehrt. Und gerade dies, was er hier zu sagen hat, sollte weithin und überall gehört werden.

„Das christliche Frömmigkeitsideal ist das evangelische, aber das Kirchenideal ist das (geläuterte) katholische." Was sollen wir vom Katholizismus lernen? Vor allem das warme, tätige Glaubensleben. Die protestantischen Kirchen sind für gewöhnlich leider verschlossen; die Gemeinde hat nicht mehr das Bewußtsein, im Gotteshause Heimat und Zuflucht zu finden, wenn es nicht zu jeder Stunde für Andacht und Gebet offen und bereit ist. Denn vor allem die Innigkeit, die Macht und Fülle des Gebets muß wieder geweckt und gestärkt werden, des Gebets, als unmittelbare Hingabe, als ein „Ausschütten des Herzens". Aber dazu gehört notwendig auch die tiefe und reine Mystik. Der Protestantismus droht in Rationalismus zu ersticken; er hat Großes und Folgenreiches in der Bibelkritik geleistet, aber er hat sich entfernt von dem warmen, ergreifenden Leben. Die Menge braucht wieder Sammlung, Einkehr, Erhebung; nicht nur Belehrung und Vorschrift. Und gerade das innige Geheimnis des Gebetes ist verloren worden. Mit Recht erkennt es Heiler als einen äußeren Schaden, daß die Kniebänke abgeschafft worden sind im Zeitalter der Vernunftherrschaft. Und dann das Altarsakrament. Auch dieses hohe Symbol ist geschwächt und beseitigt worden. Vor allem sollte die Möglichkeit des Kommunizierens viel häufiger und allgemeiner ausgeübt werden; nicht nur an Feiertagen, sondern immer, wann die verlangende

Digitized by Google

Seele danach begehrt. Täglich kann der Katholik sich vereinen mit seinem Gott, und dieses Bewußtsein verleiht ihm Stärke und Zuversicht. Und es hebt und kräftigt den Gemeinschaftsgedanken. „Evangelische Katholizität — dieses Ideal war einmal bereits im Gottesdienstleben verwirklicht, und zwar in der alten Kirche.“ Wir müssen von neuem das Einigungsempfinden der ersten Christenheit wachrufen! Aber wie ist der Protestantismus zerklüftet in Sekten und Konfessionen! Hier gibt Heiler den einzig möglichen und guten Weg. Wir sollen — wie die englische und schwedische Kirche es beibehalten — wieder das Bischofsamt einführen, ganz im Sinne des Apostelworts: „Wir sind nur Mithelfer an eurer Freude.“ Nachdem die Staatsgewalt erledigt ist, müssen jetzt religiöse Führer an die Spitze der Kirchen treten, kraftvolle, durchdrungene Persönlichkeiten. Sie sollen das Vertrauen der Gemeinde genießen, sie sollen weisen und stützen. Dann kann auch eine wahre Einigung erreicht werden. Noch findet man in jeder „Landeskirche“ andere Liturgie, andere Gesangbücher, andere Gottesdienstordnung. Mit Recht sieht der Katholizismus seinen Stolz in dem festgefügten Bau seines Kirchentums, das allerorten gilt und Heimat ist.

Und dann ist es noch etwas, wofür Heiler sich einsetzt — die Ausübung der Beichte. Er weiß und sagt es deutlich, daß im Katholizismus der tiefe, reine Sinn der Beichte abgenutzt ist; aber soviel ist richtig, daß gerade durch die Beichte der Geistliche inniger und unmittelbarer auf die Gemeinde, auf den einzelnen einzuwirken vermag. Luther selbst nannte die Beichte „ein trefflich, köstlich und tröstlich Ding“ und urteilt ferner: „Darum ist's zu tun, daß du deine Not klagst und läßt dir helfen und ein fröhlich Herz und Gewissen machen.“ Aber daß Luthertum hat sich allzu weit von seinem Schöpfer entfernt.

Es wäre noch mancherlei hinzuzufügen. Z. B. über die Stellung der Musik im Gottesdienst. Die Tonkunst, die gelöste, erdenweite, ist ja gerade für die Religion so überaus befruchtend und wirksam. Sie sollte nicht nur nebenbei gepflegt, sondern wieder eng und andächtig mit dem Gottesdienste selbst verbunden werden, nicht nur im Gemeindegesang, sondern als Kunst, als Aufrichtung. Aber nicht in der jetzt leider so häufig geübten Weise, daß man das Süße, Sentimentale bevorzugt (man betrachte nur die altehrwürdigen, keuschen, strengen Choräle, wie sie durch schlechte Harmonisierung mit Septakkorden und übermäßigen Dreiklängen, gar alterierten Akkorden und durch schleifende Mittelstimmen verweichlicht wurden), sondern daß man auf Bach zurückgeht und seine herbe, wahrhaft machtvolle Kunst. Sodann die unumgänglich nötige Revision der Gesangbücher, die gar zu viel Überlebtes, Häßliches, Verstaubtes mit sich führen. Es könnte noch über die freudlose Tracht der Geistlichen und Konfirmanden geredet werden, welche wohl für die Passionszeit angemessen erscheint, sonst aber gar zu puritanisch und zu wenig festlich anmutet. Indessen — man nahe dem Buch von Heiler selber (die letzten Bemerkungen freilich wird man nicht darin finden, sie bilden nur eine Weiterführung seiner Vorschläge); überall wird man ein hochgemutes, lauteres, frommes Streben und Helfen gewahren. Und dann greife man auch zu den übrigen Werken dieses jungen und doch so bedeutsamen Gelehrten! Vor allem sein grundlegendes Buch über das Gebet gehört zu den wichtigsten, welche uns seit langer Zeit geschenkt wurden. Und man lese seine kleine schöne Schrift über Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung. Besonders aber sei im Anschluß an diese Ausführungen die Sammlung der in Schweden gesprochenen Predigten empfohlen; sie erschienen unter dem Titel „Das Geheimnis des Gebetes“ (Verlag Chr. Kaiser, München); hier spricht sich die religiöse Persönlichkeit Heilers besonders inständig und herzlich aus; hier kann man erkennen, auf welchen Weg er uns leiten möchte.

Die protestantische Kirche steht in dringenden und schlimmen Gefahren; wenn jetzt nicht von Grund auf neugebaut und gewirkt werden soll, dann ist die Zeit vorüber, der Untergang ist nahe.

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Mignon

Im jüngsten Bande des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft trägt Dr. med. Gustav Cohen, ein leider kurz vor der Drucklegung verstorbener Hamburger Arzt, eine neue Hypothese zur Aufhellung des geheimnisvollen Wesens von Goethes Mignon vor. Der Stimme von Ärzten wird der Literarhistoriker zur Klärung von physiologischen und auch von psychopathischen Problemen gewiß gern Gehör geben, auch schon mancher aus diesen Kreisen stammenden Anregung dankbar gedenken. Nur müßte sich der Arzt innerhalb seiner Zuständigkeit halten, wo er nicht in bloßen Dilettantismus hinübergleiten will. Doch selbst diesem braucht sich der Literarhistoriker nicht unbedingt zu verschließen: kann doch der Kunstliebhaber durch unmittelbare Einfühlung unter Umständen manches entdecken, was dem methodischen Eindringen der Wissenschaft unerreicht blieb. Immer aber muß sich der Fachfremde die Nachprüfung seiner Eingebungen durch die strenge Fachwissenschaft gefallen lassen. Andrerseits braucht er nicht zu fürchten, daß eine illusionsstörende Hypothese vom Fachmann, der sich den Tatsachen voraussetzungslos anzubequemen hat, rein aus Gefühlswidrigkeit mißachtet wird.

Ist also Mignon — wie Gustav Cohen entdecken will — von Goethe als Hermaphrodit gedacht, und liegt diese abnorme Anlage hinter ihrem geheimnisvollen Auftreten versteckt?

Das Eingangszitat, so viel Schwergewicht es trägt, scheint gewiß keine günstige Grundlage für Cohens Beweisführung: wenn Goethe von Mignon rühmt, daß der ganze Roman „dieses Charakters wegen" geschrieben sei, so wird auch Cohen nicht behaupten wollen, daß gar der ganze „Wilhelm Meister" des Hermaphroditismus wegen geschrieben sei! Freilich beginnt dieser medizinische Beurteiler sofort eine eigene Methode der Goethe-Forschung zu begründen, indem er Gelegenheitsäußerungen von Goethe und Schiller dahin preßt, Goethe habe den Sinn seiner Werke oft versteckt, um den Leser zum besten zu haben! Auf den „Wilhelm Meister" selbst nimmt folgende Wendung Schillers Bezug: „Die erstaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin, im eigentlichsten Sinne, versteckt ist, überwältigt mich" — daß sie die von Cohen untergelegte Deutung nahelegt, wird niemand als zwingend empfinden. Gar Goethes eigenes Geständnis eines „gewissen realistischen Tics, durch den er seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde", bezeichnet ausdrücklich nur die Grenze seiner „großen Konfession", so daß seine Dichtungen nur verkürzte Projektionen seiner eigenen Persönlichkeit werden. Die Beispiele, an denen Cohen seine „Methode" erproben will, nehmen keineswegs für sie ein; insbesondre bekenne ich meine Unfähigkeit, in der Elegie „Das Wiedersehen" eine „geschickt verkleidete Zote" zu entdecken.

Doch wenden wir uns zum eigentlichen Thema! Hier bleibt vom Standpunkt der Literaturwissenschaft methodisch durchweg unzulänglich, daß nicht genetisch zwischen dem Mignon der „Theatralischen Sendung" Wilhelm Meisters und dem der „Lehrjahre" geschieden ist. „Dem" Mignon? Ist durch Goethes Schwanken zwischen der männlichen und weiblichen

Digitized by Google

Geschlechtsbezeichnung nicht ohne weiteres der Beweis für die Zweigeschlechtlichkeit des unglücklichen Wesens erbracht?! Vielleicht — wenn wir uns über die elementarsten philologischen Kriterien hinwegsetzen: der Name selbst ist eben männlich — wie auch Cohen ja erwähnt; aber Goethe wechselt zwischen dem grammatischen und natürlichen Geschlecht ab. Wo für Cohen „die Neckerei des Lesers geradezu lustig wird": „Nur Mignon, dem man die Rolle der Kammermädchen auftragen wollte, schlug es rund ab und beteuerte, sie werde nicht spielen" — schließt Goethe unmittelbar an den Namen das grammatische Geschlecht, während in der entfernter folgenden Beteuerung des Mädchens das natürliche Geschlecht zur Geltung kommt. Übrigens zieht Cohen hier ausnahmsweise den Wortlaut der „Theatralischen Sendung" heran, ohne doch Kennzeichen einer grundsätzlichen Überarbeitung zu finden.

Aber spricht nicht die Wahl dieses Namens selbst eine ausreichend deutliche Sprache? Man übersieht gewöhnlich, daß Mignon nicht etwa der Taufname des sonderbaren Wesens ist — ich muß wohl vorerst Cohen mit einer neutralen Bezeichnung entgegenkommen, um dem Ergebnis unsrer Untersuchung nicht vorzugreifen —, vielmehr ist Mignon der Künstlername oder Spitzname, den die Seiltänzer dem kleinen Geschöpf beigelegt haben. Unzweideutig stuft der Dichter von Wilhelms Frage Mignons Antwort ab: „Wie nennst du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon" (Theatralische Sendung III, 4 = Lehrjahre II, 4) — entsprechend ihrer weiteren Auskunft: „Wer war dein Vater? — Der große Teufel ist tot. Die letzten Worte erklärte man ihm, daß ein gewisser Springer, der vor kurzem gestorben und sich den großen Teufel nannte, für ihren Vater sei gehalten worden" (es wird ihr Räuber und Pflegevater gewesen sein). Eine ähnlich groteske Bedeutung liegt ja auch der Bezeichnung „Mignon" zugrunde, für die Cohen, wie schon 1909 meine Schrift „Mignon", ihre ursprüngliche Anwendung auf die Buhlknaben Heinrichs III. von Frankreich hervorhebt; sie entspricht dem geläufigen Spitznamen „Ganymed" und leidet durchaus keine Anwendung auf Zwitter. Woher aber die Seiltänzer auf diesen französischen Beinamen für das italienische Kind verfielen, erhellt aus ihrer Knabenkleidung: sie spielte in der Truppe andauernd eine Hosenrolle, vielmehr war für die kleine Seiltänzerin die Hose das gegebene Künstlerkleid. Die Unterschiebung einer ursprünglichen Neigung, mit den Knaben die Kleider zu wechseln, erfolgt erst am Schluß der „Lehrjahre" in jener Enthüllung, die bestimmt ist, die spätere Umbiegung des Planes: so die pathologischen Züge der Harfnerfigur und demzufolge die Degeneration Mignons, analytisch zu motivieren (VIII. Buch, 9. Kapitel). Mignons Äußerung: „Ich bin ein Knabe, ich will kein Mädchen sein!" steht in einer Interpolation der „Lehrjahre" (IV, 1) und fehlt in der „Theatralischen Sendung" noch, besagt überdies wieder nichts anderes als die Abwehr von „Weiberkleidern".

Nun beruft sich Cohen (a. a. O. S. 136) auf eine Stelle im Roman selbst, drei Seiten weiter auf eine zweite, an der ausdrücklich auf Mignons Zweigeschlechtlichkeit hingewiesen sei, beidemal von Jarno. Als dieser dem Romanhelden den Umgang mit den Komödianten verweist, rügt er, daß Wilhelm, „um nur einigermaßen leben zu können", sein Herz „an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen müßte" (Theatr. S. V, 10 = Lehrj. III, 11). Schon die Zusammenordnung legt nahe, daß Jarno nicht ernstlich des Dichters Meinung ausspricht, sondern daß Jarnos Realismus ärgerlich die Verkleidung Mignons verspottet. Noch augenfälliger wird die spöttische Anspielung auf die Kleidung in Jarnos Bemerkung (nur Lehrj. VII, 4), wo er Therese „eine wahre Amazone nennen möchte, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herumgehen". Der unvoreingenommene Leser erkennt hier unzweideutig gerade eine Abwehr des wirklichen, über die Kleidung hinausgreifenden Hermaphroditismus.

Wenn Goethe übrigens in den „Lehrjahren" die Beziehung auf Mignon im grammatischen Geschlecht bis auf zwei Stellen tilgt (wie Cohen S. 137 f. selber zugesteht), so wird erst recht offenbar, daß er an einen Zwitter im anatomischen Sinne nicht denkt. Auch wählt er

Digitized by Google

von grammatisch neutralen Bezeichnungen oft genug „Mädchen“. Überall, wo Cohens Phantasie Spuren von Zweigeschlechtlichkeit wittert, erklärt sich der Wechsel der Geschlechtsbezeichnung sprachlich ungezwungen. So in Mignons Exequien. Auf die Frage des Engelchors: „Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft?“ antworten die vier Knaben: „Einen müden Gespielen“, so daß in dieser und der folgenden Strophe der Knaben sich zunächst grammatisch das männliche Geschlecht fortpflanzt, bis mit weiter Entfernung von dem Begriff „Gespielen“ wieder das natürliche, das weibliche Geschlecht Mignons durchbricht. Nicht anders denn als „Mädchen in Knabentracht“ sind die Ausdrücke in den „Wanderjahren“ zu deuten, die noch einen Abglanz Mignons in Bildern für die schon versiegende Phantasie des Dichters auffangen: „Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannigfaltiger Stellung ... Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmutige Scheinknabe“ usw. — hier erläutert die zweite Bezeichnung zugleich die erste.

Mitten in solch buntem, dilettantischem Pressen des sprachlichen Ausdrucks deutet Cohen nebenher auf den subjektiven wie objektiven Tatbefund, beidemal in einem für seine Hypothese grundstürzenden Zugeständnis. Goethe hat eine Aufforderung Karl Augusts, mit ihm einen Hermaphroditen zu sehen, abgelehnt: wenn also auf den Dichter die bloße Anschauung des Hermaphroditen widrig wirkt, wird er nicht einen ganzen Roman eines hermaphroditischen Charakters wegen geschrieben haben. Aber der Arzt sieht sich auf seinem eigenen Gebiet im Stich gelassen: indem er von dem „ungeheuren Reiz“ für Goethe phantasiert, „das Wechselspiel männlicher und weiblicher Empfindungen in einer Person sich klarzulegen“, muß er resignieren: „ob in Wirklichkeit Hermaphroditen so empfinden (sie dürften es nicht tun), ist dabei ganz gleichgültig“. Wir wollen mit einem Arzt nicht rechten, ob es wirklich „ganz gleichgültig“ für einen Dichter-Naturforscher wie Goethe ist, die Empfindungen eines physiopsychisch sonderbaren Romanhelden richtig oder falsch wiederzugeben: genug, daß der Arzt einräumt, ärztliche Kriterien für Mignon als Hermaphroditen nicht zu finden! Auch seine Umschreibung von Mignons Vorgeschichte selbst muß Cohen anheben: „Der Marchese erkennt in der balsamierten Leiche an einer Tätowierung Mignons seine Nichte“ — nicht also an einer anatomischen Abnormität! Alle psychologischen Abnormitäten Mignons aber deuten auf Degeneration dieses Sprößlings einer Geschwisterehe — überdies steht heute fest, daß diese degenerativen Züge Mignons auf Umbiegung ihrer gesamten Rolle innerhalb der „Lehrjahre“ beruhen.

Eine Art von zwitterhaftem Anschein will Cohen nun allerdings dem lieblichen Geschöpf geben, indem er (S. 149 f.) bald knabenhafte, bald durchaus mädchenhafte Züge in ihr entdecken will. Aber erkennen wir wirklich den Knaben „außer in der immer energisch verlangten männlichen Kleidung auch in der Neigung zum Klettern“? — erklärt sich beides in der „Theatralischen Sendung“ nicht zwanglos aus ihrem Seiltänzerberuf, in den „Lehrjahren“ stellenweise allenfalls aus degenerativem Atavismus? Genügt weiterhin wirklich, um Mignon zum Knaben zu stempeln, ihre Verteidigung im Kampf mit den Räubern, wo „das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen und, als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe“? Es hätte den Glauben an Cohens Objektivität entschieden erhöht, wenn er hier die Fortsetzung — namentlich im ausführlicheren Wortlaut der „Theatralischen Sendung“ (VI, 5) — nicht unterdrückt hätte; macht sie doch mit einem Schlage dem Hirngespinst von Mignons Zwittertum ein Ende, denn sie lautet: „Man schalt sie“ (wieder mit Entfernung vom neutralen Ausdruck zum natürlichen Geschlecht übergehend), „daß sie das Übel“ (ihre Verwundung) „nicht eher entdeckt, doch man merkte wohl, daß es darum geschehen, um dem Chirurgus, der sie immer für einen Knaben gehalten, ihr Geschlecht nicht bekannt werden zu lassen.“ Durch diese Fassung des Ur-Meister erledigt sich auch die spätere Ausmünzung der kürzeren Fassung der „Lehrjahre“ (IV, 10) für „irgend eine Kenntnis“ Mignons „von ihrer Abnormität“ (Cohen a. a. O. S. 152). Wenn Mignon schließ-

Digitized by Google

lich (in der „Theatr. Sendung III, 8) einen fremden Mann ohrfeigt, daß ihm „die Ohren sumsen und der Backen brennt", so hat man sich dessen unter Umständen auch von einem weiblichen Wesen zu gewärtigen! Besonders wenn man es (wie hier) als „fremde Mannsperson" — küssen will (was Cohen wieder sittsam verschweigt)!

So bleiben als Beweisstücke die beiden Lieder, die Cohen als Schlußtrümpfe ausspielt. Aber „Heiß mich nicht reden" birgt keineswegs ein geschlechtliches Geheimnis: vielmehr wird das „Geheimnis", das für Mignon „Pflicht" ist, ausdrücklich als Gegenstand eines „Schwurs" gekennzeichnet, für den der Dichter schließlich (Lehrjahre VIII, 3) eine wenngleich gezwungene Erläuterung gibt. — Ist er Mignons letztes Lied!

„Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib."

In diesen Versen findet der ärztliche Kritiker endlich „eine sehr wesentliche Bestätigung" seiner Auffassung; ja, er „weiß nicht, wie er sie auf eine andere Weise verstehen kann". Man muß sich nur erinnern, daß gerade dieses ganze Lied von einer Verkleidung ausgeht: wird doch Mignon als Engel maskiert und will nun endlich die weibliche Gewandung eines Engels nicht mehr ablegen:

„So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus! —

Aus diesem endlichen Übergang zu Frauenkleidern erklären sich für den Harmlosen harmlos die ergänzenden Reimverse zu der verdächtigten Wendung:

„Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib." —

Erweist sich danach Cohens eigentliche Hypothese als haltlos, bleiben doch manche Einzelbemerkungen des ärztlichen Beobachters willkommen und zutreffend. Meines Ermessens deutet er Mignons Liebesdienste für Wilhelm richtig als Zeichen ihres Eintritts in die Pubertät. Ja, ich vermeine zu erkennen, wie der Dichter mit dieser physiologischen Entwicklung das in Knabenkleidung auftretende Mädchen sich ihres Geschlechtes bewußt werden läßt. In diesem Zusammenhang ließe sich symbolisch von einer ursprünglichen Zwitterhaftigkeit des wunderbaren Mädchens sprechen — wie ich es selber in meiner „Mignon" (S. 110 und 125) nicht scheue: „Wenn Goethe seine Mignon-Gestalt sich in einem Zwitterwesen gefallen läßt, so entspricht das übrigens seiner treffenden naturwissenschaftlichen Anschauung von der ursprünglichen Bisexualität der Monaden und der erst späteren geschlechtlichen Differenzierung. Für Goethes gesunde, normale Auffassung des Problems ist es denn auch bezeichnend, daß er in Mignon — wie wir noch die Urschrift zu erkennen glauben — die Empfindung von Geschlechtssonderung mit dem Erwachen der Liebe zum Durchbruch kommen läßt."

In diesem Zusammenhang gelangt auch Cohen über den nächtlichen Besuch nach der Hamlet-Aufführung zu der „festen Überzeugung, daß Goethes Absicht zunächst war, die Mignon wirklich zu Wilhelm zu bringen, obgleich er am Schluß des Romans" (wieder in nachträglich untergeschobener Enthüllung) „sie nur bis an die Tür gelangen läßt, wo sie den Platz bereits durch Philine eingenommen findet." Cohen plädiert gegen die Glaubwürdigkeit von Philinens Einschleichen und für das Mignons mit denselben Gründen, die ich bereits 1909 in meiner Schrift „Mignon" (München, C. H. Beck, S. 134 f. und 211 ff.) geltend machte. Schließlich berührt sich der ärztliche Kritiker mit meiner damaligen Rekonstruktion des Ur-Meister (knapp ein Jahr vor seiner Auffindung), wenn er von der durch den Marchese gegen Schluß der „Lehrjahre" enthüllten Vorgeschichte Mignons „nicht behaupten" will, „daß eine innere Wahrscheinlichkeit ihr Vorzug sei". Ja, auch Cohen deutet die beiden entscheidenden Verschiedenheiten zwischen der organischen Exposition und der analytischen Schlußtechnik an: „Die Flucht des Harfen-

Digitized by Google

spielers aus dem Kloster ist mit seinem ersten Auftreten im Roman durch keine Brücke verbunden; ebensowenig findet sich eine Andeutung, daß er Mignon als sein Kind erkennt, bevor sie tot ist, und bevor er Einsicht in das Manuskript des Abbés mit seiner Lebensgeschichte erhalten hat" ... Eine umfassend genetische Betrachtung des Romans hatte mich 1909 zu der Hypothese geführt, daß diese ganze Schlußenthüllung die nachträglich untergeschobene Grundlegung für die Umarbeitung von 1794—95 darstelle, während im Ur-Meister der Harfner weder ein entlaufener Geistlicher noch Mignons Vater sei: vielmehr der Typus des fahrenden Sängers, dessen Lied er singt — die Reinherausstellung von Goethes eigener Künstlersehnsucht in die Freiheit —; wie Mignon der positive Leitstern Wilhelms zum echten Land der Kunst — die Reinherausstellung von Goethes eigener Sehnsucht nach Italien! — Innerhalb der vor der Italienischen Reise geschriebenen Romanbücher schien mir auf die spätere Deutung des Harfners und Mignons neben einigen Schatten in des Mädchens Zeichnung nur der Schluß von Buch IV, Kapitel 1 (mit dem Gesang: „Ihm färbt der Morgensonne Licht") anzuspielen: so erklärte ich diesen Abschni t wie die degenerativen Züge Mignons für Interpolation (vergl. meine Schrift „Mignon" S. 135 ff., 178 ff. und 188 ff.). Nachdem der zutage geförderte Ur-Meister diese Stellen tatsächlich vermissen ließ (vergl. nunmehr meinen Vortrag auf der Deutschen Philologen-Versammlung von 1911: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung"), hat auch Erich Schmidt die große Tragweite eines solch beredten Schweigens im selben Umfang anerkannt (s. Herrigs Archiv, Bd. 129). Es ist zu begrüßen, wenn diese Erkenntnis von der ursprünglich positiven Bedeutung Mignons in immer weitere Kreise dringt. Wäre Cohen seiner aufblitzenden Ahnung des wahren Sachverhalts folgerecht nachgegangen, so böte ihm heute der Befund der „Theatralischen Sendung" die Grundlage, die außer dem vereinzelten hysterischen Krampfanfall keine krankhaften oder abnormen Züge Mignons kennt. Um so unzweideutiger wären ihm ihre psychopathischen Merkmale als Folgen der in den „Lehrjahren" untergeschobenen Herkunft Mignons aus einer Geschwisterehe augenscheinlich geworden. Strebt doch nun die Romanhandlung nicht mehr zu künstlerischer Kultur, sondern zu gemeinnütziger Praxis: so galt es, die Hauptträger jenes ursprünglichen Planes zu zersetzen, um der neuen Gestaltenwelt, dem Geheimbund, Raum zu schaffen. Eugen Wolff

Cäsar Flaischlen †

Ein Überblick über die Kunst und Dichtung der Deutschen im Vergleich zu anderen Nationen lehrt, daß unser künstlerischer Trieb immer und immer wieder dem Seelischen zustrebt, eine Innenkultur ersehnt, der die fremden Völker vorzugsweise eine Formenkultur entgegenzusetzen haben.

Cäsar Flaischlen, dessen allzu frühen Tod wir beklagen, gehörte zu jenen im besonderen Sinne deutschen Dichtern, die, ohne gleich programmatisch vorzugehen, ihre Kunst und ihr Leben in den Dienst der Seele stellten, ja die aus der Dreiheit von Leben, Kunst und Seele eine harmonische Einheit zu bilden willens waren. Dieser Dichter aus Schwabenland konnte von seiner Entwicklung sagen, daß er das in der Jugend vorgesetzte Ziel erreicht hatte, daß die ersehnte Höhe gewonnen war. Der vergangene Tag war ein ruheloser Aufstieg, ein langsames Vorwärtskommen, das aber in einer geraden Linie verlief und sich jetzt im Rückblick als ein geschlossener Organismus darstellt. Er stammte aus der unbeirrbaren, gründlichen und ursprünglichen Natur des Dichters, die rein zur Erscheinung drängte und ihren harmonischen Ausgleich mit der Welt und allen Fragen des Menschentums, Lebens und Künstlerseins begehrte.

Dieses beharrliche kämpferische Suchen meldete sich schon leise bei dem in mancher Hinsicht etwas frühreifen Knaben, der von seinem Vater, einem württembergischen Offizier,

Digitized by Google

zuerst in Ellwangen, später in Stuttgart, eine ernste Anleitung zur Lebensführung empfing: „Alles selbst machen!“ und „Alles so einfach wie möglich!“ Zwei Sprüche, die der Mittelpunkt von Flaischlens Charakter, Schaffen und Weltbetrachtung wurden und seinen Trieb nach Übersicht und Synthese nur nährten. Seine Mutter, eine feine, zarte Frau, gab ihm all die selteneren Gefühls- und Phantasiekräfte mit, die die Vorbedingung jeder wahren Innenkultur sind. Schon früh regte sich der Versifex in dem Gymnasiasten, der als Jüngling, voll unruhigen Blutes, bald das praktische, bald das wissenschaftlich-gelehrte Leben für seine Zukunft hielt. Der Schulweg entschied. Mit dem Einjährigenzeugnis wurde er Buchhändler und wanderte bald nach der Lehrzeit in die Fremde, nach Brüssel, in die Schweiz, wo der Läuterungsprozeß einsetzte.

Die Verworrenheit und das Dunkel dieser Jahre um die Zwanzig der Lebenszahl herum gebaren tiefe Melancholie und elegische Dumpfheit, noch gesteigert durch die Lektüre Byrons, Heines, Petöfis, Puschkins, Leutholds, Dranmors und anderer pessimistischer Geister, deren Träume und Visionen dann in den ersten Versen des Jünglings widerklangen. Die „Nachtschatten“ erschienen unter dem aus Cäsar Flaischlen-Stuttgart gebildeten Pseudonym C. F. Stuart im Verlag des jüngsten Sturm und Dranges J. C. C. Bruns in Minden i. Westf. Ihr Widerhall war noch gering. Der Dichter gewann aber durch den Druck seiner Produktion eine gewisse Distanz dazu, die seine Selbsterkenntnis so weit förderte, daß er sah, als Buchhändler nicht zu der geistigen Reife, die ihm unklar vorschwebte und für die volle Ausbildung seines Talentes vonnöten sei, gelangen zu können. Er entschloß sich noch zum Studium, das er in Bern, Leipzig, Berlin, Freiburg und Zürich, wo er nach umfassendem nationalökonomischem und kunstgeschichtlichem Lernen als Germanist zum Doktor promovierte, durchführte. Sein Gesichtskreis erweiterte sich in dieser durch einen strengen Fleiß zusammengehaltenen wissenschaftlichen Periode natürlich bedeutend. Als Mensch wie als Künstler wuchs er weit über den dramatischen Versuch „Graf Lothar“, den er am Beginn der Universitätszeit veröffentlicht hatte, hinaus. Doch waren in dieser Jambendichtung mit einer jugendlich-theatralischen Handlung Probleme in Angriff genommen, über die der reifere Jungmann auch noch nicht zur endgültigen Klarheit gekommen war. Nach dem Abschluß der Studienzeit, in der er sich zu dichterischer Untätigkeit verurteilt hatte, drängten die ungelösten Fragen nun leidenschaftlich nach Beantwortung, meldete sich der poetische Drang wieder mit elementarer Wucht zur Bezwingung aller gemachten Lebenserfahrungen und aller seelischen Erlebnisse und Träume. „Unsere Jugend ist antithetisch“, hat er später einmal gesagt. Und so stand der Fünfundzwanzigjährige denn auch im vollsten Gegensatz zu seiner Schul- und Hauserziehung. Er hatte den Weg zur subjektiven inneren Freiheit eingeschlagen, war eine Individualität geworden, die nicht nach übernommenen dogmatischen Vorschriften und Gesetzen ihr Leben bezwingt, sondern von Grund auf neu anfängt und ihres Daseins Sinn und Ziel nur im eigenen Innern sieht und anerkennt.

Flaischlen kam 1890 zum zweiten Male nach Berlin: mitten in die literarische Revolution des Naturalismus hinein. Er schloß sich ihr nicht an, sondern stand als ein beobachtender Zuschauer dabei, der weiß, wann seine Stunde schlagen wird, und der sich aus dem unruhigen Meer das herausfischt, dessen seine Natur und sein augenblicklicher Entwicklungszustand zur eigenen Klärung bedarf. Über das Chaos der Jugend hinauszudringen, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, in ethischer und künstlerischer Hinsicht ein Charakter zu werden, der sich nach dem wirklichen Leben richtet, war sein Bestreben. In dieser Sehnsucht galt es erst einmal persönliche und endgültige Abrechnung zu halten mit all den Idealen, die man ihm für das Leben eingepaukt, und die sich nun dem wahren Leben gegenüber als unverwendbar und trügerisch erwiesen. In erbarmungsloser Willenszucht nach Wahrhaftigkeit seines inneren Lebens zertrümmerte er die falschen Götter, wurde er ein moderner Mensch, der Mann des stets wahren Bewußtseins und der nie ruhenden Selbstverantwortlichkeit. Er drang mit

Digitized by Google

elementarer Leidenschaft aus dem Traumreich der süßen Jugenddämmerung in die gipfelklare Welt der Wirklichkeitserkenntnis hinüber. Das ewige Liebesproblem löste sich ihm nach schwerem Kampfe in die Wahrnehmung von dem naturbedingten Geschlechtsverhältnis: in den fünf Szenen der Alltagsgeschichte „Toni Stürmer", einem intimen Seelendrama, in dem der Privatdozent Märklin einsehen muß, daß er sein Leben wie seine allzu lang andauernde Verlobung auf falschen Voraussetzungen, den an der Wirklichkeit nicht erprobten Idealen seiner Jugend und ihren Illusionen aufgebaut hat, weshalb er seine Braut verliert; und in dem anderen, innerlich starken Seelendrama „Martin Lehnhardt", in dem der schwäbische, nach Berlin gekommene Theologiekandidat seinen „Kampf um Gott" um seinen persönlichen, nicht den vorschriftsmäßigen Gott durchhält im Gegensatz zu der Engherzigkeit seiner Heimat und seiner Verwandten. Zugleich hat der Dichter in diesem Werke auch das Bild seines Frauenideals gestaltet: die Frau nicht mehr wie Toni Stürmer nur Liebesgenossin, sondern vor allem Lebenskamerad mit eigener Weltanschauung und Charakterart, mit voller Ebenbürtigkeit neben dem Manne.

Eine zeitweise Beruhigung des seelischen Kampfes trat nach den gewonnenen Resultaten ein. Der Dichter konnte jedenfalls zu jeder Stunde seine Stellung dem Leben und den Menschen gegenüber einnehmen; das Gute der Jugend war beibehalten, wie das Falsche abgetan, und der ganz selbständige Charakter meldete sich schon in so kleinen, aber von subjektiven Kämpfen freien Versuchen wie der Sammlung schwäbischer Dialektgedichte „Vom Haselnußroi", wie vor allem in der technischer Ziele halber unternommenen, symbolistisch-allegorischen Silvesterparaphrase „Im Schloß der Zeit", in der er seinen Glauben an die Vollendungskraft der Menschheit rein offenbarte. Das innere Ringen setzte erst wieder schärfer beim Künstlerproblem ein, das für ihn noch geistig und materiell zu lösen war.

Als er mit seinen bisherigen Werken keine fühlbare Anerkennung gewann, senkte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit auf ihn, der um seine Existenz wie um seine geistige Harmonie unablässig bemüht war. All seine Arbeiten wuchsen langsam in steter Feile und neuem Durchdenken, zaudernd schritt der Dichter nur von Festlegung zu Festlegung seiner Stimmungen und Erlebnisse. So konnte er wohl Gutes für die Zukunft in Aussicht stellen, aber das der Öffentlichkeit bisher Gebotene war für ihn nur Vorläufiges, und er wußte sich schon weit darüber hinaus. Zu dieser Zeit schrieb er sich mit der Charakterstudie „Professor Hardtmut" und der Vorstudie zum „Jost Seyfried" „Flügelmüde" die pessimistischen Stimmungen vom Herzen. Noch war er ja nicht so weit wie Professor Hardtmut, der am Lebensende einsieht, daß er über der Pflicht gegen andere und über der Alltagsarbeit die Hauptpflicht gegen sich und sein Talent versäumt hatte; noch war er ja nicht flügelmüde, wie Jost Seyfried in der Studie, der auf allen Dichtererfolg verzichtet und sich um 150 Silberlinge dem Kaufmannsstande verschreibt. Er sah auch allgemach die Anerkennung seines Mühens und Sorgens reifen: als Herausgeber der von Otto Julius Bierbaum und Julius Meyer-Gräfe gegründeten Kunstzeitschrift „Pan", die er zum führenden Organ der Moderne und zur Gründerin der ganzen Buchkunstbewegung während fünf Jahren ausgestoltete, kam sein Name mehr und mehr in die breitere Öffentlichkeit.

Durch die stete Verbindung mit dem praktischen Kunstleben klärten sich die Stimmungen des Reifenden schnell, er gewann Höhenluft und brachte sie in seiner ganz persönlichen Form, den Prosagedichten „Von Alltag und Sonne" schönheitsvoll und mit zarter Siegergebärde zum vollendeten Ausdruck. Seit diesem schmalen Bande voll poetischer und menschlicher Wunder, die Glück und Segen über die Seele des Lesers ausstrahlen, hat der Dichter sich eine treue und ständig wachsende Gemeinde erworben, die auch den Verslyriker in der Gedichtsammlung „Lehr- und Wanderjahre" freudig aufnahm und vollends zu ihm hielt, als er seinen aus Brief- und Tagebuchblättern geformten Seelenroman voll starken autobiographischen Gehalts in persönlicher, doch zugleich auch typisierender Selbstoffenbarung „Jost Seyfried"

Digitized by Google

(wie alle Werke im Verlage von Egon Fleiſchel & Co. in Berlin) herausbrachte. Was ſeit dieſen zwei Bänden, ſeit 1905, noch erſchien, ein ſchmales, im Faksimile der charakteriſtiſchen Handſchrift des Dichters gedrucktes „Neujahrsbuch“ und die Sammlung von Stimmungen, Briefblättern, Singliedern, Spruchgedichten, alten und neuen Produktionen „Zwiſchenklänge“ atmet die gleiche beſeligende Stimmung und Lebenbeherrſchung aus wie der „Joſt Seyfried“, das Hauptwerk ſeines Lebens und Schaffens, ja ſein Leben ſelbſt.

„Dich, dein Leben ... zur Kunſt klären ... mit allem, was Tag und Alltag ein Recht hat, von dir zu fordern ... und:

„Deine Kunſt leben können, nicht bloß dichten ... da liegt's!
Sie an dir erproben, dich an ihr!
Das allein entſcheidet!
Das allein reift eine Ernte!
Kunſt muß gelebt werden können ... ſonſt iſt's Handwerk oder Schwindel!“

Dies Bekenntnis charakteriſiert Flaiſchlens Schaffen und Perſönlichkeit. Für ihn iſt Menſchen- und Künſtlertum, Kunſt und Leben eine unlösbare Einheit, aus der ſich alle Erkenntniſſe für beide Teile entwickeln. Und in dieſer Einheit bleibt der Künſtler ſtets Menſch und iſt der Menſch ſtets Künſtler dem Leben gegenüber, ſchafft der eine für den anderen, bildet ſich der eine am anderen. Strenger Ernſt, edle Selbſtzucht und unerbittliche Wahrhaftigkeit regieren in dieſem von der angeſpannteſten geiſtigen Energie eingenommenen Reich. Daß jeder Menſch ſich zu finden vermag, das bewies dieſer Dichter in und an ſeinem Leben. Weil dieſes Sichfinden zum Segen ausſchlug, wollte er, daß ſein ſubjektives Schickſal, ſein perſönlicher Kampf und Sieg jedermann zum gleichen Ziele und zur gleichen glückſpendenden Reife verhelfe. Sein Ich-Erleben verallgemeinerte er drum als typiſch, und dies ſchwere Unternehmen gelang äſthetiſch, weil er durch und durch Künſtler war. Als Prediger des Glaubens an die Sonne und des Mutes, als Prophet der Selbſtzucht und der Herzensfreudigkeit, als Liebender der Natur und aller Kunſt, als ein in jedem Sinne vorbildlicher Menſch wird er weiterleben.

Flaiſchlen gehört zu den wenigen, die wir die Schöpfer des neuen deutſchen Idealismus nennen müſſen. Lebensfreudigkeit ſtrömt aus dieſer neuen Weltanſchauung, Frühlingsmut und Selbſtvertrauen, alle jene idealen Kräfte der Kunſt Flaiſchlens, die er in einem ſchweren Ringen und Leben erkämpft und bewährt gefunden hatte, und die in ſeinen Werken wirkſam ſind, damit der Menſch ſich herausringe aus aller Werktagsſchwere:

„Der Menſch iſt für den Sonntag da!
Seine Werktagsnot hat er ſich ſelber aufgeladen!
Du Dichter, ſtehe auf und gürte dein Gewand und ziehe durch die Länder
Und ſei ein erſter früher Bote dieſer Zeit!“

Hanns Martin Elſter

Bücher und Zeiten

Wer zu hören verſteht, der vernimmt ſchon das tiefere heutige Empfinden unter der dichten Hülle der äußeren Geſchehniſſe. Es iſt wie ein Taſten an den Außenrändern, es iſt zuweilen etwas Lehrhaftes darin, der Roman wird zum romaniſierten Leitartikel. Nicht im üblen Sinne, aber noch unfrei, ſichtbar die Abſicht tragend: Sprich es in Romanform aus, was du deinem Volk zu ſagen haſt!

Unter den letzten Eingängen finde ich gleich drei von dieſer Art: trefflich in ihrer Geſinnung, tief erfreulich in ihrer klaren, unzweideutigen, jeder äſthetiſchen Spielerei und Wichtigtuerei abholden Art, voller Friſche, Geſundheit und Kraft, aber künſtleriſch noch befangen.

Digitized by Google

Sogar ein so prächtiges Buch wie Zeteler Markt von Martin Bücking (Verlag Hermes, Hamburg) ist von Absichtlichkeit nicht frei. Der Held, dieser standfeste Friese, der junge Bauer Theile Renken, wird zuweilen gar zu sehr gelobt und lobt sich selber. „Ist das eines Theile Renken würdig?“ sagt er einmal vor sich. Auch wird der Leser hin und wieder angepredigt, mindestens über die friesischen Eigentümlichkeiten und Vorzüge belehrt. Ganz gewiß ist dies gesunder und erfrischender als die gespreizte Urfähigkeit der Ästheten mit ihrer gespielten Überlegenheit, aber es brauchte nicht zu sein, und dieser Schriftsteller hat es nicht nötig. Seine Landschaftsstimmung, das frische Wirtschaftsgetriebe, die scharf geschnittenen Charaktere sprechen für sich allein. Grade weil dies Buch über dem Durchschnitt steht, möchten wir es auch künstlerisch ohne Tadel. Dann aber regen sich noch andere Fragen, nicht literarischer, sondern vaterländischer Art, diesem Buch gegenüber. Wir sehen den hartkantigen, selbstbewußten Oldenburger Bauernstamm, dem „Freiheit Religion“ ist, der mit starker Ablehnung dem ehemaligen preußischen Beamten und seinem Schneid gegenübersteht, der dem Großherzog die geforderte Zulage fast verweigert, jedenfalls stark kürzt, nicht etwa, weil das Geld nicht da ist, sondern aus Grundsatz: „Passen Se up, Herr Großherzog, Se hebbt hier nich alleenig to seggen!“ Wir hören die Betonung einer edlen und wirklichen Demokratie, die im tiefsten Wesen konservativ ist, wir hören auch den Schlußsatz für Theile Renken, daß seine Welt größer sein wird als sein Haus — und empfinden doch in schwerer Sorge die Abgeschlossenheit dieses Stammes gegen die übrigen Teile des Reichs. Der Heimatstolz geht über den Vaterlandsstolz, es liegt eine leise Fremdheit bis zur Abneigung gegen die „Preußen“, eine bäurische Ablehnung gegen die Offiziere, und in lauter Angst vor Bevormundung ein Mißtrauen gegen den Staat — und halb unbewußt findet es in dem Buche seine Verherrlichung. Ja, prächtig ist der Menschenschlag, das selbstverständliche Eintreten des einen für den andern, die Art, die sich nicht treuherzig gibt, weil sie zu kritisch und selbständig ist; und der Zeteler Jahrmarkt, der das Buch beginnt und beschließt, wie er für die ganze Wede des Jahres Höhepunkt bedeutet, ist glänzend geschildert, so daß es sich lohnt, mit diesem Buch ein Stück Weges zu gehen und es im Sinn zu behalten. Aber Männer wie Bücking sollen harte Sorge darum tragen, den Heimatstolz nur gelten zu lassen, wenn er sich zum unbedingten Vaterlandsgedanken entwickeln kann.

Auch das Büchlein „Adel verpflichtet“ von Martin Otto Johannes (Verlag Erich Matthes, Leipzig) zeigt dieselben Vorzüge und treibt zu denselben Aussetzungen. Es ist nicht aus dem wirklichen Leben heraus gebaut, sondern schildert in einer fremden, ziemlich rätselhaften Gegend eine germanische Siedelung inmitten slawischen Volks. Die Reinhaltung des Germanentums in bewußter Rassezüchtung und eine Geistes- und Körperaristokratie, die in starkem Verantwortlichkeitsgefühl zur berufenen Führerschaft erlesen ist, bildet den Inhalt der Darstellung. Eine Abirrung des Rassegefühls in dem künftigen Herrn des Hegehofes wird siegreich überwunden, und im ganzen, auch in festgelegten Sätzen, ein Plan gegeben, wie sich in Erb- und Ehegesetzen, in Lebensführung, in bewußter Auslese ein starkes, reines Volk gründen ließe.

Das Büchlein, obwohl es sich Roman nennt, hat mit wirklicher, darstellerischer Kunst nicht viel zu tun und will es auch wohl gar nicht. Immerhin hat der Verfasser diese Form gewählt, um Forderungen, die in jetziger Zeit wie ferne Träume wirken, im Gewande der Kunst durch das Tor des deutschen Lebens einzuführen, wie einst Wilhelm Hauff sein Märchen mitten durch die mürrischen Wächter hindurch geleitete.

Der dritte Roman, der in eine verwirrte Zeit eine reine, aufmunternde Lehre tragen will, ist Jungbrunnen von Klaus Rittland (Verlag Max Seyfert, Dresden). Um den etwas abgebrauchten Kern, daß zwei weltförmige junge Leute, Geschwister, in einem durchgeistigten Hause ihr inneres Erlebnis, ihren Jungbrunnen, finden, hat die bekannte Verfasserin mit viel Geschick ein anmutiges Gewand geworfen. Es freut jetzt immer, Sätze wie folgende

Digitized by Google

zu lesen: „Dieser Generation fehlte etwas, das Hermann Sturm für einen unerläßlichen Bestand des Jugendreichtums hielt: die politischen Ideale. Soziale, ästhetische, philosophische Fragen lagen diesen jungen Leuten näher als nationale. Ein schwächliches Hinneigen zu kosmopolitischen Ideen schaute häufig hindurch. Und hier sah der Professor ein Zeichen des Niederganges... Während der ersten Minuten fand Hansjürg den Essay dieses Neulings geistreich, dann wurde ihm aber dies preziöse Gebaren widerwärtig. Wenn man den Kern aus diesen schwer zu knackenden Nüssen herausschälte, kam meistens doch nur eine recht triviale und verschwommene Idee zum Vorschein." Reizend sind die beiden alten Dämchen geschildert, die so stillbeglückt in ihrer Einsamkeitswelt leben, sich freuen, wenn sie früh beim Morgenkaffee eine interessante Neuigkeit in der Göttinger Zeitung lesen, wenn die eine auf dem Markt billige Erdbeeren gefunden hat, wenn der alte Professor vorbeigeht und zum Fenster hinaufgrüßt, und die dem Leben so gar keine Angriffsflächen bieten. Die Umwandlung des jungen Assessors ist nicht ganz glaubhaft, aber sehr fein ist das Empfinden der nicht mehr ganz jungen Frau geschildert, die in der Liebe zu dem jungen Offizier die leise Lächerlichkeit fühlt, die vielleicht, sich auf sie niedersenkend, den reinen Glanz trüben könnte, den dann nur die Entsagung unverletzt erhält. Mit einem ganz leisen Aufblitzen der Kriegsfackel am Horizont schließt das feine und auch für den Familientisch sehr empfehlenswerte Buch.

Nichts irgendwie auf Belehrung oder Besserung des Lesers Angelegtes hat Arwed Salvator von Roderich Müller (Flemming & Wiskott, Berlin). Man ist erst in recht bedeutendem Zweifel, ob das Ganze nicht schon mehr eine Verulkung des Lesers ist als eine bloße harmlose Satire sein soll. Denn die gesamte Menschheit in dem Buch ist derart unsympathisch, kleinstädtisch im übelsten Sinn, die Zustände unerquicklich und der Retter der Familie, der „Salvator" Arwed ein ausgesprochener Schwachkopf, daß man sich anfangs der Zeit ärgert, die man an diese Lesung verschwendet und den Verfasser bemitleidet, der sich mit solchen Mustern umgab. Freilich, eines gibt man auch im Ärger zu: daß die Gestalten in tadellosen Spottbildern vorgeführt sind. Übrigens ist der Verfasser auch anerkennenswert unparteiisch. Er verzerrt ebensowohl den für Flotte und alldeutsche Bestrebungen eintretenden Schwiegersohn des Hauses, wie er „die große Ilsi", die Malerin mit ihrem Ausruf: „Seien wir naiv!" und den gespreizten Malerjüngling verulkt. Es kommt keiner gut weg, und allenfalls mitleiderregend wirkt der alte Werner, der Vater eines völlig unfähigen, ewig spekulierenden Baumeisters und des jungen Arwed. Er sieht sein bißchen Erspartes in der verkrachenden Bodengesellschaft verschwinden, den haltlosen Ältesten meineidig werden und alles zugrunde gehen. Auch kommt die Rettung, die der verachtete, unnütze und vielgescholtene Arwed der Familie bringt, nur dadurch, daß ihn ein Millionenmädchen lieb gewinnt und ihn sogar einem Grafen und Ministerneffen vorzieht. — Aber in dem Augenblick, da Arweds Aufstieg beginnt, klingen erst vereinzelt, dann immer stärker warme Töne an, bis bei der rührenden Freude der alten Eltern und dem herzigen Benehmen dieses Arwed aller Ärger und alle Langeweile verschwindet und man sich einfach mitfreut. „Er hat," sagt jemand von ihm, „ein wahres Füllhorn von Glück über alle ausgeschüttet. Ohne ihn wäre Sophie nicht Braut, Georg nicht Bräutigam, ohne ihn säße Vater Werner noch im Elend und Johannes und auch vielleicht Luise in einer Heilanstalt. Es gibt Menschen, an deren Sohlen heftet sich das Glück, sind es gute Menschen, so streuen sie davon aus mit reichen Händen nach allen Seiten." Es liegt zuletzt etwas Sonniges über dieser seltsamen Geschichte, in der das einfache gute Herz eines „fröhlichen Toren" über alle Minderwertigkeit und Kleinlichkeit einen so strahlenden Sinn davonträgt.

Das singende Meer von Lene Wenk (Schlößmann, Leipzig) zeugt von dem beachtenswerten Talent einer Anfängerin, hat sich aber einen gar zu empfindsamen Vorwurf genommen. Es handelt sich um das unnennbare Grauen, das die Offiziere eines Kriegsschiffs im Schwarzen Meer gegen Ende des Krieges befällt, dem auch zwei der besten Männer, der

Digitized by Google

treue Bursche und der Hauptmann als Taucher auf dem Grund des Meeres zum Opfer fallen. Gewiß sind Nervenzerrüttungen im Kriege auch bei unsern stärksten Männern eingetreten, aber es widersteht dem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung für unsre Kämpfer, wenn man diese Ausnahme-Erscheinungen literarisch zu verwerten sucht.

Ein besonderes Ehrenkränzlein sei einer Schriftstellerin gewunden, die jetzt im November ihren 50. Geburtstag begeht und in deren Werken, die sich auch zumeist an die Jugend wenden, eine erfrischende Jugendlichkeit, ein liebenswürdiger Humor, der wie stets der echte Humor von leiser Wehmut umschattet ist und ein tiefes Deutschtum zeigen. Es ist Josefine Siebe, die vor vielen, deren Namen lärmend ausgerufen werden, den Vorzug verdient, die in den Reihen unsrer Allerbesten steht. Zwei herzerquickende Bücher: Die Helden von Spatzenbühl (Verlag Flemming & Wiskott, Berlin) und: Rund um die Rabenburg (Stuttgart, Löwes Verlag Ferdinand Carl) liegen mir hier vor. Das erste erzählt voll springenden Humors, wie die Kleinstädter von Spatzenbühl sich plötzlich einreden, daß sie ein Denkmal haben müßten wie andre Städte auch, denn von ihrer alten Mauer, was haben sie denn davon? „Da renne sie drum rum, bröckeln die Steine ab und fragen: wie alt? Wisse wir's, wie alt die ist? Ich net, ihr net, kommt auch net auf 'ne hundert Jahre an. Aber mit 'm Denkmal, da wär's anders. Da könnten wir sagen: soviel hat's gekostet, und dann käme wir in die Zeitung wie alle jetzt, denn's Gedrucktwerde ist die Hauptsache." Nun heißt es also, nach einem Helden zu suchen, dem man das Denkmal errichtet. Hat Spatzenbühl Helden? O gewiß, es haben ja zwanzig junge Kerle mitgemacht in dem grausamen Krieg dazumal, als der Bonaparte im Land war, und es ist keiner wiedergekommen. Ja, aber sie gingen ja mit dem Bonapart mit, das gilt nicht, denen kann man kein Denkmal setzen. Aber da war einer, Christian Bräuer, der hat den Napoleon hassen können mit dem rechten Haß des freigeborenen Menschen, dessen Wort war immer: „Sieben Teufel sollen an seinem Bett stehen!" und als auch er mitsollte in Bonapartes Krieg, da hat er sich den Fuß abgehauen aus Liebe zum Vaterland. Das war wohl ein Held? Aber nein: „Helde müssen Stern und Kreuzle haben, müssen verbrieft und versiegelt sein, sonst ist nex damit." Und dann finden sie schließlich einen alten kranken schwerreichen Wollüstling, der im Sterben der Stadt dreihunderttausend Mark vermacht, falls der Schultheiß, dessen Schwester früher um seinetwillen ins Wasser gegangen ist, ihm die Ehrenrede hält. Prächtig verschlingt sich die Leidenschaftlichkeit starker Trotznaturen mit den Lächerlichkeiten der engen Kleinheit. Fast die schönste Gestalt ist die alte Bräuerbärbe, die Tochter jenes Christian, die so liebend gern von der Vergangenheit erzählt, und der so oft niemand zuhören will. Der junge Bildhauer, der dann das Denkmal schaffen soll und so ahnungslos in dies Durcheinander hineinplatzt, der die „verschmitzten kleinen" Schönheiten von Spatzenbühl so tief empfindet, er setzt am Ende doch nicht das Denkmal für den lasterhaften Reichen, sondern er setzt es heimlicherweise den unbekannten Helden in dem alten Nest.

Ein Jugendbuch auch für Große ist „Rund um die Rabenburg", in dem die Raben, die Schicksalsvögel, ein seltsam bedeutungsvolles Leben führen. Wie sie einst dem Reinmar vom Bühl, der Haus und Hof im Dreißigjährigen Krieg verlor, vormachen, wie man ein zerstörtes Nest wieder aufbaut, so kündet ihr Rabenflug auch unheimlich drohend das Heraufziehen des Weltenbrandes und sein böses Ende. Über dem Tor der Burg steht der alte Spruch aus dem 17. Jahrhundert, vor dem der Burgherr in schweren Gedanken weilt:

„In Trübsal und in Not
Im Leben und im Tod
Verlaß uns nicht, HERR GOTT!"

Wilder in der Leidenschaft, rührseliger in der Darstellung ist die eigentümliche Erscheinung von Enrika Handel-Mazzetti in ihrem umfangreichen Buche Der deutsche Held (Kösel, Kempten-München). Aber es ist eine Leidenschaft und eine Rührseligkeit, an die wir glauben. Wir kannten diese Dichterin bereits aus ihren Büchern Jesse und Maria, und Die

Digitized by Google

arme Margaret; es sind dann in einer Zwischenzeit, die vielleicht durch konfessionelle Bedenken oder sogar Einsprüche von seiten des Papstes geschaffen wurde, mehrere Bücher von auffallender Nichtigkeit und Schwäche entstanden, bis sie in diesem letzten die alte Höhe nahezu (nicht ganz) wieder erreicht hat. Es ist auch der Gegenstand fast genau derselbe wie in der armen Margaret. Ein sich verfehlender, herrlich stolzer Held, dem die strenge Gerechtigkeit das Leben aberkennen muß, und eine zarte, unsäglich rührende Frauengestalt, die für ihn fleht und bittet, und über die das unbarmherzige Walten dieser Gerechtigkeit hinschreitet. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir die Tränen über das Gesicht liefen. Man ist einfach geliefert bei dieser eindringlichen Darstellungskraft, die vor keiner grausamen und grausigen Einzelheit zurückschreckt, die vor allem Frauen- und süßestes Kinderleid so ergreifend darzustellen weiß, daß es dem Leser schier das Herz zerreißt. Die waltende Gerechtigkeit, die ohne Erbarmen gegen sich und andre den edlen invaliden Helden, der einen widerwärtigen Kriecher niederschoß, zum Tode verurteilen muß, liegt in den Händen des Erzherzog Karl, des Siegers von Aspern, der mit leidenschaftlicher Verehrung gemalt ist. Merkwürdig allerdings berührt bei einer landestreuen Österreicherin die bei so vielen faden Seelen übliche Verehrung Napoleons, den sie geradezu als größten Helden feiert. Wenigstens leidet bei ihr, die starkes Gefühl für kriegerische Männlichkeit besitzt, die Logik nicht in der ergötzlichen Weise wie bei unsern Pazifisten, die immer behaupten, dem Frieden zu huldigen, keine Eroberungen gutzuheißen und den Schlachtenstolz für das sicherste Zeichen eines ungebildeten Barbaren anzusprechen. Ist's nicht doch schöner als all dies kraftlose Geleier, wenn wir lesen: „Herr Generalissimus! Magisches Wort! Rollen nicht von fern gedämpfte Trommeln? Blasen nicht Zinken? Schöne Zeit! Dahin! ... „Von fern, fern her drang der Neerwindener Zapfenstreich, immer näher, immer näher, ward zum Kriegsmarsch, zum Donnerklang, und französische Sturmkolonnen rückten an. Die Trompeten schmettern. Die Trommel wirbelt zum Chargieren, Himmel und Erde erzittern von den Mordschlägen. Im Sonnenglanz blitzen Napoleons Adler, aber höher fliegt die Leibfahne, die schneeweiße, das Banner Karls." ...

Aber soviel wir anerkennen, ja bewundern mögen: wie Schatten versinken alle zeitgenössischen Werke vor einer neuen Erscheinung, die auftaucht, von seltsam ungewohnten Maßen. Ein Künstler von Gottes Gnaden! Ghavati von Franz Schauwecker (Verlag Heinrich Dietmann, Halle a. S.). Ein Werk, das den Stempel des Zeitlosen und doch so tief der Zeit Verständlichen an der Stirn trägt. Der Untertitel lautet: „Ein Tierroman". Eine lässige Hand, der es nicht um den Namen ging, warf ihn hin. Der Name gibt nicht einmal eine Ahnung dessen, was er deckt. Es ist die Tragödie der untergehenden Tierwelt in der „heißen wilden Freiheit" Afrikas — durch den Menschen. Eine Tragödie voll so erschütternder Größe, daß wir in eine Welt hinter unsrer Welt treten, die bisher unsern stumpfen, blöden Augen verborgen war. O ja, schon mancher von uns empfand einen Hauch dessen, was in diesem Buche vorgeht, wenn er durch die Zoologischen Gärten ging, in denen zu Lehr- und Vergnügungszwecken die freien Könige der Wildnis, deren Gebiet die unendliche Steppe, die große Freiheit ist, in Käfige gesperrt, ein paar Schuh lang und breit, ihre herrliche, wilde Kraft elend verzehren. Aber wie der Mensch als „die Qual der Tiere" wirkt, wie er eindringt als fremde, triumphierende Macht, zerstörend in ihre Welt, das erleben wir hier, dargestellt von Meisterhand. „Fleisch und Blut, Drang und Trieb ist das Tier. Klugheit, List und Hirn ist der Mensch. Wo ist der Trieb, der die List bezwingt? Wo ist das Fleisch, das gegen den Stahl siegt?" — „Tier ist das Tier der Wildnis. Vieh wird es im Schutz des Menschen. Herden seiner Schützlinge sah ich, trieblos und schwach schlichen sie, ohne den Stolz der heißen Freiheit. Nur was ihm nützt, hütet er; nur was ihm dient, schützt er; nur was ihn nährt, schirmt er. Überall, wo der weiße Mensch hinkam, sah ich das Tier verschwinden..."

Aus dem unermeßlichen Reichtum dieses seltsamen Buches schöpfend, hebe ich nur das Kapitel von der Löwenfamilie heraus, in dem die jungen Löwen die Gesetze der Alten

Digitized by Google

lernen, und die gewaltige Schilderung der Elefantenjagd. Ein Land, das solche Dichter gebar, soll das Haupt stolz erheben.

Keine der Schattenseiten, mit denen sonst die Ichbücher uns reichlich aufwarten, zeigt uns Christine Holstein in ihrem Buch: Von der Pflugschar in den Hörsaal, Schicksale eines deutschen Landmädchens. (Verlagshaus Herm. Heck, Könitz i. Thür. und Leipzig.) Allerdings darf man es nicht nach seinem Titel bemessen. Nach ihm vermutet man ein Stück nüchtern harter oder sentimental verstiegener Frauenbewegung, den üblichen abgezirkelten und vorschriftsmäßig ansteigenden Entwicklungsgang. Und statt dessen finden wir ein Menschenleben fern jeder Methode, mit einer herzlichen Natürlichkeit und treuem Ernst erzählt. Der Titel ist sogar falsch: denn das Buch endet gar nicht im Hörsaal, sondern wieder bei der Pflugschar, die aber auch wiederum nicht wörtlich zu nehmen ist. Dies sind aber auch die einzigen ernstlichen Aussetzungen, die an diesem prächtigen Buche zu machen sind.

An der Erzählung von des ländlichen Lebens Mühsal, der herzsprengenden Sehnsucht nach Geistigem, den künstlerischen Ansätzen, ihrem Versagen und Neuaufleben berührt am herzigsten die unbekümmerte Natürlichkeit, die sich nirgends spreizt oder ein Mäntelchen umhängt und sich selber abmißt im Hinblick auf die Wirkung. Das ist es, was dies Buch so erfrischend, so tief geeignet für das schwere, verwirrte Heute macht. Mit reizender Offenheit schildert die Verfasserin ergötzlich ihre verfehlten Anfänge im Fröbelheim, als Kinderfräulein und als Hortleiterin. Jede begüterte Mutter täte gut, sich folgende Worte ins Herz zu schreiben: „Mir schauderte davor, jemals wieder ‚Fräulein' in einem hochherrschaftlichen Hause zu sein. Was dort von einem verlangt wurde, nannte ich geschäftigen Müßiggang, Zeitvergeudung, Verderbnis der Kinder, die meiner Ansicht nach durch ein derartiges Fräuleinsystem nur anspruchsvoll, launenhaft, unselbständig und aller eignen kindlichen Erfindungsgabe und Phantasie beraubt werden, weil beständig ein Erwachsener zu ihren Diensten steht, der für ihre Unterhaltung zu sorgen hat." ... Zwischen alledem kehrt sie immer wieder nach Hause zurück, auf den mühsam erhaltenen und doch immer mehr zurückgehenden Landbesitz ihrer Eltern, um diese zu entlasten, um die Geschwister sich auch draußen in der Welt umtun zu lassen.

Mit den großen Lebensfragen ringt sie in rührendem Ernst, bescheiden, tapfer und ehrlich. Schopenhauer, Plato, Spinoza, Kant gehen durch das Buch. Die große Frage nach dem Sinn, nach den Zielen des Lebens wird nicht still. Sie besucht einen Irrenarzt, weil die Frage sie quält, ob die Geisteskranken auch am Gemüt, an der Seele Schaden leiden, und als er dies bejahen muß, bricht sie in die verzweifelte Klage aus: „Wir sind nur Maschinen! Wenn ein Rad, eine Schraube sich anders dreht, sind wir nicht mehr: wir."

Es erstaunt mich, daß sie der Frage nach dem Bösen, nach Gottes Widerpart, nach dieser ungeheuren und furchtbaren Wirklichkeit des Bösen, die wir in verweichlichtem Empfinden nicht mehr „Teufel" nennen mochten, so wenig nachgeht. Nur einmal rührt sie dies an, aber auch gleich mit dem Bewußtsein ihrer ungeheuren Tragweite: „Woher stammte das Böse? ... Das waren viel schwerere Fragen als nach den Zielen des Lebens."

Auch sie weiß von erschütternder Gottesferne. „Im tiefsten Grunde der Natur ließen sich noch einige starre Gesetze erkennen, die sich seit undenklichen Zeiten in eintöniger Mechanik abwickelten, dahinter gähnte ein undurchdringliches Dunkel. Diese schwarze Nacht durchdrang kein Menschenauge. Was bewies mir das Dasein Gottes?" Und an einer anderen Stelle: „Warum verachten alle Menschen die Gottesleugner? Es ist furchtbar, ohne Gott zu sein!"

Aber seltsam wehen in die Zerrissenheit starke Töne herüber aus jener Welt, die Wirklichkeit und Ideal auf das unvergleichlichste vereint — aus der Welt des Krieges. Ihr jüngster Bruder, einer jener jungen lebensfrohen und todesstarken Leutnants, wie wir sie alle kennen, wie sie uns schier das Liebste auf Erden geworden sind, wenngleich die meisten nicht mehr bei uns auf Erden sind, der erzählt ihr in seiner schlichten, verhaltenen Art, wie wir Mütter sie auch alle an unsern lieben Jungen gekannt haben: „Als wir von La Bassée nach der Somme

Digitized by Google

kamen, da hatte jeder von uns mit dem Leben abgeschlossen. Aber wir wußten: es mußte sein. Und so war unter uns eine Freiwilligkeit, eine Herzlichkeit und Kameradschaftlichkeit. Wir zogen wirklich hin wie eine geheiligte Schar." Und auf ihre bangen Zweifel findet er die liebe lächelnde Erklärung mit einem Hinweis auf die gefrorenen Fensterscheiben: „Sieh doch, wie getreu diese Eisblumen leibhaftige Formen der Natur nachbildeten. So malt die unorganische Natur schon die Formen auf, nach der die organische gestaltet. — Was ist nun dies für ein Naturzusammenhang? Wir stehen überall vor Geheimnissen." Sie schreibt dazu: „In mir zuckte bei seinen Worten etwas auf, das gleichsam ein blitzartiges Schlaglicht über die ganze Welt warf. Stumm starrte ich meinen Bruder an, wie er vor mir stand, ernst und schlank, einen rätselhaften Ausdruck in seinen braunen Augen —"

Christine Holstein, du lieber, tapfrer, ernster Mensch, Gott ist uns näher als wir ahnen, während wir ihn noch auf verschlungenen, menschlich erkünstelten Wegen suchen. Aber auch der Teufel ist da und ist annoch unbesiegt. Sein Reich ist jetzt im Steigen. Aber erst, indem wir dieses mit Mut erkennen, begreifen wir Gottes Wege, soweit Menschen sie begreifen können. Und je schlichter und grader ihr Empfinden ist, je näher kommen sie ihm. Das haben uns unsre lieben toten Jungen aus dem Weltkrieg gelehrt. Marie Diers

* * *

Aus Christine Holsteins „Von der Pflugschar in den Hörsaal"

Als Ergänzung zu der vorausgehenden Besprechung geben wir hier eine Stilprobe aus diesem erlebten Buche.

Zu jener Zeit faßte mich ein ungestümer Drang, aus der Enge meines Heimatortes herauszukommen in die weite Welt, wo Menschen wohnten, die solchen Dingen nachforschten. Seit ich Dr. Egbert kennen gelernt hatte, wußte ich, daß es solche Menschen gab. Aber die lebten wohl auch ein lichteres, freieres Dasein als wir. Wir alle hier daheim — wie waren wir doch so beschwert von der Last des Lebens und der Sorge ums tägliche Brot!

Wenn ich in meinem Plato las, wie er die Menschen, die nicht im Lichte der Erkenntnis wandeln, mit Höhlenbewohnern vergleicht, die, in eine spärlich erhellte, unterirdische Behausung gebannt, nur die Schattenbilder der Dinge sehen, da mußte ich immer bitter denken: die Höhlenbewohner, das sind wir, das sind unsre Seelen. O wie dumpf und dunkel leben wir dahin! Oft war mir's, als müßte ich all die schweigsamen Gestalten meiner Umgebung anrufen, aufrütteln, etwas Schlummerndes in ihnen wecken.

„Wir arbeiten nur, wir denken nicht. Gedanken sind gefangen", haderte ich. „Wir sind arme, hungernde, frierende, verdunkelte Seelen! Wir sind Höhlenbewohner." Also rang ich, in finsteres Grübeln verloren. Dann plötzlich wieder schrak ich auf und ging hastig an meine Arbeit. Heimlich ballte ich meine harten, braunen Hände, schürte mit wilder Bewegung das Feuer, ließ meinen sehnsüchtigen Blick durchs vergitterte Küchenfenster irren und erschöpfte so in meiner Rastlosigkeit, dem abwechselnden gewaltsamen Zusammenraffen und stillen Verzweifeln beinahe meine Kräfte.

Ich gab meine Gedanken den Wellen und Winden. Wenn ich, von der Feldarbeit ein wenig rastend, mich auf die Hacke stützte, sandte ich brennende, verzehrende Blicke hinaus in die Weite.

Aber alles blieb stumm.

Kein Echo kam auf meinen heimlichen Sehnsuchtsschrei aus der weiten Welt.

Da ließ ich von dem nutzlosen inneren Toben, dem heimlichen Flehen zu unbekannten Helfern.

Ich faßte nun einen bestimmten Plan: Ich wollte fort, unbedingt. Wie in einer blitzschnellen Erleuchtung stand alles vor mir, wie es zu machen sei: Elisabeth mußte her; sie mußte ihren Krankenschwesternberuf unterbrechen und eine Zeitlang meine Pflichten übernehmen. Dann war ich frei, wenigstens für einige Monate. Und dann wollte ich nach Leipzig. Für den

Digitized by Google

Anfang nahm ich mir etwas Geld aus meinem Sparbuche mit, mietete mir ein Zimmer wie meine Schwester Hanna und hörte Vorlesungen über Philosophie an der Universität; in der übrigen Zeit schrieb ich fleißig Kindergeschichten und verschaffte mir damit einen bescheidenen Unterhalt.

Nachdem ich mir diesen Zukunftsplan festgelegt, faßte ich neuen Mut und begann energisch, ihn zu verwirklichen. Zunächst galt es, sich die Erlaubnis des Eintritts zu Universitätsvorlesungen zu erringen; ich wußte wohl, daß ich mit meiner Volksschulbildung dazu kein Recht hatte.

Von meinem Bruder her kannte ich den Namen eines Leipziger Professors der Philosophie, an den wandte ich mich, packte einige meiner Schriften zusammen, sandte sie ihm und schrieb ihm dazu, wie alles um mich stand. Auch dieser Gelehrte antwortete mir freundlich und entgegenkommend. „Aus Ihren philosophischen Versuchen ersehe ich, daß Sie ernst und ehrlich über verschiedene Rätselfragen des Daseins nachgesonnen haben, und daß Sie von heißem Verlangen nach Klärung in den Lebens- und Weltanschauungsfragen erfüllt sind. Was Ihren Wunsch betrifft, eine Zeitlang meine Vorlesungen zu besuchen, so liegt die Sache hierin so, daß Sie einen Hörerinnenschein nicht bekommen können, da die hierfür nötigen Vorbildungsbedingungen bei Ihnen nicht erfüllt sind. Doch wird Ihnen, wenn ich Ihnen persönlich die Erlaubnis zum Besuch meiner Vorlesungen gebe, kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Ich lese im kommenden Winter dreistündig Geschichte der griechischen Philosophie und zweistündig Ästhetik. Die Vorlesungen beginnen um den 25. Oktober herum." ..

Die Zustimmung meiner Eltern zu erhalten, war nicht schwer. Sie pflegten ihren Kindern große Freiheit zu lassen und unsern Zukunftsplänen nie einen Stein in den Weg zu legen. Aber sie wollten auch nicht Elisabeth aus ihrem Berufe reißen. Wir sollten nur alle in Gottes Namen unsere Wege gehen. Das griff mir nun wieder schmerzlich ans Herz, daß die Eltern allein in Einsamkeit und Bedrängnis zurückbleiben sollten. Schon wurde ich wieder schwankend in meinem Entschluß, ich kam mir zu rücksichtslos vor.

Da entschied sich die Sache ohne mein Zutun.

Ich wurde sehr krank. Schon längere Zeit hatte ich oft des Nachts stundenlang nicht schlafen können, weil eine jähe Atemnot mich überfiel, die aber meist so schnell vorüberging, wie sie gekommen und tagsüber keine Spuren hinterließ, so daß ich weiter nicht darauf achtete. Dieses Übel steigerte sich zu furchtbarer Heftigkeit. Erstickungsanfälle, die mein Gesicht blaurot färbten und mich keuchend nach Luft ringen ließen, wechselten mit tödlichen Schwächezuständen, wo ich mich kaum rühren konnte und alles wie in flimmerndem Dunkel sah.

Jetzt schrieb die Mutter selbst an Elisabeth und bat sie, ihre Stellung aufzugeben und heimzukommen.

Als ich endlich genesen war, hatte ich erreicht, was ich wollte. Aber um welchen Preis! Ich war früher ein kerngesundes, blühendes Mädchen gewesen, jetzt waren meine Wangen bleich und hager, dunkle Schatten lagen unter meinen Augen, und durch mein braunes Haar zogen sich zahlreiche weiße Fäden. Aber trotz alledem. Als ich an einem schönen klaren Herbsttage neben Johanna im Eisenbahnwagen saß und dem unbekannten Leben entgegenfuhr, schlug mein Herz froh und erwartungsvoll, und ich fühlte, wenn ich noch einmal zur Welt käme, würde ich alles genau ebenso machen. Wieder einmal hatte ich mich gehäutet, wieder lag ein Stück Leben hinter mir, und in meinem Ohr klang das „Faust"-Wort: Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Digitized by Google

Altdeutsche Weihenacht

Leise sinken die eindämmernden Flocken; die Turmuhr schlägt gedämpft durch die Nebelstille; irgendwo hallt eine singende Kinderstimme aus der warmen Winterstube. Und der einsame Wanderer, der die Landstraße daherschreitet, kommt vielleicht an einer erleuchteten Dorfkirche vorüber, aus der ein Adventslied an seine lauschenden Ohren klingt ... So träumte man sich gern die selige Erwartung des lieben Weihnachtstages; und es gab wohl auch Stunden und Gegenden, wo man solches erleben durfte. Jetzt ist es anders geworden; die Kinderfreudigkeit dieser rührenden Zeit ist überdröhnt vom politischen und sozialen Lärm und Geschrei; ja, selbst in den Arbeiterkreisen schon lächelt man über jene „Sentimentalität", die sich noch an der milden Gläubigkeit des brennenden Tannenbaumes erbaute, die auch rauhe Herzen dem lockenden Rufe der göttlichen Liebe auftat. Und dennoch — zu tief wurzelt die Sehnsucht nach Frieden und Frömmigkeit in unserm Volke, als daß die zarten Schößlinge sich gänzlich ausreuten ließen, die sich immer klammernder im Nährboden christlicher Anschauung und innigen Verlangens festsaugen. Und wenn man dann einmal zu einem Buche greift, das dieser inständigen Erwartung treuen und tiefen Ausdruck verleiht, so fühlt man sich dankbar beschenkt und durchsonnt, weltverloren und dem Ewigen näher.

Und solch ein Buch ist uns jetzt gegeben worden. Es heißt: „Als Herre Krist geboren ward", und erschien im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München. Der Preis für den Pappband beträgt 96, für den Halbleinenband 102 ℳ. Aber er ist nicht zu hoch bemessen angesichts der vorzüglichen und überaus sorgsamen Ausstattung, die in unserer armen Zeit doppelt überrascht und erfreut. Was nun bietet dieses Werk? Es ist zusammengestellt von Paschalis Schmid und vereinigt in Wort, Bild und Ton die mittelalterlichen Legenden, die sich um die Geburt des Heilands geschlungen haben; rechte „Christnachtröslein". Bekannte und unbekannte Texte und Abbildungen in reichster Fülle. Da begegnet man Malern wie Dürer, Lochner, Baldung, Altdorfer, Cranach, Memling, Schongauer, Grünewald, Goes, Weyden — und man erbaut sich recht an ihrer keusch verhaltenen, warmen und reinen Kunst, über der sich der güldene Schimmer des Wundersternes auszubreiten scheint. Und es sind bezeichnende Stellen aus alten Büchern, namentlich aus denen der Mystiker (Mechthild von Magdeburg, Tauler, Bruder David, Hermann von Fritzlar, Seuse, Berthold von Regensburg) gewählt, die alle von der Seligkeit der Weihenacht Kunde geben — ergriffene, jubelnde oder still anbetende Worte, aber alle durchglüht von Andacht und Gläubigkeit und echt deutscher Hingabe. Und dann die rührenden alten Lieder und Reime, die zum Teil namen- und verfasserlosen, die uns immer wieder umspinnen durch die liebliche Ungelenkheit und die beinahe verschämte Güte, die sie durchzittert. Hie und da sind sogar die Noten beigegeben. — Noch ein Wort über die Ausstattung selbst. Die schönen, in Rotdruck ausgeführten Initialen, die Dürerschen Randzeichnungen um die Weihnachtstexte, das mannigfaltige, saubere Bildermaterial, die altdeutsche vornehme Schrift — alles stimmt zusammen und vereinigt sich zu edler und sanfter Harmonie. Man fühlt es, daß Verlag und Herausgeber einem Herzensbedürfnis folgten und von ihrer Arbeit ergriffen und hingenommen waren.

Und so möge denn diese schöne Gabe Einzug halten in die christlichen Häuser; sie ist es wahrlich wert, nicht nur einmal betrachtet und durchblättert zu werden! Man fühlt sich so heimatlich berührt, so warm durchleuchtet, und man erkennt es von neuem mit Rührung und leiser Hoffnung, daß in unserm Volke noch Kräfte ruhen, die einer segensreichen Entwicklung und Erfüllung harren. Möge die Zeit heraufdämmern, da die Strahlen des Weihnachtssternes in die fernsten Hütten schimmern und auch die widerstrebenden Herzen locken und dem Ewigen entgegenleiten!

E. L. Sch.

Digitized by Google

Berliner Malerei

Dem Stil nach umfaßt die Ausstellung zwei Gruppen. Zur ersten gehören Maler, die in Formen arbeiten, welche seit länger überliefert sind. Das ist der Stamm, der seit jeher am Lehrter Bahnhof seine Werke zeigte. Von den Neuesten, die bereits voriges Jahr mit ausstellten, ist heuer nur die Novembergruppe vertreten. Der Stil hat Anhänger aber auch in der Düsseldorfer Künstlerschaft neben der alten Richtung.

Wenden wir uns zuerst zu den Alten! Sie bieten im allgemeinen das Bild, das seit je der Ausstellung eigen war. Durch auffallend kühne Besonderheit wird man nicht überrascht. Es handelt sich um Begabungen, die Wege gehen, welche andere geebnet haben. Innerhalb der Beschränkung indessen spricht das Selbständige der Persönlichkeit in schöner Weise. Es ist, möchte man sagen, eine Mischung der Freilichtmalerei (Impressionismus) mit der neuen Ausdruckskunst (Expressionismus) die vorherrschende Ansicht. Von der Freilichtmalerei haben die Künstler gelernt, Natur zu beobachten, dem Wechsel der Töne in der Erscheinung der Farbe unter dem Einfluß des Lichts nachzugehen, den Pinsel locker zu führen. Von der Ausdruckskunst der letzten Jahre, den Eigenwert der Farbe herauszuholen und bedeutsam zu machen. Es wäre allerdings noch zu bemerken, daß bedeutsames Farbgefüge auch schon vor der neuesten Richtung hier und da lebendig war. Der Sinn dafür hat sich jetzt nur verstärkt.

Am schönsten sind eine Reihe von Landschaften. Das Gefühl für Leben und Schönheit der Natur ist immer eine Grundlage germanischer Kunst gewesen. Es ist unsern Meistern auch heute nicht verloren gegangen. Willi ter Hell bringt eine Reihe seiner wohltuenden, gut abgewogenen Ansichten. Kayser-Eichberg sieht einen märkischen See im Mondlicht grünlich dämmern, empfindet die Schwermut einer hochragenden Kiefer, hohen Himmels, merkwürdig und spröde sich stellender Wolken. Der „Abend am Bollwerk“ Hans Hartigs gibt Stimmung in Blaugrau, formlich sehr anregend im überraschenden Richtungszusammenhang der Kähne. Stark in der Farbe, gedrängt und bedeutend in der Form ist seine „Ansicht von Stettin“. Lebhaft eindringlich im graulich eisigen Ton von Eis, Wasser, Wolken, grau verhüllten, farbigen Häusern, im wohldurchdachten Formgefüge der „Abend in Stralsund“ von Graf Kerssenbrock. Zu nennen wären noch Marie Hager mit „Winterstimmung am Bach“, Egon von Kameke „Hochseefischer“ (bedeutend in der Farbe), Radzig-Radzyk „Alte Kirche im Eulengebirge“, „Tal an der hohen Eule“ (die Stimmung deutschen Mittelgebirges kommt warm zum Ausdruck), Richard Duschek, Theodor Elfert, Eugen Dekkert u. a. Bei den Letztgenannten ist die gute Wahl des Rahmens besonders zu beachten, die leider manche ausgestellten Gemälde vermissen lassen. Siegfried Mackowskys „Gelbe Häuser“ z. B., bewußt und gelungen in der Farbe, kommen wegen des störenden Rahmens in ihrem Wert nicht recht zur Geltung.

Sandrock bringt Stätten zeitgemäßer Maschinenarbeit, stark in der Farbe, z. B. „Brückenbau Bahnhof Friedrichstraße“. Das Düstere, Hetzende, Großartige dieser Welt für sich kommt in der Farbe zum Ausdruck. Eine Reihe tonwarmer Bilder altdeutscher, verträumter Städtewinkel von Gerhard Graf, Fritz Geyer berührt heimatlich.

Unter den Bildnissen finden wir eine Anzahl geschickt gemalter, ohne besonders hervortretende persönliche Kraft. Sehr gut ist von Wilhelm Echhardt-Hildesheim das Abbild seiner Mutter. Feste und tiefe Seele der charaktervollen, bäuerlichen Frau kommt gesättigt zum Ausdruck. Jede Form ist durchdacht und künstlerisch gestaltet, und die Farbe, auch im Rahmen, sorgfältig gestimmt. Die künstlerische Absicht des Malers im „Porträt E.“ geht denselben Weg; es ist aber nicht so gelungen, erscheint matt. Reizvoll im Ton wirkt auch das Bildnis des Hofschauspielers W. B. Itz von Hans Strohbach, in Form und Geist indessen weniger ausdrucksvoll. Eigene Art spricht sich mit Erfolg in zwei Bildnissen Fritz Gicbelhausens aus.

Digitized by Google

Biblische Gemälde sind nur wenige vorhanden. Glücklicherweise. Kaum jemals geraten sie unsern Zeitgenossen. Da überrascht es, in Plontkes großem Werk „Maria mit Kind“ etwas ganz Echtes, Bodenständiges zu entdecken. Wahrlich, das ist Geist vom Geiste unserer Cranach, Altdorfer, Jörg Breu. Bestes deutsches Empfinden, gute Farben, auch im Rahmen (stark rot, grünbraun, weiß, schwarz), und kräftige, lebendig drängende Form. Aber warum nennt ein deutscher Maler eine so echte, worme, deutsche Schöpfung mit dem fremden Namen „Madonna“? Ist's nicht eine Muttergottes, „unsre liebe Frau“, eine „liebe Maria“, wie Luther sagt?

Die Kleinkunst weist manches gute Blatt auf. Z. B. das Selbstbildnis von Turner (Radierung), Autenried: Rosen (Farbenholzschnitt), Lina Borgmann: Blumen (Linoleumschnitte), Edmund Fürst: Tanzbilder (farbige Zeichnungen), Otto Bredow: Schweinemarkt (farbige Zeichnung), Gustav Jäger: Umgebung von Stuttgart (Aquarell).

In der Skulpturen-Abteilung sind die großen, in die Augen springenden Werke am wenigsten anziehend. Kalt und akademisch. Dagegen finden sich gute Tierdarstellungen von Otto Pilz (Junger Bär), Hans Wahl (Ägyptische Büffelkuh), Harry Christlieb (Affenfamilie), Johann Robert, Vordermayer. Anmutige und lebendige Kinder von Richard Wagner, Peter Terkatz, Ernst Richard Otto, Erich Schmidt, Kestner. Künstlerische Bewußtheit spürt man im Bildnis der Frau Dr. Krieger von Stanislaus Kohn. Auch einige freie Erfindungen fesseln: Haase-Ilsenburg: Amor auf Widder, Lewin-Funcke: Puttenreigen, Albert Kraemer: Schreitende, Renker: Der gute Hirt.

Vollkommene Öde gähnt in der Novembergruppe. Es kann einem Grauen ankommen vor den Ausgeburten eines ungezügelten und künstlerisch unbegabten Wahnsinns. Kein Form-, kein Farbempfinden. Gekritzel! Nur eine kleine Insel in dem Meer der Zerfahrenheit: die „Ruhe am Strand“ von Hans Adolf Heimann. Eine solche Arbeit zeigt freilich, was die Neuen zustande bringen, wenn sie künstlerisch fähig sind und die Mühe einer sorgfältig gestaltenden Arbeit aufwenden. Eine Frau am Strand, Gebirge im Hintergrund, kubistisch gut stilisiert und in der Farbe sicher abgewogen. Auch das Bild „An der Stadtmauer“ desselben Meisters fesselt in Form und Ton. Einige gute kunstgewerbliche Arbeiten beweisen wieder einmal, daß vielleicht der beste Erfolg dieser den Eigenwert der Kunstmittel herausholenden Richtung in ihrer Anregung für das Kunstgewerbe besteht.

Als besondere Gruppe unter eigner Verantwortlichkeit haben Düsseldorfer Künstler ausgestellt. Sie bringen alle Stufen vom alten bis zu neuestem Stil. Lebhaft frisch, sonnig leuchtet der „Markt in Kowno“ von Richard Bloos, schön, tiefer in der Farbe (auch der Rahmen passend), die kleine Landschaft von Franz Xaver Wimmer „Vor der Stadt“. Beide Künstler gehören überlieferter Richtung an. Sehr schön, ganz im neuen Stil, auf Eigenwert von Form und Farbe und bedeutenden Ausdruck gearbeitet, sprechen Stilleben von Christian Rohlfs. Vier kleine Holzschnitte von Richard Schwarzkopf vom Leiden Christi sind stark in Ausdruck und Form, aber gleichzeitig etwas roh; man wittert die Nähe der zügellosen Leidenschaften des Bolschewismus. Die „Drei Figuren“ von Richard Paling, angenehm, künstlerisch fein getönt, erregen Grauen durch die Verkommenheit des Geistes, die aus ihnen redet. C. W. Schreiner bringt zwei plastische Frauenköpfe, gefühlvoll und anmutig, der eine fast an die Grenze des Sentimentalen streifend, beide künstlerisch bedeutsam. Bodenständig und kraftvoll, gut durchempfunden steht der „Arbeiter aus Flandern“ des Bernhard Sopher da.

Im ganzen hat man, die Ausstellung durchwandernd, die Empfindung, daß weniger mehr gewesen wäre. Ein Gedanke, der bereits öfters ausgesprochen wurde. Die Menge des Gebotenen wirkt verwirrend. Auch ist es vielleicht, namentlich in Rücksicht auf Laien, nicht vorteilhaft, so stark voneinander abweichende Kunstarten gleichzeitig zu zeigen. Die beste künstlerische Wirkung wird dadurch beeinträchtigt. M. G.

Digitized by Google

Ludwig van Beethoven zum 150. Geburtstag

(16. Dezember 1920)

Jubiläen geben oft erwünschten Anlaß, auf zu Unrecht vergessene oder wenigstens vernachlässigte Meister von Kunst und Wissenschaft mahnend hinzuweisen. Bei den Gedenktagen unserer Allergrößten ist solches nicht mehr oder doch nur noch für einzelne ihrer Werke vonnöten; aber derartige Daten laden auch ihnen gegenüber ein, Rückschau zu halten und sich einen Augenblick still zu besinnen, was der betreffende „Kalenderheilige im Geiste" für uns alle und für jeden einzelnen heut wohl noch bedeutet oder künftig zu sagen haben wird. Zentenarfeiern sind die Hauptmarken zur Vornahme solch prüfender Querschnitte durch die Nachwirkung unserer Heroen, aber auch die halben Jahrhunderte dienen trefflich gleichem Zweck, damit die graphische Darstellung der historisch wechselnden Wertschätzung sich vom zackigen Auf und Nieder durch Zwischenpunkte bedeutungsvoll zur Kurve runden kann.

Beethoven beschäftigt heute mehr denn je die Geister. Denn wenn auch die wesentlichen biographischen Einzelheiten seines Erdenwallens durch die hingebungsvolle Arbeit eines Thaer, Deiters, Nottebohm, Riemann, Frimmel, Kalischer ziemlich vollständig zutage liegen, so tobt um das Wichtigste, um das künstlerische Werk des Mannes, erbitterter Kampf zwischen den Parteien der modernen Musikästhetiker. Das Musikantentum (Pfitzner) und das musikalische Literatentum (Bekker) wirbt und ringt um das wahre Verständnis eines Schaffens, das noch heute seltsam unfaßbar, geheimnisvoll, schillernd zwischen Romantischem und Klassischem, zwischen barockem Überschäumen und edelster Mäze zu schwanken scheint.

Es ist das Schicksal, die Stärke, der Reichtum unserer mächtigsten Kulturträger, daß sie, ohne darum eine vergewaltigende Umdeutung erfahren zu müssen, jedem Zeitalter etwas Neues, anderes zu offenbaren haben. Der Beethoven E. T. A. Hoffmanns und Bettinas ist ein anderer als derjenige Wagners, Liszts und Bülows, derjenige eines Brahms und Joachim anders als der eines R. Strauß und S. v. Hausegger. Jener Heros, dessen an Demosthenes gemahnendes Stammeln dem Geschlecht schönrednerischer und formglatter musikalischer Nazarener oft wüst, wirr und „nicht ganz gekonnt" vorkam, darf unsern neuesten, um das Weltgestalten sich quälenden Künstlern wie ein verehrungswürdiger Ahn, als der erste Märtyrer aus Tantalus Geschlecht erscheinen. Wir spüren in Beethovens grenzenlos wachsender Vereinsamung das gleiche prophetische Emporstreben, das jenen unmittelbarsten Exponenten unserer Zeitnöte, Friedrich Nietzsche, auf die eisigen Alpengipfel trieb. Weit über die Kreise der eigentlichen Musikliebhaber und Tonkünstler hinaus ist so der Name Beethoven zur weltanschauerischen Idee für viele geworden, denen seine Totenmaske mit ihrer undurchdringlichen, stumpfen Bitternis mehr zu sagen weiß als seine Missa solemnis und die Neunte Sinfonie, als die letzten Klaviersonaten und Streichquartette. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß sie sich durch die eben genannten Werke der letzten Schaffensperiode weitaus am stärksten angezogen fühlt — eben weil das Problematische, das grandiose Formzerschlagen, Blöckewälzen, Aufwärtsstemmen in diesen Arbeiten, das an Michelangelos Gestalternot gemahnt, ihr selbst tiefinnerlichst verwandt erscheint.

So richtig und naturnotwendig das zweifellos ist, sollte doch der andere Beethoven darüber nie vergessen werden, der im Violin- und den Klavierkonzerten und in der herrlichen Kammermusik seiner kraftvollsten Mannesjahre die alte Spielfreudigkeit mit der unendlichen Ideenfülle von persönlicher Prägung zu restloser Harmonie vereinte, der als Künder vollendeter Schönheit und Humanität als gleichberechtigter Dritter neben Goethe und Schiller trat, er, in dessen Heldenseele neben allen dionysischen Nebeln und brauenden Gewittern doch auch die lichte Güte und das beglückende Strahlenlächeln Apollos wohnte. Der Meister der Pastorale ist nicht geringer als der des Cis-Moll-Quartetts!

Dr. Hans Joachim Moser

Digitized by Google

Woyrsch und Moser

Zu unserer Musikbeilage

Der Hauptton unserer weihnachtlichen Notengabe liegt auf dem Wiegenlied des Altonaer Meisters Felix Woyrsch, der am 8. Oktober seinen 60. Geburtstag vollendet hat. Als Komponist des „Totentanzes" ist der Tonsetzer weithin bekannt, aber auch seine andern Oratorien, Lieder, Kammermusik, Sinfonien gehören zum Besten, was man an zeitgenössischer Musik in deutschen Konzertsälen hören kann — Woyrsch' praktische Ausgabe Heinrich Schützscher Werke hat ihn überdies im musikverständigen Bürgerhause vielfach eingebürgert. Aus Troppau in Österreichisch-Schlesien stammend, hat Woyrsch sich fast ganz als Autodidakt ausgebildet — seine Lehrer sind vor allem die alten Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, aber auch Brahms und Wagner gewesen. Des Mysterium „Da Jesus auf Erden ging", ist ein abendfüllendes Oratorium von ergreifender Wirkung, dessen Text der Tonsetzer selbst sich unter starker Verwendung altdeutscher Volkslieder zusammengestellt hat. Es beginnt mit der Heiligen Nacht, dann folgt die Bergpredigt, die Stillung des Sturms, die Heilige Woche, und das Ganze verklingt weihevoll mit dem Gang nach Emmaus. Das „Mysterium", in dem herbste polyphone Gotik mit echter Volkstümlichkeit sich auf das eigenartigste paart, hat es bisher in Hamburg, Essen, Altona, Stuttgart zu begeistertem Erfolg gebracht; weitere Chorvereine des In- und Auslandes bereiten Aufführungen vor. Im Original sind die umrahmenden Ecksätze unseres Liedes dem Chor zugeteilt, und die Wechselreden zwischen Maria und Joseph, reizvoll von Holzbläsern begleitet, gehören dem Solosopran und -tenor zu; die vorliegende Fassung hat uns dankenswerterweise der Komponist selber zum einmaligen Abdruck überlassen. Der Klavierauszug des Ganzen kann durch N. Simrock (Berlin und Leipzig) bezogen werden.

Auch das zweite Weihnachtslied, das noch einfacheren Ansprüchen und tieferen Stimmen genügen möchte, ist eigentlich ein Chorlied (als solches in B-Dur) und entstammt einer Reihe von fünfstimmigen Motetten des Hallischen Privatdozenten für Musikgeschichte Dr. Hans Joachim Moser. In Berlin 1889 geboren, studierte Moser, der Sohn des bekannten Joachimfreundes und Biographen Andreas Moser, bei H. van Eyken, Gustav Jenner und Robert Kuhn Komposition — neben größeren Arbeiten für Singstimmen und Chor mit Orchester ließ er mehrere Liederhefte (meist über Texte von Dehmel und Bierbaum) bei Simrock, Vieweg und im Hansaverlag (Berlin-Wilmersdorf) erscheinen. Da der Tonsetzer selbst als Konzert- und Oratoriensänger reist, sieht er naturgemäß in der Singbarkeit ein erstes Erfordernis der Textvertonung; im übrigen hat er die gleichen Altmeister zu Rat gezogen wie Woyrsch, da seiner Meinung nach zwischen Modernität und musikalischem Kubismus noch ein weites anbaufähiges Gefilde liegt. Seine „Geschichte der deutschen Musik" (im Oktoberheft des „Türmers" gewürdigt) und eine Sammlung von ihm bearbeiteter Gesänge des 17. und 18. Jahrhunderts („Alte Meister des deutschen Liedes", Edition Peters) sind ebenso verbreitet wie ebendort sein Bizetalbum und seine mit Oskar Noë zusammen verfaßte „Technik der deutschen Gesangskunst" (Sammlung Göschen).

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Hohle Hand und reine Weste
Das Hohelied der Sparsamkeit · Steuermoral
Quietisten und Gemütsathleten
Die Fronten laufen falsch!

Die Korruption, die sich während des Krieges in der Etappe und in den Tümpeln der Kriegsgesellschaften staute, um nach dem Dammbruch der Revolution das ganze Land mit ihren Schlammwogen zu überfluten, ist drauf und dran, nun auch die letzten Pfeiler des einst so wetterfesten Staatsgefüges zu unterwühlen: die Beamtenschaft. Es läßt tief blicken, daß der Minister für Volkswohlfahrt sich veranlaßt gesehen hat, in einem summarischen Erlaß den Beamten seines Geschäftsbereiches die Annahme von Zuwendungen jeder Art seitens der Ententekommissionen grundsätzlich zu untersagen. Und daß auch in anderen Abteilungen der Reichsverwaltung selbst höhere Beamte bereits gelernt haben, die Hand hohl zu machen, beweist der Fall Augustin, der mehr noch um seiner Begleitumstände und der Art willen, wie er von oben her behandelt wurde, die niederschmetterndsten Rückschlüsse geradezu aufdrängt. Denn das Schmähliche ist, daß gerade diejenigen Stellen, die als die berufenen Hüter der Staatsmoral allen Anlaß zu schonungslosem Eingreifen gehabt hätten, die krampfhaftesten Anstrengungen gemacht haben, um den Tatbestand zu verdunkeln und die Öffentlichkeit bewußt im unklaren zu erhalten über den Grad, den die Fäulnis inzwischen erreicht hat.

Es scheint, daß wir auf bestem Wege sind, der pupillarischen Sicherheit in Dingen der Moral überhaupt verlustig zu gehen. Wie ein Märchen aus uralten Zeiten klingt in uns die Erinnerung an den Tippelskirch-Skandal nach, der dem tüchtigen und vielgewandten Minister Podbielski schlankweg das Genick brach, ohne daß sein wohlaffektionierter König einen Finger zu seiner Rettung rührte. Heute strecken sich von allen Seiten helfende Hände entgegen, wenn irgendwo in amtlichen Regionen ein Fehltritt offenbar wird. Der ganze abgrundtiefe Unterschied der Auffassung von einst und jetzt tritt in der offiziösen Erklärung zum Falle Augustin zutage: „Es blieb nur eine mit der Stellung eines Beamten kaum zu vereinbarende Annahme größerer Geschenke von einer Seite übrig, mit der der Beamte auch im dienstlichen Verkehr stand."

Digitized by Google

Nur! Wer sieht da nicht die ungehaltenen, beinahe schon gekränkten Mienen wohlwollender Vorgesetzter, die gar nicht begreifen wollen, wie man sich außerhalb ihres Machtbereiches über eine solche Kleinigkeit aufregen kann — über einen Ministerialdirektor, der sich halt regelrecht schmieren läßt! Nein, sie begreifen nicht, oder wollen nicht begreifen, daß die Entrüstung des noch einigermaßen anständigen deutschen Publikums letzten Endes weniger dem räudigen Schafe selbst gilt, als dem pflichtvergessenen und saumseligen Hirten, der, indem er den Schädling duldet, die ganze Herde der Verseuchung preisgibt. Denn darüber sollte man sich regierenden Ortes doch wohl im klaren sein, daß nach unten hin nichts so verheerend wirkt als das schlechte Beispiel, das von oben gegeben wird. Wenn im alten Staat trotz aller Vorsichtsmaßregeln etwas vorkam, so ging man der Sache auf den Grund, entfernte den verdächtigten Amtsträger, wenn er überführt war, oder überließ die Verleumder dem Staatsanwalt. Heute drückt man sich vor der Entscheidung selbst in zweifelsfreien Fällen, ist geneigt, krumm gerade sein zu lassen, und erregt damit doch nur den Argwohn, daß es noch gar mancherlei zu vertuschen und zu verbergen gibt. Ist es doch bereits dahin gekommen, daß der Leiter einer sehr großen behördlichen Organisation, die natürlich als Kind der Zwangswirtschaft geboren wurde, eine beantragte Untersuchung über angebliche Durchstechereien mit der Bemerkung ablehnte: „Ach, lassen Sie man, dort schieben ja alle!“

* * *

„Spare und arbeite!“ so klingt es salbungsvoll von oben herab. Der arme Schlucker, der sein schweres Erdenlos auf Stiefelsohlen herumträgt, deren Erneuerung siebzig Mark kostet, erhebt sein Auge und sieht den Hohen Herrn, der ihm soeben das Entsagungslied gesungen hat, in ein Luxusauto steigen, das durch ein kleines Techtelmechtel aus der Kasse eines befreundeten Ressorts bestritten worden ist. Man hört von einem Professor, der, an die Berliner Universität berufen, seine Vorlesungen nicht aufnehmen kann, weil keine Unterkunft für ihn bereitgestellt ist; und im selben Atemzuge erzählt man sich von einem Minister, daß er geheiratet und „seine“ Zehnzimmerwohnung bezogen habe. Aus derartigen Mosaiken ließe sich ein ganzes Zeitbild zusammensetzen. Wir wissen heute überhaupt gar nicht mehr, wie eine reine Weste aussieht. Ein neuer Moralkodex in zehn verschiedenen Parteifassungen müßte schleunigst geschrieben werden. Die Sozialdemokratie verteidigt die Schloßmöbelschiebung ihres Scheidemann mit der selben Beflissenheit, mit der das christliche und bürgerliche Zentrum den Mantel der Nächstenliebe über die Verfehlungen ihres Erzberger und die, wie soll man's nennen?, dienstlichen Transaktionen ihres Hermes gleiten läßt. Wie bedenklich steht es um den Gradmesser der Wohlanständigkeit, den man heute anzulegen für gut hält, wenn von Zentrums seiten halbamtlich den Angriffen gegen Hermes mit dem sehr deutlichen Hinweis entgegengearbeitet wurde, daß von den Regierungsmitgliedern anderer Parteien noch sehr viel Verfänglicheres berichtet werden könnte. Und Herr Erzberger, als er mit fettem Lächeln wieder die Reichstagsschwelle überschritt, hat sicherlich ganz genau gewußt, warum und weswegen er diesem Parlamente das bieten durfte — —

Digitized by Google

Sparsamkeit! Ein Wunder ist es nicht, wenn die Regierten sich achselzuckend abwenden, da sie sehen, welcher Aufwand und welche Verschwendung aus Staatsmitteln von den Regierenden selbst getrieben wird. „Sparsamkeit", so sagt sich der Regierte, „fangt ihr da oben doch an zu sparen. Hört selber erst auf, Wein zu trinken, bevor ihr uns Wasser predigt!" Seit der glorreichen Revolution warten wir auf den Abbau der Kriegsgesellschaften. „Amtlich wird verlautbart", daß bis heute von den 38 Kriegsorganisationen, über die das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft bei seiner Errichtung am 1. April 1920 die Dienstaufsicht von dem Reichswirtschaftsministerium übernommen hat, bis heute völlig aufgelöst wurden: Die Reichsfuttermittelstelle (Verwaltungsabteilung), der Reichskommissar für Fischversorgung (nebst Überwachungsstelle für Seemuscheln), der Kriegsausschuß für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel, G. m. b. H., in Liquidation; in Liquidation getreten: die Reichsfuttermittelstelle Geschäftsabteilung G. m. b. H. (Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte), und zwar am 1. Juni 1920. Also von den 38 Kriegsgesellschaften sind drei ganze Organisationen aufgelöst, alles andere befindet sich noch in der „Abwickelung". Es heißt der Öffentlichkeit Sand in die Augen streuen, wenn man die „Reichstextilaktiengesellschaft" in eine „Wollbekleidungsgesellschaft" oder die „Reichsstelle für Speisefette" in einen „Überwachungsausschuß für die Einfuhr von Fleisch und Schmalz" umfrisiert. Was uns die Reichsgetreidestelle kostet, schaudernd haben wir es aus dem Munde des bayerischen Landwirtschaftsministers vernommen. Auf jeden Zentner der erfaßten Getreidemenge entfällt allein 1,35 Mark an Geschäftsunkosten! Das Reichswerk Spandau ist nach dem Kriege unter dem Namen „Deutsche Werke" in eine staatliche Fabrik zur Herstellung von Friedensartikeln umgestellt worden, für deren Berliner Geschäftshaus nach der Deutschen Zeitung allein ein Direktor mit 240000 Mark Jahresgehalt, sowie vier weitere Direktoren mit Gehältern von 150000 bis 180000 Mark angestellt sein sollen. Dem Direktorium untersteht ein umfangreicher Stab von 11 Prokuristen und 20 Handlungsbevollmächtigten mit einem Personal von 400 Menschen, nebst Dienstautos und allem Komfort der Neuzeit. Das Reichsschatzministerium, das die ungeheuren Werte an Kriegsgerät größtenteils schon an den Mann gebracht hat, schließt mit einem ganz unerklärlichen Defizit von 206 Millionen Mark ab. Von den verschiedenen Reichskommissariaten kosten das Kommissariat für Ein- und Ausfuhrbewilligung 9100000 Mark (gegen 1186000 Mark im Vorjahr); das Reichskohlenkommissariat 26½ Millionen Mark (gegen 20 Millionen Mark im Vorjahr); das Kommissariat für Bewirtschaftung eiserner Flaschen (!) 160000 Mark und der Metallbewirtschaftungskommissar 256300 Mark.

Was uns die feindliche Besatzung noch übrig läßt, frißt unsere Überorganisation auf. Die republikanische Reichsverwaltung hat allmählich einen Umfang angenommen, der mit der Finanzlage und den Bedürfnissen der Wirtschaft einfach nicht mehr vereinbar ist. Das Berliner Tageblatt schätzt das Beamtenheer, wohlgemerkt ohne das große Heer der Hilfsangestellten, auf 2 Millionen ein. Sieben Familien, so kann man rechnen, müssen immer das Gehalt für eine Beamtenfamilie aufbringen. Die Zahl der überflüssigen Beamten bei der

Digitized by Google

Eisenbahn wird von verschiedenen Blättern auf 100000, die bei der Post auf 50000 beziffert. Natürlich geht es nicht an, die in den letzten Jahren neu eingestellten Beamten nun einfach auf die Straße zu setzen. Aber es muß endlich einmal daran gegangen werden, die einzelnen Staatsbetriebe so umzuschalten, daß von den über den Bedarf beschäftigten Beamten auch wirklich nutzbringende Arbeit geleistet wird.

Den Regierenden eröffnet sich also, wie dieser flüchtige Rundblick zeigt, ein unendliches Feld der Sparsamkeit. Man braucht nur rüstig ans Werk zu gehen. Und es scheint in der Tat schon etwas Großes im Gange zu sein. Man will nämlich (es ist kein Scherz, geehrter Leser) besondere Kommissare zur Durchführung der Ersparnisse einsetzen ...

* * *

Die Autorität einer Regierung spiegelt sich wieder in den Gesetzen, die sie verfertigt. „Für den Staatsbürger", schreibt Landgerichtsrat Kulemann in der Deutschen Juristen-Zeitung, „wird das Recht gewissermaßen verkörpert in den Gesetzen; ihnen fügt er sich nicht nur deshalb, weil ein anderes Verhalten Strafe zur Folge haben würde, sondern aus dem Grunde, weil sie für ihn eine starke innere Autorität besitzen. Aber diese Autorität behalten sie nur so lange, wie sie dem natürlichen Rechtsgefühl entsprechen und allgemein befolgt werden. Für die heutigen Gesetze gilt in beiden Beziehungen das Gegenteil. Sie treffen nicht allein oft genug Anordnungen, die der Staatsbürger als ungerecht empfindet, sondern vor allem sind sie nicht imstande, sich Gehorsam zu erzwingen, weil sie etwas Unmögliches verlangen und dessen Erreichung mit aussichtslosen Mitteln erstreben. Es dürfte unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur wenig Menschen geben, die von sich behaupten könnten, daß sie alle Gesetze befolgt hätten. Man kann ihnen daraus auch gar keinen Vorwurf machen, denn andernfalls würden sie längst verhungert sein. Aber wenn erst die Bevölkerung sich daran gewöhnt hat, die Gesetze nicht mehr ernst zu nehmen, kann es nicht ausbleiben, daß auch das Rechtsgefühl als solches Schaden leidet."

Diese klaren Darlegungen eines Berufsjuristen werden so recht aus der Lebenspraxis heraus verständlich gemacht durch eine Zuschrift in der Deutschen Tageszeitung, in der ein Einsender die Unmoral der nachrevolutionären Steuergebarung mit drastischer Deutlichkeit also kennzeichnet: „Es ist ja ungemein bequem für die Steuerbehörde, ein Sparkassenbuch oder auch ein Bankkontobuch eines Rentners vorzunehmen und daraus dem Steuerpflichtigen auf Heller und Pfennig nachzuweisen, daß er vielleicht einige 1000 Mark mehr Vermögen besitzt oder einige 100 Mark mehr Einkommen erzielt hat, als wie er angegeben hat. Dieser verdammenswürdige Steuerdefraudant muß dann zu Nutz und Frommen der Menschheit gebührend bestraft und gebrandmarkt werden. Währenddessen gehen die Schieber unbehelligt einher und erfreuen sich ihres glücklichen Daseins. Viel schwieriger, als Sparkassenbücher nachzurechnen, ist es ja auch, sich auf den verschlungenen Pfaden einer kaufmännischen Buchführung zurechtzufinden oder gar die Einkommens- und Vermögensverhältnisse derjenigen Leute festzustellen, die ihre Geschäfte ohne viele schriftliche Aufzeichnungen machen. Hier hat die

Digitized by Google

Macht der Steuerbehörde ihre Grenze. Anders ist es nicht zu erklären, daß eine ganze Reihe von Menschen, die vor dem Kriege arme Schlucker gewesen sind, jetzt als große Kriegsgewinnler auftreten. Jedermann kennt sie; sie machen aus ihrem jungen Reichtum auch gar kein Hehl. Man sieht sie in Autos, in den Bars, auf den ersten Plätzen der Theater, in den teuersten Badeorten, ihre Damen sind mit Brillanten beladen und tragen kostbarstes Pelzwerk. Das Publikum zeigt auf sie mit Fingern. Nur der Steuerbehörde scheinen sie unbekannt zu sein. Nach dem Gesetz über eine Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachse kann niemand eine Vermögensvermehrung während des Krieges von mehr als rund 200000 Mark behalten. Was wollen in der Jetztzeit 200000 Mark besagen! Sie würden außerdem noch um den davon zu entrichtenden Notopferbeitrag zu kürzen sein. Würden die Steuergesetze ordnungsmäßig durchgeführt, so gäbe es überhaupt keine Kriegsgewinnler mehr. Die Steuerbehörden glauben gar nicht, was für eine Erbitterung es im Volke erzeugt, wenn jedermann hier sehen muß, wie Gewinnsucht und Unehrlichkeit in schamloser Weise triumphiert über die Gesetze des Staates. Dieses Laufenlassen der großen Diebe im Zusammenhang mit dem rücksichtslosen Nachforschen bei den Sparkassengläubigern und Rentnern wirkt aufreizender und untergräbt mehr das Vertrauen zu der gegenwärtigen Regierung als tausend Artikel in den Zeitungen und Reden in den Volksversammlungen, denn hier sprechen Tatsachen, deren Wahrheit sich jedermann aufdrängt."

* * *

Überall dasselbe Schauspiel: Die Autorität wankt und geht in die Brüche. Die Regierung wagt nirgends wider den Stachel der sozialistischen Parteien zu lecken. Die gemäßigte unter diesen kuscht bei jeder Gelegenheit vor den Forderungen der radikaleren, aus Angst, die Gunst der Massen einzubüßen. Und innerhalb der einzelnen Parteien wiederum weicht die Vernunft der Alten dem frechen Unverstand der Jungen. So triumphiert letzten Endes die Straße. Dem Fatalismus, oder sagen wir Quietismus der „Regierenden" setzt sie entschlossen ihre von keines Gedankens Blässe angekränkelte Gemütsathletik entgegen, die in der schlichten und überaus klaren These gipfelt: „Wir setzen unsere Lohnforderungen durch, und wenn es über Leichen geht..."

Der Berliner Lichtstreik und was drum und dran hing, war so etwas wie eine Generalprobe auf die Diktatur des Proletariats, der die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung selbst zwar innerlich abhold ist, der sie sich aber, wie das Exempel bewies, im Ernstfalle gefügig unterwirft. Es klappte vorzüglich. Ein Druck auf den Knopf, alle Räder standen still, und der Magistrat mußte springen. Wenn aber nur noch ein wenig Überlegung in den vernünftigen Kreisen der Arbeiterschaft vorhanden wäre, so müßte gerade das tadellose Funktionieren des Streikapparats sie zur Einsicht bringen, daß sie nichts als Objekt waren und daß genau wie in Rußland es praktisch auf eine Diktatur einiger Weniger über das Proletariat herauskommt. Der Zufallsdiktator von Berlin war der Elektriker Sylt, der dem Hebel des Kraftstroms am nächsten stand. „Die große Masse der Arbeitenden," schreibt die Vossische Zeitung, „hat gewiß das Recht, darüber zu

Digitized by Google

beschließen, ob sie in einen Streik eintreten will oder nicht. Aber von ihren Beschlüssen allein hängt es nicht mehr ab, ob die wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen ihrer Entschließungen auch wirklich eintreten. Wenn die Arbeiter der allerverschiedensten Gewerbe in großen Unternehmungen beschließen, die Arbeit nicht niederzulegen, so kann sie zwar keine Macht der Welt hindern, des Morgens, wie gewöhnlich, in die Fabriken zu ziehen, aber wenn eine Handvoll Leute in der Elektrizitätszentrale oder in dem viele Meilen von ihrer Arbeitsstätte gelegenen zentralen Elektrizitätswerk den Beschluß faßt, keinen Strom zu versenden, dann steht das Werk, in dem Tausende williger Hände auf Arbeit warten, still oder können womöglich Produktionsstätten mit Millionen Beschäftigter der verschiedenen Gewerbe nicht arbeiten. Das demokratische Recht der Urabstimmung besteht also weiter. Aber über ihm schwebt das Damoklesschwert des Terrors derer, die zufällig an denjenigen Stellen des Arbeitsprozesses stehen, von denen aus diktatorisch über Arbeiten oder Feiern entschieden werden kann."

Und noch ein zweites Moment sollte der Arbeiterschaft zu denken geben: Das rüde Attentat dieses Streiks richtete sich nicht gegen irgendwelche kapitalistischen Unterdrücker, sondern gegen eine Kommune, die sich ganz und gar in sozialistischen Händen befindet. Die sozialdemokratischen Spitzen des Großberliner Verwaltungswesens, sie, die bisher unter dem Schutze der Verantwortungslosigkeit die Erpresserfaust zu immer neuen Gurgelgriffen veranlaßten, sie fühlen jetzt selbst den Daumendruck an der Kehle. Wenn sie sich nicht bereitfinden, allmählich dem Ritzenschieber das gleiche Gehalt wie dem Minister zu bewilligen, so werden sie über kurz oder lang gezwungen sein, ihrer Agitation eine rückläufige Richtung zu geben.

Der Auftakt zu den Winterunruhen war vielversprechend. Der große Lehrmeister des Terrors, Sinowjew-Apfelbaum, hat seinen deutschen Kommunistenschülern offenbar erstklassige Tips an die Hand gegeben. Von einer Staatsgewalt aber, die nicht einmal die Technische Nothilfe voll in Tätigkeit zu setzen wagte, ist nicht anzunehmen, daß sie auch nur die oberflächlichsten Vorbeugungsmaßnahmen getroffen hat.

* * *

Früher in Tagen der Hochspannung hörte man häufig das Wort: „wenn erst der Reichstag zusammentritt — —" Das war nun freilich eine fromme Täuschung, denn die Arterienverkalkung unseres Parlaments hatte schon lange vor dem Kriege eingesetzt. Aber damals lebte doch im Volke wenigstens noch der Glaube. Heute glaubt kein Mensch mehr in Deutschland, daß uns von da her die Rettung kommen könnte. Und sie, die Insassen dieses altersmüden Parlamentes, glauben es selber nicht. Durch die ständige Inzucht aller vitalen Kräfte beraubt, geben sie sich kaum mehr die Mühe, auch nur nach außen hin noch die Folie zu wahren. Ob der Präsident in larmoyantem Ton die Trübsale der allgemeinen Lage schildert, ob der Finanzminister das graue Elend unserer Notenwirtschaft ausmalt oder der Staatssekretär des Auswärtigen von neuen Marterplänen der Entente berichtet — Leere herrscht im Sitzungssaal, gähnende Leere. Selbst der ach so geduldigen Parteipresse aller Schattierungen entringt sich angesichts solcher

Digitized by Google

ungenierten Teilnahmlosigkeit ein hysterischer Schrei der Verzweiflung. Die Kölnische Zeitung hat den Abgeordneten den glatten Vorwurf der Pflichtvergessenheit entgegengeschleudert, die Magdeburgische ihnen höhnend erklärt, daß sie Worte böten statt Brot, und der Vorwärts beschwor sie vor kurzem, den Parlamentarismus nicht tot zu reden. Alles prallte ab. Leer blieben die Bänke — — Und die Parteien? Sie haben ihre großen Paraden abgehalten. Wo, von Levi bis Helfferich, war ein Führer großen Formats zu erblicken? Auf der deutschnationalen Tagung allein vernahm man aus dem Munde eines Jungen, des Landtagsabgeordneten Ritter, so etwas wie neue Töne; ein Ideenaufschwung, der über die Niederung erstarrter Dogmen hinausstrebte, hob leise rauschend die Flügel, doch wird sich erst erweisen müssen, ob ihre Spannweite nicht an den Gitterstäben des Parteikäfigs zuschanden werden wird. Das wäre dann eben nur ein neuer Beweis dafür, daß die althergebrachten Formen nicht mehr genügen, daß das Feld dem Außenseiter gehört und daß, was immer mächtiger als Erkenntnis sich bahnbricht, absurd ausgedrückt, auf der Partei der Parteilosen unsere letzte, unsere einzige Hoffnung beruht. Wer ein Feingefühl und eine Witterung hat für die Unterströmungen des Geschehens, der spürt allerorten Kräfte zur Oberfläche drängen, denen vorläufig noch die Einheitlichkeit und die Bindung fehlt, um ihre volle Stoßkraft zu entfalten. Unter den üppig ins Kraut schießenden Sekten, Bünden und Vereinigungen, die nach anderen als den herkömmlichen Gesetzen der Parteistruktur, gewissermaßen aus einem nationalen Einheitsempfinden heraus Lebensfähigkeit zu erlangen trachten, gebührt einer jedenfalls schon ernsthaftere Betrachtung: es ist jene Gemeinschaft junger Menschen, die sich aus der Leserschaft der Wochenschrift ‚Das Gewissen' herausgestaltet hat und die mit dem Maß keiner der bestehenden Parteien gemessen werden kann. Diesem Kreise, dem „Ring", gehören junge Männer an, die aus allen Parteien gekommen sind und sich von allen Parteien abgewendet haben. In den Süddeutschen Monatsheften legt einer von ihnen, Max Hildebert Böhm, in freilich nur skizzenhaften Umrissen die Zielrichtung dar, der diese Ideenbewegung zustrebt. Es ist der „Mensch der Wende", der um die Daseinsmöglichkeit ringt, „der sich durch ein tiefes Gefühl der Fremdheit von dem Selbstverständlichen getrennt weiß. Es gibt Rechts- und Linksreaktionäre, denen die eigenen Gewöhnungen und Vorurteile ebensowenig fragwürdig geworden sind, wie den Gegnern, die sie so heftig bekämpfen... Der Mensch der Wende will mit beiden nichts zu tun haben. Er sieht einen Bestand an Überkommenem und einen Bestand an Gefordertem in die gleiche Problematik verstrickt. Er glaubt nicht, daß aus fauler Übereinkunft nach dieser Erschütterung unserer abendländischen Existenz noch Bestandhaftes erwachsen kann. Er sieht innen und außen den Kampf fortdauern, und bindet auch nach der Niederlage — auch die westlerische Novemberrevolution war für alles Junge und Frische eine Niederlage — den Helm fester. Doch findet er für seine Kämpfe ein Schlachtfeld vor, in dem von altem Streit her falschgerichtete Schützengräben das Bild der neuen Fronten verwirren. Der Mensch der Wende verirrt sich auf dem Schlachtfeld. Er verwickelt sich in falsche Solidaritäten. Einsam kämpft er oft im alten Lager gegen einstige Freunde, sieht nicht, will nicht sehen, wie ihm Kampfgenossen im „feindlichen" Lager auf-

Digitized by Google

stehen. Schwer ist es, sich zu lösen, schwer, sich zu finden. Hie rechts, hie links; hie Arbeitgeber, hie Arbeitnehmer; hie Nationale, hie Internationalisten; hie Revolution, hie Reaktion: so gellen die Losungen von gestern und vorgestern noch immer fort und stören die Sammlung derer, die zusammengehören... Waren es nicht internationalistische Arbeitermassen, die in Oberschlesien gegen den Polen streikten, und was hörte man von Verhandlungen höchst nationaler Gruppen der Bourgeoisie mit Frankreich, wo es sich um dynastisch-separatistische Zettelungen handelte? Die Fronten der alten Schützengräben laufen falsch. Der Mensch der Wende sucht die neuen Fronten. Er will nicht den Untergang des Abendlandes wollüstig genießen, er sucht ein neues Leben für den deutschen Menschen auf der deutschen Erde. Und wer näher zusieht, kann bereits eine innere Annäherung derer feststellen, die sich in Doktrinen und Idealen noch meilenfern scheinen, obschon sie die Gemeinsamkeit der Instinkte und Antriebe bereits zur heimlichen Gemeinschaft eint... Mögen doch die Alten sich um ihre Etiketten ‚national' und ‚internationalistisch' zanken: Uns ist erste Voraussetzung für Willenserweckung eines gelähmten Volkes, daß die Lähmung weicht, daß das Blut wieder alle Glieder durchpulst, daß unserm Volk wieder ein neuer Leib wird. Anstatt dessen sehen wir alle Parteien und Klassen an der Arbeit, den Prozeß der Massenwerdung, der mechanistischen Zersetzung zu fördern... Niemand wagt sich einzugestehen, wie trostlos verlassen und preisgegeben dieser Krüppel von Staat in der Öde dasteht, in die ihn Haß von außen und Gleichgültigkeit von innen verstießen. Nicht das Volk, kaum die Massen, noch weniger die Seltenen wollen etwas von ihm wissen, die als Gestalten eignen Wuchses und eigner Kraft aus der allgemeinen Einebnung aufragen. Auch die Jungen, sie vor allem nehmen am Boykott dieses Staates teil und suchen die Politisierung des Volkes selber, aus dessen unverbrauchten Kräften das neue Gemeinwesen kommen soll."

Die Arbeitsgemeinschaft, das ist der Punkt, an dem sie einsetzen möchten, diese Jungen. „Das Kartell zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden — im Augenblick unmittelbarer Lebensgefahr der deutschen Wirtschaft zustande gebracht — war gewiß ein Vergleich. Trotzdem war es eine rettende Tat. Es war ein Samenkorn, aus dem etwas wie ein deutscher organischer Sozialismus erwachsen kann. Gelingt es, den nihilistischen Klassenkampf seiner Absolutsetzung zu entkleiden und den zerberstenden Willen des arbeitenden Volkes in die gleiche Richtung zu pressen, dann sind wir als Volk Macht. Die Aufgabe aber, die der Mensch der Wende sieht, ist es, wirtschaftlichen Willen aus dem Volk selber herauszuholen, statt den Führerwillen mechanisch vorzuspannen, wie es im dualistischen Vorkriegseuropa üblich war. Es gibt gewiß einen ewigen Dualismus der Führenden und der Geführten; was aber in Frage steht, ist auch hier die neue Bindung. Alle Autorität ist heute von der großen Krise mitergriffen." Die Zergliederung in genossenschaftlich gebundene Kleinzellen bietet nun, so meint der Verfasser, Verjüngungsmöglichkeiten für ein alterndes Volk. „Unsere Zivilisation eröffnet Verkehrsmöglichkeiten, die dem großstädtischen Menschen den Weg zur Scholle zurück eröffnen. Die Bodenreformer sind einseitig gerichtete Doktrinäre, aber sie sehen etwas Richtiges und Zukünftiges. In der Siedlungsgenossenschaft liegen

Digitized by Google

Möglichkeiten für den Sozialismus verborgen, den Mechanismus in sich einzudämmen und in eine organische Vereinigung hinüberzuwachsen, die aus dem Leben kommt und nicht aus der Doktrin, die Aussichten auf gewachsene Kultur öffnet statt des trostlosen Ausblicks auf eine ins Leere laufende spätalterliche Zivilisation."

Aus ihrem Arbeitertum heraus also soll die Nation zu neuer Machtgestaltung heranwachsen. „Zum erstarkenden Willen muß aber die Leidenschaft kommen. Die Alten suchen durch Hetze zu kalter Leidenschaft zu stacheln, die Jungen, die aus dem innerlichen und persönlichen Erlebnis des Krieges kommen, glauben nur an Leidenschaft, die aus dem Leiden selber kommt. Die neue Volksgemeinschaft, die der Staat nicht gibt und die die Arbeit nur vorbereitet, erwächst uns aus der tragischen Notgemeinschaft unserer Nation. Die Not kommt von den Grenzen, so wächst auch unser Volk von den Grenzen her zu einer Notgemeinschaft zusammen..."

* * *

Man sieht: hier sind Theorien vorgetragen, die unbestreitbar Keimgedanken einer neuen Entwicklungsmöglichkeit bergen. Aber wie soll neues, frisches Leben überhaupt zur Entfaltung gelangen, wo ein undurchdringliches Efeugerank von Parteiverstrickungen den Organismus des Staates überwuchert hält und Saft und Kraft an sich saugt? Sechzehnhundert Parlamentarier leiten die Geschicke des deutschen Volkes! Die mammuthaften Kosten dieses parlamentarischen Apparates hat Dr. Wolfgang Heine im Roten Tag kürzlich beleuchtet. Danach kostet die Wahl eines einzigen Reichstagsabgeordneten der Partei im Durchschnitt 300 000 Mark, so daß die Parteien für eine einzige Reichstagswahl 150 Millionen Mark aufwenden. Rechnet man Parteikosten und Staatskosten zusammen, so würde die einmalige Vornahme der Wahlen für die deutschen Parlamente — Reichstag, Landtage und hanseatische Bürgerschaften — mindestens 300 Millionen verschlingen. Hinzu kommen die großen Kosten der ständigen Parteiorganisationen. Für Generalsekretariate und Parteisekretariate, die es vor der Revolution nur in bescheidenen Umfange gab, werden heute von den Parteien jährlich wohl 50 Millionen ausgegeben!

So wird die Politik zum Geschäft, so kommt's, daß ein elender Kuhhandel getrieben wird mit Meinungen und Gesinnungen und daß die politische Arena, in der einst Geisteskämpen die Klinge führten, herabgesunken ist zum Tummelplatz betriebsamer Jobber jeglicher Couleur! Und da dem so ist, sollten wir nicht jede noch so schwache Regung begrüßen, die darauf abzielt, das gesunde Blut zu mobilisieren gegen diese parasitäre Pest, die einen einst blühenden Volkskörper zu vernichten droht?

Digitized by Google

Auf der Warte

Neudeutsches Geschäftsgebaren

Ein Briefschreiber aus Brasilien stellt die unerfreuliche Tatsache fest, daß der einst hochgeachtete Ruf des deutschen Kaufmannes im Auslande immer mehr schwinde. „Deutsch und unzuverlässig" seien Worte, die man draußen jetzt leider nur zu oft in einem Atemzuge genannt höre. Auf wie unentschuldbare Art von deutschen Geschäftshäusern gegen Treu und Glaube verstoßen wird, dafür liefert der holländische „Telegraaf" ein Beispiel, das wir uns, so peinlich es sein mag, recht genau ansehen sollten, ehe wir über den geringen Absatz deutscher Waren im Auslande jammern.

„Eine niederländische Firma", so berichtet das Blatt, „kaufte 12 einfache Tische auf der Leipziger Messe, worüber sie untenstehende Rechnung bekam. In Handels- und Industriekreisen sind diese Art deutscher Rechnungen keine Seltenheit mehr, aber die große Masse meint immer noch, daß sie aus Deutschland wegen der niedrigen Valuta vorteilhaft kaufen kann.

Die Rechnung lautet folgendermaßen:

	ℳ
12 Klubtische à 210 ℳ	2 520.—
15 % T.-Zuschlag vom 1. 11. 1919	378.—
	2 898.—
30 % T.-Zuschlag vom 1. 1. 1920	869.40
	3 767.40
20 % T.-Zuschlag vom 15. 2. 1920	753.50
	4 520.90
50 % T.-Zuschlag vom 20. 3. 1920	2 260.45
	6 781.35
50 % T.-Zuschlag vom 15. 4. 1920	3 390.65
	10 172.—
5 % Verpackung	508.60
	10 680.60

Ev. noch eintretende Reichsabgaben gehen natürlich zu Ihren Lasten, desgleichen Spesen usw.

Fast ein Jahr nach der Bestellung erfolgt die Lieferung, die der deutschen Fabrik willkommene Gelegenheit bietet, in der Form von Zuschlägen den ausgemachten Preis um 300 % zu erhöhen. Das Besondere dabei ist, daß jedesmal Zuschlag von Zuschlag berechnet wird und sogar die Verpackung vom Zuschlag berechnet wird. Wenn die deutsche Fabrik noch einige Zeit gewartet hätte, dann würde sie vielleicht Gelegenheit gehabt haben, die Zuschläge um weitere vermehrt zu haben."

„Holländische Handeltreibende sollen sich die Art deutscher Lieferungsmethoden sehr genau merken", schließt das Blatt. Und wir sollten über diese „Teuerungszuschläge", die wir ja auch im Inland genügend kennen, gleichfalls gehörig nachdenken!

*

Abkehr von der Politik

Der nicht gerade bei den Schlechtesten immer deutlicher hervortretende Widerwille gegen Partei- und Parlamentspolitik darf nicht zu einer Brachlegung der politischen Kräfte führen, denen öder Formalismus kein Gedeihen ermöglicht. Mit politischer Begabung ist das deutsche Volk so spärlich beglückt, daß wir das Wenige nicht auch noch verlieren dürfen. Wenn die Kreise, denen alte Überlieferung den politischen Sinn geschärft hat, sich völlig aufs Verzichten legen, dann bleibt das politische Betätigungsfeld nur noch den vorlauten Pfuschern und handwerksmäßigen Schwätzern überlassen. Wohin wir dann gelangen könnten, zeigt warnend Gouvernementspfarrer Winter, der in den „Südd. Monatsheften" auf China ver-

Digitized by Google

weist: „Dort haben die alten Beamtenfamilien, deren kluge, erfahrene, tüchtige Mitglieder durch viele Generationen hindurch dem Staate gedient hatten, nach der Revolution dem politischen Leben den Rücken gekehrt und sich in den Schmollwinkel zurückgezogen mit der Entschuldigung, daß an einem derart heruntergekommenen Staate alle Arbeit vergeblich sei . . . Nur um so leichter war es für England, mit den politischen und im Staatsdienst unerfahrenen Dilettanten fertig zu werden und China zum gefügigen Werkzeug zu knechten."

Hüten wir uns vor dieser Gefahr! Daß die „Hochschule für Politik", die man kürzlich gegründet hat, einen neuen Stamm politischer Talente heranzüchten wird, erscheint schon aus dem Grunde zweifelhaft, weil bei einer solchen halbamtlichen Gründung eine ausgeprägt parteipolitische Besetzung der Lehrstellen niemals vermieden wird. Und gerade über Parteipolitik sollten wir hinauswachsen in eine großpolitische Betrachtungsweise

*

Die Kulturmission Mitteleuropas

wird in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus" kurz und glücklich von Günther Wachsmuth also bezeichnet:

„Die Mission Mitteleuropas besteht in der Bekämpfung zweier polarer Strömungen, deren erste Ausläufer in den letzten Jahrzehnten auf den physischen und geistigen Schlachtfeldern Mitteleuropas zusammenprallten und bereits in furchtbarster Weise ihre Opfer forderten. Es ist der von Osten kommende Skeptizismus und der von Westen gekommene Materialismus. Wenn die das Schlachtfeld abgebenden mitteleuropäischen Völker nicht zu der Erkenntnis kommen, daß diese Sturmfluten, denen zuletzt Geistiges zugrunde liegt, nur durch Geistiges bekämpft und besiegt werden können, so wird der Untergang des Abendlandes eine Wirklichkeit werden."

*

Der Kommunist

In der Zeitschrift „Die Räder" erzählt Hans Bauer einen bezeichnenden Zug aus dem politischen Parteileben.

Der junge, feurige Kommunist hat sein Referat gehalten. Er hat abgelehnt. Vollständig abgelehnt. Er hat diese Ordnung abgelehnt, diese geltenden religiösen, diese gesellschaftlichen, diese Moralauffassungen. Und er hat diese Ablehnung begründet. Keiner kann im Zweifel sein: der ist ein ganz Radikaler. Dem ist nichts heilig. Der hat für seine Person alles niedergerüttelt, an was Millionen sich halten.

Nach dem Vortrag geht ein alter Herr mit ehrwürdig weißem Barte, der in der Erörterung gesprochen hatte, auf den Vorstandstisch zu und wechselt mit dem Redner noch einige sachliche Worte, die dazu bestimmt sein sollen, Mißverständnisse aufzuklären. Die beiden kommen aber natürlich doch nicht überein. „Es gibt hier nur ein Entweder — Oder" lächelt der Kommunist schließlich verbissen. Das Oder ist das ganz neue, das ganz andere, ist die neue Welt, ist die neue Weltanschauung, die auch die kleinsten Tagesdinge ganz anders betrachten läßt.

Der ehrwürdige Herr wendet noch mancherlei gegen die Art des Kommunisten ein. Der Kommunist erwidert, und schließlich gehen der alte Herr und der Redner von der Bühne, auf der der Kommunist gesprochen hatte, gemeinsam dem Ausgange des Saales zu. Der Kommunist geht einen halben Schritt vor dem weißbärtigen Alten und erreicht also die Saaltür um einen Sekundenbruchteil früher als sein politischer Gegner. Soll er nun zuerst durch die Tür gehen oder dem anderen den Vortritt lassen? Der Kommunist fühlt diese Frage in sich aufsteigen. Und schwankt. Das mit dem Vortritt-lassen ist eine dumme, unbeholfene, sechstrangige Formsache: eine Kleinigkeit, ein Hauch. Und doch, ganz prinzipiell genommen: Gehört das mit zur revolutionären Gesinnung, diesen Hauch wegzublasen, oder steht dieser Hauch jenseits von Politik und Partei und Gesinnung? Wie ist das? Wenn er nun vor dem alten Herrn

Digitized by Google

durch die Tür schritte ... Nun gewiß: der alte Herr hatte sicherlich anderes im Kopf, als davon viel Notiz zu nehmen. Aber würde er einen Augenblick lang vielleicht denken: Welch ein ungezogener Mensch! oder würde er im anderen Falle denken: Welch ein läppischer Mann, der sich wohl über die Ordnung der Welt, nicht aber über eine alberne Formalität hinwegsetzt! Wie ist das? Wozu gehörten doch gleich die Formalitäten? Waren sie Bestandteile der zu ändernden Auffassungen und mußte man, wenn sie das waren, zuerst mit ihrer Aufräumung beginnen oder sollte man sie bis zuletzt vertagen? Der Kommunist fühlte sich für Sekunden vom Wirbel dieser Fragen durchbraust. Und wußte nicht. War hilflos. Er, der Allesvernichter, Neuweltler, zögerte mit der Antwort, wie er bei Befragung um größte Probleme nie gezögert haben würde. Er wußte nicht. Wußte gar nicht. Und sagte plötzlich, er habe auf der Bühne noch etwas liegen gelassen und verabschiedet sich kurz vor der Tür von dem alten Herrn im ehrwürdigen weißen Bart.

Wie stellen übrigens Sie sich zu dieser Frage? Alten, ehrwürdigen Leuten den Vortritt lassen: ist das bürgerlich und unrevolutionär oder einfach taktvoll und erzogen, oder läppisch und ein Mätzchen oder was sonst?

Am Ende ist wenigstens hier jene viel zitierte gemeinsame Plattform zu finden? Vielleicht sogar der große Ausgangspunkt! Man kann nie wissen.

*

Hermann Hesse zum „Untergang Europas"

In einem Schriftchen mit dem düstren Titel „Blick ins Chaos" (Bern, Verlag Seldwyla) setzt Hermann Hesse, die etwas lose Form entschuldigend, mit den Worten ein: „Ich, der ich an den Untergang Europas glaube, und zwar gerade an den Untergang des geistigen Europa, habe am wenigsten Grund, mich um eine Form zu bemühen, die ich als Maskerade und Lüge empfinden müßte." Und dann, sofort im nächsten Satz, zeigt er sich im Bann von Dostojewskis „Karamasoffs"; und da setzt auch, ebenso unmittelbar, unser Gegensatz ein. Hesse schreibt: „In den Werken Dostojewskis, und am konzentriertesten in den ‚Karamasoffs', scheint mir das, was ich für mich den ‚Untergang Europas' nenne, mit ungeheurer Deutlichkeit ausgedrückt und vorausverkündet. Daß die europäische, zumal die deutsche Jugend, Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche, das scheint mir für unser Schicksal entscheidend."

Wirklich? Tut das die deutsche Jugend? Hesse kennt hoffentlich nur einen kleinen und nicht den zukunftskräftigen Teil des Geistes neudeutscher Jugend. Die Jungen, auf die wir unsre Hoffnung setzen, erliegen weder dem russischen Skeptizismus, noch dem westlichen Materialismus. Sondern sie erkennen oder ergründen ihre besondere deutsche Aufgabe.

*

Jungdeutsches Pfadfindertum

Es könnte eine Antwort an Hermann Hesses müden Unglauben sein, was man im Rundbrief der „jungdeutschen Pfadfinder" liest:

„Wir sind und bleiben Pfadfinder. Freilich heißt uns Pfadfinderei nicht: kindliche Spiele treiben und nützliche Kenntnisse sammeln. Sondern wir schauen im Pfadfinder das Bild des jungen Menschen, der demütig und stolz seine Kräfte und seinen Wert in den Dienst des Geistes und der Liebe stellt; der ernsthaft sucht und selbst erprobt, was wahren Wert im Leben hat, und dann entschlossen sein Leben und seine Gemeinschaft danach gestaltet. Wir wollen aus dem Geist der Jugend eine neue Lebenshaltung und eine seelenvolle, wertreiche Kulturgemeinschaft schaffen!

Darum verwerfen wir alles Unjugendliche. Schema und Schablone, Gebote und Satzungen, äußere Autoritäten und Rangunterschiede: all das haben wir abgestreift. (Na, na, Kinder, ohne etwelche ‚Gebote' oder ‚Satzungen' werdet wohl auch ihr nicht auskommen! D. T.) Helle Jugendlichkeit leuchtet über unserem Leben. Echtes Führertum und wahre Bruderschaft gestalten unsere jungfrohen Gemeinschaften glücklich und adlig.

Digitized by Google

Dabei betonen wir — stärker als es sonst in der Pfadfinderbewegung geschieht, — unser Volkstum. Denn nach unseren Erlebnissen behaupten wir, daß der Gesinnungsbund auch eine Blutsgemeinschaft sein müsse! Man wirft uns deshalb Verrat am ‚reinen Menschentum' und schließlich Antisemitismus vor. Dagegen verwahren wir uns; weitweit bleibt unser Blick und unser Suchen, unbeschränkt durch eine Kampfstellung gegen dies oder jenes. Aber für den leiblich-seelischen Zusammenschluß müssen wir der heischenden Stimme unseres Blutes folgen, das zumal jetzt, inmitten wilder Überflutung durch Fremdrassige aus dem Chaos des Ostens, laut nach deutschblütigen Gefährten schreit. Auch der herbe Charakter unserer nordischen Heimat als schicksalsschwangeres Grenzland und die unüberhörbaren Stimmen unserer stürmischen, stolzen Geschichte binden uns fest in Liebe und Pflicht an das Volksganze. Und diese Bindung an Heimat, Geschichte und Volkstum bedrückt uns nicht, sondern erfüllt uns mit glühendem Dank und der stolzen Gewißheit, daß wahres Menschentum nur erblüht aus der Vollendung im eigenen Volkstum!"

*

Mehr Mut!

Manchmal klagt man, und wohl mit Recht, über eine gewisse Feigheit des deutschen Bürgertums. Der verlorene Krieg nebst Hunger und andren Drangsalen mag vieles hierbei erklären, nicht alles. Bis in den Alltag hinein erlebt man jetzt oft, wie sich Gemeines ungerügt und ungestraft breit macht, während sich Edles duckt.

Eine Frau schrieb neulich aus einem Kurort im mittleren Deutschland: „Ich fühle mich hier zwar recht wohl, bin aber entsetzt über die Genußsucht dieser Gäste und über ihre Gleichgültigkeit in allen geistigen und seelischen Fragen. Nichts als Ausflüge, Essen und Trinken, Spähen nach Konditoreien, wo man bessere oder billigere Kuchen bekommt, Gespräche über die fadesten Dinge: — aber von Gott oder Göttlichem, von Edlem überhaupt, nicht ein Wort! Mir ist sehr weh zumute, wenn ich so zwischen diesen entseelten Menschen sitze. Ihre Gesundheit, Geschäfte und andere Erdendinge gedeihen doch nur, so lange Gott will; aber diese Sonne der Kraft kennen sie nicht. Ich kann mich in dieser entgötterten, herzlosen Welt, die jetzt Deutschland heißt, nur schwer zurechtfinden."

So schreibt eine Elsässerin, die mit Bewußtsein das Elsaß aufgegeben und Deutschland als Heimat gewählt hat. Heimat? Aus den obigen Worten geht hervor, wie schwer es dieser reinen und vornehmen Natur wird, sich im Deutschland der Schieber, Wucherer und Hetzer wahrhaft zu Hause zu fühlen.

Doch kann man bei solchem Anlaß fragen: Warum ist unter den anständigen Deutschen der Gegenwart nicht mehr Bekennermut? Wann wird dieser Mut mächtiger als jenes Gesindel, das unvertilgbare, dem Nietzsche ein grimmiges Zarathustra-Kapitel gewidmet hat? Wann wird man es für eine stolze Pflicht halten, in fester und taktvoller Weise seine reinere Lebensauffassung gegenüber dem Protzentum zu bekennen?

Ein tapferes Beispiel steckt an, reißt die Schwachen mit, entflammt die Lauen. Man ruft jetzt oft nach dem „starken Mann". Gewiß, der Starke sei uns willkommen, wenn er Ordnung herstellt und die Arbeitsfreudigkeit belebt! Doch nicht minder dringend braucht jetzt unser deutsches Volk charaktervolle Menschen, die ihre edle Weltanschauung nicht ängstlich in der Schublade verschließen, die nicht verbindlich oder verlegen lächeln, wenn um sie her Heiliges verhöhnt und Gemeines verherrlicht wird. Reinheit in allen Ehren: aber sie genügt nicht, wenn sie nicht zugleich Festigkeit, ruhiger Mut und selbstverständliche Tapferkeit ist.

Die äußere Ritterlichkeit mit ihren Kronen ist zerschlagen. Wir brauchen einen neuen Adel: wir brauchen Seelenkronen. Die oberste Rittertugend ist neben der Wahrhaftigkeit die Tapferkeit. Will man wahrhaftig und will man tapfer sein, so schweige man nicht gänzlich, wo sich Nichtsnutzigkeit an die Tafel setzt! Es ist oft schwer, zumal für Damen, die allein sind, das rechte Wort zu finden, da man sich nicht unnütz Beleidigungen aussetzen will. Aber es genügt oft ein kurzes,

Digitized by Google

höfliches Abbrechen: „Verzeihung, ich bin da anderer Ansicht“ — um das Niedere in seine Schranken zurückzuweisen. Mancher Soldat hat freilich geklagt, wie er seelisch unter den gemeinen Witzen etwa seiner Vorgesetzten gelitten hat, äußerlich aber schweigen, ja mitlachen mußte. Die Menschen, die in dieser Weise verwüstend auf junge Seelen wirkten, trifft schwere Verantwortung.

Es glüht jetzt in der Jugendbweegung oft prachtvolles Feuer. Werden in dieser Glut vielleicht die seelischen Kronen geschmiedet? Freilich ist wahre Jugend nicht zwanzig und nicht siebzig Jahre alt: denn sie kann in Körners Liedern ebenso glühen wie in Blüchers Feuerherzen. Wahre Jugend ist Leuchtkraft, Spannkraft, Schwungkraft. Ein Greis schlug die siegreiche Schlacht von Tannenberg. Und herzensjung ist der greise Hans Thoma. Der tapfere neue Adel, dessen mutiges Vorangehen dem deutschen Volke zu wünschen ist, bekundet sich durch ein neues Erwachen aller schöpferischen Herzen, ob jung oder alt.

* L.

Arme Mignon!

Was hat man dir, du armes Kind, getan?! Heimatlos war sie immer, viel Liebe hat sie wahrlich nicht empfangen: nun macht man sie auch noch — geschlechtslos oder zwittergeschlechtlich! Der Hamburger Arzt Cohen bringt das im jüngsten Goethe-Jahrbuch fertig. Goethe, zwar ein Freund von Maskeraden und neckischem Versteckspiel, aber ein erklärter Feind von Mißbildungen; Goethe, der es einmal Karl August gegenüber ablehnte, einen Hermaphroditen auch nur anzusehen: soll in Mignon Wesen und Schicksal eines Hermaphroditen haben darstellen wollen! Es ist hanebüchen. Der Verfasser hat keine Empfindung dafür, daß er damit den entscheidenden Zauber, die wesentliche Tragödie in dieser ergreifenden Gestalt vernichtet: Mignons Erwachen zum Bewußtsein und zur Würde des Weibes und ihr Zerbrechen im Augenblick, als der Geliebte die andre umarmt. Daß Cohens sexuelle Phantasie aus dem Gedicht „Das Wiedersehen“ eine „geschickt verkleidete Zote“ herauslieſt — auch merkwürdig! Was er meint, weiß ich nicht. Und seine Deutung des „Augenblicks“ in der Marienbader Elegie — höchst fraglich! Übrigens sollte man sich doch endlich einmal in den beiden Zeilen dieser Elegie:

„Nur, wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich“ —

entschließen, das Komma hinter dem „alles“ der ersten Zeile fortzulassen. Der Sinn ist: es sei alles in dir und um dich her kindlich und einfach — woraus erst das genauere: du bist dann alles, nämlich unüberwindlich, wie das Kind in der „Novelle“, hervorgeht. Wenn das Komma bleibt, wie in manchen Ausgaben, so hören wir uns erst anrufen: „sei (du) alles“, worauf die nächste Zeile wiederholt: „so bist du alles“ — was doch recht überflüssig wäre. — NB. Man vergleiche hiezu den besondren — vom Obigen unabhängigen — Aufsatz des Kieler Universitätsprofessors Eugen Wolff im gleichen Türmerheft! L.

*

Gefahr der Jugendbewegung

Auch wir nehmen die Jugendbewegung ernst; aber wir wollen ein Hauptbedenken nicht verschweigen.

Jugendbewegung ist Menge, Masse, sei es auch in Form von Gruppen. Eine Vielheit sammelt sich und bildet eine „Organisation“, wenn sie auch manchmal behaupten, sie seien keine Organisation, sondern „lebendiger Organismus“. Und was tun sie? Nun, sie wandern etwa, spielen Reigentänze, singen Volkslieder, führen etwas auf — vor allem aber: sie reden. Sie haben „Tagungen“; sie behandeln „Probleme“. Gewiß sind diese Entlastungen nötig. Aber die Formen, in denen dies vor breiter Öffentlichkeit geschieht, statt in kleinen Freundeskreisen, bergen eine Gefahr. Daß sich sehr junge Leute bereits aufs Rednerpult stellen und mit lauter Stimme Zeit und Welt ihrer Kritik unterziehen oder Erwachsene angreifen — wohl, das mag die Aufgewühltheit ihrer Seelen beweisen, beweist aber auch das Abstreifen einer für das Wachstum sehr wichtigen Scheu und Schamhaftigkeit. Und so tun denn diese jungen

Digitized by Google

Menschen, was bereits den Parlamentarismus so unfruchtbar macht: sie reden, reden, reden.

Wir legen unsrerseits den Hauptwert und die Hauptwucht auf die Entwicklung der Einzelseele. Eine gesund wachsende Einzelseele braucht mindestens so viel Einsamkeit wie Vielsamkeit. Und am fruchtbarsten ist oft der Mittelweg zwischen beiden: die Zweisamkeit in Form der Freundschaft, Brautschaft oder Ehe. Hier ist dann eine stille Insel der Kraft, wo man verarbeiten kann.

Zumal junge Mädchen möchte man noch nicht auf dem Rednerpult sehen und ihnen überhaupt eine edle Zurückhaltung empfehlen gegenüber der jetzt allzuleicht ins Kraut schießenden allgemeinen Putzerei, die nicht aus herzlicher Kenntnis und Neigung entsteht.

Von den Menschen, die in der allgemeinen Erregtheit fähig sind, ihre Kraft in der Stille zu sammeln, erwarten wir die wahre Stärke, das wahre Ausreifen, die rechte Vertiefung — und damit die Zukunft. L.

*

Führer und Meister

Der fromme Mensch ist auch fest und innerlich ruhig; denn er ist gegründet in Gott. Er unterliegt nicht der Massenpsychose — dieser Hauptschwäche der Gegenwart —, sondern erhält seine Stärke von der göttlichen Sonne. So bilden die Frommen eine Auslese-Schar, eine Edelschar inmitten des Chaos der Welt. Jeder und jede von ihnen ist eine Persönlichkeit und hat Eigenleuchtkraft. Sie bedürfen nicht des programmatischen Haders, nicht der abgrenzenden Reden gegen andre Gruppen. Die Gruppe ist höchstens ein ganz loses Hilfsmittel der Fühlungnahme. Das Entscheidende liegt auf der Höherbildung und Vollendung der Einzelseele.

Demnach ruft man hier nicht nach „Führern“: hier ist vielmehr Aufschau zum Meister und zum Vorbild die wesentliche Besonderheit.

Führer mag man durch Abstimmung wählen oder ernennen; der Meister würde sich dergleichen Ernennung verbitten. Er hat es nicht nötig, auf Massen zu wirken oder gar um Massen zu werben. Der Schwerpunkt seines Wesens liegt in seiner von ihm selbst beseelten, vom Göttlichen durchstrahlten Welt. Man ernennt ihn nicht, man bittet höchstens, bei ihm eintreten zu dürfen. Man kann sich höchstens in seinen Strahlenbereich und Einfluß stellen, um sich zu stärken an seiner reiferen Wesenheit und um seiner würdig zu werden.

Hier ist demnach Ehrfurcht die ganz von selber treibende und begleitende Grundkraft im Meister wie im Schüler: Ehrfurcht und Liebe. Denn auch der Meister schaut zu höheren Mächten empor, denen er zu dienen gewürdigt ist.

In solcher Luft gedeiht wahre Weisheit: — und in solcher Luft, die durchaus keine Abschließung bedeutet gegenüber äußerer Betätigung, reift eines jungen Menschen reinste Kraft. L.

*

Stahlhof

In den „Deutschen Stimmen“, einer von echt deutschem Geist erfüllten kleinen Zeitschrift, die in Buenos Aires erscheint, richtet der Herausgeber Karl Graebel folgende Frage an die deutschen Großkaufleute:

„Was war der Stahlhof? — Die Niederlassung, das Ein- und Verkaufshaus der deutschen Hansa in London; der mächtige Mittelpunkt deutscher Arbeit; ein Hochsitz des stärksten wirtschaftlichen Verbandes des deutschen Mittelalters. Im Jahre 1597 wurde er von der Königin Elisabeth wider alles bestehende Recht aufgelöst. Das war Englands erster Schlag gegen den deutschen Handel. In langen vier Jahren hat es mit Hilfe fast der gesamten Welt unseren Untergang erstrebt.

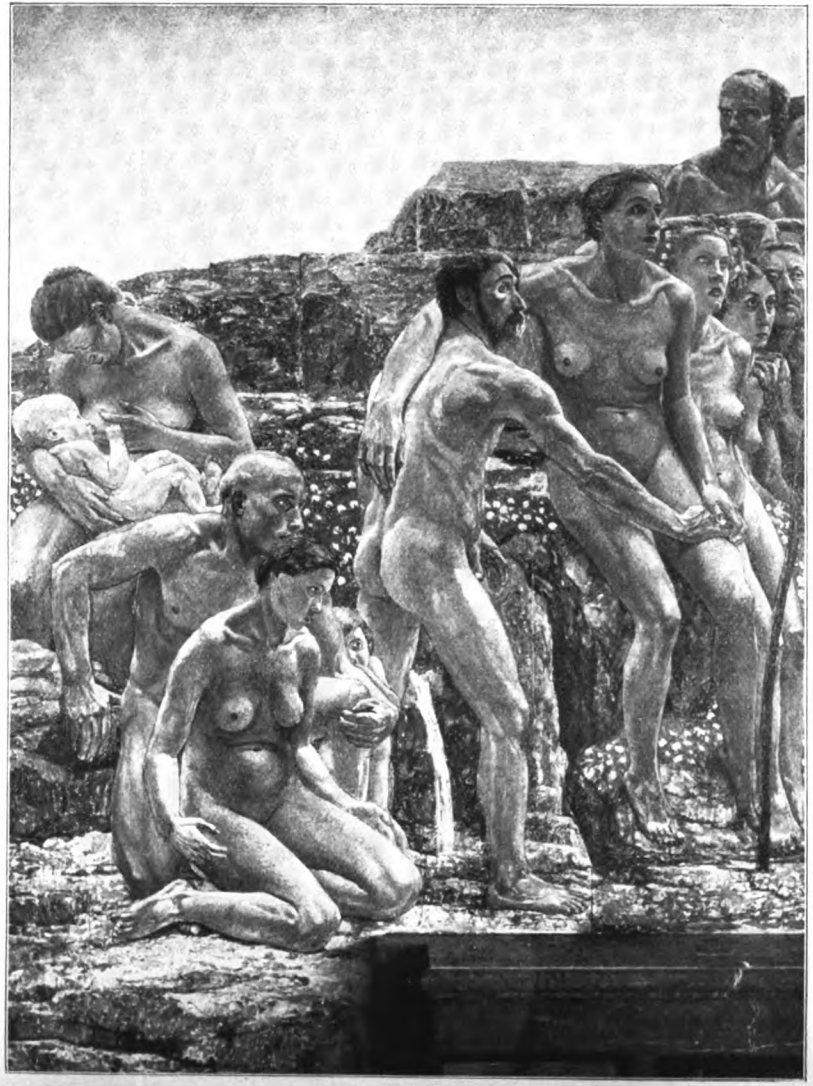
Wäre angesichts dieser Lage ein gemeinsames Vorgehen, eine, wenn auch lose Einigung des deutschen Handels und deutscher Industrie, eine Sammlung unserer Kräfte im obigen Sinne nicht eine der Zeit und des Ortes würdige Aufgabe?“

Die Frage sei hiermit zur Erörterung gestellt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

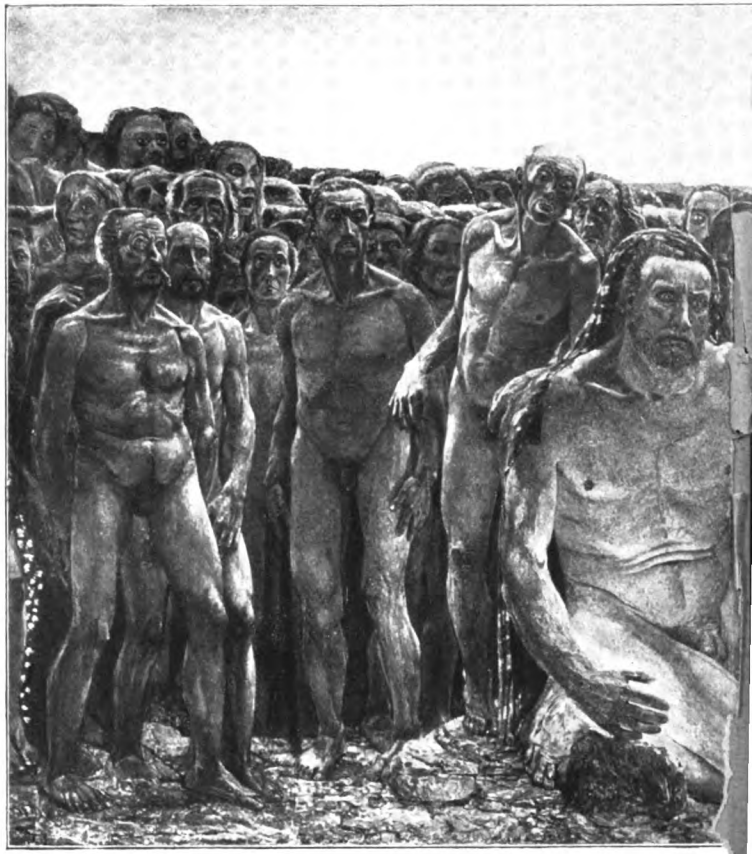
Digitized by Google

Digitized by Google



Prometheus

Erstes Teilstück



Zweites Teilstück

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. Januar 1926 Heft 4

Christophorus der Deutsche

Von Friedrich Lienhard

Kein andres Bild möchte man den Deutschen zum Übergang ins neue Jahr vor Augen stellen als die Legende vom starken Christophorus, wie er mit dem noch stärkeren Christuskind durch die Wasser der Drangsal schreitet.

Offerus ist zwar in „Kanaan" geboren; aber er ist „Heide". Und es ist sehr zu vermuten, daß dieser Gottsucher ein Deutscher war wie Faust. Es erschüttert gradezu, wenn man, im Anschluß an Bühlers Bild, die Legende wieder einmal an sich vorüberziehen läßt. Wobei wir von vornherein fühlen, wie die Menschen der deutschen Gegenwart zwar fronen wie Offerus, wie sie durch die Wasser der Not waten — wie sie aber noch kein Christuskind auf den Schultern tragen...

Der starke Heide Offerus ist vom faustischen Drang besessen. Er will nur dem Mächtigsten dienen. So zieht er denn aus, sucht den Stärksten und findet einen König, in dessen Dienst er tritt. Eines Tages sieht er den Monarchen sich bekreuzen, als der Name des Teufels genannt wird. Nachforschend erkundet er, daß der König sich vor dem Satan fürchtet; wandert also weiter, um diesem mächtigeren Herrn zu dienen, findet ihn auch, wie er schwarz und greulich vor seinen Gewappneten einherreitet, und gelobt ihm seinen Dienst.

Nicht lange, so nimmt aber Offerus wahr, daß sein neuer Herr vor einem Kreuz am Wege ausweicht, stellt ihn zur Rede und entdeckt, daß sich der Teufel vor Christus fürchtet. Also setzt Offerus seine Wanderung fort und sucht nun Christum, der gewaltiger ist als König und Teufel.

Digitized by Google

Diese dritte Wanderung wird besonders lang und schwer. Er sucht wie Parzival. Endlich kommt er zu einem Einsiedler. „Du mußt rein und tugendlich leben, du mußt wachen und fasten, so findest du Christus", rät ihm dieser. — „Ich kann nicht wachen noch fasten", erwidert der ehrliche Offerus. — „So mußt du viel beten", meint der Einsiedel. — „Das kann ich nicht", antwortet jener. Da sagte der Klausner: „Es fließt nicht weit von hier ein großes Wasser, das hat weder Brücke noch Steg; willst du die Menschen da hinübertragen um Gottes willen, so gefällst du deinem Herrn mit solchem Dienst." Dazu war Offerus willig, baute sich eine Hütte am wilden Strom und trug ohne Entgelt Tag und Nacht Wandrer durch das Gewässer, wobei er sich auf eine große Stange stützte.

Eines Nachts scholl eines Kindes Stimme an sein Ohr: „Offerus, wach' auf! Offerus, trag' mich hinüber!" Der starke Fährmann erhob sich, trat vor die Hütte, sah aber nichts und kehrte auf sein Lager zurück. Wieder erklang derselbe Ruf; wieder trat er hinaus und durchdrang das Dunkel mit seinen Blicken; aber seine Augen konnten noch immer nichts erschauen. Ein drittes Mal kam der Ruf; und Offerus gehorchte ein drittes Mal. Jetzt sah er ein Kind vor sich stehen, das wiederholte seine Bitte: „Trag' mich hinüber!"

Und Offerus nahm das Kind auf seine Schulter, ergriff den Stab und schritt in den Strom. Doch unheimlich! Das Wasser wuchs und wuchs — und das Kind ward immer schwerer! „Eia, Kind," stöhnte Offerus, als er in die Mitte des Wassers kam, „wie gar schwer bist du! Mir ist, als ob ich die ganze Welt auf meiner Schulter trüge." Da sprach das Kind: „Du trägst nicht allein die Welt, du trägst auf deiner Schulter den, der Himmel und Erde geschaffen hat." Und das Kind drückte Offerus unter das Wasser und sprach: „Ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott, dem du treu gedient hast. Ich taufe dich in meinem Vater und in mir, seinem Sohn, und in dem heiligen Geist. Bisher hießest du Offerus, nun sollst du Christophorus heißen nach mir, deinem Herrn. Und zum Zeichen, daß ich wahr rede, nimm deine Stange und stecke sie in die Erde, so wird sie morgen blühen und Früchte tragen."

Damit war das Kind verschwunden. Christophorus stampfte an sein Ufer zurück, voll Dank und Freude über solche göttliche Gnade, und stieß die Stange, mit der er gedient, in die Erde. Da ward sie über Nacht ein herrlicher Baum, blühte und brachte Frucht. Und Christophorus, entzückt über dieses Lebenswunder, gewann große Lieb' und Treue zu seinem Herrn und diente ihm, selber blühend und Früchte tragend, bis er als Märtyrer einging zur ewigen Herrlichkeit...

Christophorus der Deutsche?

Wir wollen nicht viel darüber sagen. Es schwingt ja schon durch die ganze Legende unausgesprochen mit, was wir als Wunsch über diese Betrachtung geschrieben haben. Du fronender Offerus Deutschland, willst du dem Mächtigsten, dem Höchsten dienen? Wann wird durch deine Nacht des göttlichen Kindes Ruf erschallen? Wann wird Deutschland als Christusträger, begnadet durch die Liebe von oben, auftauchen aus den Wassern der Not? Wann wird die Stange, mit der wir fronen, als Lebensbaum blühen?

Digitized by Google

Vom fröhlichen Dienen

Von Manfred Björkquist

Von den Schlachtfeldern fort wenden sich unsre Blicke jetzt mehr und mehr den Gefilden zu, wo die Heiligen wandelten und Freude um sich verbreiteten. Es gibt Stätten auf unserer Erde, wo die Hoffnung immer einen Trost in der Erinnerung findet, wo die Berge und Hügel, die Flüsse und Seen und die Namen der Dörfer und kleinen Städte Kunde geben von Frühlingstagen im Leben des Reiches Gottes auf unsrer Erde. Heiliges Land — Wallfahrtsorte! Hin und wieder können wir wohl die Sehnsucht begreifen, die jene Scharen auf die Pilgerfahrt treibt. Sie wollen gern Gottes Spuren sehen, die er hinterließ, da er durch ein Menschenleben ging; sehen wollen sie die Zeichen seiner Hände, mit denen er gebrechliche Menschen zu Gefäßen der Gnade bildete.

Neben ihn, den man nicht neben den Heiligen nennen soll, stellt unsre Zeit gerne das sanfte Kind Umbriens — Gottes geliebten Armen Franziskus. Ja, gerade Gottes geliebten Armen. Er ist gerade der Heilige für die Zeit des Mammonsdienstes. Er predigt die große Bedürfnislosigkeit — nicht die stolze Bedürfnislosigkeit der Stoa — nein, die fröhliche, die der Lilien und der Vögel. Zu besitzen, als ob wir nichts besäßen in einer Welt, wo alles nur darauf ausgeht, zu besitzen und zu erwerben. Welche befreiende Kühnheit — es zu wagen, in seiner Armut glücklich zu sein! Welcher Übermut — jeden Augenblick alles, was es auch sei, von sich lassen zu können! Welch imponierende Kaufmannsart, das Gold zu wägen und es — zu leicht zu finden. Welch würdiger Aufruhr— die Anbetung dem zu weigern, das nicht Gott ist!

Es sind nicht die Feinde der Reichen, nicht die heimlichen Mammonsdiener, die unsre Welt erlösen sollen: es sind die fröhlichen Armen — die geistlich Armen. Und die findet man in Prachtgemächern ebenso wie in Armenhäusern. Bei ihnen findet der Mammon keinen Unterschlupf, wenn der letzte Kampf ausbricht. Er ist schon für sie, was er für alle sein sollte: der Diener, der Sklave.

Wir bedürften eines neuen Franziskus, des Verkünders der fröhlichen Armut. Aber vielleicht hätten wir den Verkünder des fröhlichen Dienstes noch nötiger. Wir bedürften einer Schar von Menschen, aus denen die Freude am Dienen leuchtete, und die uns aufs neue die Hoheit des Dienenwollens lehrten. Wo sie einhergehen, sollten sie in ihrem Werk uns sagen: „Ihr Menschen, versteht ihr denn nicht, was Freude ist?“ Sie sollten nicht nur predigen von der Pflicht zu dienen, sondern vom Willen zu dienen, von der Sehnsucht nach dem Dienen, von der Danksagung für das Dienen. Auf diese warten wir. Sie sind die rechtmäßigen Träger von Christi Reichsgottesgedanken. Sie weissagen von der neuen Menschheit. Sie und keine andern.

Wir verderben uns gegenseitig mit unsern Ansprüchen, mit unserer Unzufriedenheit, mit unserm Pochen. Man sucht einen Dienst. Die erste Frage ist: Wird es mir gefallen, werde ich mich wohl fühlen? Dann: Wie sind die Aussichten? Ist es eine unangenehme Arbeit?

Digitized by Google

„Es gut haben" — das ist die Summe! Leicht durchs Leben gleiten. Kommt das Leid, so wird es betäubt; kommt der Kummer, so wird er vergessen; kommt Ungemach, so wird es verringert; kommt der Tod — so wird er versteckt.

Und wenn man nicht einmal die Bürde tragen will, die uns auferlegt wird, wie kann da die Rede davon sein, „unnötige" Bürden zu suchen!

„Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen", sagte Paulus. Aber Paulus ist kein Modeprediger. Und doch weiß Paulus, daß dies der Lebensweg ist. Modegedanken sind ohne Mut und daher ohne Wahrheit.

Wer die Last sucht, findet das Glück.
Wer das Glück sucht, findet die Last.

Ein junger Mensch der jetzigen Zeit hat das neue Programm aus Jesu Geist richtig formuliert mit den Worten: „Es ist die Freude des Lebens, das Glück eines andern zu wollen. Das eigene Glück wollen, heißt andern Menschen ihren Beruf stehlen." Um mein Glück mögen andre sich kümmern, ich sorge mich um das der andern.

Das ist Jesu radikale Umwertung aller Werte. Alle menschliche Klugheit wird auf den Kopf gestellt, und wir werden Kinder, freie selige Kinder in Gottes, unsres Vaters Haus, wo das Glück nicht in unsern Händen liegt, ja nicht einmal in denen unsrer Brüder. Nein

Wie sich Weltgeschicke wenden,
Wir ruhn ganz in Gottes Händen.

Nachwort des Türmers. Die obigen Gedanken sind aus dem Schwedischen übersetzt (von Frideborg Ehlers). Der Verfasser ist zurzeit einer der bedeutendsten Jugendredner Schwedens und ein Mann, auf den man mit viel Hoffnung blickt; er ist ein Leiter der jungkirchlichen Bewegung und Rektor einer der besten Volkshochschulen. Uns Deutschen sind diese Gedanken vom „Willen zum fröhlichen Dienen" von besondrem programmatischem Wert, wenn es freilich auch im Dienen — und zumal im Fronen — eine Grenze gibt, wo die Menschenwürde Halt gebietet. Aber bezeichnend für einen Zug der Zeit ist auch hier, in dieser ernsten Stimme aus Schweden, die Wendung zu religiös veredelter Lebensauffassung — die Christophorus-Stimmung. L.

Gebet

Von H. F. Christians

Erlöse uns von unserm Traurigsein!
Wenn in so trostlos schweren, dunklen Stunden
Das Blut uns rinnt aus unsern Wunden,
Dann kehr' du ein!

Allein —
Das ist viel mehr als Tod und alle Schmerzen.
Oh, stelle du den Lichtglanz deiner Kerzen
In diese Einsamkeit der Nacht hinein!

Digitized by Google

Die Begegnung

Von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

In der Nacht hatte sich ein Gewitter aus dem Gebirge gelöst und mit Gepolter allen Mondschein verlöscht.

Es tropfte noch, als Michelene aus kurzem Schlafe fuhr.

Josef war schon wieder fort, es schien, als ob er es aufs Möglichste zu machen suchte, wie der Henningsdorfer...

Michelene merkte es gleichsam nur wie im Traum.

Sie ging durch den Park. Wie duftete er. Wie stand er unter dem Erlebnis dieser Nacht. Wie war er da ... und voll unendlichster Offenbarung. Fern zogen die Dünste.

Michelene stand auf dem Karretenweg. Sie sah diese schmale Straße auf und ab.

Da kam der Reiter durch den Nebel.

Er sprang ab und ging neben ihr her.

Aber er drängte aus der feuchten Straße, irgendwo hob sich ein schmaler Weg. In einer Schenke stellte er sein Pferd ein und ging mit ihr hinauf.

Sie schritt schweigend neben ihm ihn das Unbekannte.

Es war ein Pfad zwischen Gestein und feuchtem Brombeergebüsch, auch hier war jener Duft, jenes ungeheure und unbegreifliche Erlebnis dieser Nacht. Immer höher ging es, bei einer Wendung sah Michelene auf einmal unten das ganze Städtchen liegen, aber schon blaß und halb abgewandt, wie in Vergangenheiten entschwindend.

Nach langem Anstieg zeigte sich mitten im Walde eine Wirtschaft, ein vergessener Platz, wie es schien.

Sie gingen hinein und waren ganz allein. Nichts regte sich, niemand störte sie, vielleicht war zu dieser Stunde überhaupt kein anderer Mensch auf dieser Höhe.

Von den Zweigen fielen die Tropfen.

Da lag das Tal. Aber es war nicht das der Stadt. So weit sie an dem Abhang entlang schritten, war nichts um sie als die tannenschwarzen, dunkelgelagerten Wälder da drüben. Hinter denen sich in blauen Linien die Hügel zeigten, über denen im Halblicht der Stunde die Wucht des Gebirgs emportauchte.

Hier waren sie im Unbekannten, in einem Winkel der Welt, ganz weitab von allem, was bisher ihr Tag gewesen war. Jetzt waren sie ganz darüber hinausgehoben. Das begriff Michelene.

Und sie sahen sich an.

Über Michelene kam von neuem, was unbegreiflich war, dieses rätselhafte Hingezogensein, Verbundensein mit dem Fremden, mit diesem, von dem sie nichts und alles wußte.

Und noch immer sahen sie sich an.

Um sie schlugen die Tropfen, dampften die Höhen, stieg es in lauen Strömen aus den schwarzen Tälern.

Digitized by Google

Und von neuem ergriff sie dieses Abgründige, und nun lagen sie einander in den Armen, fester als gestern in der Nacht und doch war diese Mondscheinnacht noch in ihnen, wie sie in diesem allem ringsum noch war und alles Erlebnis, was diesem hier gegeben war, war auch in ihnen Erlebnis, ohne daß sie es wußten. Und Michelene war es, als ob die Rätsel sich von neuem änderten und als ob der Boden, diese Luft, diese Feuer selbst etwas mit dem zu tun haben konnten, was sie bisher als ein rein geistiges Geschehen irgendwo und irgendwie angenommen hatte. Dies alles, was ringsum atmete und dampfte, war dem, was in ihnen war und mit ihnen geschehen sein konnte, nicht so fremd, wie sie gedacht hatte. Vielleicht war alles ungeheurer Spiegel aller unbegreiflichen Spiegelungen.

Wie diese Stunde.

„Wir hatten sie schon einmal", sprach sie.

„Wir hielten sie schon", sagte er.

Und wieder erfaßte sie die Freiheit dieser ungeheuren Einsamkeit, die Gesetzlosigkeit dieses über alle Menschen Hinausgehobenseins.

„Wir durften uns einmal, ja, vielleicht in grauen Zeiten ... vielleicht in einer Stunde, wie sie eben ist, halten und jetzt ... ist die Stunde wieder heraufgekommen und wir mit ihr — —"

„‚Waren unsere Wesen schon verflochten — War es darum, daß die Herzen pochten'", sprach sie langsam und brach ab: „O, es war größer," rief sie heftig, „Hubert, unser Verbundensein war furchtbarer und gewaltiger ...!"

Sie sahen sich an ... etwas schien heraufzusteigen...

Ihre Blicke irrten ab.

„Was war es nur?" flüsterte sie.

„Was kümmert uns das?"

„Es muß uns kümmern. Es ist da, weil wir wieder da sind und —"

„Das sind ... Ideen, Liebling," sprach er, „wir halten uns nur an das, was uns jetzt gegeben ist..."

„Das können wir nicht. Da das eine aufwachte, wacht auch das ... andere mit auf..."

Er schüttelte den Kopf.

Sie sah mit erschrockenem Blick auf die schwarzen Baumwipfel. „Sag', wußtest du von diesem Platze, wie er ist?"

„Ich wußte nur, daß er sei, aber ich sah ihn noch niemals", sprach er. „Und diese Erinnerung stieg mir in der Vorstadt plötzlich auf."

Sie schaute sich von neuem um.

„Es ist nicht, daß wir hier schon einmal gewesen sein könnten," sagte sie leise, „nein. Aber es ist, als ob alle Vergangenheit doch darüber läge und da kommt es mir ... da kommt es mir ... wie ... Grauen ..."

„Michelene," sprach er, „Michelene, das sind Phantasien. Das ist die Übersteigerung des Wunders. Halten wir uns an das, was uns geschah..."

Wieder zog er sie an sich. Wieder überglitt sie das Unbegreifliche und doch war ihr, als ob dies alles nur noch die Spiegelung des Gestern, als ob dieser Mondscheinabend, dem sie so lautlos entgegengebrannt hatte, doch das Eigentliche und

Digitized by Google

alles jetzt nur noch Nachhall sei ... Als ob jetzt anderes immer deutlicher würde, als ob Ängste sie ergriffen, von denen sie noch gestern nicht das geringste gewußt hatte.

Manchmal war es ihr, als ob sie erwachen müsse. Als ob grade die Einsamkeit dieser dunklen Wälder irgend eine Enthüllung und Erhellung bärge.

„Nein, hier war ich noch nie," sagte sie wiederum sich umschauend, „nur mit dir war ich schon ... Aber mir ist es, Hubert, jetzt kommt es mir wieder ... Sieh, in allem ... Ich hatte, wie du weißt, diesen Gedanken von der Wiederkehr schon lange, ja, es ist, als ob er von Anfang an mit mir aufgestanden wäre, aber in ihm war doch immer jenes ... andere, das gestern nicht war, und neulich in Drosidow kaum, das nur an dem Abend in den Spiegeln flüchtig aufblitzte ... du, der Augenblick, als die Kerzen glänzten, dieses Schreckliche und Entsetzliche und Selige dieses Augenblickes ... das kommt mir jetzt wieder ... hier ... es ist, als ob die Wälder da drüben doch etwas davon hielten, als ob sie ... sprächen ... Nicht mehr von dem Schönen, sondern von der ... Schuld..."

„Du bist aufgeregt," sagte er, „das ist begreiflich. Warum willst du an das Wunder durchaus das Bittere knüpfen ... Liebling..."

Er hielt sie und sah zu ihr herab, und sie schloß die Augen.

„Weil das Wunder ja nicht wäre, ohne das ... Bittere", flüsterte sie. „Es stieg zu mir herauf wie Antwort, es war Enthüllung, aber es zeigt mir zugleich, daß wir uns trennen müssen. Du, es ist kein Wiederfinden ... es ist nur eine Begegnung — — —"

Er sah sie lautlos an.

Er schüttelte wieder den Kopf.

Sie wußte, daß er sie mit seinen Blicken zwingen wollte, da diese Stunde, diese glühend ersehnte, auf einmal ganz anders wurde, als sie gedacht hatten. Aber er zwang es nicht, allerlei glitt vor ihr vorüber, in anderer Beleuchtung als sonst. Sie erzählte von ihrem Leben, was neulich noch nicht erzählt worden war und wies ihm nun das, was zwischen diesem hier stand: Josef und die schöne Frau im Tal und alle Welt, die mit ihnen verknüpft war und — —

„Es ist kein Wiederfinden", sagte sie.

„Ich halte, was ich fand. Kennst du mich so schlecht, da du mich doch zu kennen glaubtest?" fragte er.

„Vielleicht sind meine Sinne feiner und spüren, was du nicht spüren willst. Aber ich weiß, daß mein Leben doch so bleiben wird, wie es anfing und es immer war und ... deines auch. Deines war heller und wird es auch wohl bleiben. Bis auf dieses. Es kann ja sein, daß der Fluch über deinem Leben nicht so schwer liegt..."

Jetzt ließ er sie los und sprang auf.

„Michelene, ich glaube ja nicht im geringsten an das, was du da sprichst!" rief er. „Es war mir nur ein schönes Märchen. Eine aparte Erklärung des Wunders. Leidenschaft ist zwischen uns, und die läßt sich solchen Spuk wohl gefallen. Aber nicht von ihm verjagen. Du weißt doch und sollst wissen, daß ich dich nicht mehr lassen werde. Was ist es, das uns trennt? Ein trüber, schwacher Mann,

Digitized by Google

der nicht wert ist, daß sich deine Jugend weiter an ihn verschleudert und ...," er zauderte eine Sekunde, „und eine Frau, die das Beste von sich schon verschenkte..."

„Und ich —?" fragte sie aufzuckend.

„Du bist mir alles," sagte er, „und bringst mir alles. Aber dieses ... andere ist Schatten. Und den kleinen Spuk, der sich noch darein mischt, ich meine, den wirklichen Spuk da unten im Tälchen, den schlage ich rasch nieder und übers Jahr, übers Jahr, Michelene, da ist unser, was uns jetzt noch romantische Tragödie scheint. Sieh, meine Mutter, wenn sie auch dich nicht liebt, sondern die Maria, was tat sie einmal? Die Gräfin Langenin wählte den Reits mit dem Wappenmännlein und ging aus ihrer großen Herrschaft. Sie kann nichts sagen, wenn etwas gesagt werden sollte: ich tue wie sie einmal, nur, daß ich noch nichts breche ... Und du sollst brechen, was Hindernis ist ...!"

Sie schaute ihn atemlos an. Etwas wuchs vor ihr, was sie noch zu keiner Stunde, nein, auch gestern im Mondschein nicht gedacht hatte, was zu keiner Stunde mehr in ihr Leben gekommen war, das wuchs auf einmal. Alle Nebel wichen, sie war nicht mehr die leidende, übersehene, darbende Frau, sie hatte nicht mehr das Dasein, in dem kein Tag etwas gab ... das Spiel war gewendet, alle Fahnen gehißt, was sich ihr zeigte, war, was alle hatten und was sie nur dumpf gefesselt ersehnt hatte, ohne es je glauben zu können, das Wunder, das große Glück.

Da drüben auf Orosidow mit ihm — —

Er hatte sich wieder neben sie gesetzt und ihre Hand gefaßt. Ihre Gesichter neigten sich zueinander, aber in dem Augenblick zuckte sie zurück, wie von einer Hand gestoßen und fühlte, fühlte, wie die Traurigkeit ihres Daseins neu entfaltet mit Unumstößlichkeit aufwuchs, fühlte, fühlte, wie alles um sie noch stand, was gestanden hatte.

„Nein," sagte sie aufschreckend und ihn anblickend, „es kann nicht sein."

Er lachte.

Er war ganz verwandelt. Sie sah und hörte. Ja, es war alles klar. Es war deutlich und konnte der Welt deutlich gemacht werden und würde wenige finden, die es nicht begriffen.

Aber sie selbst würde es nicht begreifen.

In ihr stand das Nein.

In ihr war etwas aufgerichtet.

Ob es aus dem wissenden Dasein dieser dunklen Wälder kam oder schon immer in ihr gewesen war, ja, sie spürte doch, da war alles, wie es immer stand, und wenn sie sich auch von neuem darüber hinwegzuschwingen versuchte ... sie fühlte doch die Hand, die sie hielt und ... hemmte...

„Es soll nicht sein, es soll nicht sein", raunte sie.

Er redete ihr zu. Immer wieder zeigte er ihr alles.

Die Zeit verstrich. Diese ganze graue Welt ringsum änderte sich währenddem nicht um einen Ton. Alles blieb wie es war. Etwas Erloschenes war darüber.

Immer wieder sah Michelene ihn an. Immer wieder wollte sie sich zu ihm finden. Und immer wieder stand das gleiche in ihr, unbegreiflich, aber deutlich: es soll nicht sein.

Digitized by Google

Und in ihr klang es wie ein trübes Lied: Und es wird nicht sein.

Sie gingen zusammen den Berg hinab und trennten sich am letzten Hange. Michelene wollte es.

Sie versprach über alles zu denken und ihm Nachricht zu geben.

Noch unten, im Schatten der Büsche, preßten sie die Lippen aufeinander, aber Michelene wich von neuem zurück und fühlte: Es wird nicht ... es darf nicht sein. Eine dunkle Glocke läutete in ihr: Es wird nicht sein.

* * *

Als Michelene heimkam, fand sie einen Brief von ihrer Freundin Hanna, die jetzt ihre Adresse erfahren hatte und ihr ihr ganzes Glück erzählte. Sie war nach allen Kreuz- und Querstreichen die Frau eines angesehenen Mannes geworden, mit dem sie die größte Passion und das vollkommenste Verständnis verband, und fragte nun nach Michelenens neuem Schicksal, nicht eben verbergend, daß sie hoffte, auch da Glückliches und Schönes zu vernehmen. Die naive Freude an allem geschenkten, nach ihrer Meinung schließlich gewolltem Sieg stand in jeder Zeile.

Am ... gewollten Sieg.

Diese hatte siegen wollen und siegte immer. Und sie, Michelene, nicht. Sie niemals.

Lag es nur an dem „Willen", oder waren die Dinge dennoch anders? Sahen die Geförderten in ihrem Triumph nur noch die Oberfläche und fühlten nur die anderen, nicht Erlösten, die geheimen Mächte, die alles entschieden?

Warum sie nicht? Warum sie ... nicht?

War Josef denn ein Sieger? Lag bei ihm nicht alles offenbar? War nicht alles Anlage, Ererbtes, Verhängtes ... erbarmungsloser Stoß? Oder konnte man bei ihm auch nur den ... Willen vermissen? — — O, wie bitter würde die Reue kommen, wenn sie das verstieß, was zu ihr aufgestanden war in Flammen. Wenn sie abwies, was in ihrem Dasein nie wiederkehren würde. Wenn sie alles losließ, was zu ihr gekommen war. Ja, ward einem geschenkt, was ihr geschenkt war, nur, damit man es verstieß ...? Dann hing eben Fluch über ihr, dann war sie wirklich eine Verdammte, gezwungen, ihr eigenes Glück zu zertreten.

Aus unendlichen Fernen hatte es sich zu ihr gesenkt, wie nur Wunder sich senkt und sie ... sie stieß es weg ...?

Michelene trat in den Gartensaal und sah die Spiegel auf sich gerichtet und ging an ihnen hin, und wieder streifte sie, was an jenem Abend in ihr aufgestanden war: neben dem Glück des Erkennens auch das andere, die geheime Schwere der Erinnerung, jenes Halbe, Ahnende, jenes belastende Rätsel ...

Es war, es kam wieder, aber es wird nie wieder sein.

Und wenn du es erzwingen solltest, wie es in dir begehrt, dann zerschellt und zerfällt es unter deinen Fingern.

Wage es nicht...

Nichts hältst du, weil du nichts mehr halten darfst...

Es ist vorüber...

Digitized by Google

Ach, Torheit, Wahn war alles. Im Anblick dieses Maies, dieser betörenden Schönheit, mitten in diesen süßen, süßen Nächten...

Und doch in allem lautlos immer wieder das Nein! —

(Schluß folgt)

Flockentanz

Von A. Faber-Bierhake

Der Wind spielt die Weise...
Da flattert ein Flöckchen wie glitzernder Stern
Und dreht sich im Kreise
Und wirbelt verlassen
Hoch über den Gassen,
Weiß nimmer wohin!
Und schon fällt ein zweites, ein drittes vom Himmel,
Ein viertes, ein fünftes, ein ganzes Gewimmel —
Und langsam hebt nun, manierlich und zart,
Nach Großväter Art,
Ein Neigen
Und Reigen,
Ein Flockentanz an.
Da geiget schnelle
Der Windgeselle
Und hui geht's im Sturme hinauf und hinab:
Ein Meiden
In Leiden,
Ein Suchen in Höhen, ein Finden im Grab.
Was kümmert es sie, wie ihr Würflein fällt!
Sie denken berauscht nur an eins in der Welt:
Ob Dach oder Sumpf —
Wir lassen, wir Flocken,
Vom Leben uns locken!
Das Leben ist köstlich,
Und Tanzen ist Trumpf!...
Da wirft vom aufglühenden Himmel
Aufs tolle Gewimmel
Frau Sonne den mächtigen Glanz — —
Aus ist der Tanz!

Digitized by Google

Lebendige Jugend

Von Hermann Bousset

Es war mir eine ganz besondere Freude, in der Oktobernummer des „Türmer“ einmal etwas über das Rosenkreuz zu lesen. Und ich möchte gern hier einsetzen und zunächst sagen, wie notwendig es ist, daß wir den Hakenkreuzgedanken, der in weiten Kreisen unserer Jugend lebt, zum Rosenkreuzgedanken weiterentwickeln. Gewiß liegt im Sinnbild des Hakenkreuzes viel Großes, Edles und Wahres; doch grenzt sein heutiges Zur-Schau-tragen an Einseitigkeit bis hin zu leidenschaftlicher Parteinahme. In diesem Zeichen steckt nicht das Letzte und Größte, noch weniger das Einzige an kulturbergender Erinnerung, die wir haben. Unsere Kultur kann nicht nur auf dem Rassegedanken aufgebaut werden; sie wäre sonst immer abhängig vom Blut und all seiner ungeläuterten Laune und Begierde und somit nicht das tiefste, das innerste Empfinden edler Seelen. Die Volksgemeinschaft muß sich auferbauen auf einer noch mehr im Innern, im Geistigen und Seelischen wurzelnden Hingabe von Mensch zu Mensch; und so sehr wir den völkischen und heimischen Untergrund gebrauchen, so sehr muß doch der Aufbau jene kühnen Pfeiler eines durchgeistigten inneren Menschentums aufweisen, durch die Gottes Weisheits-Sonne strahlend hindurchbrechen kann.

Ist nun heute das Wort, daß die Jugend unsere Zukunft bedeute, nicht eine Redensart? Heute, wo die Masse der Jugend körperlich und geistig heruntergekommen ist? Wo Ehrfurcht, Gehorsam, Hingabe geschwunden; Dünkel, Gier, Selbst-sein-wollen um jeden Preis herrschen, auch um den des Niederreißens der ehrwürdigsten Gesetze, besonders in der Familie?

Nach sechs Jahren Krieg und unendlicher Not mußte ja in der Tat vieles in unserer Jugend verkümmern. Dürfen wir dann aber doch sprechen von der Hoffnung, die wir auf lebendige Jugend setzen?

Wir antworten zunächst mit einem Bekenntnissatze: wenn uns diese Hoffnung auf Kind und Kindeskind, auf unsere Jugend, genommen wird, haben wir in irdischem Sinne keine Hoffnung mehr. Daß wir, die ältere Generation, vermutlich die Entwirrung der Gegenwart zu einer neuen Klarheit und Kraft nicht mehr erleben werden, ist wahrscheinlich. Wir können nur dann den schweren Weg, den Goethe den des stillen Fleißes der Pflicht genannt hat, spannkräftig gehen, wenn wir sehen, daß unsere Jugend den andern, den gesegneten Weg des fröhlichen Fleißes gehen darf und gehen wird.

Wir sehen wohl das Massenelend der Jugend. Aber wenn wir von Jugendhoffnung sprechen, lassen wir die Masse zurück und richten unsren Blick auf eine Bewegung, die sich dort bahnbrechen will: auf das Lebendige in der Jugendbewegung. Wir sehen in ihr die Sehnsucht nach Führern und Meistern, nach denen, die das Lebendige aus der toten Masse emporheben und die treibenden Kräfte immer stärker, immer reiner machen. Wir sehen die Rinnsale von den Bergen des

Digitized by Google

Lebens herniedergehen, hier und da noch ganz kleine Bäche bilden, aber schwellend in reinem, kristallenem Wasser. Sicher wird man nicht an der Masse der Jugend kopfschüttelnd vorübergehen können und sie schließlich als hoffnungslos liegen lassen; sondern mit tausendfachen Armen möchte man helfend zugreifen und sie aus dem Staube der Niedrigkeit, der Schmach eines unreinen Körpers und eines wilden und unreinen Denkens herausheben. Das aber ist — im Gegensatz zur Jugendbewegung — Jugendfürsorge, aus dem Gedanken heraus, daß die ältere Generation die Verpflichtung hat, dem wachsenden Geschlecht zu helfen und die Wege zu bereiten. Hier gilt es die privaten Fürsorgebestrebungen zusammenzufassen und alle staatlichen Mittel für sie frei zu machen, auf gesetzgeberischem Boden bestimmend einzugreifen, hinzustreben auf ein neues deutsches Jugendgesetz. Das ist die große Arbeit, die Geheimrat Felisch in seinen Schriften über Jugendpolitik theoretisch und in seinem Waisenrat praktisch leistet. In dieser Schriftensammlung ist soeben als fünftes Heft von Dr. Hans Gerber, dem Herausgeber der „Jungdeutschen Stimmen", ein bedeutsamer Beitrag erschienen: „Die deutsche Jugendgesetzgebung, Gedanken zur Jugendfürsorge". Von der Jugendpflege unterscheidet sich nun eben die Jugendbewegung dadurch, daß hier nicht mit Gesetzesparagraphen, nicht mit obrigkeitlicher Leitung, nicht mit beamteten Führern gerechnet wird, sondern die Jugendbewegung bedeutet: Selbstschaffen der ureigensten Persönlichkeit im einzelnen. War die Form der Jugendpflege die für die Jugend geschaffene Vereinigung und Veranstaltung, so ist die Form der Jugendbewegung meist lockerer, aber auch innerlicher: die Gemeinschaft ist Ausdrucksmittel persönlichster Lebensfreundschaft. War die Führerschaft der Jugendpflege der gestellte und von oben her ernannte Führer, so ist die Führerschaft in der Jugendbewegung wiederum die in der Gemeinschaft emporgewachsene, überragende, vom Vertrauen der Gemeinschaft getragene Persönlichkeit.

* * *

Was ist Jugendbewegung nun aber in ihrer Leistung? Ich sehe sie ausgehen von dem Steglitzer Wandervogel vom Jahre 98. Dort reifte in jungen Geistern der Gedanke; und dieses Reifen in Gemeinschaft ward zur Bewegung, zur Jugendbewegung. Der „Wandervogel" erkannte das Elend einer großstädtischen Hyperzivilisation und beantwortete diese Erkenntnis mit einer energischen Tat: mit der Loslösung von all dem gesellschaftlichen Drum und Dran des Lebens, von all dem Überfluß im Reichtum und Luxus bis hin zur Üppigkeit, bis hin zum Mammonismus. Der „Wandervogel" erkannte halb instinktiv, halb bewußt, die Verwirtschaftlichung einer überreich gewordenen Welt, die gleichzeitig erbärmlich arm war; er erkannte, daß des Lebens Sinn nicht in diesen Äußerlichkeiten bestehen könne, daß Besitz als solcher immer nur ein geringerer Wert sei, daß über ihm ein ganz anderer und höherer stehe. Die Jugend im „Wandervogel", sagte ich, machte sich los von alldem; sie gebärdete sich dabei radikal, oft unschön, mindestens unzart; sie lachte über den Zorn der Lehrer und zog die Achseln über die Tränen der Eltern. Sie ging ihren Weg: sie ging hinaus aus den Asphaltstraßen der Großstadt, in der das Kinoleben einer neuen verzerrten Gesellschaft wilde Wellen warf, und fand

Digitized by Google

draußen in der freien Gottesnatur, in der Einsamkeit, in der Schönheit sich selbst und die Seele des Lebens wieder.

Das ist die erste Tat.

Unsere Jugend will froh sein, will lachen, tanzen, spielen. Aber der tiefere Gedanke all des Spiels, all der körperlichen Emporraffung zur Schönheit hat den Trieb in sich, etwas zu finden, was das Leben ganz fülle, etwas, das uns nicht nur in die Größe und Schönheit der Natur hineinstellt, sondern das uns ein Recht gibt, uns in diese Welt als ein lebendiges Selbst einzugliedern. Ziel der Jugendbewegung ist: aus dem Spiel das Werk zu schaffen, die Arbeit sich zu erobern als ein Wertgut.

Wie aber kommt aus Lachen, Tanzen und Spielen Wertgut der Arbeit, einer Arbeit, die nun an sich schon Glück bedeutet und der jener Ertrag, den wir Besitz heißen, erst das ganz Äußerlichste ist?

Ich möchte das nicht in Theorie weiter ausführen, sondern nachher einfach erzählen, was ich praktisch Jugendbewegung nenne.

* * *

Vorher aber gilt es, den Blick noch einmal darauf zu werfen, daß die Jugendbewegung heute weder ein einheitlicher, noch ein klarer selbständiger Strom bereits ist. Das Stromgebiet ist zwischen Jugendpflege und Jugendbewegung nicht scharf abgegrenzt und geht auch heute noch die Kreuz und die Quer ineinander über. Das beste Beispiel dafür ist die Entwicklung des deutschnationalen Jugendbundes. Er ist, wie allgemein angenommen wird, keineswegs ein Kind der Partei, sondern vor ihr entstanden, dann aber von der Partei gewissermaßen als seine Zukunftshoffnung aufgenommen worden. Und hier gab es Hemmungen; statt von innen zu wachsen, erlebte die Bewegung zu sehr Beeinflussungen von seiten der älteren Generation. Jetzt ist man im deutschnationalen Jugendbund dabei — die letzten Nummern der Zeitschrift quellen über von Kampfes- und Befreiungsgedanken — sich wieder von innen heraus neu zu gestalten, wieder zu einer wirklichen Jugendbewegung zu werden. Es sind die Jungen der deutschnationalen Jugend um Diller und Heinz Rocholl, die das schaffen wollen: die Revolutionierung der Jugend. Der Wandervogelmensch soll in die nationalen Jungmannen übergehen. Man will also, daß, wie ich oben angedeutet habe, der Wandervogelgedanke auf breitere Grundlage gestellt werde, um größere Massen erreichen zu können. Ein schwerer Weg, an dem vielfache Enttäuschung stehen wird, der aber doch gegangen werden muß.

Dagegen sagt sich eine Gruppe, die sich die „Entschiedene Jugend" nennt, schon mit ihrem Namen von dem alten Wandervogelgedanken los, dessen „subjektive Idyllik" und „Mondschein-Romantik" sie ablehnt. Sie will los von der gefühlsmäßigen Willkür. Sie will nicht mehr dem Ideal eines sogenannten persönlichen Lebens nachjagen. An Stelle einer untätigen Problematik setzt sie einen, in der Volksgemeinschaft wirksamen, jedoch über seine Grenzpfähle hinausschauenden Tatwillen der Jugend. Über alle Grenzen des Standes, der Rasse und der Nationalität hinweg fühlt sich die „Entschiedene Jugend" mit aller, nach Erneuerung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft strebenden Jugend verbunden. In der proletarischen Jugend sieht sie ihren natürlichen Bundesgenossen und er-

Digitized by Google

strebt einen organischen Zusammenhang mit ihr. Sie will deshalb mit allen ihren Kräften die bestehenden staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und das Leben der Menschen untereinander so umgestalten, daß ein Leben der Wahrhaftigkeit und der Treue gegen sich selbst, sowie der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen möglich wird. In ihrer Zeitung „Der neue Weg", die sie selbst Kampfesblätter nennt, geht sie ihrem Ziele entgegen. Möchte sich alles erfüllen, was diesem Ideale nachstrebt! Ich für meinen Teil bin immer ungemein zurückhaltend, wenn ich das schöne Wort von der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen als Programmpunkt finde. Dieses Ziel hat mir kürzlich in einer Aussprache auch ein Anarchist gewiesen; und er war offen genug zuzugeben, daß uns von dem Ziele (das wir ja schließlich alle erstreben), hundert oder zweihundert Jahre oder noch mehr trennen.

Drittens treten nun die „Alten Wandervögel" auf den Plan. Es ist ein Bund derer, die durch den Wandervogel hindurchgingen und nun wissen, daß die Zeit gekommen ist, in der sie den ganzen Überschwang der Seele Jüngeren abtreten müssen; daß es aber für sie dennoch unendlich viel des Großen und Reifen gibt, und daß viele Arbeiten ihrer harren. Man möchte eine Führer-Kerntruppe schaffen und sucht nach der Möglichkeit der Auslese. Bei der Erörterung darüber fand man, daß man zunächst einmal irgend etwas Programmatisches haben müsse; denn es genüge nicht, zu sagen, daß der Wandervogel für den einzelnen ein entscheidendes Erlebnis ward, weil dieses Erlebnis eben für den einzelnen unendlich viel bedeutet, aber dann im Gemeinschaftsleben, in der praktischen Auswertung zerrinnt. So heißt es in diesen Darlegungen. Als das Wesentliche erscheint uns folgender Gedankengang: Der Bund der Älteren erstrebt in bewußter und gereifter Weiterführung der Grundgedanken des Jugend-Wandervogels eine Neugestaltung unserer gesellschaftlichen sozialen Verhältnisse. Diese wächst aus dem Bekenntnis zum deutschen Volkstum mit allen seinen Ausströmungen auf Lebensführung, Sitte und Kunst, seinem Streben nach einer klassenüberbrückenden Volksgemeinschaft und aus der Erziehung zur Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen und dem zukünftigen Geschlecht.

Wie weit die Älteren Wandervögel hier als Bund geschlossen einen gemeinsamen Weg finden, weiß ich nicht. Denn der Geister sind gar zu viele. Aber was der einzelne aus seinem Wandervogel-Erleben, dem inneren Erlebnis, heraus schafft, das weiß ich, und davon will ich jetzt erzählen.

* * *

Ein Wandervogel, der aus dem Kriege zurückkam, er heißt Iwowski, hat sich eine Frau genommen, aus Dank, daß er gut heimgekommen, und weil nach der Feldkameradschaft nun die Friedenskameradschaft eben die ist, ein Heim zu schaffen. Diese beiden Wandervogelmenschenkinder spielen im höchsten Norden von Berlin den Proletarierkindern Kasperltheater vor. Iwowski benutzt die Böcklinschen Kasperlfiguren, die wir jetzt neu auf den Markt brachten; aber er hält sich keineswegs an die zu ihnen gehörenden Bonus'schen Texte, sondern er ist selbst sein eigener Kaspar; und in dem, was er erzählt, liegt all sein junges Hoffen, alle Sorgen, aller Ärger und mancherlei lustige Bosheit des Lebens. Ist er fertig mit

Digitized by Google

ſeinem Kaſperlſpiel, ſo werden mit den Kindern Volkstänze getanzt; und dann ſingen und klingen alte ſchöne Volkslieder zu dem Klingklang der Zupfgeige. Da werden die kleinen tölprigen Beine der Kinder lebendig, und wenn die Beine lebendig geworden, wird's auch das Herz und der Mund: es jauchzt und tirilliert. Nun kommt der dritte Akt. Iwowski hat ſich mit ſeiner Wandervogelarbeitsgemeinſchaft Lichtbilder geſchaffen, alles ſelbſt auf den Fahrten aufgenommene Bilder. Er führt die Großſtadtjugend und auch die hinter ihr zur Schau ſtehenden Erwachſenen, die verwundert auf die Luſt der Kinder ſehen, aus der Öde ewiger Straßen hinaus in die freie Gotteswelt. Er erzählt zu den Bildern, und wieder ſingt er mit den Kindern, und ein großes Heimweh und Sehnen zittert durch alle. Dieſe Lichtbilder nennt er „Wandern und Heimat". Er könnte dies Wandern auch in der Kirche machen und würde ein Roſenkreuz errichten in ihm. Er aber tut's in irgend einem vergeſſenen Schuppen von Berlin NN, oder wie es letzten Sonntag war, mitten im Zentrum Berlins, in den ganz engen Gaſſen; und die Kinder jubeln, und die Erwachſenen lauſchen, und keiner ſtört ihn. Aber vor den Türen ſtehen die Kneiper und ſchimpfen und ſagen: „Iſt der Kerl nicht bald fertig, ſolang der ſpielt, kommt kein Menſch in die Kneipe."

Das iſt Jugendbewegung.

In dieſer Wandervogelarbeitsgemeinſchaft baſteln die Mädels und die Jungs, daß es eine Freude iſt. Webarbeiten, Strick- und Stickarbeiten und Metallſchlägerei. Und die alte roſtige Laubſäge wird wieder hervorgeholt; wir haben für ſie neue künſtleriſche Vorlagen geſchaffen, und mit Luſt arbeiten die Iwowskiſchen Jungen an ihnen. Wir wollen damit hinaus in die Welt, wir haben einen Bogen mit Rieſengebirgsvorlagen und wollen die verkitſchten Rieſengebirgsandenken verjagen. Wir haben ſchon etwas vor, wir: die Jungs, die in Iwowskis kleinem Heim vier dunkle Treppen hoch baſteln und werken und ſingen!

Jetzt hat Iwowski es ſatt, mit meinen Böcklinſchen Kaſperlfiguren zu ſpielen: „die Dinger ſind mir zu klein", ſagt er, „meine Gemeinde iſt zu groß geworden"; und aus all dem Spielen heraus iſt ihm ein neues Spiel erwachſen. Er hat ein Fauſtſpiel gedichtet und hat ſich die Figuren dazu ſelbſt geſchnitzt. Er iſt Kaufmann, Buchhalter, ſitzt den ganzen Tag im Bureau; und keiner hat ihm gezeigt, wie er das Meſſer beim Schnitzen halten muß. Aber er kann's. Es ward ihm die Gnade geſchenkt, und er dankt ſeinem Schöpfer in der Hingabe an das Spiel, in der Hingabe an die Kleinſten, die Proletarierkinder. Und wenn da Zigeuner unter ihnen ſind, ſo lacht er und reiht ſie ein in den Reigen. Dieſe Iwowskiſchen Figuren möchte ich dem Leſer zeigen können. Ich kann nur erzählen, wie ſie entſtanden. Er geht im Wald mit ſeinen Jungs ſpazieren. Da finden ſie einen langen knorrigen Wurzelſtrunk, werfen ſich damit, und wie er ſo in der Luft tettert, ſieht Iwowski in ihm einen fabelhaften, mit ſeinem langen Schnabel zuſtoßenden Vogel. Er greift die Wurzel auf, ſtreichelt ſie und ſtreichelt in ſie ſeine Gedanken hinein. Und daheim braucht er nur noch ein wenig an ihr herumzuſchnitzen und leuchtende Farben aufzuſetzen: und der Fabelvogel iſt fertig. So fand er ſein Waldteufelchen, ſo fand er den Leben verlachenden Tod. Und dann war die Kraft da, den ganz dem ringenden Gedanken ergebenen Fauſtkopf und den ſcharlachroten Mephiſto zu ſchaffen

Digitized by Google

und dazu den Magister und das Gretchen und die ganze übrige Schar. Aus dem Walde heraus und seiner Verkündigung, aus der Natur, von der Mutter Erde, von der Heimat ward ihm die Gabe, das zu schaffen. Volkskunst ist unmittelbar verwachsen mit dem Boden und kann nur aus der heimatlichen Scholle und dem sehnsüchtigen Verlangen der Zugehörigkeit zu ihr erwachsen.

Das ist Jugendbewegung! So ist dieser kleine Kreis der Wandervögel am Werke. Iwowski soll demnächst in einem wirtschaftlichen Verein spielen, der ein Fest geben will. Wenn ich mir diesen Verein ansehe, so weiß ich: er besteht aus politisch ganz radikalen Leuten, ich vermute neun Zehntel Kommunisten und U. S. P. D. Die Leitung dieses Vereins hat zu Iwowski gesagt: „Machen Sie Ihr Spielwerk nur recht lang, so lang Sie können, wir wollen kein Müllkastenfest.“ Was heißt das? Das heißt aus dem Berlinischen übertragen: wir wollen ein anständiges Fest, wir wollen keinen Schwof. Das soll Iwowski mit seinen Kasperlfiguren, mit seinen Volkstänzen, mit seinen Liedern, mit seinen Lichtbildern fertig bringen. Und das bringt er fertig, verlaßt euch darauf!

Das ist Jugendbewegung! Und sehen wir nun, was sich aus ihr, aus ihrer Abkehr von der Verwirtschaftlichung des Lebens, aus ihrer Sehnsucht nach Natur und Heimat, aus ihrer ganzen völkischen Hingabe, aus ihrer seelischen Reinheit zellenartig aufbaut — — das, was wir mit allen Fibern des Herzens ersehnen: Volksgemeinschaft.

Der Morgenstern · Von Gustav Schüler

Auf schwerer Wacht
Die ganze Nacht,
Die Augen voll Bekümmern,
Ist mir zum Trost
Ein Freund erlost:
Der Morgenstern fängt an zu schimmern.

O Seele mein,
Aus aller Pein,
Aus Dunkelheit und Trümmern
Kommt sanft und mild
Der Hoffnung Bild:
Der Morgenstern fängt an zu schimmern.

Sei festgemut,
Du banges Blut,
Mußt neue Hochwacht zimmern,
Dein Tag wird neu,
Nun bleib dir treu:
Der Morgenstern fängt an zu schimmern.

Digitized by Google

Stoffel

Hans A. Bühler

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

Vormundschaft

Eine Erinnerung von Anna Malberg

Als ich mich zuerst zur Übernahme einer Vormundschaft gemeldet hatte, ward mir eine unangenehme Überraschung zuteil. Der junge Assessor, welcher mich in Amt und Pflicht zu nehmen hatte, blätterte aus den Akten ein kleines Dorchen hervor, welches das vierte uneheliche Kind einer Strohhutnäherin war. Ich hatte mir mein Amt ungefähr so gedacht, daß ich ein armes Ding von Mutter, das mit seinem Leben aus den Fugen gekommen war, durch Beratung, Zuspruch und sonstige Förderung wieder in die Höhe entwickeln könnte, so daß ihr und ihrem Kinde eine reinere Daseinsluft geschaffen würde. Nun sollte ich statt dessen mit einer Gewohnheitssünderin zu tun bekommen, auf die sicher kein Einfluß möglich war!

Therese Maschkes drei älteste Kinder hatten einen und denselben Vormund. Bei dem kleinen Dorchen hatte die Mutter den Antrag gestellt: „Ich möchte mein Kind selbst bevormunden." „Nicht dazu geeignet", stand in Beamtenschrift daneben bemerkt. „Das glaube ich," sagte ich betrübt zu dem Assessor, „ich bin es aber wohl auch nicht. Würde hier nicht ein Mann, dem die Alimente die Hauptsache wären, besser hinpassen?" — Der Beamte zuckte die Achseln: „Wenn Sie sich doch erboten haben!" — „Haben die Kinder wenigstens einen und denselben Vater?" — „Es soll ein verheirateter Dienstmann sein." — „Und welches ist die Adresse des andern Vormundes?" — „Mir ist weiter nichts bekannt. Hier ist die Adresse der Mutter, und nun ..." Seine unzweideutige Ungeduld warf mich gleichsam aus dem Zimmer.

Nun half kein Mundspitzen, es mußte gepfiffen sein ... Also auf nach der Vorstadtstraße, die auf dem Zettel stand!

Da lag eine heruntergekommene Villa in verwildertem, schneebegrabenem Garten, durch den ich mir den Weg treten mußte. Es war der 29. Januar. Hinter dem Hause befand sich eine etwas abseits stehende Waschküche. Da wohnen sie, belehrte mich ein Dienstmädchen aus der Villa.

Das Gebäude schien ausgestorben. Ich fand verklammte Türen, Stampfußboden, trübes Schneelicht, durch kleine teilweise verklebte Fenster dringend, aber keinen Menschen. Neben dem ehemaligen Waschküchenherd ein ungeheures Gewirr von farbigen Strohlitzen und Tressen am Boden. Auf dem Tisch ein Kochtopf, aus dem etwas dampfte, in einer Ecke ein verhangener alter Kinderwagen. Eben wollte ich hineinschauen, da kam aus einem Nebenraum, wo die Betten stehen mochten, die Mutter zum Vorschein. Mittelgroß und eigentlich feingebaut, aber hager in Rock und Jacke hängend wie eben die verarbeitete Frau aus dem Volke; ein gutes, bescheidenes Gesicht, nicht die Spur von herausfordernder Lebensdreistigkeit, aber auch nichts Gedrücktes im Blick der großen, ehrlichen, grauen Augen.

Ich hatte sie mir anders gedacht. Doch sagte ich vorgenommenermaßen geschäftsmäßig: „Sie sind ja wohl das Fräulein Maschke? Ich soll Ihr jüngstes Kind bevormunden." Sie wurde dunkelrot: „Ich wollte es doch selbst tun!" — „Warum

Digitized by Google

übernimmt es der Vormund der drei ältesten Kinder nicht?" sagte ich, ohne die Einrede zu beachten. Sie schlug die Hände vors Gesicht: „Ich schämte mich!" — „Das hätten Sie wohl schon eher tun können", sagte ich hart ... und redete nun weiter, wie ich reden zu müssen glaubte — — als Anwältin der Ordnung und Sittlichkeit gegen die vierfache Sünderin, die Geliebte eines verheirateten Mannes!

Sie zog leise die Tür zum Nebenraum zu. „Liebe Dame, was Sie da sagen, ist alles wahr. Aber als ich mit meinem ersten Kinde ‚ging', da wußte ich nicht, daß er verheiratet war ... es war nicht recht, daß er's verschwiegen hatte, aber es war doch nun mal so ... und nachher — — da gehörten wir eben zusammen. Er hat eine schlimme Frau und keine Kinder von ihr." — „Warum läßt er sich denn nicht scheiden?" fragte ich. — „Sie will nicht, auf keinen Fall, und sie weiß so gut Bescheid mit den Gesetzen ... sie arbeitet in einer auswärtigen Fabrik, aber von Zeit zu Zeit kommt sie in die Wohnung zurück, damit er nicht auf Verlassung klagen kann. Er hat sich schon solche Mühe gegeben ... aber nun ist er's müde. Uns hat er lieb, da sind wir eben seine Familie. Er ist sehr gut zu den Kindern. Nun wollten wir aber keins mehr haben ... und da ist dann doch noch das Dorchen gekommen, das war mir so peinlich dem ‚Onkel' (Vormund) gegenüber. Es war dumm, er mußte es ja doch erfahren... Wenigstens sollte er keine Mühe davon haben... Ich danke Ihnen sehr, liebe Dame, daß Sie sich mit der Sache beschweren wollen!"

Sie schlug das verwaschene Stück Kattun vom Kinderwagen zurück. Da lag ein niedliches, wohlgepflegtes Sechswochenkind, weiß wie ein Mandelkernchen. „Sie nimmt hübsch zu," sagte die Mutter, „ich habe viel Nahrung ... und er, der Vater, ist wie närrisch mit ihr!" Dabei wurde sie wieder ganz rot. — Inzwischen hatte die Tür zum Nebenraum ein paarmal leise geknarrt, und man sah durch die Spalte zwei zerzauste Strohköpfchen, die jemand wegzog.

„Ich freue mich, daß Sie das Kind so gut halten und werde bald wieder nachsehen," sagte ich, „für jetzt scheinen mir die andern gern essen zu wollen." — „Es gibt heute Milchreis," entgegnete die Frau, „den kriegen sie nicht oft ... es ist nämlich" — ganz verschämt lächelte sie dabei — „heute mein Geburtstag." — Richtig! den 29. Januar hatte ich eben in den Akten gelesen. Der kleine Umstand war mir wie eine Beglaubigung für die Züge des Bildes, das sich mir zu gestalten anfing und die „Gewohnheitssünderin" in ein wesentlich anderes Licht rückte. — Aber ich mußte noch nach den Alimenten fragen. — „Er gibt, was er kann," war die Antwort, „und ich verdiene zuzeiten ganz gut mit der Näherei. Es ist manchmal knapp, aber wir sind immer durchgekommen." — Es klang fast bescheiden abweisend. Aber dann wie in aufkeimendem Vertrauen: „Er ist nebenan — darf er mal hereinkommen?" — Ich nickte.

Er war ein hübscher, noch junger Mann — viel zu jung für seine verblühte Liebste — mit gepflegtem bernsteinfarbigen Spitzbart, in einer jedenfalls zu Ehren des Tages angelegten, ganz neuen Dienstmannsuniform, dunkelblau mit hellgelben Litzen — ein regelrechter Herzenbrecher für seine gesellschaftliche Stufe. Recht schuldbewußt und geduckt sah er aber eben aus — er hatte wohl nebenan alles mit angehört. — „Ich hoffe, Sie tun Ihre Pflicht so gut Sie können," sagte ich, „besonders jetzt, wo Sie die Kleinste so lieb haben, und versuchen alles, um

Digitized by Google

loszukommen, damit Sie mit Ehren Familienvater sein dürfen." — „Ich will ja so gern", sagte der hübsche Mensch und sah mich mit den aufrichtigsten Augen zum erstenmal voll an. „Und ich will weiter alles versuchen!" — „Geben Sie mir die Hand darauf", sagte ich. Das tat er. Es war eine Arbeitshand, aber der Druck doch eigentlich schlaff. Überhaupt lag etwas Weichliches über dem Manne, ein Zug von Sichtreibenlassen. Der hatte gewiß noch nie mit Kraft etwas durchgesetzt. Aber daß er die reizlos Gewordene und sein jüngstes Kind mit verstohlen glücklichen Blicken ansah, während die andern drei sich ihm leise durch die Tür nachdrängten — das sprach für Treuinstinkte, die vielleicht in einer gewissen Weichheitsschicht ganz gut gebettet waren.

Ich gab dem ältesten Mädchen eine Kleinigkeit für Geburtstagskuchen zum Kaffee — und mochte nicht wieder „Fräulein" Maschke sagen, als ich mich verabschiedete.

Nach einiger Zeit erhielt ich einen Brief aus der Vorstadt. Therese Maschke bat mich, bei dem kleinen Dorchen, das noch nicht kirchlich getauft war, Pate zu werden. Dann und dann sollte ich mich im Gotteshause einfinden. Es war Massentaufe, wie sie der Armut zuteil wird, und während die ersten fünf oder sechs Säuglinge um das heilige Becken gruppiert wurden, saß ich neben Dorchens Angehörigen und der Hebamme auf einem Bänkchen abseits. Die Mutter war nicht erschienen, sie hatte kein Kleid, sagte Dorchens älteste Schwester, die den Kinderwagen geschoben hatte. Aber ein paar Tanten, behagliche dicke Frauen in kleinbürgerlichem Sonntagsputz, saßen da und schämten sich vor mir, daß sie da waren. Ich war irgendwie in absentia vorgestellt worden, und sie hatten so ein Ding wie eine Vormünderin noch nie gesehen. Doch der Gevatterin gegenüber zerteilte sich schließlich der Nebel der Verlegenheit. Ich erfuhr, daß die Familie, „in der nie was passiert war", ernstlich daran gedacht hatte, die Therese nicht mehr zu kennen. „Sie stand sich so gut in einem großen Massenputzgeschäft und war immer still und solide; da muß ihr der begegnen und ihr was vormachen, und sie glaubt auch alles und fragt nach nichts in ihrer blinden Dummheit. Und als das Unglück dann geschehen war, und die Frau die Sache herausgekriegt hatte, hat sie steif und fest gedacht, die Scheidung muß zustande kommen, und ist mit dem Kinde hingelaufen und hat sie gebeten, das Weib soll sich erbarmen und zugeben, daß er sie und das Kleine ehrlich macht. Da hat sogar er gelacht und gesagt: da kennst du meine Frau schlecht, das müssen wir anders anfangen. Aber wie, das hat er nicht verraten, und wir glauben nicht, daß es ihm jemals Ernst war. Wir wollten nun, daß sie ihm den Laufpaß gäbe, mein Schwager bot ihr an, Vormund zu werden und sie sollte ihm die Wirtschaft führen, da seine Frau gerade gestorben war, sobald sie den Menschen los wäre. Aber kein Gedanke! Es war wie eine Bezauberung. Und es dauerte nicht lange, da kam der kleine Junge. Das war uns doch zu bunt, zwei Jahre sind wir nicht hingegangen, nur die Vormundschaft hat der Schwager wieder übernommen und später auch noch über die Gertrud; es war eben nichts zu machen. Verdient hat der Mensch blitzwenig, manchmal brachte er ihr monatelang nichts, und die Kinder waren krank und hatten nichts anzuziehen. Da mußten wir doch mitleidig sein, wenn's auch eine Schande war. Einmal, als die Not ganz

Digitized by Google

groß war, hat sie den Schwager gebeten, sich ans Vormundschaftsgericht zu wenden. Aber schon nach drei Stunden kam ein Rohrpostbrief: nein, nein, er sollte es ja nicht tun, der Bernhardi wäre dagewesen und hätte Geld gebracht. Eine Mark, glaub' ich, war's!"

Ich ging zum Bezirksvorsteher und dem Armenpfleger und besprach den Fall. Überall begegnete ich etwas wie mitleidiger Hochachtung für Therese Maschke. Die läßt sich ihre Sünden wenigstens sauer werden, sagte einer der Herren. Aber die andre, die rechtmäßige Frau, ist ein zäher Deibel, die hat all die Jahre gewußt, was sie wollte, und sie kennt ihren Schlappier von Mann. Man hätte ihr sicher schon einmal beikommen können, wenn der einen Willen hätte oder die Taktik des Verhauens verstände. Ihm paßt aber das zweite Zuhause, wo er immer willkommen ist, als ob die Sonne aufginge. Wozu soll er sich da erst die Wirtschaft machen? Ja, wenn ihn die Therese quälte, könnte sie ihn vielleicht ein Stück schieben ... so aber ...

Das Wort blieb mir hängen, und ich beschloß, das arme Weib womöglich etwas rebellisch zu machen. Zögernd gestand sie mir, daß sie auch glaube, er hätte sich früher der Sache mehr annehmen können. „Sie sollten der Kinder wegen durchaus nicht nachlassen", mahnte ich. „Ihr ältestes Mädchen kommt bald aus der Schule, sie wird Ihnen nicht mehr folgen, wenn sie erst begreift, wie alles zusammenhängt." — „Es ist jetzt schon schwer mit der Anna", sagte die Mutter leise. „Und wenn er Dorchen so besonders lieb hat, bringen Sie ihm doch bei, daß es nicht zu spät ist, gerade diesem Kinde ein besseres, ehrenvolleres Leben zu verschaffen, als seine Geschwister es bisher gehabt haben." — „Ich will's versuchen", sagte sie nachdenklich.

Aber als ich nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wiederkam, war nichts verändert. „Sie meinen es gut", sagte sie und sah mich mit ihren treuen, traurigen Augen an. „Aber wenn er kommt, möchte er doch seine Ruhe haben und nicht immer an das Schlimme denken." Dabei blieb es.

Ihn sah ich kaum wieder, jedenfalls nicht lange genug für eine Erörterung. Er hatte viel zu tun. Therese erzählte mit frohem Leuchten, daß er ein Pöstchen bei der städtischen Straßenreinigung gefunden habe, „was Sicheres!" und regelmäßig Wirtschaftsgeld bringe. Aber die Freude dauerte nicht lange. „Weil er noch nie so viel Geld gehabt hatte, wollte er noch mehr, und sie haben ihm eingeredet, Sacharin zu schmuggeln. Dabei ist er gefaßt worden. Die Stadt hat ihn entlassen, denn er ist nun ein bestrafter Mann — und hat sich doch viele Jahre so gut gehalten!" Es ging ihr sehr nahe.

Inzwischen entwickelte sich mein kleines Dorchen allerliebst, durch zwei Jahre immer von der Mutter genährt, deren schmale Gestalt einen merkwürdigen Kräftequell in sich barg. Als das aufhören mußte, veränderte die Kleine sich augenfällig. Die perlweiße, rosa unterlegte Bäckchenstrammheit, das Ebenmaß der Gliederchen, alles schien leise zu verfallen. Das Kind sah nicht gerade elend aus, aber wie das, was es war: ein Großstadtpflänzchen aus dem Hinterhause. Doch war es gesund und widerstandsfähig und verkroch sich schelmisch in ein Nest von Mutters Strohlitzen, wenn ich nachsehen kam und ein bißchen was mitbrachte. Am liebsten hatte

Digitized by Google

es Bildchen, auf denen der liebe Gott oder das Jesuskind zu sehen war, denn davon erzählte Mutter, von der es unzertrennlich schien. Der zehnjährige Willi brachte es an die Luft, er besorgte auch das Holen und Bringen von Theresens Arbeit. Sie fing damals an, unter schweren Rheumatismen zu leiden. Der Junge war ihre beste Stütze, er hatte Mutters treue Augen mit einem niedlichen Fünkchen Schalkheit darin. Manchmal kam er zutraulich nach meiner sehr entfernten Wohnung: „Ich möcht' Ihn' mal besuchen!" ... wo ihn dann ein Brötchen beseligte. Leider hatte er öfters zu melden: „Wir zieh'n um." Ihr Leiden vertrieb Theresen aus der fußkalten Waschküche, und von da an begann ein Wanderleben für den armen Haushalt. Die Mutter suchte mit nicht ermüdender Energie nach Licht und Luft für ihre Kinder, soweit das in den Vierteln und Häusern, die in Frage kamen, erreichbar war. Da konnte man — ich zog doch besuchenderweise überall hin mit — eine Musterkarte von Wohnungsmöglichkeiten kennen lernen. In spelunkenhaften „ersten Etagen" alter Häuser mit verrotteten Holzgalerien, die einen Maler entzückt hätten, in deren einem aber das Mietsgewimmel von 19 Familien ein heimliches Örtchen besaß! In Bodenkammern, die nach der Treppe oder Hühnersteige nur einen Lattenverschlag hatten, in ebenerdigen ställchenartigen Gelassen an häßlichen Höfen. Nur einmal war es gelungen, ein freundliches kleines Erdgeschößchen in einem auf Abbruch zu verkaufenden Hause zu sichern, das in einem grünen Hofe lag und verwilderten Hollunder um sich hatte. Da es aber zu groß und zu teuer war, mußte eine fremde Frau mit hineingenommen werden, und die war plötzlich verschwunden, als es zum Mietezahlen kam. So versank das Paradies nach wenigen Sommerwochen, zumal auch der Hauswirt „solche Leute" nicht gern sah, wie Therese mir traurig sagte. Mir war aber vergangen, sie daraufhin vorwurfsvoll anzusehen und die alten Hetzkohlen unter der Asche zu schüren. Die siebenjährige Gertrud lag an schlimmen Geschwüren im Krankenhaus, wahrscheinlich infolge einer Ansteckung in einem der fürchterlichen ungesunden Quartiere, das ich nicht umhin gekonnt hatte der Wohlfahrtspolizei anzuzeigen.

Therese trug alle diese Lasten stillen und gefaßten Sinnes. Wenn ich nachfragte, womit eben mal zu helfen sei, hieß es fast immer: ich danke, es reicht schon, ich habe noch alte Sachen von meinen Schwestern. Nur als Dorchens Hemden von der dicken Tante verschlissen waren, wurde ich um etwas alte Kinderwäsche gebeten. Und später, als ich meinen Wohnsitz nicht mehr in derselben Stadt hatte, aber durch das Patenverhältnis mit Therese in Verbindung geblieben war, um etwas recht Wunderliches: eine Charakterpuppe für Dorchen! Ich fand diesen Modespaß reichlich unnötig, aber wie reich macht oft die Erfüllung gerade eines törichten Wunsches! So ging ich und kaufte ein Puppen-Kleinkind mit dem Gesichte eines alten Geheimrates, das Dorchen sehr beglückt haben muß, nach dem Widerschein in Mutters Brief zu urteilen.

Denn dies war der Kern dieses eigentümlichen Verhältnisses: weder Almosen, noch Raterteilung, noch Beeinflussung bedurfte diese Frau, die den Weg ihres Herzens und ihrer Pflichten unbeirrt ging, wie er ihr einmal vorgezeichnet schien — die viel mehr und ausgesprochener die Vormünderin, ja Vorsehung ihres kleinen Spätlings war als die wohlwollendste Außenseiterin es werden konnte. Aber was

Digitized by Google

sie brauchte, das war eine Beziehung von Mensch zu Mensch, das sichere Gefühl einer Anlehnung für den Notfall, ohne die derben Randbemerkungen der Familie, endlich die stille Gewißheit, auch einmal einen Wunsch tun zu können, der nicht nach dem vernünftigen Ellenmaß des Bedürfnisses bemessen werden würde. Das Vertrauen dazu gaben ihr meine bescheidenen Bemühungen um die Grabelegung ihres Lebensweges und, als sie erfolglos, mein stillschweigendes: „Sei's denn so!" Eines Tages — ich hatte inzwischen den Wohnort gewechselt schrieb sie mir: „Ich habe nie eine solche Freundin gehabt wie Sie!" Ich war kleinlich genug, an dem Ausdruck einen Augenblick lang Anstoß zu nehmen. Dann aber verstand ich und war dankbar.

Sechs Wochen später ist sie ganz plötzlich am Herzschlag gestorben.

Dorchen hat es gut beim Onkel, der nun doch noch ihr Vormund geworden ist. Gertrud, durch Gesichtsgeschwüre schwer entstellt, hat bei der dicken Tante Aufnahme gefunden. Willi, ein ernster, vernünftiger Junge, arbeitet in einer Fabrik.

Annas Spur ist verloren. Bernhardi hat Therese stürmisch betrauert und sich in plötzlichem Aufraffen ganz zu den Kindern bekannt als Vater und Unterstützer.

So meldete mir die „Jugendfürsorge".

Als Bild

Von Eberhard König

Fünf blonde Häupter überm Tisch, beschienen
Vom Lampenschein.
Im Schatten abseits ich, so nah bei ihnen,
Und doch allein.
Müd wird der Tag. Sie zeichnen noch, sie lesen;
Mein Lieb, nur du,
Die wieder heut' die Fleißigste gewesen,
Weißt nichts von Ruh'.
Wie ich das Bild mit einem Blick umfange:
Alles, was mein!
Wie lang noch läßt du, Gott, uns so, wie lange
Beisammen sein? —
Ein Bild! Willst du ein Glück ins Herz dir saugen,
So lern' es sehn
Als Bild: wie's einst vor der Erinnrung Augen
Wird auferstehn;
Schon mit dem Ferneblick der Sehnsucht schaue
Dein Heut und Hier —
Als Bild! Dann wird die Stunde alltaggraue
Aufleuchten dir!
Als Bild nimm alles — daß es seine Fülle,
Sein Leben ganz
Im Schimmer der Vergänglichkeit enthülle,
Im Abendglanz.

Digitized by Google

Rundschau

Elsässische Charakterbilder

Im heißen Tiegel liegt mein Vaterland.
Daß ihm die Glut zur Läuterung gereiche,
Daß es verjüngt dem Flammengrab entsteige:
Dies füge des allmächt'gen Schmelzers Hand!
Hackenschmidt (1915).

1. Karl Hackenschmidt

Vergegenwärtigt man sich die dichterische und politische Entwicklung im Elsaß, seitdem Arnolds „Pfingstmontag" eine Nachblüte zur klassischen Literatur gebracht hatte, so gewinnt man wohl den Eindruck: es wiederholt sich auf dem geistigen Gesichtsfeld das gleiche Schauspiel, das für Deutschland nach der geistigen die politische Verselbständigung heraufgeführt hat. Wir bemerken auch im Elsaß so etwas wie das Bestreben, die Errungenschaften und Forderungen der Kant-Goetheschen Erbschaft — eine im Ganzen freischwebende, im einzelnen bestimmt normierte Geisteskultur deutscher Prägung — erwerbend zu besitzen. Wenn wir nun gleichzeitig fragen müssen, warum doch die literarischen Gaben jener Zeit so spärlich und wenig bedeutend vor uns erscheinen; warum die Brüder Stöber über eine durch ihre Beziehungen zu Ludwig Uhland im eigenen Besitz gefestigte lokalhistorische Berühmtheit kaum hinausgekommen sind; warum Daniel Hirtz und Christian Hackenschmidt — der dichtende Korbmacher, Karls Vater, ein Straßburger von altem Schrot und Korn — „der Gottheit lebendiges Kleid" in heute kaum noch anmutenden Stoffen spannen; warum die in französischer Sprache vortragenden Erzähler Erckmann und Chatrian dem tieferen Volksempfinden nicht genug tun konnten: — dann empfinden wir in dem allem bereits die Schwingungen einer welthistorischen Spannung. Nur ein Literaturzweig hat sich gegenüber dieser politischen Beeindruckung souverän erhalten können: das geistliche Lied. Und da ist es wieder der Niederbronner Krämer Friedrich Weyermüller, dessen weiche und klangvolle Strophen sich ebenso sehr durch schlicht-menschlichen Gehalt auszeichnen wie durch dogmatische Betonung einer streng lutherischen Auffassung.

Die politische Entwicklung im gleichen Zeitraum ist dadurch bedingt, daß die große Revolution und die napoleonischen Kriege den Elsässern die Anschauungsobjekte patriotischen Hochgefühls gegeben hatten, in deren Anblick man sich auf Jahrzehnte sonnen konnte. Es ist fast tragikomisch, daß trotz der nationalen Einspannung in den Gedanken des französischen Nationalstaats ein gewisses volksdeutsches Empfinden sich erhielt, dem freilich nach außen hin keine Spannkraft verliehen war. Nationales Franzosentum und deutsches Volksgefühl hielten sich die Wage, jedoch so, daß mit den Jahren und Jahrzehnten das erstere sich immer mehr zur Herrschaft über das eingeborene und stammhafte alemannisch-fränkische Empfinden emporrang. Wie auf dem geistigen, so bemerken wir auch auf dem politischen Gebiet ein gelegentliches Aufwallen ursprünglichen Volksgefühls gegen den fremden Machtwillen, namentlich bei den Protestanten, und hier wieder bei den Gebildeten unter ihnen. Allein es waren Ausnahmeerscheinungen, und es darf nicht geleugnet werden, daß gegen das Jahr 1870 die

Digitized by Google

französische Überfremdung, die gewaltsame Einstellung der politischen Gesamtverhältnisse auf den westlichen Nationalstaat beinahe geglückt war. Nur das Sprachenproblem, soweit es eine politische Seite darbietet, war und blieb ungelöst. Die Begeisterung aber, mit der viele Elsässer den Krieg von 1870 auf französischer Seite miterlebten, freilich schlecht unterrichtet über das Wesen der Deutschen, läßt keinen Zweifel darüber, daß sie sich in ihrer Mehrheit in den staatlichen Zugehörigkeitswillen zu Frankreich hineingelebt hatten.

Die besprochenen geschichtlichen Verhältnisse sind für die folgenden Darlegungen insoweit interessant, als sie gewissermaßen den Rahmen abgeben, in den Karl Hackenschmidt hineingeboren und vom Schicksal hineingestellt wurde. Wie sich seine Poesie für den nächsten Kreis und innerhalb dieses Kreises auswirkte, so äußerte sich sein — deutscher — Patriotismus von Anfang bis zuletzt im Zeichen des Protestes gegen französisch-nationalistische Anmaßung. Ein Anderes kam hinzu: Hackenschmidt ist geboren in nächster Nähe des Straßburger Münsters, und so mag es erklärlich sein, daß der gothische Stilgedanke ihn zeitlebens begleitete. Seine Werke zeigen es deutlich. Sein bedeutendstes Buch „Der christliche Glaube", seine Behandlung der Propheten Jeremia und Daniel, die schön abgetönten „Erzählungen aus dem Alten Testament" — man beobachtet überall die gotische Zuspitzung, die nach oben hin laufende Architektonik.

Und nun betrachten wir kurz die einzelnen Lebensstufen dieses deutschgestimmten Elsässers.

Der Knabe (geb. am 14. März 1839) besuchte das Straßburger protestantische Gymnasium und zeichnete sich durch Aufgeweckтheit und Begabung schon früh aus. Nur die Mathematik war seine erbitterte Feindin; und noch im Herbst seines Lebens freute er sich, wenn er unmathematische Schicksalsgefährten entdeckt hatte. Er widmete sich zu Straßburg und Erlangen dem Studium der Theologie, erledigte im Alter von 21 Jahren sein Staatsexamen und begab sich auf Studienreisen, nach deutschen Universitäten und nach Paris. Bevor er in die pfarramtliche Berufstätigkeit übertrat, nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Eckbrecht Dürckheim an, demselben, dessen „Erinnerungen" uns heute noch unschätzbar sind als das Zeugnis eines den politischen Umschwung von 1870 freudig begrüßenden elsässischen Edelmannes. Es ist gewiß, daß Hackenschmidts deutscher Patriotismus schon im Hause des Grafen Dürckheim kräftige Anregungen erfuhr, wie er sich dann auch in Freundeskreisen lebhaft äußerte. Der junge Geistliche gehörte der Studentenverbindung Argentina an, die später dem Wingolfsbunde angegliedert wurde. In ihr Album hat er (1862!) ein Gedicht geschrieben, worin sich bereits folgende Strophen finden:

„Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen wunderschön,
Wie auf der weiten Erde
Kein schöneres zu sehn.
Es ist ein deutsches Mädchen,
Drum bin ich ihm so gut,
Hat einen deutschen Namen
Und warmes deutsches Blut.

Es ist ihr Kleid gewoben
Aus grünendem Gefild,
Drauf tausend Städt' und Dörfer
Gestickt zu buntem Bild;
Die schlanken Lenden gürtet
Der Rheinstrom hell und klar,
Des Wasgaus Eichenkrone
Umspannt das goldne Haar.

An ihrem stolzen Busen
Erglänzt ein Edelstein,
Der glüht wie Gold so feurig
Im Abendsonnenschein:
Es ist ein alter Münster,
In roten Stein gehaun,
Dran manches Schmuckgebilde
In alter Pracht zu schaun.

Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen süß und traut;
Ihm schlägt mein Herz voll Sehnen,
O Elsaß, meine Braut!
Es ist ein deutsches Mädchen —
Doch ach! vom Westen dort
Kam einst ein falscher Freier
Mit falschem Liebeswort.

Mein Lieb! ich hab's geschworen
In deinem heil'gen Dom,
Ich hab's aufs neu' geschworen
Am heil'gen Rheinesstrom:
Ist erst mein Arm erstarket,
Will fürchten ich mich nicht,
Ich werf' dem welschen Räuber
Den Handschuh ins Gesicht!" ...

Digitized by Google

Elsässische Christologen, unter ihnen der zartbesaitete Karl Klein, der Herausgeber der „Fröschweiler Chronik", bildeten den Grundstock dieser elsässischen Studenten-Verbindung. Hackenschmidt hat zeitlebens den Umgang mit der studentischen Jugend gepflegt und sein sonst leicht verhangenes Wesen dabei verjüngt.

Seine erste Pfarrstelle bezog er zu Jägerthal im Unterelsaß. Die herrlichen Waldberge, von frischen Wassern durchrauscht, regten ihn dichterisch an (Schloß Winstein); gesellschaftlich zog er den Umgang mit den adeligen Familien jenes schönen und gesegneten Landstrichs dem Verkehr mit den ihn ob seiner Gelehrsamkeit und geistreichen, auch witzigen Überlegenheit etwas scheel ansehenden Amtsgenossen vor. Die Hauptbeschäftigung galt gelehrten Studien — er erledigte die Lizentiatenprüfung in jenen Jahren mit Auszeichnung —, vor allem aber der seelsorgerlichen Tätigkeit.

Hackenschmidts Christuspredigt war nicht darauf bedacht, den „billigen Samen der Volksgunst" auszustreuen. Äußerlich betrachtet war er ein beinahe abstoßender Redner. Auch werden es nicht allzuviele sein, die ihm einen bestimmenden Einfluß auf ihr religiöses Leben zugestehen mochten. Wen er aber in dem Kernpunkt seines Lebens ergriffen hat, der dankt es ihm zeitlebens. Er ging aus vom reformatorischen Grundgedanken des Gottesgnadentums, wußte aber dieses theologische Postulat mit modern-wissenschaftlichen Materialien zu unterbauen. Weniger tief schürfende Geister glaubten ihn deshalb eines heillosen Kompromißlertums zeihen zu dürfen — eine Auffassung, die sich schon deshalb widerlegt, weil Hackenschmidt seinen bekenntnismäßigen Standpunkt sich durch unausgesetzte innere Krisen immer wieder aufs neue erringen und vergegenwärtigen mußte.

Kirchlich neigte er wohl der Rechten zu. Indessen verschaffte ihm sein unablässiges Mühen, sich mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft in Verbindung zu erhalten, mancherlei Sympathien bei der kirchlichen Linken. Ein kirchlicher Organisator ist er nicht gewesen. Er hielt fest an der lutherischen Auffassung von dem geistigen Charakter der eigenen Kirchendoktrin. Keimzelle der Kirche ist hiernach die christliche Gemeinde; und dies Gemeindeprinzip kam besonders auch in seiner Behandlung des Konfirmandenunterrichts, als einer Unterweisung der Jugend vor ihrer Aufnahme in die Kirchengemeinde, zum Ausdruck.

Von Jägerthal wurde Hackenschmidt als Gefängnisgeistlicher nach Straßburg versetzt, um bald darauf eine Amtsstelle an Jung-St. Peter anzunehmen. Die Tätigkeit, die er in diesem Rahmen entfaltete, vergrößerte und verinnerlichte sich von Jahr zu Jahr. Eine ganze Reihe sozial-kirchlicher Einrichtungen verdankte ihm wertvolle Anregungen, und in manchen von ihnen bekleidete er eine Vorstandsstellung. Seine theologische Bedeutung kam darin zum Ausdruck, daß er der wissenschaftlichen Prüfungskommission für seine Fakultät zugerechnet wurde.

Hackenschmidts Verhältnis zu einer der brennendsten Fragen unserer Zeit, der sozialen, hat sich wohl erst in dieser letzten Periode seines Lebens klar abgezeichnet. Von anfänglicher radikaler Ablehnung der sozialdemokratischen Partei rang er sich nach und nach zur Bejahung einzelner Forderungen ihrer Weltanschauung durch. Er verfuhr dabei weniger dogmenhistorisch, als er, der im Verkehr mit hoch und niedrig reiche Lebenserfahrungen verwertete, sich von einem engbrüstigen Klassenbewußtsein immer mehr frei machte und auch in den Kleinsten und Unscheinbarsten den Menschen zu entdecken verstand. Soziales Gefühl war ihm ein grundsätzliches Attribut des Christenglaubens. In diesem Sinne darf man ihn recht wohl einen „elsässischen Volksmann" nennen. Er hat sich als solcher namentlich erwiesen durch Herausgabe des Volkskalenders „Der gute Bote", in dem neben anmutigen Erzählungen und volkstümlich geschriebenen Aufsätzen aus der elsässischen Geschichte auch seine im Ton hingebenden und dabei doch kraftvollen Gedichte enthalten sind.

Zur Vervollständigung unseres Charakterbildes wäre noch so manches erwähnenswert. Der Gatte und Vater, der Freund und Verwandte bliebe uns zu zeichnen übrig. Seit den Tagen Oberlins dürfte das Elsaß schwerlich einen Geistlichen von ähnlicher Bedeutung hervor-

Digitized by Google

gebracht haben wie Karl Hackenschmidt, sofern man ihn als Gesamtpersönlichkeit betrachtet. Es war immer etwas Leuchtendes, Freundliches in seinem Wesen und in seinem Gruß. Wenn er so oft, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, als Mann und Greis, energisch aufmerksam auf die Regungen des Lebens um sich her, die Straßen seiner Heimatstadt durchschlenderte; wenn er die gewonnenen Eindrücke nun gleich innerlich verarbeitete; wenn die frohe Werbekraft seiner anregenden Begrüßung den Begegnenden für einen Moment festhielt — dann bemerkte man im Vorbeigehen das Musterhafte des zielsicheren Mannes, den wahrhaften Gottesfreund und Deutschelsässer.

Es sind nicht die großen, bedeutsam nach außen hervortretenden, starken Aufwand benötigenden Dinge und Erscheinungen gewesen, die der elsässischen Geschichte des letzten Halbjahrhunderts ihr Gepräge gaben. Das Beste in dieser Zwischenzeit elsässischer Volksentwicklung liegt in der Treue und Hingebung, mit der einzelne von der Natur reich begabte und in sich selbst geschlossene Persönlichkeiten ihr tätiges Leben zum Wohl ihrer Heimat ausgeführt und erfüllt haben. Ihr Dasein hat wohl in der großen Welt wenig Veränderungen oder neue Gestaltungen hervorgebracht. Sie hatten ihren bestimmten Kreis, den sie ganz erfüllten: ihren Beruf, in dem sie es zur Meisterschaft brachten, ihre Freunde, denen sie zum Glück verhalfen. Das dankbare Gedächtnis der Überlebenden streut ihrem Gedächtnis in liebender Erinnerung Blumen. Ihre Schüler und Nachfolger folgen willig den Anregungen und Weisungen, die sie von jenen überkommen haben. Darüber hinaus ist nicht viel von denen die Rede, denen wir so viel verdanken. Und doch haben sie uns das Beste gegeben, was immer ein Mensch dem anderen sein und geben kann: die Begeisterung für das Ideale, Einfach-Große, Einfach-Sittliche.

Und darum, weil sie in den Nachgeborenen ihr Dasein erneuern; weil ihr Wirken nicht mit ihrem irdischen Leben vorüber ist, sind und bleiben sie dennoch Baumeister der Geschichte; und die Zukunft wird erweisen, ob der bescheidene Rahmen, in dem sie ihr Sein erschöpften, ihrem Wert eine Schranke zu setzen vermocht hat.

Daß dieser durch und durch deutsche Elsässer den Zusammenbruch nicht mehr erlebt hat: wir wollen dem Schicksal dafür dankbar sein. Alsaticus

Anmerkungen zum Schlagwort

Das Schlagwort, die vereinfachende Formel, ist offenbar ein unentbehrliches Werkzeug der tagespolitischen Auseinandersetzung. Es wird in die Welt gesetzt, als Fanfare hinausgeblasen, als Konstatierung verteidigt: nun sammelt es seine Atmosphäre um sich, verdichtet und verstockt seinen Inhalt, wir nehmen es hin, da hat es sein Lebensrecht, und nur wenige geben sich, über Freude oder Ärger, die Mühe, das neue Ding näher anzusehen.

Wer die politische Publizistik einigermaßen verfolgt, weiß, wie sich seit einiger Zeit neue Worte zwischen uns bewegen, die sich wichtig nehmen, die wichtig genommen werden wollen, hinter denen Forderungen laut werden, Anklagen drohen, Erlösungen sich anbieten. Sind wir ihnen ausgeliefert? Alle Gruppen sind dabei schöpferisch gewesen: hier erfand man den „Obrigkeitsstaat", dort das „Westlertum", der „Rätegedanke" marschierte an allen Fronten und in ewig wechselnder Maskerade, auch nachdem er „verankert" war, „Völkerbund" und „Weltrevolution", „Führerproblem" und „Diktatur", und wenn man im Politischen, Kulturellen, Sozialen nicht mehr recht weiter wußte, sagte man „Arbeitsgemeinschaft". Es blieb bei all diesen einzelnen Worten jedem so ziemlich überlassen, den Wortrahmen mit seinen besonderen Empfindungen auszufüllen.

Digitized by Google

Es möchte hier einiges ausgesprochen werden, um den Herrschaftsanspruch der neuen Begriffe zurückzudrängen.

Indem man Mängel des alten Staates charakterisieren wollte, nannte man ihn „Obrigkeitsstaat" und stellte ihn dem „Volksstaat" gegenüber. Das geht so lange, als man das Genetische erklären will und sagen: Dieser Staat in seinen Institutionen und Lebensformen war ein Geschöpf der Obrigkeit. Aber es ist hohe Zeit, daß die Demokratie selber, wenn sie Unterscheidungen ausdrücken will, von diesem Schlagwort sich freimacht. Denn sie kommt sonst in die Gefahr, so zu tun, als ob sie an einen Staat ohne Obrigkeit glaube. Staat und Obrigkeit sind identische Begriffe, und der „Volksstaat" ohne Obrigkeiten eine Phrase. Das Wort vom „Obrigkeitsstaat" wird eine Sperre für die Empfindung, daß der demokratische Staat nur leben kann, wenn er Autoritäten, Befehlsinstrumente in seinem Gewaltenaufbau eingefügt hat. —

Die Polemik gegen die Demokratie benützt gerne das Wort „Westlertum". Es würde richtiger sein, wenn sie auf das Wort verzichtete. Denn abgesehen davon, daß es etwa in der Schweiz ganz alte, spezifisch deutsche Tradition der Volksregierung gibt, ist es gänzlich unhistorisch, die Herrschafts- oder gar Verwaltungsformen von Frankreich und England in einen Topf zu werfen. Ihre geschichtliche Herkunft, Durchbildung und Atmosphäre ist völlig verschiedener Art. In Frankreich verdankt sie ihr Dasein einer Theorie, in England einer Entwicklung der alten Stände, dort dem Bruch der Tradition, hier der Tradition. —

Wenn man nach einer Neuformung der deutschen Staatsidee sucht, soll man nicht sagen, ihr sei der „ständische Gedanke" eigentümlich und eingeboren, und man müsse, nachdem der fremdartige Formaldemokratismus ihn ruinierte, ihn aus dem „organischen" Staatsbewußtsein erneuern. Gewiß kann man derlei versuchen. Aber nicht vergessen, daß die „Stände" eine Vertretungsform gewesen, die dem gesamten Westeuropa eigentümlich, und daß sie historisch nicht durch den demokratischen Gedanken vernichtet wurde, sondern durch das Fürstentum, das sie mit der Schöpfung des absoluten, zentralisierten Beamtenstaats zerstörte. —

Diejenigen, die am lebhaftesten nach der „Entpolitisierung der Wirtschaft" rufen, begründen das damit, daß künftig die Wirtschaft im Mittelpunkt aller Politik stehen müsse. Die Logik macht in dem Wort einen Purzelbaum ohne Zuschauer. Man will sagen, daß die Wirtschaft nicht der Tummelplatz politischer Parteistreite sein soll. Das ist eine verständige Meinung. Aber es ist wohl etwas naiv, zu glauben, daß der Streit dann nicht von Wirtschaftsparteien aufgenommen würde. Frommer Glaube will, daß er dann sachlicher geführt würde. Möge er recht behalten! Das Schlagwort ist suggestiv. Wenn die Hypnose zu Ende ist, steht man vielleicht vor der erschrockenen Erkenntnis, daß die Sachverständigen Interessierte gewesen sind. —

„Fachminister", gelernte Leute, die nicht von ungefähr an ihr Amt kommen, müssen für einen Staat höchst wohltätig sein. Merkwürdig nur, daß Bismarck, der kein Fachminister war, so mißtrauisch gegenüber Fachleuten war, wenn sie regieren sollten. Unser Unglück ist nicht, daß wir davon zuviel oder zu wenig haben, sondern daß es offenbar keine Fachminister für Weltkatastrophen gibt. Darauf kann man nicht lernen. —

Betriebe, die „für die Sozialisierung reif" sind, sollen in die „Gemeinwirtschaft" überführt werden. So ungefähr wurde in allen Parteiprogrammen angekündigt, und man konnte sich freuen, welches Maß an Gemeinsamkeit inmitten all der nationalen Zerrissenheit vor einem Zentralproblem sich fände. Allmählich merkten auch die Harmlosen, daß dies ein Wort der Verlegenheit ist. Nicht des bösen Willens, der Täuschung, der Überlistung — von der Rechten bis zur Linken faßte man ernsthaft diese Frage an, um schließlich der Gefangene einer Phrase zu sein. Denn erstens wußte man nicht, was Sozialismus sei — über die Sozialisten selber ist eine babylonische Sprachverwirrung gekommen, als sie daran gehen wollten, auf ihren Grundrissen aus 47 und 91 den Turm der Zukunft erstehen zu lassen — und zweitens

Digitized by Google

hat keiner einen Maßstab, um den „Reifegrad“ festzustellen. Man ist bemüht, das Problem aus der Sphäre der „politischen“ Machtentscheidung in die der „sachlichen“ Klärung zu rücken — aber die „Sachverständigen“ finden, daß wahrscheinlich immer das andere und nur nicht ihr Gewerbe „reif“ sei. —

Ein merkwürdiges Schicksal hat das Wort „Arbeitsgemeinschaft“ erfahren. Es ist einfach und gut, und drückt die Lebensbeziehung aus, in der wir alle täglich in hundertfältiger Formung stehen; man kann sich als Wortbildung nichts Unpathetischeres denken.

Als es öffentliche Prägung erhielt, diente es, den Pakt zu bezeichnen, den, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, die Arbeitgeberverbände mit den Gewerkschaften geschlossen hatten. Das war etwas Gutes. In der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes hatten auch jene Gruppen der schweren Industrie, die bislang der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung ablehnend gegenübergestanden waren, den positiven Wert der Gewerkschaften anzuerkennen gelernt. Über Gegensätze hinweg sah man Interessengemeinschaften.

Es dauerte nicht lange, so wurde daraus eine Losung, durch die sich alle sozialen Probleme zu beruhigen schienen. Man war geneigt, dabei zu übersehen, daß vielleicht diese so wünschenswerte Einheit (früher nannte man die Vertretung solcher Gedanken „Harmonieduselei“) auf Kosten eines Dritten, der Verbraucher, der Gesellschaft, des Staates gefunden würde, daß es sich um die Ehe zweier korporativen Egoismen handele.

Dann aber wanderte das Wort in die Pädagogik. Wenn man einen Unterschied zum überkommenen Lehrbetrieb markieren wollte, sagte man: Arbeitsgemeinschaft. Und alles war in schönster Ordnung. Nur übersah man, daß ein Wort hier weder eine Gesinnung noch eine Methode umschreibt, sondern daß es völlig vom Menschen, dem Lehrenden, den Lernenden, abhängt, ob es Blut, Farbe, Fülle erhalte. —

„Weltrevolution“ ist die Parole, die von den Moskauer Machthabern ausgegeben wird, weil der Umsturz in den übrigen Staaten wenigstens politisch ihre Lage zu erleichtern scheint, und dieser Aufruf wird von den deutschen Kommunisten nachgebrüllt, weil sie dahinter gekommen sind, daß Revolution Selbstzweck werden könne und ihr Bedarf darnach im November 1918 keineswegs ganz gedeckt wurde.

„Weltrevolution“ ist aber auch von einer Gruppe mehr rechtsstehender Publizisten in den Sprachschatz der Tagesschriftstellerei eingeführt worden, nicht als Forderung, sondern als Konstatierung. Seit zwei Jahren wird von ihnen unermüdlich und eindringlich versichert, daß wir, schließlich nicht seit 1918, sondern seit 1914 in einer geschichtlichen Phase der „Weltrevolution“ stehen, die nur Kurzsichtigkeit des historischen Begreifens zu verkennen vermöge.

Daß wir von der veränderten Mächtekonstellation an bis über die Umbildungen der Wirtschafts- und Finanzlage in einem Zustand ungeklärter Krisenhaftigkeit stehen, bedarf keiner breiten Darlegung. Man kann diesen Zustand „Revolution“ nennen, wenn man will, so gut man gelegentlich von der „revolutionierenden“ Kraft der Dampfmaschine, des Elektromotors usf. gesprochen hat. Aber ist es angebracht, um einer vielleicht geistreichen Vermischung der Wort- und Wert-Empfindungen willen, die These von der „Weltrevolution“ durch die Säle und Gassen zu rufen? Das Blickfeld erscheint dabei weit, ist aber nur eine gewaltsame Ausdehnung der Erfahrungen von Ost- und Mitteleuropa. Ist das die Welt? Ist nicht durch den unglücklichen Ausgang des Krieges das Machtzentrum in die französische, in die angelsächsische Sphäre gerückt, innerhalb deren trotz Streik und wirtschaftlicher Wirrnis von den Voraussetzungen zu einer politischen Revolution kein Ernsthafter zu reden wagt? Dieser Tatsache müßte man Rechnung tragen, um sich nicht durch tragisches Wortgepränge in Illusionen zu verirren. —

Der Begriff der „Diktatur“ wird heute gerne mit Ständen und Klassen in Verbindung gebracht. Die Linkssozialisten erzählen, der gegenwärtige Zustand sei die „Diktatur der Bourgeoisie“, der abgelöst werden müsse durch die „Diktatur des Proletariats“. In beiden

Digitized by Google

Fällen handelt es sich um eine demagogische und leichtfertige Vereinfachung des an sich primitiven Klassenkampfschemas. Eine Diktatur setzt als erstes geschlossenen Machtwillen voraus. Der ist meist nur bei einzelnen, selten bei Gruppen vorhanden. Auf den Machtwillen allein kommt es dabei nicht an, sondern auf die seelische Einheit derer, die ihn tragen sollen. Die „Bourgeoisie" war immer nur ein dialektischer Begriff, nie eine umfassende, greifbare Größe. Auch beim Proletariat war die Differenzierung immer stärker als die landesübliche Aussage darüber sah; seit seine „Diktatur" ein Programm wurde, wächst dazuhin Zersetzung, Zersplitterung, geistige Ohnmacht. Die „Diktatur", die eine Klasse ausübt, ist immer nur eine Selbsttäuschung, daß mit diesem Wort die Diktatur der einzelnen erleichtert oder gerechtfertigt wird. Rußland mit seiner Literaten-Diktatur über das Proletariat und städtisches Bürgertum ist dessen Beweis. —

Das politische Tages-Vokabularium ist mit diesen Beispielen nicht erschöpft; solches zu versuchen ist nicht unser Ehrgeiz. Jeder denkt rasch noch an einige Worte, die in diesen Zusammenhang zu gehören scheinen; aber indem sie ihm einfallen, geraten sie selber bereits in eine freiere Beleuchtung. Die Naivität des Gebrauchs ist gestört. Und das zu erreichen ist schließlich der Zweck dieser Anmerkungen. Das Schlagwort ist unentbehrlich innerhalb der groben Verständigungen, aber es ist störend im Bereich des feineren Verständnisses, weil es historische Vordersätze unterdrückt und im Psychologischen die leisen Töne auswischt. Ein Lieblingskind des Publizisten, aber etwas verzogen und mit einem Hang zur Lüge; man muß deshalb auf seine Ansprüche und Aussprüche mit einigem Mißtrauen acht geben.

Theodor Heuß

Technische Nothilfe

Was ist das? Man hört dieses Wort jetzt so oft. Doch die wenigsten überlegen wohl, was es bedeutet. Es ist, kurz gesagt, das bisher einzige Hilfsmittel im Kampfe gegen eine der übelsten Erscheinungen der wirtschaftlichen Gegenwart: gegen den Streik. Freiwillige Nothelfer besetzen dann die lebenswichtigen Betriebe und bewahren die menschliche Gesellschaft vor den schlimmsten Folgen in jenem ruchlosen Lohnkampf, der vor dem Letzten nicht zurückschreckt.

Ein Beispiel unter vielen! Da tritt in einem Krankenhause — im Auguste-Viktoria-Hause zu Charlottenburg, einer Musterstätte zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit — das Hausperfonal (Dienstmädchen, Heizer, Kochfrauen usw.) in den Ausstand, nachdem das von ihnen an die Direktion gestellte Ultimatum, ohne Rücksicht auf die zwischen ihrem Verband und dem Magistrat in den Lohnstreitigkeiten schwebenden Verhandlungen, abgelehnt worden war. Dieser Streikfall, auch des technischen Personals, traf die Anstalt um so härter, als sie für ihren umfangreichen Betrieb auf ihre eigene Kesselanlage völlig für alle notwendigen Tätigkeiten angewiesen ist. Von dieser Anlage aus erfolgt die Heizung, Wäsche- und Flaschenreinigung, Desinfektion und Sterilisierung, ja sogar der Küchenbetrieb ist hieran angeschlossen. In dieser Anstalt befanden sich zur Zeit 150 Säuglinge und 40 in der Niederkunft befindliche Mütter, Menschenleben also, die auf Heizung, warmes Wasser und warme Speise, frische Wäsche usw. lebensnotwendig angewiesen waren. Ein plötzlicher Temperaturwechsel hätte durch Erkältung zweifellos eine Reihe dieser jungen Menschenblüten hinwegraffen müssen. Am unmittelbarsten war hierdurch aber die Abteilung für Frühgeburten gefährdet, da diese jungen Lebewesen überhaupt nur durch künstliche Wärme am Leben erhalten werden können, bis sie eigene Wärme und Kraft zum selbständigen Weiterleben besitzen. Es befanden sich zur Zeit zehn Frühgeburten in der dortigen Abteilung. Nach Ausbruch des Streiks be-

Digitized by Google

richtete der leitende Arzt dieser Abteilung, daß bei Eintreten der Kälte die Kleinsten der Kleinen noch eine Stunde zum Leben hätten und er dann ihren Tod befürchten müsse. Diese Tatsachen und Gefahren sind aber dem streikenden Gesinde — nein: Gesindel — völlig gleichgültig. Und da greift dann die „Technische Nothilfe" ein: zehn Nothelfer übernahmen in diesem Falle noch so rechtzeitig die Kesselanlagen und maschinellen Einrichtungen, daß die für die Insassen drohenden Gefahren noch abgewendet wurden.

Was ein Streik in unserem bereits von Sorgen erdrückten Deutschland vernichtet, geht in die Millionen und Milliarden. Auf dem Lande ist es nicht besser. Schlimmer noch als das Räuber-Unwesen ist die Hetzarbeit und die ewige Streiksucht, die unter den Landarbeitern durch das Wirken des sozialdemokratischen Landarbeiterverbandes entstanden ist. Betrachten wir nur einmal einige diesbezügliche Ereignisse des Jahres 1920. In raffiniert ausgeklügelter Weise traten die Landarbeiter Hinterpommerns unmittelbar vor der Ernte gegen Ende Juni in einen Streik, der zum Teil bis Ende Juli dauerte. Welche Werte allein durch diesen Teilstreik für die Allgemeinheit verloren gegangen sind, das wird selbst dem Laien klar, wenn er die in der „Deutschen Tageszeitung" veröffentlichten Berechnungen des Prof. Bieler in Stolp liest, die den Ausfall an Nahrungsmitteln feststellen, die auf einem einzigen mittleren Gut von etwa 1500 Morgen während vier Streikwochen entstanden ist. Die eingehenden Berechnungen führen zu folgendem Ergebnis: Milch 107 000 Liter, Fleisch 47 Zentner, Kartoffeln 1800 Zentner, Wruken 9300 Zentner, Weizen 300 Zentner, Gerste 350 Zentner, Hafer 280 Zentner.

Diese Nahrungsmittelmengen hätten ausgereicht, um 612 Menschen für ein ganzes Jahr mit der notwendigen Nahrung zu versorgen. Das ist wohlgemerkt das Ergebnis auf einem einzigen mittleren Gut. Zieht man nun in Betracht, daß ein großer Teil der ganzen Provinz einen ähnlichen Ausfall zu verzeichnen hatte, so muß jeder vernünftig denkende Mensch das Verbrecherische eines solchen Streiks ohne weiteres einsehen.

Bei der ersten Reichstagung des Nationalverbandes deutscher Gewerkschaften gab der Stettiner Vertreter eine Probe davon, wie der Wahnsinn jetzigen Klassenkampfes auch auf dem Lande verheerend wirkt. Der Betriebsrat der Berliner Straßenbahn wünschte 50 000 Zentner Kartoffeln. Die Arbeiter bekamen es fertig, auf 15 Gütern zu streiken, weil — die gegen den Kartoffeldiebstahl aufgestellten Gendarmen nicht zurückgezogen wurden! Durch diese wahnsinnige Streikerei erfroren über 100 000 Morgen Kartoffeln und Zuckerrüben, genau so wie im vorigen Jahre!

Und woher dies alles? Nur durch den Terror gewissenloser Hetzer. Es ist Tatsache, daß diese Akte vielfach im schroffen Gegensatz zur gesetzlichen Bestimmung von den Betriebsräten der einzelnen Werke ausgehen und geführt werden. Die besonnene Arbeiterschaft selbst ist voll stiller Wut gegen diese gewaltsame Unterdrückung der Arbeitsfreudigkeit, gegen diese rücksichtslose Wegnahme der Arbeitsmöglichkeit.

Eines der krassesten Beispiele hierbei bietet der kürzliche Gemeindearbeiterstreik in Sachsen. Zum großen Teile waren die Notstandsarbeiten von den Streikenden zugesichert worden, wurden aber nur in höchst unvollkommener Weise wirklich durchgeführt. Die Stadt Chemnitz war so während der ersten Nacht ohne Wasser, ein Umstand, der bei Ausbruch eines Feuers den Ort und seine dreimal hunderttausend Bewohner dem Wüten des Elementes völlig wehrlos preisgegeben hätte. Auch blieben die dortigen städtischen und privaten Krankenanstalten ohne Strom. Zweifellos sind dadurch hilflosen Volksgenossen schwere Schäden zugefügt worden. Es seien hier einige Sätze aus einem Aufruf Chemnitzer Ärzte an die Streikenden aufgeführt. Es heißt da:

„Im Namen der Kranken der Stadt, der Schwangeren, die mit Sorge ihrer Entbindung in diesen Tagen entgegensehen, der Operierten und Gebrechlichen fordern wir dringend den Abbruch des Streiks der städtischen Arbeiterschaft und die Wiederversorgung der Stadt mit

Digitized by Google

Gas, Elektrizität, da durch Abschneiden von Licht, Gas und Wasser in unverantwortlicher Weise Menschenleben gefährdet sind und verloren gehen, die gerettet werden könnten. Wir machen nachdrücklichst darauf aufmerksam und führen es auf das ernsthafteste vor Ihr menschliches Gewissen, daß die ärztliche Hilfeleistung völlig unmöglich ist, wenn die Entkeimung der Instrumente und Verbandstoffe nicht erfolgen kann, wenn die Operationen wegen ungenügender Beleuchtung nicht ausgeführt werden können, wenn lebensrettende Operationen unterbleiben müssen, weil der Arzt die Verantwortung wegen mangelhafter Keimfreiheit nicht tragen kann, zu schweigen von der Verzögerung der ärztlichen Hilfeleistung durch Stillegung der Straßenbahn u. a. m. Am 11. März 1919 schrieb die ‚Volksstimme' in Betrachtung eines Streiks der lebenswichtigen Berufe: ‚Das Streikrecht endet moralisch dort, wo das Lebensinteresse der Allgemeinheit beginnt.' Man darf auch die Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke nicht stillegen, denn auch das ist Mord, besonders an Kindern und Frauen."

Zwei bedauerliche Fälle, die die Wahrheit dieses Aufrufs beweisen, mußten sehr bald festgestellt werden. Ein zu einer Geburt gerufener Arzt kam zu spät, um verhindern zu können, daß bei der schweren Entbindung der baldige Tod des Neugeborenen eintrat; ein anderer berichtet, daß er bei der Frau eines Gasarbeiters — welche Ironie des Schicksals — die zur Rettung notwendige Operation infolge ungenügender Beleuchtung nicht ausführen konnte.

Aber auch unmittelbarer bedeutender Sachschaden ist beispielsweise dadurch in Chemnitz entstanden, daß die Notstandsarbeiten im Gaswerk zur Erhaltung der Anlagen nur mangelhaft verrichtet wurden. Die dadurch eingetretene Schädigung ist allein in diesem Falle von zuverlässiger Seite auf dreiviertel Million Mark geschätzt worden. Der Gaspreis wurde mit sofortiger Wirkung um 44 Prozent erhöht. Es ist um so erstaunlicher, daß dies alles zugelassen wurde, als in der Technischen Nothilfe, die bereit stand, das Mittel gegeben war, um die Bedürfnisse dringendster Not so lange sicherzustellen, bis Vernunft und Besonnenheit die Arbeiterschaft selbst auf den Weg sittlicher Pflicht zurückgeführt hätte. Aber die einzelnen Stadtverwaltungen waren anscheinend zu sehr durch den Terror der einzelnen Arbeitergruppen gelähmt, als daß sie dieses Mittel der selbstverständlichen Selbsthilfe der Allgemeinheit gegen die ihr auferlegten unwürdigen Zustände anzuwenden gewagt hätten.

Immer wieder also: der Terror einzelner Gruppen und Hetzer macht die Gesamtheit leiden! Die Berliner Zeitschrift „Die Räder", die sich insbesondere der Technischen Nothilfe widmet, macht auf eine ganze Menge solcher Fälle immer wieder aufmerksam. Und sie tut gut daran. Denn bis endlich die Regierung rücksichtslosen Mut aufbringt, den Streik in lebenswichtigen Betrieben als nationales Verbrechen zu erklären und fest zupackend zu bestrafen, haben wir nur ein Hilfsmittel: die Technische Nothilfe.

Am 30. September 1919 wurde — wie O. Lummitzsch, Vorstand der Hauptstelle der Technischen Nothilfe in der soeben genannten Zeitschrift erzählt — diese Einrichtung als zivile Reichsorganisation gegründet, nachdem seit den Märzunruhen desselben Jahres, in denen die vom Reichswehrministerium gebildete Technische Abteilung so wertvolle Dienste zum Schutze der Allgemeinheit geleistet hatte, die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung immer dringender geworden war. Bei ihrer Gründung zählte die Technische Nothilfe nur 308 Köpfe in Berlin als Mitglieder. Sprunghaft ging ihre Entwicklung aufwärts. Bereits am 1. Dezember vorigen Jahres, also nach etwa zwei Monaten, besaß sie die stattliche Zahl von 16 561 Mitgliedern, und am 1. März 1920, also nach fünf Monaten, ist die Zahl von 44 450 überschritten. Bezeichnend ist, daß überall dort, wo die Bevölkerung erst einmal durch Streiks in lebenswichtigen Betrieben bedroht worden war, die Mitgliederzahlen gewaltig anschwollen, so daß dementsprechend die größten Zahlen die Städte Berlin, Hamburg, Königsberg, Chemnitz usw. zurzeit aufweisen. Dabei ist die Bewegung ständig in Fluß. Auch wurden diese freiwilligen Mitglieder gewonnen, während der organisatorische Aufbau selbst noch im Werden war.

Digitized by Google

Dieser Aufbau ist heute in den größten Zügen über das ganze Deutsche Reich durchgeführt. Und wir wünschen dieser wichtigen, ja unentbehrlichen Gründung auch weiterhin tatkräftige Entwicklung — bis sie durch eine wirkliche Regierung, die zu regieren wagt, überflüssig wird.

Der Wendepunkt in der Naturwissenschaft

Die Philosophie gilt seit alters als die Königin der Wissenschaften. Sie erbaut ihr Reich aus deren Elementen und strahlt ihr Licht wiederum über sie aus. Es ist kein gutes Zeichen für die Kultur der letzten Jahrzehnte, daß der Zusammenhang zwischen dieser Königin und ihrem Reich äußerst gelockert war, ja beide sich teilweise heftig bekämpften. So konnte es kommen, daß seit dem Sturze der Hegelschen Lehre trotz gewaltiger Denker wie Schpenhauer und Nietzsche der ödeste Materialismus in den Naturwissenschaften herrschte und sie mit Verachtung gegen die wahre Weltweisheit erfüllte. Die Schuld lag wohl auf beiden Seiten; denn die Weltweisheit beachtete nicht mehr recht den technischen Fortschritt in den naturwissenschaftlichen Fächern, und diese wiederum sahen infolge ihres spezialistischen Betriebes den Wald vor den Bäumen nicht. Die Folgen hiervon waren verheerend für unsere gesamte Kultur, für Religion und Sittlichkeit. Die trostlosen Zustände der Gegenwart im öffentlichen und privaten Leben wären undenkbar, wenn eine edle und hohe Philosophie die Herzen unserer führenden Geister erfüllte.

Wie es nun scheint, tauchen manche Zeichen dafür auf, daß es wieder besser wird, daß sich weitere Kreise wieder zur wahren Kultur und zu Gott zurücksehnen. Newton sagte einmal auf der Höhe seiner Erfolge und seines gewaltigen Ruhmes: „Die Naturwissenschaft führt anfangs von Gott fort, um bei tieferem Eindringen in die ewigen Probleme desto inniger und näher zu ihm zurückzuführen.“ Wie ein Präriebrand in sich selber erlischt, wenn seine Flamme alles Brennbare verzehrt hat, so ist es mit dem Materialismus gegangen, der notwendigerweise in sich selber erstickte, nachdem er seine Unzulänglichkeit auf allen Gebieten sinnfällig erwiesen. Die Naturwissenschaften führten die ganze Fülle der Erscheinungen in rastloser Schürfung auf Moleküle und Atome, diese auf Elektronen zurück, und manche bedeutenden Forscher der Gegenwart nehmen keinen Anstand, diese Elektronen auf den nach Form und Inhalt höchst fragwürdigen und völlig unbekannten Äther zurückzuführen. Damit war der Materialismus aus seiner herrschenden Stellung gründlich zurückgedrängt und fristet nun ein kümmerliches Dasein. Freilich, ernste Denker haben ihn niemals ernst genommen. Schon der Chemiker Ostwald wandelte ihn in den sogenannten Energetismus um, und infolge der Forschungsergebnisse eines Heinrich Hertz, Rutherford, Röntgen, Becquerel, Bohr, Fajans ist der Materialismus völlig verdampft und verflüchtigt. In dem Atommodell von Bohr sehen wir ein Sonnensystem im kleinen. Der positive Wasserstoffkern wird von einem negativen Elektron mit ungeheurer Geschwindigkeit umflogen, ähnlich wie die Sonne von den Planeten; ja, auch die übrigen Gesetze des Planetensystems, die Gesetze der Trägheit, Zentrifugal- und Zentripetalkraft sowie die Keplerschen Gesetze werden heute mit strenger Folgerichtigkeit auf dieses undenkbar kleine, jenseits aller mikroskopischen Wahrnehmung liegende Planetensystem angewandt. Da es aber außerdem gelungen ist, mit radioaktiven Stoffen, genauer mit den sogenannten Alpha-Teilchen des Radiumkernes, die ihrerseits die Kerne der Heliumatome sind, andere Atome zu zerschmettern, so z. B. aus dem Stickstoffatomkern den Wasserstoffkern herauszuschießen, so ist die altberühmte Proutsche Theorie als höchst wahrscheinlich zu Recht bestehend anerkannt. Prout lehrte vor etwa hundert Jahren, daß alle chemischen Elemente aus Wasserstoff bestünden und auf ihn zurückzuführen seien. Somit wird heute die gesamte Materie auf positive Wasserstoffkerne und sie umfliegende negative Elektronen zurückgeführt.

Digitized by Google

Der menschliche Geist kann unmöglich hier haltmachen. Es wäre ein durch nichts gerechtfertigter Willkürakt. Gleichviel nämlich, ob wir es hierbei bewenden lassen oder ob wir, wie oben angedeutet, auch diese beiden letzten Reste alles Materialismus und Energetismus auf den problematischen Äther zurückführen, wir haben in allen Fällen die Grenze der physikalischen und chemischen Analyse erreicht und müssen uns offen eingestehen, daß wir ein Geheimnis nur durch andere Geheimnisse ersetzt haben oder zu ersetzen versucht haben. Dazu kommt die Relativitätstheorie, die ein uraltes philosophisches Problem darstellt, aber in den letzten Jahren zum Schlachtruf weiter wissenschaftlicher Kreise geworden ist. Die alten drei Principia Individuationis: Raum, Zeit und Kausalität oder ursächliche Verkettung werden von den Neuesten nicht mehr in der alten Parmenideischen Ruhe gelassen, sondern in ein heraklitisches Fließen gebracht.

Man fasse alles zusammen: Der Stoff wird in völlig transzendente Wasserstoffkerne und Elektronen oder gar in Äther aufgelöst, und die drei Formen der Anschauung: Raum, Zeit und Kausalität werden für relativ erklärt! Was bleibt übrig?

Die Astronomie, deren Fundamente im wesentlichen Mathematik, Physik und Chemie sind, muß selbstverständlich durch die gewaltigen Umwälzungen in diesen drei Reichen organisch beeinflußt werden. Die Mathematik läßt es in gewissem Sinne offen, ob Raum und Zahl endlich oder unendlich sind. Der sogenannte zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie oder seine wesentlichste Folgerung, die Lehre von der wachsenden Entropie, vom allgemeinen Wärmetode, wird nicht mehr ohne weiteres als in jedem System bestehend anerkannt — nur in einem geschlossenen System. Da wir aber infolge jener mathematischen Unzulänglichkeit und logischer Antinomien nicht wissen, ob der Raum und die Anzahl der Welten ein geschlossenes oder offenes, ein singuläres oder multiples System von endlichem oder unendlichem Charakter bilden, so können wir nicht wissen, ob die hier auf unserm Planeten oder in unserem Sonnensystem herrschenden Naturgesetze universale Geltung haben. Etwa so: Das Gravitationsprinzip herrscht vermutlich auch in allen übrigen Sternsphären, aber die einzelnen Gravitationsgesetze dürfen wir nicht so ohne weiteres in jene Sphären hinausprojizieren, weil wir nicht wissen, ob unsere Welt ein geschlossenes oder offenes System bildet.

Wenn wir nun sehen, daß Chemie, Physik und Astronomie auf ihrem Entwicklungswege einen Punkt erreicht haben, der folgerichtiger und bestimmter denn je ein einziges ungeheures Fragezeichen bildet, so muß notwendig auch jede andere Wissenschaft, deren Elemente eben Mathematik, Chemie, Physik oder Astronomie bilden, nämlich Kristallkunde, Botanik, Zoologie, vor allem aber die alles Organische umfassende und beherrschende Biologie, gleichermaßen mit diesem Fragezeichen enden. Da aber seit Schopenhauer das einzig Feststehende der Satz ist: „Die Welt ist meine Vorstellung", die Vorstellung jedoch eine biologische Funktion ist, so ist auch die Logik und die Psychologie, besonders im Hinblick auf die Relativitätstheorie, mit einem solchen Fragezeichen zu versehen. —

Hier nun hat die Philosophie einzusetzen! Mit aller Macht, Wahrhaftigkeit, Begeisterung, Ehrfurcht!

Gewiß, auch schon bisher endete jede Wissenschaft in gewissem Sinne an den Toren der Metaphysik. Platons Lehrer, Sokrates, einer der dialektischsten Denker, prägte jenes berühmte Wort: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Und seine Gegner, die Sophisten, folgerten höhnisch: „Wenn Sokrates weiß, daß er nichts weiß, wie kann er dann wissen, daß er nichts weiß?"

Aber dabei muß man bedenken, daß bisher die Naturwissenschaften noch keinen Einigungspunkt, keinen letzten Sammelpunkt hatten. Es fehlte an jenem festen Punkte in jeder Hinsicht, so daß z. B. Archimedes, der Entdecker des spezifischen Gewichts, sagen konnte: „Gib mir einen festen Punkt, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben." Wohl gab es nach Leukippos und Demokritos eine Atomlehre. Aber sie war weder irgendwie klar normiert noch besaß sie irgendwelche Anerkennung bei der Mit- und Nachwelt. — Heute aber gründen

Digitized by Google

sich alle Naturwissenschaften auf die Mathematik und Atomtheorie. Und in gewissem Sinne auch auf die Prinzipien der Relativitätstheorie. Wenn nun aber alle zur Verfügung stehenden Theorien bei aller Konzentration und logischen Durchbildung mit einem Fragezeichen enden, dann liegt es am Tage, daß die „Zeit erfüllet ist"! Die Philosophie wird nicht darum herum können, die nötigen Folgerungen zu ziehen. Sie sieht, daß ihre wichtigsten Pfeiler und Säulen, die Naturwissenschaften, Logik und Psychologie, an einem überaus wichtigen Wendepunkte angelangt sind, daß sie als Tragpfeiler versagen und dem menschlichen Geiste nichts Höheres mehr bieten können! Sie wird sich daher gegenüber dem Bankerott der Physik im alten und eigentlichen Wortsinne mehr denn je der Metaphysik im wissenschaftlichen Sinne zuwenden müssen. Ja sie ist notwendig schon tiefer in deren Reiche als jemals. Die Mauern der Metaphysik sind ja auch noch niemals unter den Widderstößen der exakten, messenden Wissenschaften zusammengebrochen. Sie sind grau infolge ihres Alters, aber nicht infolge ihrer Schwäche.

Freilich bleiben Mathematik, Logik, Psychologie, Chemie, Physik und Astronomie sowie Biologie nach wie vor wichtige Elemente der Philosophie. Aber mit der Charakteristik, daß sie selber im tiefsten Grunde heute durchaus als Metaphysik erkannt sind. Die Welt ist eben meine Vorstellung! Darum kommen die Philosophen nicht mehr herum. Die Philosophie muß sich daher ihrer engen und organischen Verwandtschaft mit der Religion bewußt werden. Höher denn je ragen die gewaltigen Säulen des Parmenides und Herakleitos am Eingange des ewigen Reiches der Philosophie. Der eine lehrte: „Das Wesen der Dinge, das Ein und Alles ist unwandelbar und ruhevoll." Der andere sagte: „Alles fließt." Aus diesen Elementen erbaute Platon sein wundervolles Reich der Ideen. Wenn aber Platons Ideen hinweggedacht werden können, so kann dies bezüglich der Lehren des Parmenides und Herakleitos nicht der Fall sein; denn sie bilden die Grenzen der Denkbreite, innerhalb deren das philosophische Pendel zu schwingen vermag. Jenseits dessen liegt eben das, was übrig bleibt, wenn wir auf dem Entwicklungsgange der Naturwissenschaften einschließlich der Biologie an jenem oben genannten Wendepunkt und Fragezeichen angelangt sind, was die tiefsinnigsten Denker aller Völker und Zeiten immer gesucht und gefunden haben: der Urgrund alles Seins, Gott, der Ewige, Allmächtige, Allumfassende, der Schöpfer aller Naturgesetze, von dem Augustinus einmal sagte: „Die Naturgesetze sind die Gewohnheiten der Gottheit, die für gewöhnlich streng und folgerichtig herrschen — auf den Wunsch der Gottheit aber jeden Augenblick außer Funktion gesetzt werden können." Und der große deutsche Naturforscher Julius Robert Mayer, der geniale Begründer eines wahrhaft neuen welthistorischen Begriffes der gesamten Materie, bekannte im Jahre 1869 auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck auf der Höhe seines Weltruhmes: daß die Welt eine Schöpfung Gottes sei und daß eine richtige Philosophie nichts anderes sein könne und dürfe, als eine Präpodeutik für die christliche Religion.

Dieser gewaltige Naturforscher steht heute im Lager der Naturwissenschaft durchaus nicht mehr allein.

Besinnt sich so die Philosophie auf ihren eigentlichen Inhalt und Daseinszweck, den Menschen aus der Irre und Tiefe und Dunkelheit auf den rechten Weg zu führen, ins Licht und in die Höhen der ewigen Reiche, zu unserm Herrgott: dann kann es wieder Weihnacht werden. Dann kann die Menschheit, bei strenger Wahrung ihrer von Gott geschaffenen nationalen Eigenarten, sich wieder um ein letztes, höchstes, göttliches Kulturideal religiöser Art scharen. Dann werden die stürmischen Zuckungen, die unsern europäischen Weltteil und die von ihm abhängigen Lande bis in den tiefsten Grund erschüttern und beunruhigen, aufhören und friedvoller Ordnung und edlem Schaffen Platz machen.

Dr. Alfred Seeliger

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

An einen deutschen Landadeligen

Verehrter Herr Graf! Sie entsinnen sich gewiß noch jenes mondhellen Sonntagabends im Juni. Wir schlenderten rauchend und plaudernd die große schöne Wiese in Ihrem Park auf und ab, die so wunderbar anzuschauen, von unseren Freunden, den alten hohen Bäumen, eingefaßt ist.

Es war niemand sonst im Hause. Ihre Kinder weilten auf dem Nachbargute, die Mädchen und Knechte auf dem Tanzboden. Wir hüteten das Haus und die ewig hungrigen Kühe und sprachen von deutscher Gegenwart und den Forderungen an jeden einzelnen: am Aufbau mitzuhelfen.

An jenem Abend lenkte ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Forderung, die zu Deutschlands geistiger Einheit und innerer Gesundung in maßgebender Beziehung steht. Dem deutschen Großgrundherrn ist eine besondere Aufgabe im Gesamtrahmen der völkischen Einigung, der Erneuerung unserer deutschen Kultur zugewiesen. Wir müssen ihn für diese nationale Pflicht gewinnen. Es scheint mir noch wenig dafür getan. Eigentlich hätten alle diese deutschfühlenden, auf große Verhältnisse gezogenen Männer von sich aus schon zur Erkenntnis dieser Notwendigkeit kommen müssen. Vielleicht beansprucht die Verwaltung eines großen Besitzes in heutiger Zeit, mit all dem verzwickten Drum und Dran von behördlichen Verboten, Geboten, sozialen Maßnahmen, den ärgerlichen, zeitraubenden Verhandlungen mit politisch verhetzten Landarbeitern die ganze Kraft dieser zu wahren Volksführern bestimmten Männer. Freilich läßt der bloße Anblick dieser kraftstrotzenden, herrenhaften Gestalten den Schluß zu, daß selbst diese ungewöhnliche körperliche und geistige Inanspruchnahme die Tatkraft dieser Kraftmenschen nicht voll zu beanspruchen vermag, sondern, kommt Not an Mann, die Hergabe äußersten Willens und Könnens selbstverständlich machte.

Wir sind aber in einer solchen Notlage, sogar in der größten, seitdem der Begriff Deutschtum gilt.

Mit diesen Worten, Herr Graf, suchte ich Ihre besondere Anteilnahme zu erwecken. Ich hoffte im stillen, Sie würden meinen Plan begeistert aufgreifen und sich als Tatmensch unverzüglich zunächst im engeren Umkreis Ihrer Adelsgenossen für die Verwirklichung dieser reichsnützlichen Gedanken einsetzen.

Statt dessen bereiteten Sie dem Enthusiasten eine merkliche Enttäuschung. Nie werde ich Ihre Antwort, Ihr Mienenspiel dabei vergessen. Sie sagten mit einem leisen Lächeln und hochgezogenen Augenbrauen: „Da werden Sie kaum Gegenliebe finden. Ich kenne meine Standesgenossen. Sie bewirtschaften ihre Scholle aufs beste; halten sich heute von politischer Betätigung im öffentlichen Leben grundsätzlich fern und gehören dem „Preußenbund“ als zahlendes Mitglied an. Von Berlin wissen sie nur noch, daß dort ihre ‚Deutsche Tageszeitung‘

Digitized by Google

und der Rittergutsbesitzer-Kalender gedruckt wird und daß dort ehemals die Hohenzollern residierten. Muß man einmal den Bahnhof Berlin berühren, dann möglichst ohne auszusteigen. Da die alte Armee aufgelöst ist, der Offiziers-Adel sich in alle Winde zerstreut hat, so ist ein weiteres Gesprächsgebiet: Rangliste, Rennsport, Beziehungen zu dem Offizierskorps und Offiziersfamilien weggefallen. Vom Kriege spricht man nur ganz flüchtig, vom Umsturz gar nicht; von deutscher Gegenwart ungern, und über die Zukunft schweigt man sich vielsagenden Gesichtes aus. Alle Sorge verwendet man dafür auf die Familie, den Nachbarverkehr und die Erörterung landwirtschaftlicher Fragen. Die Zeit vergeht dabei auch rasch genug."

So beschieden Sie mich.

Entsinnen Sie sich, Graf X? Zuerst habe ich auf diese Ihre Schilderung gelacht. Dann habe ich „Gott behute!" gesagt. Schließlich bin ich ernst geworden und habe meinen Gegenangriff geritten. Sie aber, mit Ihrem feinen Lächeln, blieben unerschütterlich. Und ich habe hernach auf Nachbarschlössern, zu denen Sie mich, Ihren Sommergast, mitnahmen, feststellen müssen, daß im Verlaufe einer zwanglosen Unterhaltung bei Cognak, Zigarre, Zwischenruf junger Mädchen, Scherzen und Lachen, sich freilich Ihre Anschauung zu bestätigen scheine. Zu einem ernsthaften Gespräch fand ich keine Gelegenheit. Oder gab man sie mir nicht?

Aufgegeben habe ich meinen Vorsatz — den Vorsatz von Tausenden grübelnder deutscher Männer — natürlich nicht. Im Gegenteil. Ich dränge stärker als je auf seine Verwirklichung. Denn unter deutschen Männern gleicher Anschauung und gleicher Sorge ums Vaterland sollte es Unmögliches in sachlichen Dingen der völkischen Gemeinsamkeit und nationalen Kultur kaum geben.

Schon ist der Winter Gebieter der Zeit. Des Landmanns beschaulichere Zeit beginnt. Er greift zu seinen alten Kalendern; er disputiert und spintisiert (um bei diesen alten Worten zu bleiben) — und wenn er Besseres hätte, so gäbe er seine besinnlichen Stunden gern dafür her. Schafft ihm Besseres! Zeigt seinen Töchtern, zeigt den Kindern eurer Landarbeiterfamilien, wie sie statt süßlicher Courths-Mahler-Schmöker und seichter, lebensunwahrer Ullstein-Bücher für billigeres Geld sich die herrlichen Volksgüter, die einer von den vielen unserer großen deutschen Dichter aus Herz und Hirn in engster Gemeinschaft mit Sitten und Denkweise seines Volkes schuf, erstehen können und dabei zu ganz anderen inneren Erlebnissen gelangen werden, als über dem Machwerk einer unbedenklichen, geldraffenden Bücherfabrikantin oder der Hersteller seichter und unkünstlerischer Gebilde!

Der Großgrundherr führe seine Bauern und Landarbeiter zu den Quellen unerschöpflicher deutscher Kraft und Innigkeit! Er zeige ihnen das Heiligtum ihres Volkes: das klopfende, bangende, frohlockende deutsche Herz, wie es schlug, seitdem deutsches Wesen auf deutschem Boden gedeiht! Er sei wahrhaft Führer des Volks zu den Quellen deutscher Kunst und Weisheit!

Wie ich es im einzelnen meine, das, Herr Graf, zeigt Ihnen mein Aufruf, den ich in mehreren Abzügen mitsende.

Haben Sie Dank, verehrter Graf X. Wenn Sie auch über meinen Brief und den Aufruf wieder die Lippen kräuseln werden — ich weiß meine Nöte gut bei Ihnen, dem ernsten und weitblickenden deutschen Manne aufgehoben. Wenn Sie mich Ihre Meinung über die Verwirklichungsmöglichkeit meiner Vorschläge hören lassen wollen, so werde ich dies mit Freude und Dank begrüßen.

Glückt's, dann seh' ich Sie nach Weihnachten im Herrenhause zu B., dem mir so unvergeßlichen. Ich komme dann als Führer der kleinen Kunstgemeinschaft, die von Ort zu Ort in der Neumark herumzieht, um Ihnen und Ihren Dörflern edle deutsche Kunst in Weiheabenden eigen zu machen.

Hans Schoenfeld

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eberhard König

Zum 50. Geburtstag (18. Januar 1921)

Ein Spielmann durch deutsche Lande fährt,
Der führt eine heilige Geige ..."

Voll heißer Inbrunst und ungestillter Sehnsucht sucht er nach der wunderherrlichsten, tiefsten Melodei, nach der „silberfarbenen Wolkensaumweise"; nach härtesten Anfechtungen wird ihm das seelenerlösende Lied zuteil, und glückestrunken geht er nun zu den Menschen, ihnen Trost und Heil zu spenden — aber nur, um zu erfahren, daß niemand seine Weise zu deuten vermag, daß er stumpfen und tauben Ohren spielt, daß man ihn verlacht, verhöhnt, ihn einen albernen, langweiligen Tropf schilt, einen mürrischen Kerl, der zu nichts zu brauchen sei; muß er die grausame Wahrheit erleben:

„Wer in Ängsten die ewige Weise sucht,
Der sei gesegnet, der sei verflucht!" ...

Dieses bitter-traurige Lied von der „silberfarbenen Wolkensaumweise" hat der schlesische Dichter Eberhard König seine Biographie genannt. Denn auch über seinem Leben stand lange, sorgengraue lange Jahre das Goethewort geschrieben: „Ein deutscher Dichter — ein deutscher Märtyrer". Und es gehörte der Hochsinn eines ganzen Mannes dazu, ohne an schnöden Gelderwerb zu denken, stolz und aufrecht, unbekümmert um den Geschmack der Vielen und den Beifall der Kunstrichter, seinen Weg zu schreiten, stets den Mut zur Wahrheit zu behaupten, vor allem zur Wahrheit um den Preis des eigenen Glückes; sich den „Glauben an den Glauben" nicht rauben zu lassen, sich trotz aller menschlichen Niedertracht und Unzulänglichkeit durchzuringen zum sicheren Besitz: „Menschenschönheit ist wahr!" und zum weltüberwindenden Christusglauben: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele" ...

Aber nun endlich scheinen die Zeiten der Verkennung hinter dem Fünfzigjährigen zu liegen; nun wächst die stille Gemeinde, auf die es ankommt, von Tag zu Tag; nun erkennt man, daß seine „Werke eine Mitarbeit am geistigen und seelischen Wiederaufbau Deutschlands bedeuten, weil in ihnen die deutsche Seele sich auf ihr Tiefstes und Bestes besinnt und eine hohe Künstlerschaft dies fesselnd und einprägsam macht". (Schles. Zeitung, 20. 7. 1919.)

Glückverheißend genug war Eberhard Königs Eintritt in die deutsche Dichtung erfolgt, als der damals 26jährige Altertumsforscher und Philolog in Berlin so nebenbei ein Drama schrieb: „Das riß ihm das Leben gleichsam aus den Fingern noch tintenfeucht". Mit diesem glutheißen Erstlingswerke, dem „Filippo Lippi", hatte er ein erstaunlich reifes Schauspiel geschaffen, über das er in dramatischer Hinsicht kaum noch hinausgewachsen ist; und es bedurfte keines großen Scharfblickes, wenn ihm damals Männer wie Max Grube, Rich. Strauß, Graf Hochberg, Heinrich Hart, Albert Bielschowsky, Ad. Stern nach solcher Leistung zujubelten: „Sie sind berufen!"

Digitized by Google

Zur Weihnachtszeit des Jahres 1898 ward dann in einem glückhaften Schaffensrausch von fünf Tagen der „Gevatter Tod“ heruntergeschrieben, dieses köstliche Märchen von der Menschheit, das sich mit der großen Frage nach „Stirb und werde!“ auseinandersetzt in einer an Spinoza gemahnenden Lösung: Es gibt keinen Tod; was wir so nennen, ist Erscheinungsform des ewigen Lebens. Glück findet hienieden nur, wer die Selbstsucht meistert: der junge Mensch unbewußt, der greise in bewußtem Verzicht, dazwischen aber liegt ein grausam harter Kampf vergeblichen Raffens und Ringens.

Bei der Uraufführung am Berliner Kgl. Schauspielhause ward der Dichter überschwenglich gefeiert als „Veni-vidi-vici-Kerl“ (A. Bielschowsky) [wie denn Eb. König dem Publikum gegenüber niemals durchgefallen ist!]. Am nächsten Tage aber sah er sich von einer in engherzigstem Naturalismus befangenen Kritik nach allen Regeln der Kunst heruntergerissen und als „Gernegroß“ lächerlich gemacht.

Nur einen Augenblick war der Dichter entmutigt: „Die Gewißheit, große Stunden der Gnade im Schauen und Schaffen erlebt zu haben, die dem Künstler einen charakter indelebilis aufprägt, läßt sich ein rechter Kerl durch kein Heer von Kritikern rauben.“ Und der Glaube an sein Werk hat den Dichter nicht betrogen. Weihnachten vor einem Jahre (1919) feierte der „Gevatter“ auf dem Nürnberger Stadttheater fröhliche Urständ und ging dann auch in Breslau und Lübeck über die Bretter.

Lange Jahre freilich hatte König nach der Ablehnung seines Märchenspiels durch die großstädtischen Kunstrichter mit den ärgsten Vorurteilen zu streiten; und nur selten gelangte eines seiner großen Dramen auf die Bühne. Zwar die nächsten seinen Seelengemälde „Klytaimnestra“ und „König Saul“ (1903) werden noch aufgeführt; das biblische Drama, das den Kampf zwischen dem Halben (Saul) und dem Vollmenschen (David) behandelt, wird sogar von einigen hellsehenden Kritikern in seiner Bedeutung erkannt. Aber von den Schauspielen der nächsten Zeit: „Frühlingsregen“, „Meister Joseph“ und „Wieland der Schmied“ geht nur der „Meister Joseph“ über die Bretter, eben weil er als naturalistisches Drama dem Zeitgeschmack entgegenkam. In den Tagen, wo der Dichter ganz der Wirklichkeit abgewandt, ganz Luftwandler war, wo ihn der hochgestimmte „Wieland“ in die altgermanische Götter- und Heldenwelt entrückte, in der gleichen Zeit zog ihn die handfeste, erdvermählte Handlung des „Joseph“ an, dessen Gestalten und Vorgänge von unerhörter Gegenwärtigkeit sind. Tatsächlich schrieb er in einem unvergeßlich schönen Sommer zu Waidmannslust (1904) beide Handlungen durcheinander, bald an dem Kriminalstück mit seiner engen, stickigen Atmosphäre, seinem eklen Diebsgesindel, bald an dem wundersamen Höhenflug des germanischen Gottsuchers arbeitend; und vielleicht ist grade die Beschäftigung mit dem herb-realistischen Stoff des „Joseph“ auch dem „Wieland“ zugute gekommen und hat ihm eine wundervolle Ursprünglichkeit, eine köstliche Frische, einen Schuß herzhafter Derbheit gespendet. Noch heute erscheint mir der „Wieland“ als ein Höhepunkt von des Dichters Schaffen, als ein unvergänglich Lied von der heiligen Not, der ungestillten Sehnsucht des germanischen Menschen. Man braucht kein Seher zu sein, um dieser sprachgewaltigen, tiefen Erlösungsdichtung eine große Zukunft vorauszusagen. Auch für das allerliebste Lustspiel „Frühlingsregen“ wird noch die Stunde kommen, vielleicht durch Herm. Durras Vertonung als komische Oper.

Den größten äußeren Erfolg errang dann der Dichter mit seinen Festspielen „Stein“ (1907) und „Albrecht der Bär“ (1911). Der „Stein“ ward zunächst von Bürgern der Stadt Jena, noch erfolgreicher unter Eb. Königs Leitung in Charlottenburg, endlich auch am Neuen Schauspielhause zu Berlin aufgeführt. „Der heiße Atem fortreißender Leidenschaft, der durch das Ganze lodert, macht dieses Festspiel zu dem gelungensten, das ich je auf der Bühne sah, hebt es weit hinaus etwa über den Devrientschen ‚Gustav Adolf‘“, so urteilte damals Adolf Petrenz in der Tägl. Rundschau (3. 11. 1907, Nr. 517). Sicherlich haben wir in unserer Dichtung kein zweites Drama, das in so packender Weise die gewaltige Erhebung unseres

Digitized by Google

Volkes vor hundert Jahren vor Augen führte, wie dieses ehrliche, von hohem sittlichen Idealismus durchglühte Festspiel, das uns grade in diesen Tagen der Schmach und Knechtschaft, wo uns Kleinglaube und Verzagtheit beschleichen wollen, viel werden kann. Vom großen Ringen zwischen Slawen und Deutschen, vom Aufeinanderprall zweier Weltanschauungen handelt „Albrecht der Bär", den Eberhard König im Auftrage der „Brandenburgia" dichtete. Das Drama gelangte als Freilichtspiel an der geschichtlich bedeutsamen Stätte des Pichelswerder bei Spandau zur Aufführung: Zu beiden Seiten der Havel und auf dem Flusse selbst spielte sich ungezwungen die erschütternde Handlung ab, und in diesem großartigen Naturrahmen ließen sich Wirkungen erzielen, wie sie auf einer Bretterbühne auch nicht annähernd zu erleben sind. So wenn Ritter Heidenreich, zerzaust und zerrissen, auf abgehetztem Rosse, im Angesicht der Zuschauer viele hundert Meter heranjagte und mit letzter Lungenkraft den Schreckensruf ausstieß: „Verrat! Brandenburg ist hin!" Oder wenn am siegreichen Albrecht und seinen Mannen unter Trauergesängen das Schiff mit dem Leichnam des treuen Werner von Veltheim feierlich vorüberglitt; oder wenn am Ausklang des Spiels sich Jaczo totenbleich über Albrechts dargebotene Rechte beugte, die Kiefern, von der Sonne gerötet, zu ihren Häupten im Abendwinde leise wehten, das Licht sich tausendfältig in der Havel brach, die Vöglein in den Zweigen ihr Tagesabschiedslied anstimmten und Abendfrieden sich in die Herzen der Zuhörer senkte. Dieses wundersame Einfühlen der Dichtung in das Landschaftsbild kam bei dem heißen, regenlosen Sommer des Jahres 1911 voll zur Geltung, und Tausende konnten hier ein Stück großer Heimatgeschichte miterleben.

Im Schauspiel „Don Ferrante" (1910) kehrte der Dichter zur Renaissancezeit zurück, beantwortet er die Frage: Wie kommt es bei einem, der ganz und gar ein Unbedingter zu sein glaubt, nicht Menschen- und nicht Gottesfurcht kennt, zur sittlichen Tat, zum Sieg über das Ich, das eigene Begehren? Der übermenschelnde Tyrann Don Ferrante erlebt in einer Offenbarung die Würde der anderen Seele, die sittliche Hoheit Isottas, der heißbegehrten Frau, und nun wird aus seiner begehrenden Liebe in tief erschütternder Stunde jene Liebe, die uns erhöht, die uns besser und edler macht in dem großen Bestreben, dem Werte der anderen Seele ebenbürtig zu sein: sein adliges Selbst, das was es eigentlich ist, grüßt das Edle in der Frau und findet in ihr seine Erlösung.

Das mythologische Schelmenspiel „Alkestis", das im selben Jahre wie der „Ferrante" erschien, eine Parodie voll Ulk und Tiefsinn, ward trotz der Preiskrönung durch den Verband deutscher Bühnenschriftsteller nur einmal in Berlin als „Nachtvorstellung" herausgebracht!

Mehr Beachtung fand das sprachlich und gedanklich edle Schauspiel „Teukros" infolge einer mustergültigen Aufführung am Kgl. Schauspielhause zu Dresden (1915). Es ist das Drama des Unechtgeborenen und Verkannten, der sich zum Sieger aufschwingt über das Geschick, dem der Echtgeborene, für stärker Gehaltene (Ajas) erlag. Viel Selbsterlittenes steckt in dieser „Selbstoffenbarung leidenschaftlichster Art".

Jetzt arbeitet der Dichter an einem großen Vorwurf: die Riesengestalt „Dietrichs von Bern" will er zum Leben erwecken. Das umfangreiche Spiel, das den Kampf zwischen Treue und Schläue, Helden und Händlern, Christus und Cäsar, Seelenfrieden und Sinnenglück zum Austrag bringen soll, wird drei Abende ausfüllen. Der erste Teil, „Sibich", der Ende 1918 erschien, zählt zu den stärksten, gedankenvollsten und reifsten Werken des Meisters; in ihm ist es dem Dichter gelungen, eine der herrlichsten deutschen Heldengestalten von hohem religiösen und sittlichen Gehalt als ein teures Vermächtnis seinem Volke neu zu schenken. Hier hat er sich durchgekämpft zur Weisheit des Lutherwortes: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, Laß fahren dahin, Sie haben's kein'n Gewinn, Das Reich muß uns doch bleiben!" Wie Dietrich im Kampfe mit Romas Kaiser und dessen Geschmeiß auf Besitz, Macht und Heimat verzichtet, weil er nicht untreu sein kann, wie er aber Ehre und Glauben rettet und hochgemut mit seinen Schwertgesellen ins Elend reitet: das ist ein stolzes, köstliches

Digitized by Google

Bekenntnis fur unsere trübe Zeit. Künstlerisch vielleicht noch vollendeter, religiös noch tiefer schürfend ist der zweite Teil, „Herrat“ (1919), der uns Dietrichs Glaubenskämpfe in der Fremde erleben läßt. Des Berners Führerin zum Licht, die „kleine“ Herrat, ist ein echt deutsches Weib, voll verstehendem Herzenstakt und seelischer Anmut, von hochherzigem Ernst und heroischer Glaubensgewißheit, voll lieblicher Schelmerei und fraulicher Schlauheit, wohl die prächtigste unter all den herrlichen Frauengestalten, an denen Königs Dichtungen so reich sind. Welch ein weiter Weg, welch stolzer Aufstieg des Dichters von seinem verzweifelt ausklingenden Erstlingsdrama „Filippo Lippi“ bis zum sieghaft-lebendigen, männlich-starken Gottes- und Christusbekenntnis im „Dietrich“! Mit froher Zuversicht darf man dem Schlußteile der Trilogie, der „Rabenschlacht“, entgegensehen

Auch als Erzähler und Übersetzer hat sich König mit Erfolg betätigt und zuerst der Jugend einige gediegene Bücher geschenkt. Einen weiteren Leserkreis gewann er mit den wundertiefen Legenden „Von dieser und jener Welt“ (1916); dann durch die schalkhafte und dabei tiefsinnige Rübezahlmär „Wenn der Alte Fritz gewußt hätte...“ (1917) und die ergreifende, zarte, traumhaft zarte Geschichte einer Jugend, „Fridolin Einsam“ (1918). Leider muß ich es mir versagen, diese und andere Werke (Zeitgedichte, Musikdramen, Übersetzungen) nach Gebühr zu würdigen und kann nur im Vorbeigehen die drei Hauptstücke der sprach- und stimmungsstarken Legenden grüßen: das poesievolle, tief erschütternde „Märchen vom Waldschratt“, die eingangs genannte „Silberfarbene Wolkensaumweise“ und vor allem das glutvolle Epos „Hermoders Ritt“, „vielleicht die bedeutendste Weltanschauungsdichtung, die während des Weltkrieges hervorgetreten ist, das einzige Werk, wie mich dünkt, in dem bei uns der Geist der Edda wirklich wieder lebendig geworden ist, freilich schwer und dunkel, wie alle solche Dichtungen“ (Adolf Bartels) — ein Lied, das bald von düsterer Götterdämmerungsschwermut, bald von tapferster Lebensstreiterzuversicht erfüllt ist:

„Vom Opfer lebt das Leben, in Opfern zeugt sich's fort,
Wer sich entreißt dem Ringe, verrottet und verdorrt.“

Und auch wir wollen gleich dem leidgereiften Dichter — trotz allem, was geschehen ist und noch geschieht — an Wotans Gruß an die Menschen glauben:

„O ihr, in Not gebunden!
Niemals soll euch verlöschen das Leuchten hoher Stunden,
Da Walhalls Zinnen strahlen und Männerglaube schwört,
Daß diese Welt den Helden, daß sie dem guten Gott gehört.“

Dr. Martin Treblin

* * *

Rübezahl und der alte Fritz

In seiner Rübezahlmär „Wenn der Alte Fritz gewußt hätte“ läßt der schlesische Dichter Eberhard König den Naturgeist, aus Begeisterung für den großen Monarchen, schließlich im Heere Friedrichs dienen. Hier eine Stelle aus dieser humorvoll-kühnen Verbindung von Natur und Kultur!

In dieser Nacht wanderte Rübezahl rüstig durch das Gebirge und trieb sich ungesehen vor Landeshut zwischen den Reitern Nádasdys herum, die in der Morgenfrühe nach Reichenau und Freiburg aufbrachen. Hinter dem Feldmarschalleutnant schloß sich das langsam vorrückende Heer der Österreicher und Sachsen in den Bergen zusammen, dem der Rastlose natürlich auch einen Besuch widmete, nicht anders als sei er der oberste Kriegsherr oder Heermeister, dem es obliege, festzustellen, ob alles beieinander sei. Armer Preußenkönig, zweiundachtzigtausend Mann sammelten sich da fröhlich bei den Kochtöpfen, in einer Stimmung, als sei es mit dir Matthäi am letzten! Seinen Spaß hatte Rübezahl aber, wie langsam und gemütlich da drüben

Digitized by Google

alles herging. Der Herzog von Sachsen-Weißenfels ließ hübsch auf sich warten, es gab Aufenthalt über Aufenthalt, und Prinz Karl war wütend, daß man dem Preußenfritz so viel Zeit ließ, Gegenmaßregeln zu treffen, die seinen ganzen schönen Feldzugsplan zuschanden machen würden.

Rübezahl aber faßte sich wiederum an seine nicht unbeträchtliche Nase im begreiflichen Staunen über sich selber: über sein dummes Vergnügen nämlich an dem Ärger des Lothringers und seine lächerliche Parteinahme für den „kleinen Racker", den Brandenburger. Immer wieder rüffelte er sich selber: Was geht dich in aller Welt das blauröckige Männlein an? Und immer wieder ertappte er sich bei dem heimlichen Herzenswunsch, daß es dem blauröckigen Männlein doch ja gedeihen möge! Machte er sich doch sogar in einer schönen dunklen Nacht die Mühe, sich in Person zweien österreichischen Ausreißern anzuschließen, Lumpenkerlen, die sich zu dem neugebackenen General von Winterfeldt führen ließen und dem, der gar zu neugierig auf dergleichen war, gute Mär sagten vom Aufmarsch und Angriffsplan der Feinde. Ja, mehr noch: Er wußte da selber so gescheit und kriegskundig wie ein alter Feldhauptmann dreinzuschwatzen, daß, weiß Gott, der junge General, der ihm übrigens als ein frisches, fröhliches Mannsbild über die Maßen gefiel und seine grillenhafte Vorliebe für den Fritz nur vermehrte, sich durch ihn veranlaßt sah, seinem König die Mahnung zugehen zu lassen: „Näher heran, Majestät, näher heran jetzt mit euren Harsten an den Schauplatz der himmlischen Rauferei, die allerdemnächst losgehen muß, damit die Kerle drüben keine Zeit finden, sich in der Ebene festzusetzen oder gar zu verschanzen!"

Und siehe da, Friedrich folgte dem Rate und ließ sein Heer schleunigst nach einem Rechtsabmarsch zwischen Obergrädiz und Reichenbach ein Lager beziehen. Ja, wenn der Fritz gewußt hätte! Alles ging nach Wunsch und Berechnung. Am 20. des Wonnemonats meldete der wachsame und kampfbegierige Winterfeldt: Die Vortruppen des Gegners gehen vor nach Freiburg und nach Bolkenhain. Was gilt's? Bald ergießt sich der große Strom der Hauptmacht in die Ebene, und dann packen wir sie! Herrgott im Himmel, warum sind die Kerle so dumm?! Offenbar sind sie mit Blindheit geschlagen, weil von der Vorsehung gnädigst zum Prügelkriegen bestimmt.

Um Mitternacht schritt der Menschenverächter Rübezahl über den Kamm seines Gebirges. Sicheren Fußes wanderte er über das Hochmoor und lauschte befriedigt dem Quellen und Sickern, Rinnen und Raunen der tausend Wässerlein, die im dichten Schwammicht der verfilzten Pflanzenpolster sich sammeln. Er grüßte die feine Anmutgestalt der Berganemone und des üppig wachsenden Goldfingerkrautes; denn seinen Geisteraugen trank das bleichende Mondlicht nicht die Farben und kleinen Formen hinweg, ihm lag jede Blüte, jedes Moos und Gräslein fein säuberlich vor den nachtsichtigen Augen.

Über die Höhe ging's, wo die Wasser, hier nach der Elbe, dort nach der Mummel sich scheiden, über die Naworer Wiese den Pfad hinab zwischen Elb- und Pantschewiese. Immer wieder freut sich sein Auge und Herz, wie weich umrandet im silbernen Mondenduft die dunkle Gestalt des Ziegenrückens sich hinstreckt; dort das wilde Tal der Sieben Gründe. Vorbei, vorbei! Tief drunten regt die kaum geborene Elbe ihr jungfrisches Rauscheleben; ein Gießbach stürzt ihr von oben liebevoll entgegen, ihr Wasser zu nähren, und verstäubt in wehenden Schleiern, die in der Luft hangen zu bleiben scheinen. Mit Behagen verweilte der Herr seines Reiches am jähen Rande des Abgrundes und sah hinab zu den mächtig aufgetürmten Wäldern, die aus der Schlucht zu ihm emporwuchsen. Drüben der kahle Steinwipfel des Hohen Rades. Nun eilend, eilend, als triebe ihn Ungeduld der Sehnsucht, von der Elbquelle über wasserunterspültes Gesträuch und Gestrüpp — kein Menschenfuß fände da Halt und Steg — hinüber zu den Schneegruben, hinab zum Grunde der Großen Grube, wo das Ungeheure der frostdurchhauchten Urweltwildnis, die ringsum zu schroffen Graten emporstarrt, ein Menschenherz in dieser einsamen Morgenstunde in Grauen überwältigen würde.

Digitized by Google

Hier stund für Rübezahl der Thron seiner Einsamkeit, wo er sich selber in seiner Geistwürde genoß. Die furchtbare Öde der Karen, wo sogar der Spiegel des Teiches drunten wie ein Jenseitsschrecken dunkelt, den gleich ein Totenfährmann auf seinem Nachen überqueren wird, sie ist ihm mit nichten erstorben, er fühlt nichts von den Schauern der trostlosen, herzbeklemmenden Unwirtlichkeit, die den Weibgeborenen hier zu dieser nächtlichen Stunde anherrschen würde: Fort, was suchst du hier? Hierher gehört kein schlagendes Herz! Der Berggeist, er trinkt hier den Hauch der Ewigkeit, der seine Seele nährt, hier fällt alle Bosheit und Laune von ihm, hier ist er der herrgeborene Sohn der Ewigkeit. Und hierher hat es ihn getrieben, um wieder einmal seiner Hoheit inne zu werden — weil er sich des Männleins im blauen Rock mit den strahlenden Augen erwehren mußte! Hier wirkte der Gedanke an jenes Menschenkind anders, anders klang hier die unwillige Frage: Was will er von mir? Was hat er so zu gucken? Nein, nein, am besten, alter Knabe, man schlieft fein wieder zu Berge und läßt das krabbelige, wuselnde Gewürm allein seine lächerlichen Händel ausfechten!

Doch seltsam, wie ewig-erhaben auch der Ernst der kahlen Felsen dreinschaute, auch hier gab er ihn nimmer frei. „'s hat schon sein Bewenden mit dem," murmelte er in seinen Bart, „er ist halt nicht wie die andern." In dieses Mannes großem Blick witterte sein Geisterwesen etwas, das von höherer Würde sprach, als gemeiniglich dem Tun und Streben der Menschen innewohnt. Sie sind gemeiner Art, allzumal, und meinen ewig nur sich. Hier aber kündete sich ihm untrüglich ein menschgestaltetes Teil der ewig schaffenden und bauenden Erdkraft an; und das wollte ihn zwingen, zu bekennen, daß auch im Menschen Hoheit sei. Aber war das wirklich an dem — in dumpfem Grimm fühlte er da etwas gebietend sich aufrecken, etwas, das Ehrerbietung und Unterwerfung heischte, Ehrfurcht, beim ewigen Erdfeuer, vor Ihm!...

... Auf dem Galgenberge von Hohenfriedberg war's. Heute heißt's die Siegeshöhe, und ein Tempelchen erzählt dort den Deutschen von Friedrichs Ruhm. Weit öffnet sich hier der Blick in die Ebene. Das Heer der Österreicher hatte am Gebirgsrande seine Stellungen eingenommen, die beiden Heerführer waren schon zum zweiten Male auf den hohen Luginsland geritten, Ausschau zu halten nach des unbegreiflich zaghaften Preußenkönigs abziehenden Scharen. Der hatte selber liebevoll Sorge getragen, daß die Meldungen im Lager des Prinzen Karl sich häuften, der böse Preußenkönig weiche Schritt vor Schritt zurück gegen Breslau, und hatte obenein, auf daß dieser Glaube zur Überzeugung reife, an allen Straßen nach Breslau fleißig arbeiten lassen. So hatte der Feind, seiner Sache gewiß, sich jeglicher Vorsicht entschlagen und war wohlgemut bis an die Ausgänge des Gebirges vorgerückt. Jetzo stunden da oben der sächsische Heerführer und der Schwager der Kaiserin und hielten Kriegsrat. Nádasdy hatte warnende Meldungen geschickt, Friedrich stehe in seinen vorigen Stellungen; doch man glaubte lieber, was zu glauben angenehmer war. Wenn der Herzog von Weißenfels auch noch allerhand Bedenken gegen den Vormarsch beibrachte — es sei auch kein so leichtes Ding, mit der gesamten Streitmacht auf einmal, breit und prächtig, wie sich das gehöre, in die Ebene hervorzubrechen, dergleichen wolle wohl vorbereitet sein —, der Prinz drängte vorwärts: Hätte Friedrich sich ihrem Vormarsch widersetzen wollen, warum nahm er nicht die prachtvollen Höhen da vorn bei Striegau ein? Nein, kein Zweifel, rückwärts ist die Losung da drüben, was auch der Bewunderer des übermütigen Brandenburgers, Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig, der ihm ein solch ruhmloses Davongehen nicht zutrauen mag, dagegen einwende. Seht doch hinab, wo steckt er denn? Wo steckt er denn? lief's höhnisch beim Mahle um die Tafel. Rübezahl lachte sich ins Fäustchen und hielt mit niederträchtigem Schmunzeln ehrerbietigst Seiner Kaiserlichen Hoheit eine duftende Schüssel vor die Nase. Dort, Kaiserliche Hoheit, hinter den bebuschten Erdwällen, Nonnenbusch heißt die Erhöhung bei Jauernik, dort lauert die gesammelte Streitmacht der Preußen; die Trüppchen, die hier und da noch in der Ebene sichtbar sind, das ist mitnichten nur der Schwanz der preußischen Heeresschlange!

Digitized by Google

So war heute ein festlich Mahl unter dem strahlenden Junihimmel bei fröhlichem Lerchenschlag dort oben auf dem Galgenberg zugerichtet worden; und zum köstlichen Nachtisch sollte es das herzerfreuende Schauspiel geben, wie der Österreicher und Sachsen gewaltige Macht mit einem Schlage in acht Marschsäulen aus den Bergen heraustrat. Hei, wie klangen da oben die Gläser aneinander. Vivat Maria Theresia! mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten, nach langem Hin und Her, endlich in der vierten Nachmittagsstunde des 3. Juni 1745 die schimmernden Truppen gradaus in die Ebene vor. Ein Meisterstück, das soll uns einer nachmachen! Den hohen Herren lachte das Herz im Leibe. Rübezahl auch...

[Und Friedrich auch, der nun die glänzende Schlacht von Hohenfriedberg schlug.]

Die Altonaer „Joseph"-Handschrift

Die vielbesprochene Handschrift, die in Altona aufgetaucht und deren Veröffentlichung im September von Hamburger Blättern geräuschvoll angekündigt worden ist, liegt nun im Drucke des Wissenschaftlichen Verlags Gente, Hamburg, vor, von ihrem Besitzer Dr. Paul Piper unter dem Titel: „Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung", herausgegeben, eingeleitet und mit einem umständlichen philologischen Apparat, auch mit Proben aus dem Original versehen. Um es sofort zu gestehen: das umfangreiche, 200 Seiten Text, deren 30 Vorwort und etwa ebensoviel Lesarten enthaltende Buch ist eine schwere Enttäuschung und schlägt die geringen Erwartungen, die man noch an den angeblichen Goethe-Fund geknüpft hat, vollends zu Boden. Die Art, wie der Herausgeber die Verfasserschaft des jugendlichen Goethe begründet, ist von peinlicher Unsicherheit, unlogischem, widerspruchsreichem Dilettantismus und phantastischer Übertreibung. Schon das Bemühen, die Grenze der Abfassungszeit des Goetheschen „Joseph" möglichst hinauf, d. h. in das Jahr 1764, anstatt herab, in das vom Leipziger Goethe selbst ausdrücklich bezeichnete Jahr 1762 zu setzen — seine spätere briefliche Datierung lautet sehr unbestimmt — erweckt starke Bedenken. Zwar sind Pipers Schlüsse, die er hinsichtlich der Verifizierung des Epos zieht, richtig; aber nur, soweit er sie aus Goethes Leipziger Briefen, nicht aber aus „Dichtung und Wahrheit", der durch schwache Erinnerung getrübten und von Piper selbst zuvor als sehr unzuverlässige Quelle bezeichneten Altersbeichte, hernimmt. Auch was er über Wolfgangs ersten, den Joseph bergenden „Quartband" äußert, erscheint uns schlüssig, wie ihm auch zugegeben werden mag, daß das zum Feuertod „verdammte" Werk nicht auch wirklich verbrannt und nur nach wiederholter Sichtung zur Haft in Goethes „Koffer" verurteilt worden sein braucht. Aber die Deutung der Goetheschen Angabe, sein „Joseph" sei ein „prosaisches" Gedicht gewesen, mit der Berufung auf die erste Iphigenie oder die Reimepistel an Friederike Öser, gleicht einem krampfhaften Eiertanz und grenzt an Unsinn. Durchaus schwankend ist Pipers Ausdrucksweise bezüglich des Urhebers der Handschrift, so daß man lange im Zweifel ist, ob er sie Clauer, dem Schreiber Goethes, oder dem Dichter selbst zuschreibt — man liest staunend vom Einfluß Gellerts auf die Schrift des doch zweifellos schon in Frankfurt verfaßten „Joseph"! —, bis er zuletzt offenbar Goethe nur die Korrekturen zuweist, die aber entschieden, nach der handschriftlichen Probe zu urteilen, nicht von ihm herrühren. Nach Durchsicht der von mir erbetenen Akten der juristischen Fakultät zu Göttingen, die eine eigenhändige Promotionseingabe Clauers in lateinischer Sprache und Schrift vom 8. Mai 1753 enthalten, ergibt sich auch keine Übereinstimmung dieser Züge mit den Proben der Altonaer Handschrift.

Geradezu lächerlich sind die Beweisgründe für Goethes Rechtschreibung und Satzbildung, die aus seiner mundartlichen Sprechweise hergeholt sind; denn so natürlich sich der junge Goethe in seinem Dialekte gab, so korrekt war — schon in den labores juveniles und

Digitized by Google

seinen Briefen — sein Schriftdeutsch. Zumal aber in seinen ersten Dichtungen! Und völlig irreführend sind Pipers Behauptungen über die vermeintlichen Frankfurtismen, die ständige Verwechslung des Dativ und Akkusativ, die auf alles andere als einen süddeutschen Verfasser hindeuten, vielmehr auf einen Autor, dessen bedenkliches Halbdeutsch — auch in den szenarischen Bemerkungen — ganz wurzellos und unbodenständig anmutet und, wie auch das Wasserzeichen des Papiers verrät, auf einen ebenso frommen wie ungeschickten Herrnhuter weist, aus deren Kreisen ja auch die Handschrift stammt und dem Herausgeber überreicht wurde, der aber erst spät, „durch eine seltsame Fügung zu der Erkenntnis kam, welchen Schatz er darin besaß“. Diese Berufung auf das mysteriöse, nicht weiter erklärte Schicksal erweckt mehr Vertrauen zu dem Fatalismus als zu der Goethe-Kenntnis des glücklichen Besitzers. Grotesk ist, was er über das Zusammenklingen der Erlebnisse des biblischen Joseph sowohl mit den Schicksalen des Frankfurter als des Weimarer (!) Goethe, was er über die Anlehnung des primitiv geschilderten Umzugs Josephs in Memphis an den prächtigen Einzug des königlichen Joseph in Frankfurt oder die Vorahnung der Prophezeiung der Straßburger Kartenlegerin bei Josephs Gesichten orakelt. Es bezeichnet den naiven Dilettantismus des (ja auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur sehr bewanderten und verdienten) Herausgebers, wenn er beim Vergleich des Goetheschen „Joseph“ mit dem Jugendgedicht „Höllenfahrt Christi“ annimmt, daß dasselbe unter Gellerts Einwirkung in Leipzig verfaßt worden sei, während es doch — nach Goethes eigenem Brief vom 12. Oktober 1767 — in Frankfurt „zurückgelassen“ und dort gegen seinen Willen von seinen Freunden im Jahre 1766 veröffentlicht wurde. Die Schlüsse aus dieser genialen „Jugendarbeit“ des „glücklichen Ikarus“ und „erfolgreichen Phaeton“ mit ihren „glänzenden Metaphern“ und „kühnen Vergleichen“, die Hyperbel von dem „wonnigen, kräftigen, in Worte nicht zu fassenden Duft der Knospe“ zeigen uns einen bis zur Monomanie in seinen Besitz und Fund verliebten Autor.

In Wirklichkeit ist die Wanderung durch die öde, breite, geschwätzige Reimerei des unbekannten, einen Lieblingsstoff der geistlichen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts — von Grimmelshausen und Philipp von Zesen bis auf Bodmer — mißhandelnden Poetasters ein erschlaffender Gang durch die Wüste, in der kein frischer Trunk oder Hauch einer Oase erquickt. Die großen, sicheren Linien der biblischen Legende, der „natürlichen, höchst anmutigen Erzählung“, werden kläglich verwischt, die lebensvoll geschiedenen Charaktere nicht „gesondert und ausgemalt“, wie Goethe es unternommen hatte, sondern verblasen. Hatte Goethe „durch Einschaltung von Inzidenzien und Episoden ein neues und selbständiges Werk zu schaffen gesucht“, so berühren hier die aus dem eintönigen episch-dramatischen Gerieſel der Tausende von Alexandrinern aufquellenden Springsäulchen der eingestreuten lyrischen Gesänge und „Arien“ wie das unbeholfene Lallen eines kindischen Nachbeters. Saft- und kraftlos, ohne psychologische Vertiefung dahinschleichend, zeigt das Machwerk des Dichterlings nur hie und da einen Anflug zu höherem Schwung (z. B. in dem dreimaligen „Lebt Joseph noch“ der Brüder in der Erkennungsszene V, Vers 1373 ff.); aber sofort singt die langbeinige, fliegend springende Zikade im Grase wieder ihr altes Liedchen. Alles in allem mutet dieser „Joseph“ angesichts der wuchtigen alttestamentlichen Vorlage an wie ein zum erbärmlichsten — freilich mehr als einen Abend füllenden — Oratoriums- oder Opernlibretto verwässerter klassischer Text. Und in diesem Zerrbild erblickt der Herausgeber einen „Vorläufer zum ‚Faust‘“!

Gewiß, Goethe selbst hat schon in seinen Leipziger Briefen sein Jugendwerk ob seiner kindlich-frommen und erbaulichen Einfalt zweimal verleugnet, und hat zehn Jahre später im „Urmeister“, über seine gehaltlosen Erstlinge urteilend, gefragt: „Ein Knabe, der sich selbst nicht kennt, der von den Menschen nichts weiß, der von den Werken der Meister allenfalls sich zueignete, was ihm gefiel, was will der dichten?“ Aber käme er heute wieder und stünde vor dieser ans Tageslicht gezerrten, mühsam einbalsamierten und pompös aufgebahrten Kindesleiche, deren Vaterschaft man ihm zuzuschreiben wagt, er entsetzte sich ob dieses Frevels oder

Digitized by Google

er, der alles Verstehende und Verzeihende, spräche im Hinblick auf seinen Frankfurter Jugendhelden und Liebling von dem Herausgeber der „wiederaufgefundenen Jugenddichtung Goethes“ lächelnd die biblischen Worte: „Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph.“

Dr. Ernst Traumann

Ein alemannischer Künstler

Hans Adolf Bühler

Nenne ich den Namen dieses Künstlers, des badischen Malers und Professors, so taucht vor meinem inneren Auge ein traumstilles „Eiland“ am Rhein auf. Sternübersät liegt der weite Himmel über schilfbewachsenen Wassern, dunkle Pappeln ragen in die Nacht, die Umrisse einer Burgruine auf niederem Hügel treten ins Mondlicht, mild grüßt einer Lampe Licht aus dem nahen Wohnhaus inmitten der grünen Wildnis. Sommernacht am Kaiserstuhl! Bühlers Reich — sein Heim und Haus am Alt-Rhein!

Wer diesen weltverborgenen Heimatsitz kennt, der versteht viele Landschaftsbilder, viele Radierungen des süddeutschen Künstlers aus ihren Tiefen heraus. Bühler ist ein durchaus Eigener. Ein bitter wahrer, durch und durch echter Mensch und Künstler, der keine Konzessionen, aber auch nicht die geringsten gegenüber den Menschen kennt, der malt, was er malen muß, der seine weltumspannenden Ideen, durchtränkt von Deutschtum, Innerlichkeit und Versenken in das Göttliche aus seiner Seele treten läßt in Bild, Radierung oder Skulptur. Viele dieser Bilder werden nur die „Eingeweihten“, um die theosophische Bezeichnung zu wählen, verstehen. Es geht diesen inhaltlich so tiefgefaßten Bildern wie es großen Tonschöpfungen geht, vor denen Ungezählte zwar bewundernd, aber doch ohne den Schlüssel zum Eingang zu finden, stehn. Sie lassen sich von den Tonfluten umbranden, lauschen staunend und ergriffen, der tiefste Sinn aber, der in dieser „andern Sprache“ sich aufschließen möchte, den fassen nur wenige.

So geht es den Bildern Bühlers, die die unbegreiflichen Wunder des Kosmos und der Menschenseele, die tiefste Gedankenwelt des Künstlers wie in zarte Schleier gehüllt erschließen. Das Höchste und Heiligste zeigt sich nur verhüllt. Aber es gibt Menschen, die es durch die Hülle schimmern und ragen sehen.

Uns Künstlern ist zum Offenbaren der inneren Welten nur ein unvollkommenes Ausdrucksmittel in der Sprache, dem Stift, dem Meißel, dem Ton gegeben — vielleicht das vollkommenste noch im klingenden Ton. Dem Künstler ist bestimmt, zu ringen, immer aufs neue zu ringen, wie er das innerlich Geschaute und Erlebte nach außen sichtbar, hörbar offenbare.

Je größer das Genie, um so härter ist oft der Kampf mit der Materie, durch die es „reden“ muß. Je größer der Künstler, je mehr gilt von ihm das Schumannsche Wort: „Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz.“ Oder das andere schöne Wort eines Dichters: „Dein Gleicher nur fühlt, wer du bist!“ —

Das läßt sich wohl bei H. Bühler anwenden. Über ihn, der wie Thoma den alemannischen Volkskreisen entstammt und sich auf seinem Lebensweg zu seltener geistiger Höhe emporbildete, ist schon viel geschrieben worden, ich möchte nur persönlich Erlebtes mitteilen. Bühler, den ich stolz Landsmann und Freund nenne wie H. Thoma, ist ein im Aufstieg Begriffener, ein fortwährend Wachsender, durch seine Kunst Offenbarungen verkündender Meister, der wie alle solche Künstler keine „Jahre“ hat, sondern lebt, wirkt, schafft! Eine erstaunliche Fülle auf allen Gebieten der Malerei, Radierkunst und Plastik schuf seine Hand. Auf Wanderfahrten durch Italien und Frankreich hat B. die Kunst anderer Großen in sich aufgenommen, sein Geist verarbeitete die Eindrücke und ließ sie auf sich wirken; aus Studien an fremden Mei-

Digitized by Google

stern klärte aber Bühler immer mehr sein eigenes Wesen, das bis auf den letzten Grund deutsch ist und blieb im tiefsten Sinn des Wortes. Seele, Gott, Überweltliches, religiöse Tiefkraft, sittliche Größe, menschliches Allumfassen auch des Kleinsten und Verborgensten in Gottes großem Schöpfungshaus — das offenbaren Bühlers Werke.

Ihr werdet nie die Kraft verspüren, die diese Bilder auf euch auszuüben vermögen, wenn ihr mit den landläufigen Begriffen von „Schönheit des Menschen" vor sie hintretet. Wer aber sein Auge gebildet hat, das innerlich Schöne, das aus dem Wesen des Menschen hervorleuchtet, zu erkennen, wer die Volksseele studiert hat und ihre Ausprägung auf den Gesichtern der Menschen, der wird Bühlers Bildern anders gegenüberstehen.

In seinem großen Wandgemälde, dem Prometheusbild der Freiburger Universitätsaula, hat er eine aufsteigende Skala des Erwachens der Menschenseele und des Geistes gemalt, wie es erschütternder kaum gedacht werden kann.

Aus seiner alemannischen Heimat hat er wohl viele seiner Menschentypen geholt. Das Schwere, Schwerblütige dieser Menschenrasse tritt uns da ungefälscht, unverschönert, echt in seiner Volkskraft und Wahrheit entgegen.

Zwei Menschengesichter, die man nie vergißt, wenn man sie einmal gesehen, Bühlers „Christus" und sein „Prometheus", geben sprechendes Zeugnis von der dem Maler innewohnenden Seelen- und Offenbarungskraft. Mag man über die Auffassung des ganzen Christusbildes denken wie man will, was er in diesen Kopf legte, was uns daraus anblickt, wie auch aus dem Kopf des Prometheus, ist tiefstes deutsches Verstehen für die Sendung des Gottes- und Menschensohnes und dessen Leidensweg — aber ebenso deutsches Durchdringen der griechischen Sage vom Feuerbringer Prometheus, ein Hineinstellen dieser hier ins Deutsche übertragenen Gestalt in deutsche Volkswelt aller Geistesstufen. Mich überkamen beim ersten Sehen dieses Prometheusbildes Schauer der Andacht und der tiefsten Ehrfurcht vor der Gewalt und Kraft des Schöpfergeistes im Menschen. Die akademische Jugend Freiburgs, die täglich Gelegenheit hat, dies Kunstwerk zu sehen, kann viele innere Werte und Anregungen von diesem Bild mitnehmen, wenn sie sich Zeit zu längerem Verweilen davor und zum Vertiefen in dasselbe nimmt.

„Hüte die dir anvertraute Flamme des Edlen, Guten, Hohen!" so mahnt der Blick des germanischen Lichtbringers, der Bühlers „Christus" nicht unabsichtlich so ähnlich sieht. Siehst du die blaue Wunderblüte in Menschengestalt, die sich an den Riesen schmiegt? Sie erwacht zum Leben unter dem Schirm des Starken, der die Lichtquelle hütet. Deutsche Jugend, wahre und hüte deine heiligsten Güter, schütze die Flamme, die dir durchs dunkle Leben hindurchleuchten soll! So mahnt dieser Prometheus.

Neben dem „Christophorus" („Stoffel" nennt ihn der Meister), der auch eines der Bilder Bühlers ist, das ins innere Leben des Künstlers blicken läßt — wie meisterlich ist dies Werk in Anlage, Technik und Kolorit! —, möchte ich noch zwei Bilder aus seiner jüngsten Schaffenszeit nennen, die des Künstlers Wesen und Eigenart besonders widerspiegeln: das Bild des Mystikers und Schusters Jakob Böhme, der am nächtlichen offenen Fenster, durch das der Sternenhimmel hereinsieht, beim aufgeschlagenen Bibelbuch sinnend sitzt und bei dem das Geistwesen „Mensch" in so innige Verbindung mit dem Kosmos tritt. Nur einer, der die Welten selbst kennt, in die sich Böhme versenkte, konnte dies Bild so malen, daß sogar die Farbengebung zur geistigen Deutung beiträgt.

Vor kurzem stand ich in der Werkstatt des Künstlers vor einem noch nicht ganz vollendeten Christusbild, auf dem unter dem dornengekrönten Haupt die mit Stricken gebundenen Hände sichtbar sind. Dieses bleiche, blutige, blonde (germanische) Haupt ist von erschütternder Schöne, der Blick, den dieser Christus auf uns wirft, von unsagbarem Ernst und Schmerz erfüllt. Das Bild, das die Heimatgemeinde im Wiesenthal als Kirchenschmuck von B. erhalten wird (zum Gedächtnis an die Helden des Krieges), ist von einer religiösen Kraft und genialen

Digitized by Google

Offenbarung. Bühler läßt hinter dem „Haupt voll Blut und Wunden“ den wunderbaren nächtlichen Sternenhimmel erstrahlen, umsäumt von lichten Wölkchen, Geheimnissen des Kosmos. Ich erinnere mich nie, einen so tief erschütternden Christuskopf gesehen zu haben. Überall — das ist Bühlerweise — haben seine Bilder feinsinnige Ausschmückungen (auch die Radierungen), daß man beim eingehenden Sehen gar nicht aus dem Staunen kommt und das Letzte, Feinste aus des Malers Seele sich erschließt. Dieser Christuskopf sollte hineingestellt werden in deutsche Gegenwart. Er sollte in ergreifender Sprache den Menschen vor Augen treten, die durch den Ernst und die Tragik der Gegenwart jagen, taumeln, tanzen! Die Pfarrer müßten hier schweigen, wo dieses Haupt mit den festgeschlossenen Lippen so erschütternd redet, wo die Gewalt dieses Blickes den Menschen durch die Seele schneidet.

Und Bühlers Radierungen? Sie führen in dieselben Welten, von denen hier gesprochen wurde. Sie werden immer nur den kleinen Kreis „verwandter Geister“ finden. „Das Nachtigallenlied“, 12 Meisterblätter, zu denen Bühlers Idyll am Alt-Rhein den Hintergrund bildet, ist durchzogen von Klang und Tönen. Bühler gab jedem Blatt eine musikalische Unterschrift, ja eine Tonart, die das Bild charakterisiert. Wer das geheime Weben in des Menschen Seele, sein Werden und Wollen und Ringen im Leben zu zweien und das Schicksal, das mit Hagelschlägen auf das gewordene Leben fällt, nicht erlebte und kennt, der kann diese Blätter nie verstehen. Hier gilt erst recht das Sehen mit dem äußeren und inneren Auge und das Sehen hinter all dem Sichtbaren! Nun arbeitet Bühler an einem neuen großen Radierwerk „Schöpfungsgeschichte“. Gesänge aus Dantes „Göttlicher Komödie“ liegen der „Vorschöpfungsgeschichte“ zugrunde.

Als ich die feingeätzten Kupferplatten in Bühlers Sommerwerkstatt auf „Sponeck“ sah, da spielten funkelnde Sonnenstrahlen um die glänzenden Tafeln, und ich sah diese Strahlen in tiefdeutiger Art festgehalten in den Bildern auf dem Metall, und ihre Lichtkraft durchdrang die Schöpfung des Künstlers. Ein seltsames Ineinanderweben! Hier war's, wo die selige Erkenntnis meine Seele durchzuckte, daß der gottentbrannte Künstler Ewigkeitswerte hervorzurufen die Kraft hat, um damit die dunkle Welt zu erhellen und an der Leuchtkraft der eigenen Seele den Mut der andern Menschenseelen immer aufs neue zu entzünden.

Und noch ein Wunderbares sei hier ausgesprochen — „wunderbar“, weil selten: Bühlers Wesen steht im Einklang mit seinen Werken. Hans Adolf Bühler der Mensch hält Bühler dem Maler die Wagschale. Wer ihn näher kennen lernte, der hat dies voll tiefer Freude erkannt und durfte teilhaben an seinem inneren Reichtum.

Zum Schluß ein paar Worte aus des Künstlers Mund, aus der Erinnerung an reiche Gespräche wiedergegeben:

„Die italienische Kunst ist Harmonie und Schönheit — die deutsche Kunst ist Geist und Seele. Hat ein anderes Volk Dome gebaut wie das Freiburger oder Straßburger Münster, oder den Kölner Dom? Wo sind in andern Nationen Künstler wie Dürer, Holbein, Grünewald und Memling zu finden? Ich vergleiche die deutsche Kunst im Gegensatz zu der anderer Nationen mit dem deutschen Veilchen, das duftet, während das große schöne Rivieraveilchen keinen Duft hat. Die schönste, üppigste Blume des Südens sagt mir nicht, was mir die Aglei, der Rosmarin sagt. Das deutsche Wesen, das in den letzten Jahrzehnten zuviel vom Ausland annahm, es muß wieder zurück zu seiner Urbestimmung und muß geläutert und gereinigt werden.“

Clara Faißt

Digitized by Google

Henry Thode †

Glücklich, wer die Betrachtung über einen großen Menschen auf persönliche Eindrücke gründen kann. Ihm erschließt sich ohne weiteres jener Zusammenhang zwischen Wesen und Schaffen, aus dem sich das letztere einzig erklärt, indessen alle, welchen die Gunst einer solchen Anschauung nicht zuteil ward, nur mittelbar sich das Bild des Lebensganzen, welches Sein und Wirken umfaßt, zu erzeugen vermögen."

Diese Worte, mit denen der Anfang November in Kopenhagen infolge einer Operation unerwartet plötzlich aus dem Leben geschiedene bekannte Kunstgeschichtsgelehrte Henry Thode eine Würdigung Franz Liszts zur hundertjährigen Feier seines Geburtstages 1911 in den „Bayreuther Blättern" einleitete, darf ich in gewissem Maße auch für mich anwenden. Denn Thodes Lebensweg hat wiederholt den meinigen gekreuzt: sei es am Neckar, als er mir die Herrlichkeit seiner großen Ausstellung von Bildern des von ihm erkannten und „durchgesetzten" edlen Meisters Hans Thoma in seiner Heidelberger Wohnung erschloß, sei es bei mehrfachen Begegnungen auf dem Festspielhügel von Bayreuth, sei es bei Leipziger Vorträgen oder endlich bei der Enthüllung des Denkmals von Franz Liszt in Weimar am 31. Mai 1902, wo er die Festrede hielt.

Henry Thode, geboren zu Dresden im Jahre 1857, kam als junger Universitätsdozent um 1880 in Berührung mit Richard Wagner, die für sein arbeitsreiches und stets nur den idealsten Antrieben der deutschen Seele gewidmetes Wirken von entscheidender Bedeutung geworden ist. Von Geburt aus sehr musikalisch, erblickte er fortan das Wesen der Kunst überhaupt aus jenen Empfindungstiefen, in denen alles Geschaffene urheimatlich wurzelt, aus einem musikalischen Urgrund, und gewann so Schöpfern wie Geschaffenem ganz überraschend neue Erkenntnisse ab. Es ist hierbei vielleicht nötig, daran zu erinnern, daß die Griechen des Altertums mit ihrer noch unbeirrten genialen Feinfühligkeit, nicht minder als heutzutage der Bayreuther Kreis, das gesamte Kulturleben der „Musik" unterordneten, worunter aber nicht die moderne willkürliche Annahme der Tonkunst im engern Sinne, sondern „alle künstlerische Kundgebung des inneren Menschen überhaupt zu verstehen ist, insoweit er seine Gefühle und Anschauungen in letzter, überzeugendster Versinnlichung durch das Organ der tönenden Sprache ausdrucksvoll mitteilt" (Wagner, „Über musikalische Kritik", gesammelte Schriften und Dichtungen, Band 5).

Henry Thode hat aus solch vertieftem Geiste wahrhaft musikalischer Kunst heraus als meisterlicher Kunstschriftsteller den heiligen Franz von Assisi und den Heros der italienischen Renaissance, Michelangelo, daneben Giotto, Mantegna, Tintoretto, wie nicht minder die deutschen Meister der Nürnberger Malerschule des 14. Jahrhunderts und die neueren deutschen Bildmeister Arnold Böcklin und Hans Thoma vor unserem geistigen Auge erstehen lassen, letzteren Meister auch durch seine glänzende Vortragskunst weiteren Kreisen seiner deutschen Landsleute erschließend. Eines seiner meistgelesenen Bücher ist die anziehende Erzählung vom „Ring des Frangipani", worin kunstgeschichtliche Forschung und schöpferische Anschauung sich aufs anziehendste berühren. Lange Jahre hat der große Kunstforscher den Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Universität Heidelberg geziert und zu einem der namhaftesten Deutschlands erhoben. 1915 hat Thode sein Lehramt niedergelegt, um fortan sein reiches Wissen in Wandervorträgen zu erschließen, hat aber bis zu seinem Ende unermüdlich seinen so tiefgründigen, erkenntnisfördernden Forschungen obgelegen.

„Weimar und Bayreuth!", so begann seine Festrede zur Enthüllung des Liszt-Denkmals (zuerst veröffentlicht im 25. Jahrgang der „Bayreuther Blätter") — „es ist ein an Bedeutung Unermeßliches, was in diesen beiden Worten zusammengefaßt wird. Nicht ein Gesondertes, sondern ein im tiefsten Sinne Gemeinsames, Einiges: das Ideal deutscher Kultur!"

Und diesem Ideal deutscher Kultur hat auch Henry Thode mit seinen hervorragenden Gaben treu gedient.

Arthur Prüfer

Digitized by Google

Neue Lyrik

Viele und eifrige Stimmen erheben sich zum lyrischen Gesang im deutschen Lande; aber es sind ihrer doch noch wenige, die mehr als eine rasche, sei es günstige oder ärgerliche Anregung bieten. Auch unter den jetzt zur Besprechung vorliegenden gibt es nur ein paar wirklich reife und vollkommene. Ich will das Paket durchmustern und mit einigen Worten begleiten, — kurz und andeutend, wie es der knapp bemessene Raum gebietet.

Das religiöse Empfinden, das aus der Nacht unserer dumpfen Stunden wie ein weisendes Gestirn emporsteigt, äußert sich in den gut gemeinten, aber blut- und harmonielosen Versen von Else Promnitz: „Christus spricht“ (Franz Goerlich, Breslau; geb. 9 ℳ); auch „Die Legende der Wiedergeburt“ von Johannes Aurelius (Horn-Verlag, Hermann Hoffmann, Nesselwangen bei Überlingen am Bodensee) erscheint mir noch nicht ausgereift; so edel die Gesinnung bleibt, welche sich hier ausspricht, so matt zeigt sie sich in der unbeherrschten Form; aber die eingestreuten Prosastücke bieten manches Anregende, Leuchtende und Warme. Mit besonderem Nachdruck sei auf die schöne, umfassende Anthologie „Denk Jesu nach“ von Karl Jakubczyk hingewiesen (Freiburg, Herders Verlag; br. 17,40 ℳ, geb. 22,50 ℳ); von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart sind hier die innigsten und reinsten Christusgedichte zusammengestellt, übersichtlich angeordnet und mit Quellenverzeichnis versehen. Gerade aus den letzten Jahren freilich hätte man gern noch ein paar Beweise mehr dafür gesehen, daß sich das religiöse Fühlen wieder ausbreitet und offenbart; aber es wird niemanden geben, der nicht finden wird, was er sucht und begehrt: Einkehr, Aufrichtung und Andacht. Die Ausstattung ist vornehm und einfach. — Sodann zwei Bücher von Kurt Bock, „Strophen um Eros“ (Dresdener Verlag von 1917), frisch und jugendvoll, vielleicht nicht immer rund und ausgegoren, aber voll guten Willens. Namentlich in der Abteilung Alt-Döbern finden sich ein paar zarte, romantisch erfüllte Bilder und Zeichnungen. Von demselben Verfasser „Berufung des Weltflüchtigen“ (Boll & Pickart, Berlin): hier will der Dichter Größeres als er vermag; in dem romantischen Spiel „Die Weihenacht“ finden sich deutlich Anklänge an Brentano. Wenn Kurt Bock ein wenig sorgsamer und gewählter schaffen wird, dann können wir noch manches Kunstwerk von ihm erhoffen.

Zum größten Teile unverständlich blieb mir „Golgatha“ von Paul Zech (Hoffmann & Campe, Hamburg). Die Gleichnisse muten mich erdacht und ergrübelt an; ich glaube nicht recht an die Unmittelbarkeit dieser Verse, die allzu stark dem Absonderlichen zuneigen. Neben schönen und sicheren Bildern gibt es solche übermäßige und für mein Denken und Empfinden wenigstens unbegreifliche:

Um die schwarzen Waldskelette Vaux'
schwellt die Abendsonne rotes Fleisch.
Und es klafft ein Schoß notreif und hackt Gekreisch,
wiehernd göttliche Geburten los.

Es wäre ungerecht, wenn ich ein abschließendes Urteil wagte, da mir diese Art der Dichtung fremd und unverständlich ist. — Stiller und gefaßter zeigt sich Max Barthel, der im Kriege mit einigen achtenswerten Versbüchern hervortrat. Das sehr schmale Heftchen „Das Herz in erhobener Faust“, Balladen aus dem Gefängnis (Gust. Kiepenheuer, Potsdam) erscheint mir ziemlich matt; dagegen fand ich in dem anderen Buche „Die Faust“ (derselbe Verlag) zwar keine überraschenden, aber immerhin künstlerisch erfreuliche Stücke; manches glückliche Bild, manche sichere Strophe läßt den Leser aufhorchen, wenn freilich auch ein nachhaltiger Eindruck schwerlich erzeugt werden dürfte. — Auch das neue Buch des anderen Arbeiterdichters Karl Bröger, „Die Flamme“ (Eugen Diederichs, Jena; br. 6 ℳ, geb. 10 ℳ) stellt

Digitized by Google

einen gelinden Rückschritt gegen die ersten Veröffentlichungen Brögers dar, die ich hier besprechen durfte. Es versteht sich, daß ein sozialistisch-republikanischer Geist sich ausspricht; aber die Macht und Freudigkeit, die man früher bemerkte, ist geschwächt und ermattet. Die dramatischen Spiele leiden an einer nicht völlig ausgereiften Begeisterung und lassen darum manche Unklarheit übrig. Es wäre aber ungerecht, wenn nicht betont würde, daß auch einige sehr tüchtige, angenehme Gedichte zu finden sind, wie „Hymne an einen Baum", „Gott", „Der Regenbogen", „Schöpfung".

„Kassiopeia" von Albert H. Rausch (Egon Fleischel & Co., Berlin; 8 M) leitet hinüber zu den wahrhaft guten und fesselnden Büchern. Zwar verstimmt mitunter eine allzu artistische Gelassenheit; aber man empfindet doch, daß hier ein Können redet; seine Verse sind schlank und zart; nicht im Wetter gereift, sondern in den Stunden einsamer Besinnlichkeit; sie gehören etwa zu der Art Georges; aber sie muten doch lebensnaher und blutvoller an, wenn sie auch nicht die letzten Saiten des Herzens zu berühren vermögen und immer ein wenig fremd und ferne bleiben.

Ein deutliches Ringen offenbart die „Himmelfahrt der Venus" von Karl Zimmermann (E. Diederichs, Jena; br. 8 M, geb. 12 M); ich glaube, daß sich hier eine Zukunft auftut, wenn auch noch unsicher und tastend. Aber die dichterische Gabe ist deutlich zu verspüren; wenn die Gluten erst gebändigt sind, damit sie reine Formen ausbilden können, dann wird sich gewiß erfüllen, was sich hier noch vorbereitet.

Ein starkes und mannigfaltiges Gedichtbuch wie Karl Leopold Mayers „Wolken" (Egon Fleischel, Berlin) läßt den Leser länger verweilen. Zwar tobt sich auch hier eine kecke Erregung mitunter allzu ungebändigt aus; aber daneben entdeckt man sehr klare, bezwungene Gebilde; vor allem empfängt man das Bewußtsein inneren Zwanges; hier ringt ein aufrechter Geist mit den bunten Erscheinungen unserer Welt und versucht sie zu fassen und zu bannen. Leise oder laute Töne gelingen ihm glücklich und nicht selten zur Überraschung unmittelbar; es ist gesunde, erlebte und verheißende Kunst. — Dasselbe gilt von Agnes Miegel und ihren „Gedichten und Spielen" (E. Diederichs, Jena, br. 10 M, geb. 15 M); Agnes Miegel gehört zu den stärksten weiblichen Talenten unserer Tage; namentlich in der Formung der Ballade sind nur wenige ihr gleichzustellen. In dem neuen Buche hat die sparsam schaffende Dichterin wieder durchweg Hohes und Erquickendes gegeben; wie leuchten diese Verse in opalenem Schimmer, wie fügen sie sich sicher und rein; niemals überhitzt oder andeutungsweise; immer voll gedrungener Fülle und prachtvoller Anschaulichkeit! Nehmt und lest! Die beiden angefügten Spiele freilich entbehren wohl etwas von dem schwebenden Dufte, der beabsichtigt war; manches erscheint mir eindeutiger als nötig. Alles in allem: ein wahres und treues Werk, wie sie leider heute selten geworden sind. — Auch die „Beerenlese" aus den Versbüchern des Freiherrn von Münchhausen (Fleischel & Co., Berlin) bedarf keines ausdrücklichen Hinweises. Münchhausen ist wohl die schönste Begabung, die wir jetzt auf dem Gebiete der Ballade haben, und dieser kleine Auswahlband erfreut durch wahrhaft edelmännische Gediegenheit, durch Mannigfaltigkeit und beherrschte Kraft.

Zuletzt derjenige Dichter, der mir besonders lieb und teuer ist, der als Lyriker mich jederzeit ergriffen und berührt hat: Wilhelm von Scholz. Seine gesammelten Werke, die bei Georg Müller, München, erscheinen, bringen in den beiden ersten Teilen die „Balladen und Königsmärchen", unter denen namentlich der schöne Zyklus „Hohenklingen" hervorragt, wenn man auch erkennt, daß es sich um frühe Schöpfungen handelt; bedeutsamer noch sind die Königsmärchen, voll gedämpfter Farbigkeit, wie sie durch bunte hohe Bogenfenster schimmert. „Der Spiegel", die lyrische Ernte bergend, ist schwer von sinnender Gottinbrunst und einsamer Sehnsucht, die sich nach den Sternen reckt. Raum und Zeit — diese beiden rätselhaften Begriffe umkreisen die Verse immer von neuem, die Mystiker blicken dem Dichter über die Schulter mit mahnenden und abgründigen Augen. Letzte Ahnungen und Träume werden in erstaunlich

Digitized by Google

gefaßten Worten zum Gedicht gezwungen. Ferne und Nähe zergleiten vor seinen Blicken zur webenden Gegenwart; Landschaft wird zum hohen, niemals überstiegenen Symbol. Ein Buch für wenige; aber diese Wenigen werden es immer wieder ergreifen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Zu Aberts „Mozart“

Otto Jahns „Mozart“, bekanntlich eines der schönsten biographischen Denkmäler, die je einem Genius gesetzt wurden, bedeutete nicht nur die grundlegende Mozartbiographie und zugleich ein Werk, das für seinesgleichen vorbildlich werden sollte, sondern blieb auch für Jahrzehnte die auf ihrem Gebiet und für ihren Gegenstand abschließende Arbeit.

Noch für die dritte Auflage, die rund dreißig Jahre nach der ersten erschien, brauchte nach Überzeugung des Bearbeiters Hermann Deiters „von einer eigentlichen Erneuerung keine Rede zu sein“: „Die Fundamente der biographischen Erzählung und der menschlichen Charakteristik sind so fest begründet, die Quellen für beides liegen so klar und umfangreich vor, daß sie wohl für alle Zukunft als bleibend betrachtet werden können...“ Freilich mußte Deiters bei Herausgabe des etwas später folgenden zweiten Bandes bemerken, daß „gerade die letzten Zeiten noch manche neuen Aufschlüsse und Mitteilungen gebracht“ hätten, „welche zu eingehenderer Behandlung auffordern konnten“; doch konnte er immerhin an seinem Grundsatz festhalten, „die Arbeit des Verfassers, seine menschliche und künstlerische Beurteilung Mozarts möglichst unangetastet zu lassen“.

Seitdem sind abermals drei Jahrzehnte verflossen. Eine vierte, gleichfalls von Deiters besorgte Auflage, die — als bisher letzte — noch herauskam (1906/7), beanspruchte nur, als „revidierte Wiederholung der dritten“ gewertet zu werden, kein Wunder also, daß das Werk in vielen und wichtigen Punkten den Ergebnissen der neueren Musikforschung gegenüber nicht mehr als stichhaltig gelten kann.

Eine Umarbeitung nach dem gegenwärtigen Stande der Musikwissenschaft hielt Hermann Abert, der mit der Vorbereitung einer neuen Auflage betraut wurde, für eine unlösbare Aufgabe. Er entschloß sich zu einer vollständig neuen Arbeit, die „das Erbe des Jahnschen Buches antreten soll“ und den Titel trägt: W. A. Mozart von Hermann Abert, herausgegeben als fünfte vollständig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe von Otto Jahns Mozart. (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig 1919.) Vorläufig liegt der erste Teil (1756—1782) vor, ein über tausend Seiten starker Band, dessen Drucklegung bei den gegenwärtigen Verhältnissen trotz des schlechten Papiers eine rühmens- und dankenswerte Tat bedeutet.

Der Wendung von der „Erbschaft“ oder dem dasselbe besagenden Untertitel seines Buches gemäß übernimmt Abert von dem ehemaligen Jahnschen Buch das, was er als „äußere Ausstattung“ bezeichnet, „namentlich was das Verhältnis von Text und Anmerkungen betrifft“. (Verständlichkeit des Textes unabhängig vom „gelehrten“ Apparat der Fußnoten.) Auch von Jahns äußerer Disposition sind Spuren übrig geblieben: die alte Kapiteleinteilung, freilich nach Bedarf und Notwendigkeit abgeändert, erweitert, zusammengedrängt, ist für Aberts „Neubau“ gleich den noch tragfähigen Pfeilern und haltbaren Mauerresten einer Ruine nutzbar gemacht. Bedauerlicherweise ist auch ein Namen- und Sachregister — nach der „äußeren Ausstattung“ von Jahns Werk zu schließen — dem II. Bande vorbehalten geblieben. Beim Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses vermißt man es um so mehr! Ebenso muß man sich hinsichtlich der zitierten Beilagen auf das Erscheinen des II. Bandes vertrösten. Im übrigen wird

Digitized by Google

bis auf geringfügige Ausnahmen selbst da, wo es sich um Jahns „gesicherte Ergebnisse" biographischer Natur handelt, eine von der seinen abweichende Darstellung angestrebt. Mit andern Worten und mit einem Wort: Albert bedient sich, unter Wahrung seiner Unabhängigkeit, des Jahnschen Werks lediglich als einer Materialsammlung, der Materie nach, soweit sie brauchbar geblieben, nicht dem Geist nach, nimmt er es in sein Buch auf.

Dies Verfahren ist, im Grunde genommen, das jeder selbständigen wissenschaftlichen Arbeit. Nur darin liegt eine Besonderheit, daß der „Neubau" sozusagen auf der alten Baustelle aufgeführt wird. Diese Besonderheit aber kennzeichnet und betont den entscheidenden Punkt des Verhältnisses, in dem Albert zu Jahn steht, und aus dem sein an Jahns Werk geübtes Verfahren sich zwingend ergeben hat: Jahns Mozart ist für Albert historisch geworden, das heißt: tot.

Von Pietätlosigkeit gegenüber Jahn weiß Albert, der sich und seinen Lesern über sein Verfahren Rechenschaft ablegt, sich völlig frei; in Geringschätzung Jahns verrät sich für ihn Mangel an historischem Sinn. „Niemand weiß besser als ich, daß Jahns Mozart eine Leistung war, deren geschichtliche Bedeutung nicht wieder erreicht, geschweige denn überboten werden kann." Aber Jahns Mozart gehört eben der Geschichte an, „der Geschichte seiner Zeit".

Nicht nur um neue Kenntnisse handelt sich's, die zum Teil auch zu neuen Wertungen führen müssen: Albert sieht, als Sohn einer andern Zeit, mit andern Augen als Jahn. Das ist das Entscheidende.

Nicht allein „die geschichtlichen Grundlagen seines (sc. Jahns) Mozartbildes erwiesen sich als zu schwach", nicht allein den stilkritischen Ergebnissen gegenüber, zu denen die neuere Musikwissenschaft auf Grund ihrer eingehenden Studien vormozartischer Kunst gelangt ist, mußte ein gut Stück der Jahnschen Arbeit fallen: sondern vor allem gehört die Mozartanschauung Jahns einer Zeit an, die nicht mehr die unsere ist. „Jetzt handelt es sich nicht mehr um Jahn, sondern um Mozart."

So wenig sich Albert zu dem reinen „Rationalismus" der französischen Gelehrten T. de Wyzewa und G. de Saint-Foix bekennt, deren Mozartwerk (W. A. Mozart, Sa vie musicale et son œuvre, de l'enfance à la pleine maturité [1756—1772] Paris 1912) er als „den größten Fortschritt über Jahn hinaus" einschätzt, so wenig lebensfähig gilt ihm Jahns romantisches „Idealbild". Die Charakteristik des Jahnschen Mozartbildes, die Albert in seinem Vorwort gibt, scheint mir freilich keineswegs durchaus treffend: wer Jahn und seinen Mozart nur aus Alberts Schilderung kennen lernte, würde von beiden eine irrige Vorstellung bekommen.

So viele Unterschiede der beiden Auffassungen Albert indessen schärfer sehen mag, als sie letzten Endes vielleicht sind, so bestehen jedenfalls genügende innere, einschneidende Gegensätze zwischen ihm und Jahn: So betont er — und das ist höchst wichtig und richtig — gegenüber dem „Klassiker" den „unheimlichen Romantiker", als der Mozart seiner Zeit galt; er hebt den Kampf eines Genies, bei dessen „Frühlingsschauern" manchem Hörer bange werden mochte, mit dem Philistertum hervor, mit dessen Gesellschaftskunst die elementaren Temperamentsäußerungen eines künstlerischen Selbstbekenntnisses nichts mehr gemein haben. Einem Künstler, für den es „auch von seinen frühesten Arbeiten an" keinen „Widerspruch zwischen Form und Gehalt" gibt, stellt er ein Genie in der Entwicklung gegenüber, in der während der Knabenjahre „der Künstler dem Menschen weit voran" gewesen war, dem Menschen, der sich „durchaus natürlich und gesund" entwickelte.

Gegenüber Jahns unbestreitbarer Neigung, zu idealisieren, sucht Albert reale Bilder zu zeichnen; statt Partei zu nehmen, bemüht er sich um Objektivität. Die Charakteristik Leopold Mozarts und der Konflikt mit dem Erzbischof sind wohl die wichtigsten Fälle in dieser Hinsicht. Nun, wenn auch statt des „idealen Vaters" (ich möchte lieber sagen: idealisierten Vaters) ein vollblütiger lebendiger Mensch, mit seinen Eigenheiten, nicht frei von Schwächen und Fehlern auftritt: so bleibt Leopold Mozart doch ein ungewöhnlicher Mann und ein seines Sohnes

Digitized by Google

durchaus würdiger Vater. Und wenn Erzbischof Hieronymus „in der Mozartbiographie lange Zeit, auch noch bei Jahn, eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie Herzog Karl Eugen in der Schillerbiographie“ — als der „ungerechte Unterdrücker des schuldlosen Genies“, so wird er, die Worte „ungerecht“ und „schuldlos“ vielleicht gestrichen, seine Rolle weiter spielen müssen. Tatsachen bleiben bestehen, soviel man sie auch motivieren kann und sich sine ira et studio begreiflich zu machen versuchen mag.

Mit Sentimentalitäten, Märchen, Wunderglauben sucht Abert aufzuräumen. Besser gesagt: mit falschem Wunderglauben. Denn Wunder muß ein Biograph Mozarts, und fasse er sie noch so nüchtern auf, immer wieder bekennen. Abert ist im übrigen keineswegs nüchtern. Bei aller kritischen Schärfe wahrt er sich nicht nur künstlerische Auffassung, sondern echte Begeisterung. Er ist nichts weniger als Nur-Historiker. Auch der junge, jüngste Mozart lebt für ihn. (Der ganze Band reicht ja überhaupt nur bis in die Zeit der „Entführung“.) In diesem Zusammenhang soll einer der zahlreichen Sätze Aberts, denen ich ein vielfaches Echo wünschte, nicht fehlen: „Es liegt doch ein besonderer Reiz über der Kunst dieses ‚jungen Mozart‘ mit ihrem ritterlichen Feuer, ihren oft plötzlich hervorbrechenden Seelenschmerzen und ihrem überreichen Gedankenstrom, und *man kennt den Künstler nur halb, wenn man sich, wie das so häufig geschieht, nur mit den Werken seines letzten Lebensjahrzehnts beschäftigt.*“

Eine der Hauptaufgaben Aberts war, „alle Ergebnisse der neuen Forschung kritisch zu verarbeiten“ und so hatte er auch — abgesehen vom Oratorium, für dessen Geschichte er sich mit Hinweis auf A. Scherings Werk begnügt — „für jede Gattung, in der sich Mozart betätigt hat, namentlich für die lange vernachlässigte Oper, zunächst den geschichtlichen Tatbestand festzustellen.“ Und darin hat der Verfasser vermöge eines erstaunlichen Reichtums an vielseitigem Wissen eine gewaltige, nicht leicht zu überschätzende wissenschaftliche Leistung geboten. Schobert, Joh. Chr. Bach, die Mannheimer usw. werden in ihrer Bedeutung für Mozart eingehend gewürdigt, die deutsche, französische und vor allem die italienische Oper aufs ausführlichste behandelt. Hier mögen ein paar Zahlen sprechen: Die bei Jahn (4. Aufl.) auf etwa neun Seiten abgehandelte Opera buffa nimmt bei Abert fast sechzig Seiten ein, die Opera seria über vierzig gegen zwanzig bei Jahn. Abgesehen von dem Eigenwert dieser Sonderstudien möchte man doch für eine Mozartbiographie eine mehr synthetische Behandlung einzelner Neben-Materien für möglich und wünschenswert halten; auch wofern nicht gerade ein Gesichtspunkt maßgebend wäre, wie etwa für Karl Storck in seinem „Mozart“ (Stuttgart 1908), daß „alles Geschichtliche nur als Mittel zur Entdeckung von Gegenwartswerten zu nützen“ sei.

Wünschenswert schon aus Gründen der Proportion und der Disposition, wie denn die Disposition des Buches überhaupt Wünsche offen läßt. Eine wissenschaftliche Arbeit ist zwar nicht notwendig auch ein Kunstwerk, kann aber doch, wie gerade Jahn beweist, gleichzeitig ein solches sein. Und ich glaube, daß auch Aberts Werk eine „literarisch“ besser abgerundete und ausgeglichene Form erhalten könnte.

Manches Auseinandergerissene ließe sich vielleicht zusammenhängend gruppieren, manche Wiederholung sich vermeiden — nicht zu reden von stilistischen Flüchtigkeiten, die leicht auszumerzen wären.

Als wissenschaftliche Leistung kann man Aberts Werk nicht hoch genug bewerten; um so mehr ist zu hoffen, daß eine spätere Auflage ihm auch die ihm noch anhaftenden literarischen Schlacken nehmen wird, damit es auch in dieser Hinsicht des Jahnschen Erbes würdig wird.

Dr. Ludwig Misch

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Die gesellschaftliche Umschichtung
Wer ist Proletarier? · Zweierlei Bürgertum
Die neuen Armen und ihre Aufgabe

Die durch unsere Niederlage und die revolutionäre Folgeerscheinung verursachte Lockerung des staatlichen Zusammenhalts, die Zertrümmerung des monarchischen Prinzips und der damit verknüpft gewesenen Autoritätsbegriffe hat zwangsläufig auch den gesellschaftlichen Aufbau ins Wanken gebracht. Die Klassenordnung des alten Obrigkeitsstaates ist durch das stürmische Emporbringen des vierten Standes durchbrochen worden, und der Prozeß der gesellschaftlichen Umschichtung, wie er gegenwärtig im Gange ist, läßt alle bisherigen Grenzlinien unklar, verschwommen, ineinanderfließend erscheinen. Der wirtschaftliche Gradmesser, mit welchem die alte Sozialdemokratie ihrer Gefolgschaft die ungerechte Struktur des Klassenstaates so bildhaft vor Augen führen konnte, liefert heute, ehrlich angewendet, ganz andere Ergebnisse, als sie denen erwünscht sind, die ihn einst als zugkräftigstes Agitationsmittel benutzten. Die Sozialdemokratie, die sich sonst doch so sehr für die Aufklärung der Massen einsetzt, hält in diesem Belang an den dogmatischen Vorstellungen ihres Parteiglaubens mit der gleichen Zähigkeit fest wie etwa jene kirchliche Richtung, die den naiven Kinderglauben an den Wolkenhimmel und das Höllenfeuer dem Volke zu wahren trachtet. Genau so wird der Arbeiterschaft auch heute noch trotz der zwar noch keineswegs endgültig festgelegten, immerhin aber sinnfällig genug veränderten Gesellschaftszustände unentwegt von ihren Führern das in seinen grellen Farbenkontrasten stets wirksame Bild vor Augen gestellt: hier Millionenmassen von hungernden rechtlosen Heloten, dort eine beschränkte Anzahl herzloser Gewaltmenschen, die auf Kosten der notleidenden Menge prassen und schlemmen. Zwischen beiden sich scharf voneinander abhebenden Gegensätzen fehlt jede Überleitung, jede Tönung, da ja durch eine solche der gewünschte Eindruck nur abgeschwächt werden könnte.

Zunächst, wenn wir schon an der rein wirtschaftlichen Wertung des Klassenbegriffs festhalten, wer ist denn heutzutage Kapitalist und wer Proletarier? In den „Rädern“ wird auf diese nur allzuberechtigte Frage folgende Antwort gegeben: „Kapitalist im wirtschaftlichen Sinne ist jeder Mensch mit Privatbesitz an Produktionsmitteln, Proletarier im gleichen Sinne jedermann ohne Privatbesitz an Produktionsmitteln. Es ist jedoch unmöglich, eine Linie durch

Digitized by Google

unseren Gesellschaftskörper zu ziehen, die beide Personengruppen voneinander scheidet. Denn durch die Entwicklung der Kreditwirtschaft sind Kapitalisten und Proletarier so eng ineinander verfilzt worden, daß eine Trennung der Kapitalisten und Proletarier nach Personen nicht mehr stattfinden kann. Mit ganz wenigen Ausnahmen sind alle selbständig erwerbstätigen Menschen in unserem Vaterlande gleichzeitig Kapitalisten und Proletarier. Wohlgemerkt: im wirtschaftlichen Sinne; denn reich und arm sind nicht Merkmale von Kapitalist und Proletarier."

Nein, wenigstens keineswegs die einzigen. Nur die materialistische Weltauffassung, wie sie sich die Sozialdemokratie zu eigen gemacht hat, wird sich mit dem wirtschaftlichen Moment als dem einzigen Unterscheidungsmerkmal der Gesellschaftsklassen begnügen. Die schwer in bestimmte Formeln zu fangenden Imponderabilien sind auch hier wieder einmal das eigentlich Entscheidende, über das der zu scharf geschliffene Verstand des Mannes nur zu häufig hinwegsieht. Eine Frau, Gertrud Bez-Mennicke, hat vor längerer Zeit bereits in der „Hilfe" vom Gefühlsmäßigen ausgehend die richtige Spur gefunden: „Der Bürger — auch der Mittel- und Kleinbürger — ist ein Mensch mit einem Stück festen Boden unter den Füßen — Besitz, Können, Bildung, Ehre, Grundsätze. Man mag das alles anzweifeln als absolute Werte — in der realen Welt ist es doch etwas, worauf man stehen, leben, wachsen, sich ausbreiten, sich höher recken — wovon man in der Not zehren — ja, das man sogar im letzten Stadium der Not — als Erinnerung, als Stolz, als Wertgefühl — nie ganz aufzehren kann. — Es ist da ein Stück Gegebenes, Gnade, Heimat, Erbe.

Der Industriearbeiter, der Proletarier, ist der Mensch ohne Wurzel, ohne Heimat, ohne Erbe. — Wenn man vom Lande in ein proletarisches Großstadtviertel kommt, — so sieht man sich zuerst immer erstaunt um: Das alles hier ist ja gar kein Volk — so wie man es von da draußen kennt und meint — jene feste, schwere, ruhende Menschengrundschicht —, mit ihrer ganzen eigenen Kraft und Schönheit und Lebenseinheit. Hier das ist etwas ganz anderes.

Es ist, — als sei da ein Stück Wurzel vom Wurzelstock abgerissen —, halb im Dunkel stecken geblieben, halb hinaus ins Licht gezerrt —, treibe nun allerlei jähe saftlose Schößlinge — und habe doch weder dunkle Wurzel- noch helle Wachstumkraft."

Dem Urzeitmenschen vergleichbar, der sein dunkles Dämmerleben führt, während bereits glücklichere Menschheitsgruppen die verschiedenen Stufungen der Zivilisation emporgestiegen sind, hat der Proletarier der Großstadt jahrzehntelang am Boden der Gesellschaft dahinvegetiert, ohne Ziel, ohne Hoffnung und ohne daß je auch nur der Strahl einer verheißungsvolleren Zukunft sich in die Tiefe seines rein triebhaften Daseins hinabverirrte.

* * *

Klassenmäßiger weniger scharf umrissen als das Proletariat bildete das Bürgertum im alten Staate dennoch eine fest zusammenhängende Einheit, eine von den gleichen Begriffen zehrende Lebensgemeinschaft, innerhalb deren weitgesteckten Grenzen die Erzeuger von Produktionsmitteln, der Industrielle, der Fabrikant sich ebenso gut zurechtfanden wie die Gewerbetreibenden und die Fest-

Digitized by Google

besoldeten, Beamte und Angestellte. Die geistigen und wirtschaftlichen Interessenverknüpfungen dieses in mannigfaltigen Längsschichten übereinandergelagerten und doch nach oben und unten hin abgegrenzten Volksbestandteils waren immerhin so stark, daß im Rahmen dieser Umgrenzung von einem Auflehnen der Vermögenslosen gegen die Besitzenden ernsthaft niemals etwas zu spüren gewesen ist. Darin nun hat der Krieg, hat vor allem die Revolution mit ihren wirtschaftlichen Folgen eine grundsätzliche Veränderung bewirkt, deren außerordentliche Tragweite für unsere gesellschaftliche Neugestaltung noch lange nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt worden ist.

Das besitzlose Bürgertum, es vor allem, hat ideell und materiell die größten Opfer des Krieges gebracht, es hat Stück für Stück seines geistigen Besitzstandes und seiner häuslichen Behaglichkeit darangegeben, es hat stumm, klaglos und heldenhaft gedarbt und gelitten und es hat seinen ausgeprägten Sinn für das Ganze aufs Unzweideutigste erwiesen. Der Krieg und die Revolution haben ihm im gleichen Maße zugesetzt, und es ist ihm am Ende so ergangen wie denen, die ihr ererbtes oder mit ehrlicher Arbeit errungenes bißchen Gold gegen Eisen eintauschten, und die neben dem schmerzlichen Verlust ihrer Habe nun noch den Spott, den Hohn und allenfalls das kühle Mitleid von allerhand Leuten hinnehmen müssen, die ihren persönlichen Vorteil der Not des bedrängten Staates gegenüber weislich bewahrt haben. Es ist eine wahrhaft ergreifende Tragödie, zu sehen, wie das kapitalistische Bürgertum, in sich selbst vorzüglich gegliedert, in den politischen Parteien sicher verankert, im Augenblick, da der alte Ordnungsstaat zusammenbrach, denen seine Hilfe versagte, die seinen Machtbezirk Jahrzehnte hindurch in treuer Gefolgschaft haben sichern helfen. Es hat sich, mit wieviel schönen Redensarten man auch darüber hinwegzutäuschen versucht hat, im Ernst keine Hand geregt, um das Herunterfinken einer der wertvollsten Bevölkerungsschichten in den gefräßigen Sumpf des Proletariats zu verhindern. Wo ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Bank gewesen, die trotz beinahe schon unsinniger Millionengewinne aus freien Stücken und ohne Tarifzwang die Mittel hergegeben hätte, um ihrer Angestelltenschaft aus politischer Weitsicht heraus die Existenz auf allenfalls noch bürgerlicher Basis zu ermöglichen? Welche Löhne zahlt die Privatindustrie ihren Arbeitern und welche Bezüge ihren kaufmännischen, ihren vorwiegend geistig beschäftigten Angestellten? Was gar wagt der Kapitalismus in seiner törichten Verblendung denen an Unterhalt zu bieten, die in den sogenannten freien Berufen aller Willkür der Ausbeutung rettungslos preisgegeben sind? Die feige, dem Masseninstinkt Rechnung tragende Tendenz der Unterbewertung geistiger qualifizierter Arbeit tritt in der Beamtenbesoldung mit ungenierter Nacktheit zutage. Der Widerstand gegen diese wie zahllose andere mittelstandsfeindliche Gesetzesentscheide ist seitens der sogenannten bürgerlichen Parteien bei weitem nicht so nachhaltig gewesen wie gegen die Angriffe auf den Besitz. Es scheint fast, als wolle man von oben her die neuen Armen, die man jetzt nur noch als eine lästige Beschwerung des eigenen Interessenkontos empfindet, dem von unten her andrängenden Proletariat gleichgültig in die Hände liefern.

* * *

Digitized by Google

Das besitzlose Bürgertum hat brav und bieder alle zum Teil nur zu berechtigten Vorwürfe mitgetragen, die von der Arbeiterschaft gegen den „Bourgeois“ erhoben worden sind. Der Sozialdemokratie konnte es ja nur recht sein, wenn die gesamte bürgerliche Schicht mit einer moralischen Schuld gezeichnet erschien, die billigerweise doch nur auf einen Teil von ihr, den kapitalistischen nämlich, zutraf. Und dieser Teil wiederum sah es in seinem robusten Eigennutz nicht ungern, daß die Last der sozialen Unterlassungssünden auf die breiten und geduldigen Schultern des Ganzen gehäuft wurde. So haftet denn heute dem besitzlosen Bürgertum in den Augen der maßlos verhetzten Arbeiterschaft genau der gleiche Makel sozialen Verschuldens an wie dem Kapitalismus, obwohl ganz zweifellos mehr philiströse Lauheit und politische Ahnungslosigkeit als bewußt böser Wille es von der praktischen Teilnahme an der Hebung des Proletariats abgehalten hat. Man ist ja auf nationaler Seite nur zu gern geneigt, das doch mitunter quälende Gewissen mit dem Hinweis auf unsere Sozialgesetzgebung als eine der höchststehenden der Welt zu beruhigen. Das, an der Gegenwart gemessen, freilich recht freundlich erscheinende Erinnerungsbild an das alte Regime darf aber, wenn anders man sich nicht mit der Geschichte in Widerspruch setzen will, denn doch nicht dazu verleiten, ohne weiteres das geschriebene Gesetz mit der Wirklichkeit gleichzustellen. Vergessen wir nicht, daß der leidige Polizeigeist der Wilhelminischen Ära zeitweise sogar ein starkes Abströmen nicht gerade der schlechtesten Elemente aus dem bürgerlichen in das sozialdemokratische Lager veranlaßt hat. Aber die der bürgerlichen Intelligenz entstammenden Führer der Sozialdemokratie sind immer wieder als „unsichere Kantonisten“ verdächtigt worden, sie haben ständig unter den Anfeindungen der alten Gewerkschaftsbeamten, die der Partei von der Pike auf gedient hatten, leiden müssen, und der Instinkt der proletarischen Masse witterte in dem „Akademiker“ einen Fremdkörper, der nur um seiner geistigen Überlegenheit willen grollend geduldet wurde.

Heute, wo die Arbeiterschaft überhaupt in eine bevorzugte Stellung eingerückt ist, wo Proletarierhybris die Leistung der Hand höher wertet als die des Kopfes, wo man schon beinahe von einem Byzantinismus nach unten reden kann, heute vollends würde der verarmte Mittelstand, wofern er sich fatalistisch vom Proletariate aufsaugen ließe, zu einem Pariadasein unter diesen Klassenbewußten verdammt sein. Das Gerede vom nicht mehr zu vermeidenden Untergange des Mittelstandes ist nachgerade zu einem gemeingefährlichen Schlagwort geworden, gemeingefährlich deswegen, weil durch solcherlei Untergangsgeunke die Widerstandsenergien eingelullt statt aufgerüttelt werden. Gewiß, der besitzlose Bürgerstand als Typus eines Gesellschaftsgebildes *kann* untergehen, aber er *braucht* es nicht. Und anstatt ihn mutlos zu machen und ihn so zu behandeln, als ob er schon halb überflüssig wäre, sollte man ihm täglich und stündlich einhämmern, von wie außerordentlicher Bedeutung für die Gesundung unseres Staatswesens es ist, *daß er leben bleibe!* Dieses besitzlose Bürgertum, das durch untrügliche Opfer seine Solidarität für die Nation bewiesen hat, ist gleichsam als knochenbildender Bestandteil für den Wiedergesundungsprozeß des Volkskörpers schlechterdings unentbehrlich.

Digitized by Google

In einer Schrift „Die neue Armut und die neuen Armen“ (K. A. Köhler, Berlin) bezeichnet es Prof. Dr. Fritz Kern als völlig undenkbar, daß der vierte Stand den Mittelstand für immer zu sich herabzwingen könne, zumal sich dieser ja fortgesetzt neu aus den Tätigsten, Klügsten, Pflicht- und Verantwortungsbewußtesten gerade auch des vierten Standes bilde. „Er entsteht aus einer Veranlagung, die vor allen Dingen in die Zukunft hinein verfügt, aus Erfahrung lernt, auf lange Sicht Reserven bildet und mehr das Wohl der Kinder als das eigene ins Auge faßt. Die aufstrebendste Schicht des Mittelstandes ist die mit dem Solidaritätsgefühl für die Familie und das Volksganze erfüllte Auslese nicht zum letzten auch des vierten Standes ... Der Stand, der von der Hand in den Mund lebt und nicht lernt, fernerliegende Zusammenhänge zu begreifen, ihnen entgegenzusehen und sich auf sie zuzubilden, kann wohl vorübergehend durch seine Masse den anderen Gesetze auferlegen, er wird aber von einer ihm ungünstigen Konjunktur, dem nächsten Wellenschlag, ebenso rasch wieder zurückgestoßen; er geht schon an der Lüge der falschen — national unsolidarischen — Führer ein, die er sich in seiner hoffnungsvollen Unwissenheit gewählt hat. So schlecht es auch jetzt dem Mittelstand geht, so ist kein Zweifel, daß aus den Volksangehörigen, die sich geistig und materiell Reserven anlegen, wieder ein neuer Mittelstand hervorwächst. Seine jetzigen Schichten dürften allerdings großenteils zermürbt werden. Aber wenn sich nicht ein neuer Mittelstand mit verhältnismäßig gehobenen Lebensbedingungen mehr bilden kann, so ist die ganze Nation einschließlich des vierten Standes verloren.“

* * *

Das Werden dieser neuen Bevölkerungsschicht, die so etwas wie Gegengiftsbildung in dem moralisch verseuchten Volkskörper darstellt, ist unverkennbar. Die Scheidung des unkapitalistischen vom kapitalistischen Bürgertum hat sich im Prinzip bereits vollzogen, aber sie führt nicht, und das ist das Entscheidende, zum Übergang ins proletarische Lager. Gewiß ist eine nicht unerhebliche Anzahl verarmter Bürger mechanisch ins Proletariat hinabgeglitten, aber die weitaus größere Mehrheit steht heute nach schnell verflogenem Rausch dem Liebeswerben der Arbeiterparteien entschieden ablehnend gegenüber. Die neuen Armen sind nicht gewillt, die Schleppenträgerrolle, zu der sie sich halb unbewußt in einer Art von politischem Dämmerzustand von der kapitalistischen Oberschicht haben ausnutzen lassen, nun etwa unter unvergleichlich viel demütigenderen Bedingungen auch noch für den vierten Stand zu übernehmen. Gerade das unglückselige Abhängigkeitsverhältnis vom Kapitalismus hat ja dieses besitzlose Bürgertum, das jetzt endlich langsam anfängt, sich auf sich selbst zu besinnen, daran gehindert, sich gemäß der ihm zweifellos anhaftenden Sonderprägung als eine festgeschlossene Einheit auch nach außen hin zu entfalten. Wenn ihm das gelingt, und es liegen immerhin Anzeichen vor, die einige Hoffnung erwecken, so wäre damit dem kapitalistischen Bürgertum, das sich argen Undanks gegen seine besitzlosen Schichtgenossen schuldig gemacht und nichts getan hat, um sie vor der Aufsaugung durch das Proletariat zu bewahren, gleichzeitig eine heilsame Lehre erteilt des Sinnes, daß wie im Menschenleben überhaupt so auch im großen gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Bei- und Durcheinander der nackte Geschäftsegoismus schließlich zu einer Isolierung, d. h. zu einer Schwächung und demnach sich selbst ad absurdum führt. Und vielleicht wird so auf rückläufige Art auch einmal dem besitzenden Bürgertum, das manche Sünde zu tilgen hat, ein Schuß völkischen Solidaritätsgefühls eingeimpft, dessen es genau wie das farblos graue an internationalen Zwangsvorstellungen krankende Proletariat bislang entbehrte...

Was sich da, zunächst noch unter der Decke, anbahnt, ist dem Proletariat völlig unverständlich. Vielleicht weiß es überhaupt nichts davon. Eine dumpfe Ahnung, daß ihm im Bürgertum mehr noch als das kapitalistische ein anderes Moment der Hemmung entgegensteht, ist freilich in der Arbeiterschaft allzeit latent gewesen und hat jene unartikulierten Ausbrüche des Hasses gegen das Imaginär-Geistige im Bürgertum zur Folge gehabt. Das Kapital, der Reichtum, der Besitz, das war etwas mit Händen Greifbares. Zu ihm konnte unter Umständen auch der Arbeiter gelangen und, nicht wahr, die Arbeiterschaft hat doch auch einen recht beträchtlichen Prozentsatz zum heutigen Schiebertum beigesteuert. Das andere aber, das Unsichtbare, das wirtschaftlich nicht Abzumessende, kurz, der geistige Besitzstand des Bürgertums ist bei weitem nicht so leicht zu „expropriieren". Alles läßt sich sozialisieren, nur nicht die geistigen Werte. Zu ihnen dringt man nur vor auf dem einen langsam ansteigenden und mit gar mancherlei Mühseligkeiten gepflasterten Weg liebevoller Hingabe. Der Proletarier aber, und das eben macht ja sein Unglück und zugleich den Grundzug seines im Triebhaften wurzelnden Wesens aus, lebt von dem Tag und für den Tag, ohne Überlieferungen und ohne jede ideologische Verknüpftheit mit der nachrückenden Generation. Die Trugvorstellung, die man in ihm durch Darbietung einer schleunigst ad hoc ins Leben gerufenen Massenbildungsbewegung erweckt hat, ist jetzt schon verflogen. Der Proletarier sieht mehr als daß er es versteht, dies: nämlich daß Armut und Proletariat noch keineswegs Begriffe sind, die sich decken; daß man arm, verelendet, aller Mittel entblößt und — doch kein Proletarier sein kann; daß in dem verarmten Bürgertum etwas steckt, das trotz des gleichen wirtschaftlichen Tiefstandes ein absolut scharfes Unterscheidungsmerkmal bedeutet. Sollten die Lenin, Trotzki und ihre deutschen Schüler, die ihr Unvermögen, eine über das rein Materielle hinausreichende proletarische Spezialkultur zu schaffen, schlagend erwiesen haben, nicht ganz genau wissen, weswegen sie gerade das mehr geistig als kapitalistisch gerichtete Bürgertum mit ganz besonderer Nachhaltigkeit auszurotten trachten? Und hat nicht dieser barbarische Verfolgungswahn in der ohnmächtigen Wut derer seine tiefste Ursache, die da erkannt haben, daß sie wohl den Leib, nicht aber die Seele töten können?

* * *

Wenn je, so ist jetzt der Zeitpunkt für das besitzlose Bürgertum gekommen, sich zu konsolidieren. In einer knapp, klar und eindringlich geschriebenen Broschüre „Das zweite Proletariat" (Theodor Weicher, Leipzig) faßt Hans Schmidt Leonhardt das Kennzeichnende der werdenden Schicht zusammen. Nächst der Abwendung von kapitalistischen Sonderinteressen ist die Hinwendung zu sozialem

Digitized by Google

Denken aus der eigenen Not heraus, aber unter entschiedenem Festhalten an der bürgerlich deutschen Überlieferung als Zielrichtung deutlich verspürbar: eine von allen Besitzinteressen losgelöste Politik, verständnisvoll für die Lebensnot des Arbeiters, bei allem Nachdruck ohne Feindseligkeit gegen die Erzeugerstände; zugleich aber und vor allem eine Politik des deutschen Geistes. Als das taugliche Kampfmittel für die beteiligten Bevölkerungsgruppen bezeichnet der Verfasser den Ausbau ihrer berufsständischen Organisationen unter Wahrung parteipolitischer Neutralität. Das verarmte Bürgertum muß, wenn es dem wirtschaftlichen und geistigen Untergang entrinnen will, allmählich eine Macht im Staatsleben werden, wie es Kapital und Arbeiterschaft im Gegensatz zu ihm längst sind und wie es seiner zahlenmäßigen Stärke und geistigen Bedeutung zukommt. Das Haupthemmnis liegt natürlich in der Schwerbeweglichkeit dieser an Trabantendienste gewöhnten, nunmehr plötzlich auf Selbsthilfe angewiesenen Schicht. „Wenn die verschiedenen Gruppen sich unter dem Eindruck einer augenblicklichen Gefahr einmal zu lebhafter und teilnehmender Haltung aufgerafft haben, so sind sie nur allzu geneigt, sobald als möglich wieder stillzustehen, wenn diese augenblickliche Gefahr außer Sicht getreten ist. Man weist auf die Willenskraft und Opferbereitschaft der Arbeiter hin und sucht den Grund von deren größerer Kampfeskraft in der größeren Härte und längeren Dauer ihrer Lebensnot. Er liegt aber in der Hauptsache in etwas anderem. Je einfacher die Menschen veranlagt sind, desto leichter ist es, sie zu geschlossenen, willenseinigen Massen zusammenzuballen. Je höher entwickelt dagegen ihre Eigenart, je reicher ihr Innenleben, ihr eigenes Denken ist, desto schwerer fügen sich die Teile ineinander. Wo viel Persönlichkeit ist, da ist um so weniger Masse. Da türmt sich nicht Gleiches zu Gleichem leicht und schnell und unwiderstehlich aufeinander, da ist es nötig, ein Gebilde zu schaffen unter tausend Überlegungen, Rücksichten, Beobachtungen. Man darf sich nicht damit begnügen, dem verarmten Bürgertum Energie zu predigen, man muß geduldig und verständnisvoll mit Aufbietung aller Kraft und so schnell die Verhältnisse es zulassen, die inneren Voraussetzungen für den Daseinskampf dieses Volksteils schaffen. Dieses Werk ist unendlich schwer; und es würde, so wie es das bisher war, unmöglich sein, wenn nicht die eine Triebkraft hinter ihm stünde, die von jeher in der Geschichte Unmögliches möglich gemacht hat: Es muß zustande kommen. Die Lebensgefahr holt die letzten Kräfte heraus. Das verarmte Bürgertum muß sich zur Macht gestalten, oder es ist verloren. Das Klarwerden dieser Tatsache wirkt mehr als tausend ungestüme Vorhaltungen."

* * *

Das „zweite Proletariat", wenn wir schon einmal an der nicht sehr glücklich gewählten Bezeichnung festhalten wollen, ist wie kein anderes Gesellschaftsglied geeignet, innerhalb des gegenwärtigen Wandlungsprozesses in Richtung auf die nationale Solidarität hin zu wirken. Die Querlagerung, die ihm im alten Obrigkeitsstaat zuerteilt worden ist, war eigentlich ein Strukturfehler, und seine natürliche Bestimmung erfüllt es erst, wenn es als Längsachse von der Basis bis zur Spitze der Pyramide hindurchgeht. So erst gibt es ein Bindeglied ab, das berufen sein

Digitized by Google

könnte, Auseinanderstrebendes neu zu verklammern. Angesichts freilich der ungeheuerlichen Zerstörungskräfte im Chaos des Geschehens würden solche leisen Ansätze eines Sichwiederfindens auf nationaler Grundlage wieder untergehen müssen, wenn unsere Generation auch hierin versagt. „Die Loslösung des Individuums aus den alten Bindungen", so stellt Prof. Kern den Grundgedanken unserer gesellschaftlichen Umwälzung heraus, „kann in gemeinschaftsfeindlichem und in gemeinschaftssuchendem Sinne geschehen. Verbände und Familien sind auseinandergerissen, Arbeitsziele zerstört, die Erhaltung unserer Rasse in Frage gestellt, aber während die einen aus der Auflösung die Folge ziehen, keine Verantwortung für die Zukunft mehr zu fühlen und mit der Grundstimmung, ‚nach uns die Sintflut' die Triebe des Individuums zügellos und vernichtend ausleben, ziehen die anderen umgekehrt aus der ihnen auferlegten Armut und dem neuen Zölibat in der großen Unsicherheit alles Bestehenden die entgegengesetzte Folgerung, mit ihrer ganzen Person in der Solidarität des Volkes und des Staates aufzugehen. In demselben Maße wächst ihre Persönlichkeit. Wenn über dem an sich selber dahinsterbenden Chaos eine Generation ersteht, die im höchsten Sinne alles nur auf den Staat bezieht, und eine Staatsvernunft des praktischen Idealismus sich bildet, dann, aber auch nur dann, können wir den Untergang unserer bisherigen Gemeinschaft und Kultur ohne Verzweiflung mit ansehen."

Digitized by Google

Auf der Warte

Englischer Guckkasten

1. In der Westminster-Abtei soll ein im Krieg gefallener, aber unerkannt gebliebener englischer Soldat feierlich beigesetzt werden — eine symbolische Handlung, durch die der Namenlose seinen Platz nimmt neben den größten Namen seines Volks, und der „Gemeine" die große, dumpfe, unartikulierte „Gemeinschaft" vertritt. Einer für alle, alle für das Vaterland! Es ist nicht verwunderlich, daß dieser Gedanke englisch ist; er ist die Zauberformel, die das Weltreich zusammenhält. Verwunderlich ist nur, für uns Deutsche wenigstens, daß der Instinkt dafür selbst im geistig ärmsten Engländer lebendig ist.

Dem ist gegenüberzustellen: Deutschland hat unzählig mehr namenlose unerkannte Tote als England. Deutschland ist eine Demokratie. Gesetzt den Fall, jemand in dieser Demokratie käme auf den demokratischen Gedanken, die für das Vaterland Gefallenen zu ehren; gesetzt, er fände oder erfände selbst ein nationales Heiligtum, um den großen deutschen Toten zu bestatten: — wo fände er eine Nation?

2. Ein Wollkaufmann in Bradford hat bestritten, daß der Wollhandel ungeheure Profite abwerfe und in Erhärtung dessen sein Geschäft der Arbeiterpartei auf zwei Jahre zur Verfügung gestellt. Kapital und Geschäftsleitung sollen von der Arbeiterpartei gestellt werden. Ist nach zwei Jahren das Geschäft ruiniert, so sollen die Gewerkschaften den Kaufmann entschädigen.

Ein Beitrag zur Sozialisierungsfrage, der mir praktisch sowohl wie patriotisch erscheint. Der Wollhändler denkt: Ehe sie den Staatsast absägen, auf dem wir alle sitzen, können sie es ja mal mit meinem Ästchen probieren. Ich ärgere mir die Gelbsucht an, wenn sie mir das Geschäft auf den Hund bringen, aber vielleicht lernen sie allerhand und zahlen Lehrgeld obendrein — und es ist immer noch besser, ich zahle meine Kurkosten, als daß das Land in die Binsen geht.

Natürlich fällt dergleichen keinem Deutschen ein.

3. Der englische Schatzkanzler hat vor einiger Zeit an das Publikum appelliert um Rückgabe von Schatzanweisungen, Kriegsanleihe usw. Grund: die üble finanzielle Lage Englands. Es fanden sich in diesem utopistischen Staat 22 (zweiundzwanzig) Bürger, die auf ihren Besitz verzichteten. (Das Land, das mehr aufzubringen glaubt, werfe den ersten Stein auf die Zahl 22.) Einer war darunter, der 130000 Pfund Sterling ablieferte, was man als sehr anständig bezeichnen kann. Einer auch, ein Arbeiter, lieferte 80 Pfund Sterling ab: seine ganzen Kriegsersparnisse.

Was mich an dieser Sache interessiert, ist: wie es in dem Kopf eines Mannes aussehen mag, der es für seine Pflicht hält, seinem Staat mit 80 Pfund Sterling unter die Arme zu greifen! Wie würde er sich in einem Staate ausnehmen, dessen Glieder nur Rechte und keine Pflichten kennen?

Vielleicht gibt es in einem solchen Staat immerhin noch eine Handvoll Leute, denen diese drei Geschichtchen zu denken geben.

L. M. Schultheiß

*

Unbelehrbarkeit

Es gibt seit 1918 nur ein ‚deutsches Verbrechen': es heißt Unbelehrbarkeit", schreibt Moeller van den Bruck in der Wochenschrift „Das Gewissen".

„Wir haben unsere Friedensbereitschaft

Digitized by Google

erklärt, weil wir der Botschaft der 14 Punkte trauten. Wir haben unseren Feinden den Gefallen getan, unseren Staat umzustürzen, nur weil man uns sagte, daß er das Hindernis für ein allgemeines Völkerglück sei. Wir haben damals unsere Schiffe auf Strand gesetzt, weil man unseren Matrosen versichert hatte, daß auch die britische Flotte bereits den roten Wimpel der Verbrüderung führe. Wir haben die Fronten verlassen, keine Festung verteidigt, den Rhein ausgeliefert, Tirol preisgegeben, die Ostmark verschachert und hernach der Schlachtflotte auch noch die Handelsflotte folgen lassen, nur weil wir das Unterpfand der großen Versprechungen besaßen. Wir haben nacheinander die Begriffe des Verzichtfriedens, des Verständigungsfriedens und des Rechtsfriedens erfunden, um schließlich einen Gewaltfrieden hinzunehmen. Wir wichen von Erwartung zu Erwartung zurück, vergaßen eilends jede neue Enttäuschung, und sind durch keine klüger geworden. Wir beantworteten jeden neuen Betrug mit einer neuen Selbsttäuschung. Wir vertrösteten uns schließlich auf die Revision von Versailles. Wir begleiteten mit unseren Hoffnungen noch die Besprechungen von San Remo und Aix les Bains. Und Spaa erst gab uns einen Ruck der Besinnung. Jetzt wußten wir endlich: Versailles war Ernst! Aber immer blieb noch eine Hoffnung auf Genf: immer noch eine Hoffnung auf den Völkerbund.

Oder wie — blieb sie nicht mehr? Wer heute in das Volk hineinhorcht, der vernimmt nur ein Gelächter, wenn vom Völkerbunde gesprochen wird. Es ist noch kein Schrei. Es kommt erst aus verhaltener Wut. Es durchschneidet die Stille eines verlegenen Schweigens. Sehr viel Scham ist darin, Scham von Menschen, die das schlechte Gewissen mitschleppen, daß man ihnen nur mit schönen Worten zu kommen brauchte, um sie auch schon an eine schöne Verwirklichung glauben zu machen. Es ist für unsere Menschen heute alles zu einem Schwindel geworden. Und der Inbegriff dieses Schwindels ist für sie der Völkerbund"...

Wie kommen wir aus diesen politischen Stümpereien heraus?

„Nicht eher wird unser Elend enden, als bis es wieder Deutsche gibt, die mit verschränkten Armen stehen, deren erschöpfte Geduld nicht immer nachläuft, sondern herankommen läßt und endlich Nein! sagt. Nicht eher wird dieses Elend enden, als bis wir uns nicht mehr im Wirbel neuer Ausflüchte treiben lassen, vielmehr Abstand zu den Dingen nehmen und den Blick nicht auf ihre vorläufige, sondern auf ihre endgültige Auswirkung einstellen. Nicht eher wird es enden, als bis wir, die wir immer glauben, was wir gerne glauben wollen, nicht mehr diese unbekümmerten Menschen sind, die bereits ihre Wünsche für wahr halten, sondern belehrte Menschen, gebrannte Menschen, gefeite Menschen — und darnach handeln."

Nichtsnutzige Verleumdung

Die deutschen Brunnen quellen wieder hier und dort, wenn auch das äußere Bild noch unerfreulich genug ist. Und schon kommt aus einem Winkel ein Verleumder und besudelt in einem Artikel „Sonderbare Heilige" auch eine festliche, von religiösem Geiste berührte Jugendbewegung. Der Mann heißt Schweder und gibt eine Korrespondenz heraus, womit er zahlreiche Blätter im Reiche speist — in diesem Falle vergiftet. Nachdem er allerlei „Kurpfuscher" und „neue Christusse" gebührend gebrandmarkt hat, besonders verärgert über ihre Geldeinnahmen, schreibt er über die „Neue Schar" des Muck-Lamberty folgendes:

„Wieder ein andres Genre des Dummenfangs verkörpert der ehemalige Drechslergeselle Muck-Lamberty aus Straßburg im Elsaß, der sich besonders Thüringen zum Schauplatz seiner Tätigkeit erkoren hat. Auch er ist als moderner Christus frisiert und von einer Schar gläubiger Jünger und Jüngerinnen aus allen Volkskreisen umgeben, mit denen er in die Städte einfällt, die Schulen rebellisch macht und zunächst Kinder wie Erwachsene auf die Spielplätze zur Veranstaltung von Wandervogeltänzen herauslockt. Auch er beansprucht mit seinen Leuten selbstverständ-

Digitized by Google

lich Freiquartiere, läßt sich die Taschen mit Lebensmitteln und Geld vollstopfen und veranstaltet dann zum Abschluß des Fischzuges Versammlungen, die ihm in manchen Städtchen 2000 bis 3000 Mark Einnahmen bringen und in denen er eine äußerst konfuse neue Weltordnung predigt. Die „Mitteldeutsche Zeitung“ in Erfurt hat sich die Mühe genommen, etwas der Vergangenheit dieses Naturapostels nachzuspüren, der sogar Seminaroberlehrern und Dichtern wie Lienhard und Schröer den Kopf verdreht hat. Danach hat Herr Muck-Lamberty seinerzeit unter Admiral von Scheer gemeutert, lange Zeit hindurch auf Helgoland gesessen und ist nach Ausbruch der Revolution nach Kassel entflohen, wo er sich im Hauptquartier der Obersten Heeresleitung als kommunistischer Soldatenrat auftat (?). Alle Anzeichen sprechen dafür, daß er auch heute noch ein verkappter Propagandist der Moskauer dritten Internationale ist (!), während er sich in Thüringen als Deutschnationaler aufspielte, worauf ihm auch aus diesen Kreisen zahlreiche Mittel zuflossen. Wieweit das bekannte Attentat auf Admiral Scheers Familie mit seinem gleichzeitigen Auftreten in Weimar, Gotha und Eisenach in Verbindung zu bringen ist, bedarf noch der näheren Feststellung (!!). Jedenfalls laufen auch diesem exaltierten Fanatiker allerlei Männlein und Weiblein nach, die sich ganz ähnlich wie die Gefolgschaft des Weltheilands Häußer betragen. Allerlei Skandalosa, die sich in Erfurt, Gotha und Rudolstadt im Anschluß an das Auftreten dieses sonderbaren Heiligen abspielten, beweisen seinen verderblichen Einfluß auf die Jugend ..“

Hier wagt man also, den grauenhaften Mord im Hause Scheer mit jener freudigen Reigenspiel-Bewegung in Verbindung zu bringen! Und zahlreiche Blätter im Deutschen Reiche drucken diese ungeheuerliche Verdächtigung unbedenklich nach!

Über Muck-Lambertys Jugendbewegung haben viele geschrieben, z. B. Willy Pastor sehr ausführlich in der „Täglichen Rundschau“, Prof. Weinel in der „Freien Volkskirche“, ebenso „Das neue Deutschland“, die „Sächsische Heimat“ und andere, darunter der „Türmer“. Und keinem, soviel wir sehen, wurde dabei „der Kopf verdreht“, sondern alle betonten das Symptomatische, das Festliche, das Stände-Verbindende bei dieser Bewegung, ohne sich über deren Dauer oder Tiefe bereits ein Urteil zu bilden.

Herr Schweder ruft zuletzt die „Zentralregierung in Berlin“ an, sie möge diesem „Christus- und Apostel-Schwindel“ so bald als möglich „den Hals umdrehen“. Wir möchten unsrerseits diese kriegerische Handbewegung auf Mörder, Räuber, Diebe, Wucherer, Schieber und — Verleumder beschränkt sehen.

*

Stimme von drüben

Ehrfurcht erfüllt uns, wenn wir der Stimme eines unsrer gefallenen jungen Helden lauschen: zumal wenn die Stimme so rein und edel tönt wie im folgenden Briefe. Es ist ein Feldbrief eines frühgereiften Neunzehnjährigen an einen fünfzehnjährigen Freund; aber diese Worte klingen wie eine Mahnung an die ganze deutsche Jugend. Wir erbaten von unsren Freunden die Erlaubnis, den Brief zu veröffentlichen:

20. Oktober 1917.

Mein lieber Alfred!

Ein schöner Morgen ist heute. Es ist noch früh. Im Osten glimmt der neue Tag rot herauf, im Westen steigen die goldenen Sterne hinab und nehmen eine dunkle Nacht mit sich. Der Krieg ist für einen Augenblick vorbei. Nur hin und wieder fällt ein Schuß, oder ein Maschinengewehr bellt auf. Ich bin eben zurückgekommen, habe für die Kameraden im Dunkel Kaffee geholt. Weißer Reif liegt auf dem Trichterfeld. Ich sitze vor meinem Unterstand, Mantelkragen hochgeschlagen, Decke um den Leib gewickelt, und die Verbandstasche der Gasmaske als Tisch. Die Kameraden sind wieder schlafen gegangen. Ich kann kein Auge zutun. Der Morgen ist zu schön. Da fliegen die Gedanken heimwärts. Ich bin wie daheim...

Digitized by Google

Neben unserer Stellung liegt ein Dorf, das ein einziger Trümmerhaufen ist. So sähe heute mancher Teil unseres geliebten Vaterlandes aus, stünde nicht die lebende Mauer so fest da. Wir draußen wissen wohl, wofür wir kämpfen, wofür wir jede Schaufel Sand in dunkler Nacht, in strömendem Regen und mit klammen, kalten Fingern ausheben: es ist zum Schutz unserer Lieben daheim! Für den einen ist's die Frau, sind's die Kinder, für den andern die Braut, für fast alle die Geschwister, die Eltern — die Mutter.

Sieh, Alfred, ich spreche als Freund zu dir. Weißt du wirklich, was eine Mutter ist? Es gibt nichts Höheres, nichts Heiligeres als Mutterliebe. Ich habe dir schon einmal über die deutsche Frau, die deutsche Mutter geschrieben. Denkst du manchmal daran? In meiner Jugendzeit habe ich auch manch hartes Wort gegen meine Mutter fallen lassen. Heute tut es im Herzen so weh, wenn ich daran denke. Ich glaube, wir müssen erst ein bestimmtes Alter erreicht haben, um all die Liebe zu erkennen, die eine Mutter täglich auf ihre Kinder häuft. Denke nur an deine eigene Mutter, Alfred! Ist ihr ganzes Leben nicht Liebe für dich und deine Geschwister? Denke daran, wie raffte deine treue Mutter sich auf, wie tapfer war sie, als die Nachricht von Gustavs Tod kam! Und für wen? Nur für euch, ihre Kinder. Euch wollte sie helfen, das Schwere zu ertragen, wo sie selbst so sehr der Stütze bedurfte. Du bist nun ihr einziger Sohn. Auf dich setzen die Eltern die größten Hoffnungen. Gustav war ein so großer, herrlicher Mensch. Er hatte seine Zukunft fest im Auge und steuerte ihr froh und tapfer entgegen. Jede Schwierigkeit überwand er. Ich als sein Freund weiß, daß es ihm oft sauer, bitter schwer geworden ist. Du bist auch ein Mensch, der kann, wenn er will. Das hast du oft gezeigt. Ich weiß nicht, wie du in der Schule stehst, weiß nicht, was du leistest. Eins möchte ich dir aber als Gustavs treuer Freund, als dankbarer Verehrer und Freund deines Elternhauses sagen: Tu auch du dein Bestes, gib all deine Kraft her, um etwas zu leisten! In der Schule und überall sei auf deinem Posten! Was wollen wir anfangen, wenn wir die Heimat bis zum endgültigen Siege beschützt haben und kommen heim und finden da eine Jugend, die sich vernachlässigt hat, nichts kann und nichts tut? Die in deinem Alter sollten auch einmal kämpfen, nicht mit unseren Waffen. Nein, sie sollen mit geistigen Waffen kämpfen. Oder glaubst du, daß Franzmann, Rußky und Tommy ganz besiegt sind, wenn der Friede kommt? Glaube mir, dann erst geht der Kampf ums Dasein los, wo alle Kämpfer sind. Manch eines wird da nicht mitmachen wollen. „Wo mir wohl ist, da ist mein Vaterland" — — und wird verduften. So soll es doch nicht mit uns werden! Und da hat jeder einzelne das Seine zu tun. Du auch. Sonst wünschen wir hier draußen, daß eine der letzten Kugeln uns trifft, daß wir fallen dürfen, wenn das Vaterland am höchsten steht. Seinen geistigen Untergang zu erleben, haben wir nicht verdient, die wir ihm bisher mit Geist und Waffen nur Erfolge gebracht haben. Ihr Jungen auf der Schulbank, in der Lehre, auf den Universitäten seid die Zukunft Deutschlands, für die wir sterben. Helft uns den Sieg erringen, ihr helft uns Entbehrungen leichter ertragen! Lernt und arbeitet und strebt leuchtenden Beispielen nach! Dir muß ein Vorbild doch so leuchtend und klar vor Augen stehen, Gustav: dein Bruder! Sein arbeitsreiches Leben, das ihm durch die Arbeit erst wert wurde, ist auch mein leuchtender Stern. Wolle Gott, daß ich werde wie er, meinem Vaterland und meinen Lieben daheim zur Freude!

Nun Gott befohlen, kleiner Alfred. Denke einmal über meine Worte nach und werde mein Bundesgenosse im Kampfe gegen Franzmann und Tommy und alle die andern!

Mit den besten Wünschen für dein Fortkommen verbleibe ich

Dein

Arnold Sch.

— Der Schreiber dieses Briefes wurde kurz darauf verwundet und ist schon am 12. Nov. 1917 seiner Verwundung erlegen.

Digitized by Google

Ein Junglehrerbund „Baldur"

hat sich in Hamburg gebildet (Sitz: Schlüterstraße 20) und will, geleitet von Willi Ludewig, „alle deutschbewußten Junglehrer erziehen, sammeln, entflammen zur Wiedergeburt des deutschen Volkes". Diese Gruppe hat sich unter die „Schutzherrschaft" des Türmer-Herausgebers gestellt; und da mir deren Leiter als ein lebenswarmer, frisch zupackender, begeisterungsfähiger Deutscher angenehm bekannt ist, habe ich diese Beziehung nicht abgelehnt. Der Bund verlangt von seinen Freunden „die Kenntnis der Quellen des deutschen Wesens in Glauben und Denken, Recht und Sitte, Buch und Bild, Wort und Ton, Sprache und Schrift". Diese Kenntnis soll werden: „eine Tat für das eigene Selbst, ein Vorbild für die Jugend, eine Erneuerung für das Volk". Willkommen sind also „wesensdeutsche, willensfeste, wahrheitsstarke Baldurbrüder oder Lichtbringer", die nicht die Vorurteile einer Partei mitschleppen, sondern aus deutschem Herzen deutsche Art suchen, Lehrer und Nichtlehrer, die durchglüht und gewillt sind, mit heiligem Eifer und stiller Treue unsrer Jugend eine wahrhaft deutsche Erziehung, Erkenntnis und Ertüchtigung zu geben.

Das ist prächtig gefühlt. Wir wünschen dem jungen Bund, daß er nicht im Satzungsgeflecht hangen bleibe, sondern lebendig wirke.

Ich bin nun allerdings persönlich Verbänden, Orden, Logen gegenüber zurückhaltend. Alles kommt eben auf den Geist an, der vom Führer ausströmt. Geist? Besser noch: auf das Herz und auf den Herzenstakt, der solche Gruppen beseelt, erwärmt, schöpferisch und festlich macht. Dann können sich innerhalb des Gefüges prachtvoll segensreiche Lebensfreundschaften herausbilden. Die Satzungen sind nur Hilfsmittel.

Im übrigen freut es mich, daß man sich hier auf festen deutschen Boden stellt, wenn man auch das Hakenkreuz noch meinem Rosenkreuz vorzieht. Wie könnte die Jugenderziehung reich werden, wenn man anschauliche Lebensgemeinschaften wie Wartburg, Weimar, Nürnberg, Wittenberg, Sanssouci, Bayreuth usw. mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung stellte! Wartburg: Walther, Wolframs Parzival mit der Gralslegende, die soziale Wohltäterin Frau Elisabeth, Luther, Bach —! Nürnberg: Sachs, Dürer, Vischer, die Dome, Malerei und Plastik, Schwank und Volkslied —! Sanssouci: Friedrichs Heidentum und sein Zeitalter —! Und überall müßte man Bild und Ton recht anschaulich und eindringlich zum Wort hinzunehmen, auch Reigentanz, Lautenlied, Choral, Bühnenspiel . . .

So kämen wir zu einer festlichen, künstlerischen, religiösen Kultur und blieben doch auf deutschem Boden — bewußt und trotzig, auf dem einzigen Erdengrund, den uns Haß, Neid und Übermacht gelassen haben, den wir aber in ungeahnter Weise schöpferisch beleben werden. L.

*

Kindernot

Daß wir an leitender Stelle keinen Mann hatten, der mit Donnerstimme das Wort „Hungerblockade" und die andren ungeheuren Leiden und Leistungen des deutschen Volkes dem ganzen Ausland ins Bewußtsein zwang! Daß man statt dessen in unwürdiger, vollends zerrüttender Weise über unsre „Kriegsschuld" haderte, aber weder die schwarze Schmach am Rhein noch die Kindernot zu bannen vermag!

Es sind in aller Stille etwa 800 000 Kinder der Hungerblockade erlegen. Und in die Millionen geht das nachwirkende Verderben, das man mit keiner Statistik mehr fassen kann. Im Jahre 1913 starben in Preußen an Krankheiten der Atmungs- und Verdauungsorgane, Influenza, Tuberkulose und Lungenentzündung im Alter von 1 bis 15 Jahren 32 350, im Jahre 1918 68 223 Kinder, das bedeutet eine Zunahme von über 100 v. H. Es starben allein an Influenza im Jahre 1913 198 Kinder, im Jahre 1918 22 800, allein an Tuberkulose 1913 7425, 1918 11 738 Kinder. „Die Geschichte eines jeden Kindes von den Zehntausenden, die hinstarben," ruft Generalsuperintendent Lahusen, „ist eine Geschichte des Hungers, der Kälte, der Wohnungsnot, der bitteren Tränen, der Hoffnungslosigkeit.

Digitized by Google

Das deutsche Familienleben ist schwer bedroht, ein dunkler Abgrund, der alles verschlingt, tut sich auf. Wer das herzzerreißende Elend überschauen könnte, ich glaube, der stürbe daran."

Und Graf Harry Keßler schreibt in der „Deutschen Nation":

„Hunderttausende von Deutschen, Millionen von deutschen Kindern leben heute in diesem Elend. Langsam ist es emporgekrochen: vom Lumpenproletariat zu den Arbeitslosen, von den Arbeitslosen zu den kleinen Handwerkern und Rentenempfängern, von diesen bis zu den auf mittleren Lohnstufen stehenden Arbeitern und Angestellten. Heute erreicht es schon Familien mit einem Wochenverdienst von 200 bis 250 ℳ. Den Umfang dieses Elends ahnt man, wenn man hört, daß es am 15. September in Deutschland 730 000 Arbeitslose gab und daß die Arbeitslosen heute bereits nur einen Bruchteil der in Elend verkommenden Deutschen bilden. Die Einzelheiten dieses Schreckens sind in jedem dieser Totenhäuser des Berliner Ostens und Nordens, dieser Totenhäuser eines Volkes, die gleichen. In luftloser Enge, in viel zu wenigen Räumen viel zu viele Menschen. Daß vier oder fünf Erwachsene und Kinder durcheinander in einem Zimmer wohnen, ist fast die Regel. Ebenso daß drei oder mehr Menschen in einem Bette schlafen. Das Mobiliar, die Tapeten, die Wände und Decken sind fast überall in einem Zustande fortgeschrittener Verwahrlosung. Kaum in einer einzigen Wohnung sind alle Scheiben ganz ...

Und wenn es die Eltern selbst nicht sagten, so würde der grauenerregende körperliche Zustand fast aller Kinder dieses Verhungertsein zum Himmel schreien. Gerade der Durchschnitt zeigt, bis in welche körperliche Verkommenheit, bis in welche Untermenschlichkeit eine ganze Generation Berliner und deutscher Kinder durch den Hunger verstoßen worden ist. Es gibt heute in der Charité fünfmal so viel Kinder mit Tuberkulose und Rachitis wie vor dem Kriege. Auch sind die Fälle gleichzeitig viel schwerer geworden: vor dem Kriege war die Hälfte leicht, jetzt sind drei Viertel sehr schwer. Man sehe sich auf den mitgeteilten Photographien die Gesichter der Kinder an: das aufgeschwemmte, wässerige, blasse Fleisch, den form- und kraftlosen Körper, die rachitischen, verkrümmten Arme und Beine. Das ist der Typus des Nachwuchses."

Wir wollen dem Ausland nicht vorjammern, aber wir wollen diese wuchtigen Tatsachen auch nicht unterschlagen sehen.

*

Der Meister des Lebens

Ernste und edle Worte von Rudolf Paulsen finden wir in der „Christlichen Welt" (Nr. 48). Es ist nach unserem Gefühl das wichtigste Problem der Gegenwart:

„Wahrhaftig ist Christus niemals so entfernt von der Lebensbejahung gewesen, wie man das darstellt. Ist er irgendwo ein Mucker? Verwehrt er irgendwo einem Pflänzchen Wachstum und Zeugung? Ist er nicht vielmehr der Weg, die Wahrheit und das Leben?

„Eine grundlegende Voraussetzung für jede sittliche Umwälzung ist allerdings die, daß wir, statt die Wirklichkeit zu idealisieren, das Ideal zu verwirklichen beginnen. Und das kann nur geschehen, wenn wir eines gründlich lernen: das organische Wachstum achten, unbedingt und zunächst und beginnend beim Kinde. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als die Versöhnung des Alters mit der Jugend. Wenn diese überhaupt möglich ist, dann muß sie jetzt kommen, damit alles Leben Gegenwart sei. Es gilt für uns alle, kindlicher zu werden, mehr Freude aufzubringen, mehr Humor zu haben. Dazu ist vor allem nötig, daß wir aus dem Alexandrinertum herausfinden, von dem umstrickt wir vor lauter Aufheben das Schaffen vergessen. Die Unendlichkeit der toten Wissenschaft hat den lebendigen Acker der Religion, die nach Lagarde ‚unbedingt Gegenwart' ist, in einen Friedhof verwandelt. Das Kreuz von Golgatha, dessen Form den betenden Menschen mit ausgebreiteten Armen symbolisiert, ist nur für Menschen tot, deren Menschentum tot ist: der lebendige Mensch sieht in ihm den lebendigen Meister des Lebens."

Digitized by Google

Unter „Gegenwart“ versteht Paulsen jenen wahrhaft lebendigen Zustand, „wenn Religion die Ewigkeit in die Gegenwart zwingt“, während er das „Geschrei der ungebärdigen Literaturfrösche“, die kein Verhältnis zum Ewigen haben, ablehnt. Um so unangenehmer berührt es, wenn man in derselben Nummer die Verherrlichung eines modischen Tagesdramatikers liest, die besser in irgend ein Tageblatt passen würde.

*

Vom Freudemachen

Wie wenig gehört zum Freudemachen, sobald das Herz gibt! Es ist nötig, daß man dies in einer Zeit, die am Mammonismus leidet, recht betont. Ich saß dieser Wochen erkrankt im Zimmer; da erklang auf meines Hauses Diele zur Laute ein Lied, kräftig und zart, eine wohlgeschulte junge Männerstimme. Der Fahrende trat näher und gab noch einiges zum besten, abschließend mit Meister Bach.

Dann erzählte er von seinen Eltern und von sich selbst. Sein Vater (Tenor) und seine Mutter (Alt) bilden zu Leipzig mit zwei andren Kräften ein Solo-Quartett für Kirchengesang. Ihr Leitwort: „Lasset uns singen von der Gnade des Herrn!“ Wenn man sich einige dieser Programme durchsieht: welcher Reichtum an seelischer und klanglicher Schönheit! „Christ ist erstanden von der Marter alle“ — klingt schon seit dem 12. Jahrhundert, soll von einem Kreuzfahrer einem morgenländischen Sklaven abgelauscht und nach dem Abendlande heimgebracht sein; dann das „Lieblich Engelspiel“ des Heinrich von Laufenberg (1421); „Gottes Edelknabe“ — „O Welt, ich muß dich lassen“, Volksmelodien aus dem 15. und 16. Jahrhundert — Luther, Paul Gerhardt — die böhmisch-mährischen Gesänge — bis herab zu den gefälligeren, aber auch flacheren neudeutschen Weisen. Wieviel Schönes steckt im Volkstum, wieviel Edelerz in der Tiefe, das sofort wieder aufklingt und zu Tage will, wenn man es eben braucht!

Der Sänger heißt Walther Röthig. Er hat selber ein Heft mit 12 geistlichen und weltlichen Liedern zur Laute (zugleich mit Klavierbegleitung) unter dem an Flaischlen gemahnenden Titel „Hab' Sonne im Herzen“ vertont und herausgegeben (Leipzig, Kaiser-Wilhelmstr. 19). Zahllose Vortragsabende hat er den Krankenhäusern, Kinderschulen, Altersheimen, Blinden- oder Krüppelanstalten, Gefängnissen usw. gewidmet, läßt sich nur die nötigen Unkosten ersetzen und gibt — wie seine Eltern — seine Kunst eben aus der Freude am Schenken heraus.

Man ist glücklich, daß es solche Spender noch gibt oder wieder gibt in Deutschland. Unter Röthigs Leitsätzen auf den Programmen steht das Wort: „Das, was mich singen machet, ist was im Himmel ist“ ... L.

*

Hans Thoma und Christophorus

Meister Thoma hat im „Hans-Thoma-Buch“, das ihm von K. J. Friedrich zum 80. Geburtstag gewidmet wurde (Leipzig 1919, Seemann), gleichfalls den Christophorus mit seinen lieben Deutschen in Verbindung gebracht. Er schreibt dort:

„Christophorus, ein wetterstarker Held,
Trägt auf den Schultern stark
Das liebe Christkindlein.
Sollte das so schwer denn sein,
Daß es ihn drückt so arg?
Ja, er trägt den Herrn der Welt!
Das fällt dem Starken schwer,
Wenn er durch wilde Wogen hin
Das Zarteste, den Kindersinn,
Wahren soll im tück'schen Lebensmeer.“

Und der Altmeister fügt diesen schlichten Versen, unmittelbar hinterher in Prosa übergehend, den Satz hinzu: „Wie gerne möchte ich glauben, daß der Herr der Welt die Deutschen für würdig erachtet, diese Christusträger zu sein!“

Wie gern, lieber Meister, stimmen wir in diesen Wunsch und Glauben ein! L.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. Februar 1921 Heft 5

Ewige Wiederkunft des Gleichen oder Aufwärtsentwicklung?

Von Rudolf Paulsen

Der Krieg hat die Masse des deutschen Volkes vor die Frage gestellt: Gegenwart oder Ewigkeit? Die Antwort ist gefallen: Gegenwart. Der seelische Keim der Masse des deutschen Volkes hat sich als zu schwach erwiesen. Heute zu leben schien zuletzt wichtiger als für morgen und für die Ewigkeit zu werden. Der Materialismus besiegte den Idealismus.

Der Anblick des vielen Sterbens, der Schnelligkeit der Verwandlung des Organischen in verwesenden Stoff beförderte die Anschauung, daß sich überhaupt nichts lohne, daß der Aufbau des Organischen, das so leicht zerstörbar sei, nicht mehr wert sei als seine Zerstörung. Diese zunächst auf das Einzelleben sich beschränkende Anschauung erweiterte sich allmählich auf Staat, Volk und Vaterland, und zwar je mehr, je weniger wahrscheinlich der Sieg erschien. Ein Teil der deutschen Weiblichkeit, deren Geschlechtshunger durch die Darstellung wirklicher und vermeintlicher Heldenhaftigkeit gewaltig anschwoll, kam der Gestimmtheit der Krieger mit Eros entgegen. Eros nämlich wie Dionysos als Götter der Verwandlung des Toten ins Lebendige und des Lebendigen ins Tote sind Diesseitsgötter, sehr im Gegensatz zum auferstehenden Christus, der auf anderer Ebene aufersteht und Verwandlung nach oben meint, nicht sinnloses Wesen und Verwesen und Wiederwesen des Stoffes.

Digitized by Google

Wenn das Leben keinen Sinn hat, dann hat auch der Tod keinen Sinn. „Ob es Kaiser und Reich, Volk und Vaterland gibt, ist einerlei, wenn man nur im Laden alles kaufen kann. Ich habe nichts als meine Diesseitigkeit, für die lohnt es sich nicht zu sterben, wohl aber zu leben, nicht zwar, um aufwärts zu steigen, aber um genießend und abwartend der Metamorphose zu erliegen. Wozu soll ich ein Held sein, wenn es kein Jenseits gibt? Das Leben ist nichts als Tod und Leben, das kann ich zuhause auch haben. Dazu aber habe ich dort Eros. Das ist doch wenigstens etwas Greifbares.“ So sprach die Mehrzahl der Krieger.

Heute wissen aber schon viele, daß diese Art „Leben“ kein echter Gott ist. Der erotische Taumel des Dionysos offenbart sich als Volkstod, der auf den Einzelnen zurückfällt. Heute sehen schon viele die Folgen, die jene Verehrung des Gottes der aufstiegslosen Verwandlung nach sich hat.

Einstweilen aber, im Großen und Ganzen, hat der Kosmos atheos (die entgottete Welt) gesiegt über den Kosmos entheos (die gottähnliche und gotteigene Welt). Statt: Ein Volk, ein Gott, ein Herr heißt es: kein Volk, kein Gott, kein Herr; statt Volk: eine Menge, statt Gott: ein Götze, statt Herr: ein Sklav (der Feinde und der niedren Triebe).

Der Krieg aber ist nur der Beginn des Weltbrandes. Wäre er sein Ende, dann wäre auch unser Ende. So aber dürfen wir hoffen, aus Muspilli noch aufzusteigen, nachdem unendlich Vieles noch verbrannt sein wird. Europa war nicht mehr zu ertragen und ging in Flammen auf, weil es sich selbst nicht mehr ertrug. Unser Gott und Christus war in unseren Herzen alt geworden. Unbewußt wohl sehnte sich Europa nach dem Flammentode, nach dem „Stirb und Werde!“ Einstweilen sind wir im Stirb, sterbendes Abendland, jawohl!, aber um zu werden!

Der einzelne hat noch viel in sich zu verbrennen; aber des Brandes im Volke wäre es nun genug. Wir bleiben nicht bei der Dauerrevolution „ewig im Aufruhr“ stehen. Wir wollen wieder bauen. Auf ewig brennendem und feuerspeiendem Vulkan aber kann kein Bau stehen. Ein seelisch-sittlicher Himmel über Deutschland muß sich wölben; nur dann kann gebaut werden. Ohne diesen Himmel bauen wir nur Privathäuser, die die Flut des Geschehens allzurasch davonträgt. Ein Volkshaus bauen wir nur unter dem Frühlingsleuchten des Volkshimmels. Das alte trotzige Bauen, das für die Ewigkeit sein will, muß uns wiederkommen. Also bauen wir keinen Kinopalast zur Ergötzung der niederen Triebe an haftender Widerspiegelung der Gegenwart, sondern ein Haus, das Ewigkeit umschließt, einen Dom für die obere Stockwerkwelt unseres als göttlich empfundenen Selbst.

Das Organische müssen wir uns wiedererobern. Unorganisch ist die Welt, wenn „alles eins“ ist. Und diese Meinung steht heute in Blüte, immer zwar mit körperlichen und nach unten messenden Maßen bestimmt. Auch freilich: „Alles ist von gleicher Höhe“, hat keine Auftriebsmöglichkeit; aber gar dieses: „Alles ist von gleicher Niedrigkeit“ treibt uns hinab. Wenn gut und schlecht eins sind, wie heute wieder gelehrt wird, dann hört jede Auswahl, jede Geltung der höheren Werte auf. Was kann dann Gott sein? Früher war Gott die Sonne, das Licht der Sehnsucht. Heute lehrt Paul Göhre Gott als „das unendliche Dunkel“. Wer sollte sich da nach Gott sehnen?

Digitized by Google

Gewiß ist Gott dem Unerwachten unendlich fern, aber nicht dunkel, sondern leuchtend über alle Klüfte des Unendlichen. Wir nähern uns ihm in unendlich langer Wanderschaft, und je näher wir kommen, desto *größer* wird er. O Wunder, wir erleben den *wachsenden* Gott, in und mit unserem eigenen Wachstum!

Wenn Gott wachsend ist, dann ist die Karussellphilosophie der „ewigen Wiederkunft des Gleichen" abgetan. Eine Verwandlung von gleich zu gleich ist überhaupt nicht als Leben anzuerkennen. Ob sich eine auf sie abgestimmte Lehre Naturphilosophie oder dionysische Religion nenne, sie ist ethisch vollkommen fruchtlos, ist reiner Materialismus der unteren Hälfte, dessen Bewunderung durch Nietzsche unverständlich ist.

War es nicht Christus, der jener Sphinx der Antike das Haupt abschlug? Dieser Sphinx, die nur einen Spruch weiß: „Laßt euch von mir fressen, auf daß ich euch verdaue, auf daß aus meinem Exkrement eure Atome sich wieder zusammenordnen, auf daß ich euch wieder fressen kann, wenn ihr wieder blühend vor mir steht! Unendlich oft habe ich euch schon gefressen, aber ich bin gut, ich werde euch noch unendlich oft fressen. Zwar wachse ich nicht und wachst ihr nicht, aber das *Fressen* und *Gefressenwerden* ist *Selbstzweck*."

Das ist, derb ausgedrückt, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Diese Lehre ist nicht darum so schwer erträglich, weil etwa es nicht erträglich wäre, die gleiche Mühsal noch einmal auf sich zu nehmen, sondern weil der Weg bei *keiner* Wiederholung *weiterführt*. Die christliche Wiedergeburtslehre ist schwer erträglich, insofern man sie als Ausruhen auf der anderen Ebene auffaßt. Erträglich ist allein eine Wiedergeburtslehre der *unendlichen Vervollkommnung*. „Es gibt so viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben." Das war ein Lieblingssatz Nietzsches. Wenn sie noch nicht geleuchtet haben, dann können es *nicht* die gleichen sein.

Der ethische Wert der christlichen Lehre liegt darin, daß überhaupt etwas *oben* liegt. Das Neuheidentum aber läßt alles unten liegen, wo es liegt. Hier gibt es keinen Himmel zu erreichen. Aber wenn oben nichts ist, woher sollte der *Trieb nach oben* kommen? Dann bleibt nur: rundherum. Geht die Natur denn rundherum? Ist die Entwicklungslehre gar nichts?

Wir müssen allerdings versuchen, das Leibhafte mitzunehmen. Denn ein Jenseits der Urbilder oder reinen Geister ist auch uns unheimlich. Wie aber nehmen wir den Leib mit? Nur dann, wenn wir mit Goethe sagen: „Materie nie ohne Geist, Geist nie ohne Materie." Sagen wir das nämlich, dann ist die Unendlichkeit des Wachsens gesichert.

Wenn wir den Leib mitnehmen wollen in ein Jenseits, nicht der ewigen Ruhe im Schoße Abrahams, wohl aber in eines der *Höherverwandlung*, so gibt es dafür keinen besseren Führer als den „magischen Chemiker" Novalis, der Naturphilosoph und mystischer Christ zugleich zu sein vermochte, dessen heißer Gedankenkunst es schon beinahe gelang, den Felsen in Fleisch zu verwandeln, auf daß nichts von der Selbstvervollkommnung Gottes ausgeschlossen sei. Für Novalis gab es keinen Tod der Materie, aber auch keinen des Geistes. Deshalb schien ihm Heimkehr zu Gott zu weiterer Vervollkommnung durch freien Willen möglich.

Digitized by Google

Er hätte das nicht einmal Tod genannt. Auch für ihn gab es keinen Tod, aber nicht, weil es nur ein materielles Leben gegeben hätte, sondern: ihm war Materie nie ohne Geist, wie er in „dunklen" Worten sagt: „Es ist dem Stein ein rätselhaftes Zeichen tief eingegraben in sein glühend Blut."

In ganz seltsamer Weise vereinigte Novalis Diesseits- und Jenseits-Frömmigkeit, Natur- und Geistreligion. Vielleicht gelang ihm das im Gegensatz zum einsamen Nietzsche, weil ihm das wundervolle Erlebnis Sophie geschenkt wurde. Freilich, Haeckel bekehrte sich vom Christentum fort, als ihm das liebste Wesen verloren ging.

Die Heimkehr zu Gott braucht nicht zu heißen: dann ist diesseits alles aus, braucht nicht zu heißen: Gespensterdasein, vielmehr kann und soll sie heißen: Vorbereitung zu neuer Kosmoswanderschaft auf höheren Wegen zu höheren Zielen.

Aus dem Christentum und der Kantischen Philosophie scheinen mir noch immer die Gegenkräfte gegen die von der großen Masse jedenfalls nur sehr materialistisch aufzunehmende „Lehre von der ewigen Wiederkunft" zu kommen. Der Weg des Menschen der bloßen Wiederkehr ist die Kreisbahn, etwas ganz Totes und auf die Dauer Unerträgliches; der Weg des christlichen und des kantischen Menschen aber ist die Spirale der ewigen Sehnsucht. Bleibt nicht eine Kreisbahn flach und auf einer Ebene ewig liegen? Und ist es nicht ein rein mathematisches Gedankending? Wo im Raume, nimmt man den ganzen Raum, ist eine ewig sich wiederholende Kreisbahn möglich? Nur auf dem Schreibtisch des Philosophen oder im Sande vor dem sitzenden Denker doch. Wie will ein Denker so tollkühn sein, Gott die Voraussetzung der schöpferischen Unendlichkeit zu nehmen, Gottes Gehirn zu einem Kreislauf zu verengern?

Das Jenseits als stark bürgerlichen Himmel mit Rache und Strafe werden wir ablehnen, wie wir überhaupt heute das Jenseits als Endstation ablehnen. Daß aber jenseits des Jenseits ein Diesseits auf höherer Ebene mit danach folgendem Jenseits auf höherer Ebene undenkbar sei, ist nicht einzusehen. Keine Lohnbuch-Religion, aber ein Weiterwandern im Spiralgang. Alle diese Vorstellungen müssen notwendig anthropomorph sein, da sie sonst zur ethischen Vervollkommnung nichts beizutragen vermögen. Das ewige Werden an sich als vollkommen zu nehmen, fruchtet uns nichts. Das Werden auf einer Ebene, das sich in den Schwanz beißt, ist mechanisch. Diesem mechanischen Werden steht das christliche Sein gegenüber; aber, wie wir es auffassen, nicht als Abschlußform, nicht als Erstarrung zum Gespensterbild im Jenseits, sondern als organisches Werden, als unendliches Wachstum des Geistes.

Gottes Gedanke von mir muß wachsen und so auch mein Gedanke von Gott. Die ewige Wiederkunft des Gleichen leugnet dieses Wachstum und ist auch darum lieblos, weil sie keinem anderen ein Weiterkommen gestattet. Daß das Ziel des Wachtsums im Unendlichen liegt, hindert keineswegs die diesseitige Vervollkommnung. Am Jenseitsgedanken werde ich diesseits größer.

Mit dem guten Willen zum Leben rechtfertigt heute jedermann seine Taten nicht nur, sondern auch seine Schandtaten. Wir lernen daraus, daß wir zunächst

Digitized by Google

noch am Willen zum guten Leben festhalten müssen. Der aber verlangt, daß wir besser werden, und wenn wir wiederkehren, dann wollen wir es besser machen.

„Nach ewigen, ehernen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.“ Wohl, aber vollenden. Stirb und Werde! Wohl, aber „in höherer Begattung“. Nicht, um im Flammentod zu verbrennen und dann wieder aufzustehen als dieselben, die wir waren, sondern als Wesen mit dem Keim in uns zu höherem Wachstum. Wie Otto zur Linde in der „Kugel“ gute Gewißheit kündet:

„Gott ist original: nimmer dieselbe Strecke
Gehet er zweimal ab, nimmer im Pendelgang.“

Meine Väter

Von Otto Linck

Einer von meinen Vätern
Muß Narr gewesen sein,
Erzählte den Leuten Märchen
Beim Jahrmarktsfackelschein.
Sie lachten und ließen ihn leben
Und gingen froh nach Haus,
Er, der sein Herzblut gegeben,
Sah starr in die Nacht hinaus.

Einer von meinen Vätern
Muß Mönch gewesen sein,
Ließ Weib und Kinder fahren,
Zog in die Zelle ein:
Und suchte seines Lebens
Geheimnisvollen Grund
Und marterte vergebens
Sich seine Seele wund.

Viele von meinen Vätern
Dienten um Sold als Soldat,
Bluteten in den Schlachten
Und starben treu und grad:
Sie liebten Glanz und Klingen
Und steckten hoch ihr Ziel,
Bis mancher in die Schlingen
Der Leidenschaften fiel.

Viele von meinen Vätern
Hatten Hof und Land
Und schritten hinterm Pfluge
Mit schwielig harter Hand:
Es schwanden ihre Tage
In stetem Einerlei
In Wind- und Wetterplage
Und Wandervogelschrei.

Viele von meinen Vätern
Brachen so das Land,
Viele von meinen Vätern
Trugen das Schwert in der Hand,
Doch immer hör' ich leise
Des Narren Schellentritt,
Und immer macht die Reise
Der dunkle Bruder mit.

Digitized by Google

Die Begegnung

Von Juliane Karwath

(Schluß

Josef kam eines Tages schon frühzeitig wieder, mit dem Wagen, müde und verzagt. Seine Hoffnungen waren wieder einmal zu Ende, sein Körper hatte versagt oder seine Nervenkraft war plötzlich wieder abgeschnitten. Er war mit allem fertig, erinnerte sich an nichts mehr, was eben noch Plan und sicherer Zukunftstraum gewesen war, sondern begehrte nur zu dämmern und zu ruhen. Und starrte vor sich hin.

Schließlich hatte er nichts dagegen, daß ihm vorgelesen wurde, und so saß Michelene wieder an seinem Bett, folgte seinem vagen Wink und las ihm Kapitel aus der Kunstgeschichte, die sie ihm einst schon vorgelesen hatte. Er zerquälte sein Hirn anscheinend wieder, über dies alles den Aufsatz zusammenzubringen, den er schon früher geplant hatte, während hinter den herabgelassenen Vorhängen aller wilde Vogellärm des Parkes erscholl und das sanfte Wiegen seiner Wipfel.

Und heftig stand es wieder in Michelene auf: Mach' dich frei! Eine Närrin bist du, wenn du an dem hängen bleibst, das du nicht einmal zu zerbrechen fürchtest. Kein Funken deiner Seele ist bei dem elenden Manne und würde bedauern, wenn du von ihm gingst. Kein Flämmchen Mitleid brennt in deiner Seele für ihn... Sie zuckte, etwas in ihr rührte sich: kanntest du einmal ... Mitleid? War nicht einmal vor grauen Zeiten etwas da, in dem du kein Mitleid kanntest. War da nicht etwas, das bis zum heutigen Tag noch immer nicht in dir erloschen ist ...? Ach, Torheit... Und jetzt sollst du vielleicht ... Mitleid kennen ...?

Sie warf diesen Gedanken weg und fühlte: er hat recht. Die Einsamkeit meines Schicksals hat mich zu verderblichster Phantasie geführt. Diese Tage inmitten des grünen Parkes, der kleine Narr ... haben mich verwirrt ... ich will doch. Nichts anderes ist in dem allem nötig, als daß ich ... will.

Und jetzt ist der Entschluß gefaßt: mit diesem hier wird ein Ende werden. Dies zertrümmerst du und rennst in die Sonne hinaus. Nichts anderes ist nötig, und du tust es!

Von der Vorstadt her, über den Park hinweg, schwamm, windgetragen, wieder jenes seltsame Harfenklingen, jene kleinen langsamen Akkorde, die, wie ihr schien, vorher ihren Tag begleitet hatten.

— — Vorüber: ich will. Ich habe kein Mitleid, und kenne es nicht. Und brauche es nicht.

Und während Josef mit leicht rasselndem Atem ... o, wie sie dieses Atmen haßte ... nach langem Grübeln ein wenig eingeschlafen schien, schrieb Michelene, an seinem Lager sitzend, mit kleinen, leichten Bleistiftzügen die Zeilen an Reits, die ihn zu der entscheidenden Zusammenkunft bestellten. Er hatte den Platz dazu selbst vorgeschlagen: die alte Reitschule, jenen lautlosen alten Bau am Wasser, in dem sie ungestört sein würden. Sie nannte ihm die Zeit und wußte: sie würde gehen.

Digitized by Google

So kam der nächste Tag, an dem er die Nachricht längst bekommen hatte. Sie wußte, er ließ sein Pferd satteln, er dachte an sie, er ritt.

Josef war in der unbefriedigendsten Stimmung. Er greinte und klagte. Immer noch war ihm nichts recht. In ihm schien kein Raum für den Gedanken, daß sie ihn alleinlassen könnte...

Aber sie tat es.

Sie kam mit Hut und Schleier in das trübe Krankenzimmer und sah seinen betroffen aufzuckenden Blick.

Lächelnd neigte sie sich über ihn, alle Kälte in den Augen.

„Ja, ich gehe, Josef. Einen kurzen Gang nur."

Sie sah zu ihm herab.

Lautlos — —

Sie verließ das Zimmer und gleich darauf drang die tiefblaue Maihelle unendlich auf sie ein.

Sie ging in der Sonne der Straße, wie von Melodien gewiegt. Die Lindenblätter waren nun heraus, sie fühlte das junge Leben mit allem Atem über sich. Aller Gesang der Welt schien mit ihr.

Im Städtchen war Nachmittagsruhe. Nur die Glocken läuteten und die vielen alten Damen gingen in die Kirche. Verschlafen standen die Läden, keine Tür bewegte sich.

Michelene kam an den Fluß und sah die alte Reitschule. Ihr fiel ein, wie sie vor Wochen hier zum erstenmal gestanden hatte und Aldenhoven vor ihr aufgetaucht war.

Wo war er hin? Sie wußte nicht mehr, wohin er gekommen war... Sie sah nur das Haus, trat vorsichtig in den Dämmerschatten und stand vor Reits.

Sie hielten sich.

„Ist es hier einsam?" fragte sie. „Ist das Haus leer?"

„Hier wohnt nur einer", sagte er. „Ein alter Mann, der nicht zu fürchten ist. Er sieht und hört nicht mehr viel, der alte Gürbig."

„Der Gürbig," sprach sie betroffen, „der Mühlemacher?"

„Ja, der Mühlemacher. Du kennst ihn? Er war früher einmal in Drosidow. Und als die Sache im Parkhause ein Ende hatte, brachte ich ihn hier unter. — Sei nur unbesorgt. Er wird wohl drinnen in seinem Stübchen sein. Aber er hört uns nicht. Und weiß nichts von uns —"

„Er weiß nichts von ... uns ..."

Reits hörte schon nicht mehr darauf. Er hielt sie fest, aus zärtlichen Augen zu ihr hinuntersehend:

„Nun, Liebling, es ist gut?"

Sein Ton war triumphierend und voll der Sicherheit, mit der er gekommen war. Sie spürte: nicht ein Funke war in ihm, der anders dachte, nicht eine Sekunde war gewesen, in der er anderes erwartet hätte.

„Du gehst von ihm fort?"

„Ich gehe."

Sie sann. Sie sah ihn an. Ihr Herz klopfte gegen seine Brust. Sie preßte

Digitized by Google

sich an ihn und hörte den schrillen ziehenden Schwalbenschrei von außen. „Ich gehe heute noch. Ich — zerbreche —"

Und auf einmal war es ihr wieder, als ob sie diese Worte schon einmal gesagt hätte. Einmal vor langer Zeit. Sie klangen damals vielleicht anders, aber es waren die gleichen, sie hatte sie schon einmal gesagt und so ... getan.

Sie sah ihn an und zugleich überkam sie wieder die furchtbare Nähe und Vertrautheit seines Wesens, aber wie Ungeheuerlichkeit war es auf einmal, die auf sie eingedrungen war, wie etwas, das Grauen und Unglück war.

Sie richtete sich mit erblaßten Lippen auf und suchte seinen Mund und wollte ihn mit jeder Fieber ihres Körpers festhalten und spürte deutlich, deutlich, wie es sich zwischen sie drängte, wie etwas wie eine ungeheure Hand zwischen sie griff, wie sich da etwas senkte...

Etwas war da...

Mein Gott, etwas war da...

Und zitternd, hinfliegend, wie aus jenen Spiegeln zurückgestrahlt, wie aus jener Tanzmelodie im Mondschein geboren, wie von diesen Sekunden selbst zurückgeworfen, erhob es sich in ihr wie eine furchtbare Vision, sie sah etwas ... weithin ... weithin ... da war es ... war gestern erst gewesen ... sie fühlte allen Atem der Tat ... da hatten sie etwas zusammen begangen ... da hob es sich wie Schuld und Flucht und Grauen — — —

„Wir waren zusammen," sagte sie leise auffahrend, „o, wir waren zusammen, Hubert, jetzt weiß ich es wieder... Und weiß, es war eine böse Tat..."

Sie starrte zu ihm auf, und, was am schrecklichsten war: sie sah einen Schatten davon, eben entfliehend, auch in seinen Augen — —

Er schüttelte den Kopf.

„Michelene —!"

„Es wird ... damals gewesen sein," sprach sie langsam und scheu, „jenes, von dem du sprachst ... ach, das wird der Nachhall in uns sein und alles kam, um ihn zu zeigen — — Hubert —!"

„Michelene, laß dich doch von diesen wahnsinnigen Ideen nicht wieder anfechten —!"

Sie fuhr zurück.

„Es muß mir ein Zeichen sein. Und wird es immer wieder sein: was kam, sollte nur antworten, aber es durfte nicht wieder verbinden... Es zeigt nur, aber es darf nicht mehr wiederkehren. O, in mir schlief Schuld von einstmals her, ich kann sie doch nicht wieder tun! Ja, Hubert, ich wollte zerbrechen und es scheint mir nicht schwer, und ich fühle nichts dabei, glaub' mir, ich fühle nichts ... aber ich kann es doch nicht tun..." Sie starrte, sie sah Josef in seinem Bette, von Fliegen umschwirrt, sah seine kläglichen Züge, hörte den rasselnden engen Atem und fühlte allen Haß, allen Widerstand, den sie je empfunden hatte, alles wahnsinnige, schluchzende Freiheitsbegehren, und konnte, konnte doch nicht — — —

Da war er vor ihr ... sie empfand, wie es in ihm zu zittern begann ... da war er und doch — und doch — — —

Sie sagte leise und nachdrücklich: „Hubert, es kann nicht sein. Es ist vorüber."

Digitized by Google

Und so viel er auch sprach und auf sie einredete, heftig, erregt, beleidigt und verächtlich — er wandelte sich dabei — aber sie sah doch immer nur den einen und hinter ihm jenes ... Eine. Etwas wie ein Gespenst war da und ließ sich nicht bannen. Sie konnte — und obschon sie es dennoch versuchte, weil sie seine rasende Spannung und Empörung fühlte — sie konnte es nicht festhalten. „Ich kann es nicht —"

Sie sah ihn auf einmal fortstürzen und stand und sah ihm nach und empfand plötzlich etwas wie einen leisen Willen hinter sich, etwas wie Gemeinschaft, und mußte an den kleinen Mühlemacher denken: „Ich war einmal ein König, aber es ist lange vorbei — —"

Mein Gott, träumte, träumte sie das alles?

Sie hörte keinen Laut und konnte nichts entdecken, das Haus war stumm und draußen zog der Fluß.

Da trat sie langsam in die Helle hinaus, und die traf sie wie ein Schlag, ihr fiel ein, wie sie vorher in ihr gegangen war, gewiegt, gewiegt, und wie es sie jetzt in sie hineinstieß, arm, beraubt, wie sie immer gewesen war, armselig, armselig:..

Sie lief zu dem Hügel drüben und begann ihn aufs Geratewohl zu ersteigen.

Es war kein Weg. Aber sie drang vorwärts zwischen Gestein und Gestrüpp, kein klarer Gedanke war in ihr. Sie stieg und stieg und war auf einmal auf einer kleinen Waldwiese, über die die Hummeln summten. Ein wenig Rotblühendes war da, steile, junge Pflanzen, die sich im leichten Winde wiegten, und ringsum stand der dunkle Wald.

Eine Erinnerung kam ihr ... sie sah plötzlich wieder jene Schonung im Walde, jenen rotblühenden besonnten Platz, und sah Hubert mit der anderen darüber hinfahren ... und warf sich auf den harten Boden hin und krallte die Hände in die Erde und schrie ihr allen Jammer, alle ratlose Verzweiflung zu ... bis sie ermattete.

Und aufblickend, gewahrte sie auf einmal, daß sich Scharen und Scharen von Schmetterlingen um sie versammelt hatten. Während sie so dalag und weinte, umkreisten sie Scharen und aber Scharen weißer Schmetterlinge...

In seltsamer Erschlaffung blieb sie liegen und fuhr erst wieder auf, als sie merkte, daß das Licht am Verschwinden war. Hier, mitten im Walde, begann schon Dämmerung. Aber noch war es nicht ruhig. Nur mit halben Kräften lauschte sie darauf, nein, es war nicht ruhig, irgend etwas war noch da.

Sie irrte eine Weile, bis sie den Abstieg fand und kam an einer ganz anderen Stelle ins Tal, die sie nicht kannte.

Nein, hier war sie fremd. Es schien ihr, als ob sie hier noch nie gewesen sei. Alle Umrisse schienen auf einmal unbestimmt, und merkwürdigerweise vermochte sie auch kein bekanntes Wegzeichen zu entdecken. Verwirrt ging sie hin und her, von den Leuten, die ihr begegneten, schien ihr keiner so, daß sie ihn ohne Gefahr hätte befragen können. So lief sie wie in einer sonderbaren Betäubung immer weiter, bis sie an einen Kellerschank kam, aus dem ihr wüster Lärm entgegenschallte. Ein paar Gestalten kletterten eben herauf, darunter ein italienischer

Digitized by Google

Orgeldreher mit dem ungefügen Instrument auf dem Rücken. Diese Unbekannten setzten sich im Dunkeln auf einmal in Trab und begannen ihr nachzulaufen.

Michelene erschrak und eilte immer noch mehr. Aber immer deutlicher hörte sie die Schritte hinter sich drein kommen, immer schneller und drohender; es war, als ob irgend etwas, das mit ihr gespielt habe, noch immer bestrebt sei, sie einzuholen.

Und so ging die Jagd im Dunklen durch Gäßchen und Gäßchen, sie eilte und eilte, aber immer noch schallten die Schritte hinter ihr her.

Bis sich auf einmal der Weg wandte und sie zu ihrem Erstaunen das Parkhaus ganz nahe vor sich liegen sah.

Mit letzten Kräften riß sie an der Glocke und glitt durch das Tor.

Hinter ihr war es still geworden.

Sie kam in den Gartensaal, ohne etwas von allem ringsum zu sehen und fragte den Diener nach ihrem Manne.

Er erwiderte, daß der gnädige Herr schon schliefe.

Sie ging selbst nach oben und horchte flüchtig: ja, Josef schlief. Die trübe Luft berührte sie von neuem, aber sie vermochte nichts an sich heranzulassen, ging flüchtig in das Eßzimmer, ohne doch etwas genießen zu können, stand eine Weile gedankenlos am Fenster und beschloß, zur Ruhe zu gehen. Wenn Josef erwachte, würde er sie schon wecken.

Morgen? Morgen? Sie wußte nichts.

O, sie war müde. Sehr müde. Es war, als ob etwas Ungeheures ihre Kraft erschöpft habe. Als ob sie einen Kampf durchkämpft habe, den sie überhaupt nicht überblicken könne. Wieder war es ihr, als ob Unendliches um alles Leben sei... War das ein Kampf mit Engeln gewesen?

O, was tat ich? Was tat ich? dachte sie.

Aber es blieb bleiern in ihr, ohne Schmerz.

Dann, als sie einschlafen wollte, war es doch auf einmal, als ob der Gartensaal wieder auf sie wirke. Als ob alles, was da unten an Sonderbarem beschlossen schien, von neuem zu ihr spräche. O, der Saal, der Saal... Aber während sie den bösen Spiegelzauber wieder fühlte, war es ihr auf einmal, als ob es doch eher der Park sei. Der Park, der nur sein schweigsames Sein ins Spiel hineingegeben hatte, aber den sie in allem selbst kaum noch hatte kennen lernen können. Geheime Ströme hatte er ihr zugesandt, o, sie dachte wieder an die Nächte... Er hatte mitgespielt und jetzt fühlte sie, wie alle seine Kräfte wieder auf sie gerichtet waren, als ob sie mitten in ihm sei. Aber ob sie in ihm rennen müsse ... weiter und weiter ... was war denn nur ... was hatte sie in dem allen vergessen? ... Aber plötzlich wußte sie es: es war das unendliche Spähen, die Erwartung. Da war es von neuem, dieses, das sie durch ihr ganzes Leben bis zum heutigen Tag begleitet hatte, dieses Spähen nach den Menschen, nach der einen Seele, die ihr zugehörte. Die Seele, die Seele, dachte sie und eilte mit versagendem Herzen und unendlichstem Suchen — — —

Die Seele, die Seele — — —

Auf einmal fuhr sie hoch.

Digitized by Google

Sie war im Zimmer, aber das Bett neben dem ihren war leer.

Josef war nicht da.

Sie saß regungslos.

Es war hohe graue Nacht. Leise berührte sie wieder aller Zauber, aber nur entfernt, etwas schlug in ihr, zitterte in ihr, aber halb versunken, sie sah um sich und ein Schauder floß plötzlich durch sie.

Sie stand auf, nahm einen Mantel um und ging hinaus.

Die Hunde?

Es war doch ganz still.

Sie kannten sie ja. Sie kannten auch — Josef.

Sie ging wie nachtwandelnd durch das stille Haus in den Saal, fand die Tür nach dem Park offen, wie sie gedacht hatte und trat in die Nacht hinaus, die aber nur wie etwas Hohes, Antwortloses über ihr stand.

Sie lief und lief, während die Zweige sie streiften, und immer noch war die gleiche sonderbare Angst in ihr, wie im Traum, das eine Suchen: die Seele, die Seele — — —

Die eine Seele — — —

Aber etwas bewegte sich doch nicht mehr in ihr.

Sie lief und lief, und in ihr klang es wie eine Melodie, die wieder in ihr emporgekommen war, mit Ängsten, die sie immer mehr erkannte, unter einem Zwang, den sie deutlich fühlte: die Seele, die eine Seele...

Und lief und lief wie durch Ewigkeiten und kam zu dem Weiher und fand Josef an seinem Rande stehen. Die beiden Tiere zu seinen Füßen.

Sie umschlang ihn und fragte:

„Was wolltest du tun?“

Er aber brach nur in Schluchzen aus.

So führte sie den zerbrochenen Mann durch den nächtigen Park zurück, und in ihr klang es immer noch wie eine Melodie, wie ein kleines Hämmern verklingender, gewandelter Dinge:

Die Seele, die eine Seele — — —

Diese solltest du finden.

Nur diese — — —

Und sie kamen wieder in das Haus und sie brachte ihn in das Zimmer und zu Bett.

Und saß neben ihm, bis er im Morgengrauen einschlief.

* * *

Am anderen Tage aber kam eine Depesche aus Henningsdorf. Der Oberjägermeister war in dieser Nacht verschieden.

Josef raffte sich auf, und sie verließen noch an dem Tage die Stadt und das Parkhaus und haben beides und alle Menschen dort niemals mehr wiedergesehen.

Michelene aber wußte später von dem allen nicht mehr, was Wahrheit und was — Traum gewesen war.

Ende

Digitized by Google

Versunkene Schätze

Ein Beitrag zur Deutschkunde an unseren höheren Schulen

Von Paul Bülow

Stets ist bei uns auch in der Vergangenheit zu Zeiten politischer und wirtschaftlicher Not und Verkümmerung die Musik eine Macht geblieben, die den deutschen Geist lebendig erhielt. In Dankbarkeit soll an dieser Stelle Karl Storcks gedacht werden, der vor Jahren in seinem Buche „Musik-Politik" auf diese Tatsache in tiefeindringenden Aufsätzen hingewiesen. Der Raum verbietet uns, das Thema „Musik und Schule" gerade in seiner Bedeutung für die Gegenwart im einzelnen zu behandeln. Wir wollen den Blick auf versunkene Schätze im Wunderreich deutschen Meistertums der Musik lenken. Ja, unser in Not und Elend abgehärmtes und schwergeprüftes Volk hat noch „Schätze" — nicht dem Dämon des Goldes verfallene, sondern Edelgüter seiner innersten Herzenskultur, die es jetzt wieder wachzurufen gilt.

Die deutschkundlichen Fächer sollen im künftigen Lehrplan eine vorherrschende Stellung einnehmen: — dürfen dabei die herrlichen Schöpfungen deutscher Musik aus Vergangenheit und Gegenwart unberücksichtigt bleiben? Welch strahlende Namen sind es, die vom Parnaß der deutschen Tonkunst herableuchten! Sie alle müssen mit ihren Werken zum teuren, tiefbereichernden Gut unseres künftigen Geschlechtes werden. Mit welchem Recht wird die genauere Kenntnis der großen Meisterschöpfungen unserer deutschen Tonkunst den Schülern vorenthalten? Sollen Bach, Beethoven, Mozart, Händel, Haydn, Schubert, Schumann, Weber, Wagner, Liszt, Brahms und Bruckner unserer Jugend kaum gehörte Namen bleiben? Sind diese Meister den hervorragenden Vertretern deutschen Dichttums nicht gleichberechtigt? Auch sie legen Zeugnis ab von den edelsten und höchsten Gefühlen der Menschheit, auch ihr Werk verdient den Herzen der Jugend anvertraut zu werden. Es muß mit allem Nachdruck bei Verwirklichung der in Aussicht stehenden Schulreform die Berücksichtigung der Musikgeschichte im Rahmen der deutschkundlichen Fächer gefordert werden. Auf die Frage der musikkundlichen Unterweisung soll hier nun nach einer ganz bestimmten und bisher überhaupt noch nicht beachteten Richtung hin eingegangen werden.

Ein reicher, ungehobener Schatz liegt in vergessenem Schacht verborgen und wartet auf das Geschlecht, das diese Güter ans Tageslicht hebt. Wir meinen das Schrifttum unserer deutschen Musiker, wie es im Laufe von drei Jahrhunderten entstand und unserm Volk noch kaum bekannt ist. Für diesen Zweig der Pädagogik ist eine völlige Neuarbeit von Grund auf nötig; doch sind die Schwierigkeiten zur praktischen Durchführung nicht unüberwindlich. Die Kenntnis der Musikgeschichte ist für ein gerechtes, tiefer eindringendes Urteil über ältere und moderne Musikwerke eine Grundbedingung. Sie vermittelt reichste kulturgeschichtliche Kenntnisse von allgemeiner Bedeutung und vertieft somit aufs wertvollste den Bildungsgang unseres heranwachsenden Geschlechts. Das Rüstzeug

Digitized by Google

dazu liegt in dem nur zu lange verkannten und unberücksichtigt gelassenen Schrifttum unserer deutschen Musiker.

An der Spitze dieses musikalischen Kulturschatzes steht nach Bedeutung und Umfang zweifellos Richard Wagner. Sagt doch Nietzsche von Wagners Prosa: „Ich kenne keine ästhetischen Schriften, welche so viel Licht brächten wie die Wagnerischen; was über die Geburt des Kunstwerks überhaupt zu erfahren ist, das ist aus ihnen zu erfahren." Allein aus Wagners Schriften ließe sich ein Schulbuch zusammenstellen, das den Schülern in idealer Weise Deutschkunde vor Augen führte: Musik, Dichtkunst, bildende Kunst, Geschichte, Religion, Philosophie, Rassenfragen, Volkskundliches — alles würde hier zu finden sein. Tatmutige Begeisterung zu wecken, festen Willen und starkes Deutschbewußtsein zu stählen in den Herzen unserer Jugend — dafür kann eine Erscheinung wie Richard Wagner und ihr Werk ein packendes Vorbild sein. Von den für die Schule geeigneten Schriften nennen wir besonders die „Mitteilung an meine Freunde", „Was ist deutsch?", „Deutsche Kunst und deutsche Politik", „Über deutsches Musikwesen", „Oper und Drama" (in Auswahl) und die als Lesestoff schon in den mittleren Klassen sehr geeignete Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven", sowie die für den Religionsunterricht der Oberklassen so wichtigen Aufsätze im X. Band der „Gesammelten Schriften", vor allem die tiefgründige Arbeit über „Religion und Kunst", deren Inhalt gegenwärtig wieder größte Bedeutung erlangt. Aus den Dichtungen Wagners darf im Inhalt unserer künftigen Lesebücher die Erläuterung des Lohengrin-Vorspiels und die Gralserzählung in ihrer vollständigen Fassung, König Heinrichs Anrede an die Brabanter, Hans Sachsens herrliche Schlußrede, Waltrautes Erzählung vom Götterſaal in Walhalla („Götterdämmerung"), Siegfried unter der Linde, sowie die bedeutsame Rede zur Grundsteinlegungsfeier des Bayreuther Festspielhauses nicht mehr vergeblich gesucht werden.

Auch E. Th. A. Hoffmann, dessen Einfluß auf die ersten schriftstellerischen Arbeiten Wagners ich in meinem Buche „Die Jugendschriften Richard Wagners" (Leipzig 1917, Breitkopf und Härtel) darzulegen suchte, sollte nicht nur im literaturkundlichen Unterricht mehr gewürdigt, sondern auch als Musikschriftsteller von einzigartiger Bedeutung der Jugend bekannt werden. Als Meisterwerke der Erzählungskunst sind seine musikalischen Novellen „Ritter Glück", „Don Juan", „Die Fermate" und „Rat Krespel" zu rühmen. Sie sind ausgezeichnet durch feinsinnige Schilderung der musikalischen und literarischen Umwelt des ausgehenden 18. Jahrhunderts und bieten tiefe Offenbarungen wahrhaft genialer musikalischer Erkenntnis. In seinem Dialog „Der Dichter und der Komponist" erweist sich Hoffmann als Wegbahner Wagners. Wundervolle Aufsätze hat er der Kunst Bachs und Beethovens gewidmet. Für den Schulgebrauch möchte ich eine Auswahl der musikalischen Novellen, geeignete Stellen aus den Erläuterungen Beethovenscher Musik (z. B. der Musik zum „Egmont"), sowie eine Zusammenstellung der Aussprüche Hoffmanns über das Wesen der Musik vorschlagen.

Nur wenige kennen bisher Robert Schumann in seiner Eigenschaft als Schriftsteller. Aber es wäre aufrichtig zu wünschen, daß dieser liebenswürdige, kundige Deuter der musikalischen Kultur seiner und älterer Zeit auch mit seinen

Digitized by Google

Schriften weithin bekannt würde und Schumannsche Denk- und Empfindungsweise über musikalische Kunst und Kultur mehr als bisher in die Kreise der Musikfreunde eindringe und dadurch zur Gesundung des musikalischen Lebens der Gegenwart beitragen könnte. Gerade eines und für die Jugenderziehung besonders Wichtige zeichnet das Schrifttum Schumanns aus: die unerschöpfliche ethische Kraft der Musik wird immer wieder aufs neue von ihm betont. Die Vorzüge der Schriften Schumanns, die nicht allein in dem immer wieder anregenden Ideenreichtum, sondern auch in ihrer frischen, von sonnigem Humor erfüllten Individualität, dem lyrischen Stimmungsgehalt und dem immer neuen Wechsel der Form liegen, machen sie gerade für die Schulerziehung geeignet. Für Schulzwecke kommen außer den herrlichen Besprechungen der Schubertschen Kunst die Erzählung vom alten Hauptmann, die humorvolle Skizze „Der Stadt- und Kommunalmusikverein zu Kyritz", die Erinnerungen an eine Freundin, der Aufsatz „Das Leben des Dichters", sowie ausgewählte Stellen aus den zeitgeschichtlich wertvollen „Fragmenten aus Leipzig", den Aufsätzen über Liszt, dem Aufsatzzyklus „Der Davidsbündler" und aus den „Musikalischen Haus- und Lebensregeln" in Betracht.

Ebenso für Karl Maria von Weber sollte die Schule die Ehrenpflicht übernehmen, das schriftstellerische Wirken dieses Meisters wieder bekannt zu machen. Wegen ihres hohen ethischen Gehalts haben seine Arbeiten gleich Schumanns Schriften einen großen erzieherischen Wert. Sie sind nicht nur ein Zeugnis für den scharfsinnigen Geist des bedeutenden Tonschöpfers, nicht nur ein reiches Abbild des damals herrschenden Zeitgeschmacks, sondern die ganze Persönlichkeit dieses edeldeutschen Künstlers lebt in ihnen. Er ist in seinem Schrifttum ein Vorkämpfer idealer Kunstauffassung, die Liebe zu einer tieferen und echt deutschen Kunst will er dem Publikum anerziehen. Er bekämpft das leere Modegetön und greift das wirklich Gute auf, das ihm in jüngeren Talenten entgegentritt. Für die Schule kommen neben der entzückenden humoristischen und kulturgeschichtlich wertvollen Novelle „Der Schlammbeißer" vor allem die Fragmente aus Webers leider unvollendet gebliebenem autobiographischen Roman „Tonkünstlers Leben" in Betracht. Bei Besprechung des „Wallenstein" kann auf seine humorvolle, ins Musikalische gewandte Parodie der Kapuzinerpredigt hingewiesen werden, die sich im fünften Kapitel dieser Fragmente befindet. Eine Einführung in die Kulturbedeutung des Theaters könnte den Schülern sehr passend mit Webers Aufsatz „Anrede an das Publikum" (1817) gegeben werden. Die hier niedergelegten ästhetischen Ansichten über Kunsterziehung und künstlerischen Beruf haben noch heute ihren Wert.

Das einzigartige geistige Kapital aus den Schriften Franz Liszts ist bisher so gut wie überhaupt nicht für die Allgemeinheit verwertet worden. Auch diese Arbeiten liefern einen gewichtigen Beitrag zur Kunstpflege der Gegenwart und Zukunft. Sie enthalten für die deutschkundliche Erziehungsarbeit außerordentlich beachtenswerte Stellen, die in unsern pädagogischen Lehrbüchern einen Ehrenplatz einnehmen müßten. Die von Liszt ausgesprochenen Gedanken einer idealistischen Kunstauffassung müßten gerade unsern Zeitgenossen zur Reinerhaltung unseres deutschen Kunstlebens nahegebracht werden. Wer hat unsere heranwachsende und ältere Generation auf Schriften Liszts wie seinen Aufsatz „Zur Stellung der Künst-

Digitized by Google

ler" und seine Schriftenreihe „Essays" sowie die „Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst" hingewiesen? Wer kennt die großartigen Aufsätze Liszts über „Tannhäuser", „Lohengrin", „Holländer" und „Rheingold", über die Wagner selbst in seinen Briefen mit größter Bewunderung und Anerkennung spricht? Auch der heutige Leser, dem diese Werke vertraut sind, wird hingerissen von dem tiefen Gehalt und der Schönheit der Gedanken Liszts. Für unsere Jugend ist auch bei ihm wieder der ethische Gehalt seiner Schriften neben ihrer allgemein künstlerisch-kulturellen Bedeutung hervorzuheben. Die Selbstlosigkeit dieses Künstlers, die Treue seinem Ideal gegenüber und das tatmutige Verfechten seiner Überzeugung — ein leuchtendes Vorbild echt deutschen Mannestums. Für den Deutschunterricht ist ein Quell herrlicher Belehrung in dem Thema Liszt—Goethe—Weimar zu finden. Hierfür ist neben Liszts Abhandlung über die Goethe-Stiftung hinzuweisen auf seine eindrucksvolle Beschreibung des Rietschelschen Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar, die im deutschen Unterricht bei Besprechung der großen Weimarer Dichterzeit zu berücksichtigen wäre. Arthur Prüfer hat das Verdienst, dieselbe mit einer erläuternden Einleitung in einem Neudruck (Wunderhorn-Verlag, München 1917) weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht zu haben.

Eine Wiederbelebung der Schriften von Peter Cornelius heißt wirklich kostbare Edelsteine aus dem Schaffen eines tiefgemütvollen und von sonniger Frohlaune erfüllten Künstlers ans Tageslicht heben. Auch in seinen schriftstellerischen Arbeiten tritt uns der Schöpfer des „Barbier von Bagdad" als eine immer aufs neue anregende und aus der Fülle reichen Geistes schöpfende und willig spendende Persönlichkeit entgegen. Für die Schule könnte eine wertvolle Ausbeute seines Schrifttums geschehen: seine Autobiographie, der liebenswürdige Lortzing-Aufsatz, die Aufsätze über Weimar und Liszts „Heilige Elisabeth" werden unsern Schülern edelste Gemütsbildung und zeitgeschichtlich wertvolle Kenntnisse vermitteln. Seine Aufsätze über Wagners „Lohengrin", „Tannhäuser" und „Meistersinger", sowie sein letzter Aufsatz „Deutsche Kunst und Richard Wagner" gehören zum Besten, was überhaupt über den Bayreuther Meister geschrieben worden ist.

Wir haben uns auf die Meister des 19. Jahrhunderts beschränken müssen, wollen aber darauf hinweisen, daß Kuhnaus „Musikalischer Quacksalber" und Mathesons sowie anderer deutscher Musiker Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts für den Literaturunterricht dieser Zeit wertvolle Belege bieten könnten. Für die Gegenwart wären etwa Hugo Wolfs, Pfitzners und Söhles Schriften zu berücksichtigen. Wie für Dichtungen aus alter und neuer Zeit wäre wohl auch eine Reihe musikgeschichtlicher Literatur aufzustellen und in geeigneten Ausgaben im Schulunterricht einzuführen. Dabei könnten sowohl einzelne Perioden zusammengefaßt werden, als auch die bedeutenden Vertreter des musikalischen Zeitalters im besonderen zu Worte kommen. Die Berücksichtigung musikgeschichtlichen Stoffes in unsern Lesebüchern ist für alle Stufen eine nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit geworden.

Unseren Erziehern und Verlegern ist also damit im Dienste deutschen Wesens eine herrliche Aufgabe gestellt.

Digitized by Google

Viele Pfade führen zur Stadt Gottes

Von A. Kusche

In ruhig atmender Nacht liegt das Pfarrhaus, dunkel und verschlossen, als berge es ein Geheimnis. Nur aus zwei Fenstern zu ebner Erde dringt schwacher Lichtschein, irrt durch das Blättergewirr alter Bäume und läßt im Garten schattengleich eine Männergestalt erkennen, die durch die schmalen Wege schreitet, wie von großer Unruhe getrieben. Sie strebt immer wieder zum Hause zurück, horcht nach den erleuchteten Fenstern hin und taucht dann wieder unter in Schatten und Stille.

Am Ende des Gartens ist der Ausblick frei; dort fällt blasses Mondlicht auf den Ruhelosen und bescheint ein junges Männerantlitz, das mit dunklen Blicken geradeaus in die sinkende Mondscheibe blickt, fast flehend, als sollte ein Verstehen, Kraft und Hilfe von dem ruhevollen Gestirn kommen. Die Hände des Mannes liegen gefaltet auf der Mauerbrüstung; plötzlich drückt er sie vors Gesicht, und in tiefem, inbrünstigem Flehen ringen sich die Worte aus seiner Brust: „Mein Gott, laß mir die Mutter nicht so sterben!“ Dann wendet er sich langsam und geht dem Hause zu, öffnet vorsichtig die Haustür und steht gleich darauf am Sterbelager der Mutter.

Die Kranke stirbt einen langsamen Tod. Seit Tagen fühlen Mutter und Sohn seine Nähe, aber das unruhige Menschenherz pocht und pocht, als wäre noch viel nachzuholen, ehe der letzte Schlag getan werden darf.

Seit vier Jahren haben die beiden Menschen mit- und füreinander im Frieden des ländlichen Pfarrhauses gelebt; sie haben Sorgen und Arbeit geteilt, nachdem der junge Pfarrer die große, tiefe Liebe seines Herzens hat einsargen müssen, weil er dem geliebten Mädchen nicht „der Rechte“ war. Ihre Seelen haben sich einander mehr und mehr erschlossen, wie Buchblätter mit klarer, schöner Schrift; und der Sohn erkannte, daß die Wurzeln seines Wesens der Tiefe der Mutterseele entsprangen uud daß von dort sein Bestes kam: Kraft und Reinheit des Wollens.

Doch er erkannte auch, daß in all dem beglückenden Gleichklang ein Akkord sich nicht fügen wollte; gerade da, wo die stärksten Saiten seines Wesens klangen. Sie gingen Hand in Hand bis zum Namen Christus; da mußten sie sich trennen. Nicht die Mutter empfand es so, aber er. Christi Gottesnatur war ihm nichts Erlerntes, nichts mit Wollen Geglaubtes; sie war ihm eine Offenbarung, die sich mit dem Wachsen seiner Seele erschlossen hatte, wie sich der Duft der Blüte mit ihrer Schönheit und heiligen Zweckmäßigkeit entfaltet. Und weil dieser Glaube so ganz ein Teil seines Wesens war, gab es für ihn kein Verstehen für solche, die um ihn kämpfen und ringen. Die Mutter war immer eine Ringende gewesen; und sie war es jetzt noch an den Pforten der Ewigkeit.

Wie oft im Laufe der letzten Jahre hatte er versucht, ihr seine Glaubenszuversicht zu geben! Sie hatte meist mit stillem Gesicht seinen Worten gelauscht, nicht viel erwidert, sondern ganz kurz und schlicht geantwortet, daß jede Seele ihren eigenen Weg zur Seligkeit gehen müsse. Der junge Pfarrer litt unsäglich

Digitized by Google

unter dieſem Zwieſpalt; die Mutter nicht; unfaßbar darin dem Sohne, der, wenn er auch nicht ans „hölliſche Feuer“ glaubte, doch bangte, daß ihre Seele ausgeſchloſſen ſei vom Verklärtwerden in Gott. Wie er jetzt am Krankenbett der Mutter ſtand, in das geliebte, ach, ſo veränderte Antlitz ſah, war ſein ganzes Fühlen, ſein ganzes Sein nichts als ein ſtarkes, leidenſchaftliches Drängen, ihre Seele zu gewinnen.

Mit zarter Hand glättete er das verwirrte Haar der Kranken, rückte die Kiſſen zurecht; und als ſein Blick ihrem offnen Auge begegnete, ſagte er mit tiefer Innigkeit und zitternder Sorge in der Stimme nur das eine Wort: „Mutter!“ Sie griff nach ſeiner Hand, wandte ihm voll das Antlitz zu und erwiderte mit leiſem Lächeln im Blick: „Was ſorgſt du dich um mich, mein Sohn? Siehſt du denn nicht, daß ich auch meinem lichten Ziele zuſtrebe, wie du, wenn auch auf andrem Pfade? Uns trennen ja nicht Abgründe, Wüſten oder Sümpfe, die ſelbſt die Liebe nicht überbrücken könnte; uns trennt nur eine grüne Hecke voll Blüten und Vogelſang. Unſre Augen können über ſie hinweg; wir grüßen uns als Zielgenoſſen, und in dem Blühen und Singen zwiſchen uns atmet Gottes Liebe und reicht uns die Hand — die eine mir, die andre dir. So wandre ich der Ewigkeit zu. Könnte ich ſicherer ſchreiten?“

„Ja, Mutter! Denn in dem allen iſt nicht Chriſtus, und ohne ihn kannſt du nicht an Gottes Hand gehen.“

Die Augen der Mutter wurden weit und groß, ihre eben noch lächelnden Züge tiefernſt. Mühſam hob ſie ſich auf und entgegnete: „Nicht Chriſtus? Frevle nicht an Gottes Liebe! Sie iſt ewiger als die Ewigkeit, unendlicher als die ungeahnten Fernen des Weltalls, ſie iſt das Heiligſte an Gottes Heiligkeit. Und du willſt ihr Grenzen ziehen? Törichtes Kind!“

Ermattet ſank ſie in die Kiſſen zurück; erſchüttert und ratlos ſchwieg der Sohn.

Der Tag kam, und mancherlei Berufspflichten riefen den Pfarrer aus der Krankenſtube. Er ging wie im Traum. Sein Blick, ſonſt ſo klar Menſchen und Dinge erfaſſend, war unruhig; und wenn er redete, klang ſeine Stimme ihm ſelbſt fremd, weither kommend; er hörte immer nur die letzten Worte der Mutter: „Törichtes Kind!“ Trafen ſie ihn? — — Es zog ihn mit Angſt und Liebe hin zu ihr, die nun von ihm gehen wollte, ohne daß die trennende Wand zwiſchen ihnen ſank. Denn er ſah nicht die blühende Hecke, er ſah noch immer eine harte Mauer aus kaltem, feſtem Stein, über die kein Blick reichte. Nur flüchtig hatte er im Lauf des Tages bei ihr ſein können, erſt als die Sonne ſchon im Sinken war, konnte er wieder an ihrem Lager bleiben. Er war überraſcht, ſie kraftvoller zu finden als je in den letzten Tagen. Sie ſaß aufgerichtet in den Kiſſen, eine ſtille Heiterkeit im Geſicht, und ein Blick tiefer Liebe grüßte den Sohn, als er ſich neben ſie ſetzte.

„Soll ich dir etwas vorleſen, Mutter?“

„Nein, laß uns lieber reden. Wie geht es Suſanne Frank?“

„Sie iſt heute mittag geſtorben.“

„Warſt du bei ihrem Sterben?“

„Nein; aber eine Stunde vorher gab ich ihr das Abendmahl. Ihr Ende war wie ihr Leben: köſtlich.“

Digitized by Google

Die Mutter sah ihn aufhorchend an. Wieder diese bange Frage im Blick, als er sie bei diesen Worten anschaute. Sie begann von neuem. „Ja, ich weiß, Susanne Frank war fromm, und wir verstanden uns gut. Sie fragte mich einmal, wie ich zu Christus stände, und ich will dir wiederholen, was ich ihr damals antwortete; ich würde heute dasselbe sagen, drum geht es auch dich an. Ich sagte: Des Menschen Seele hat keinen besseren Freund, keine bessere Stütze als Christus. Ich liebe ihn von ganzer Seele, und sein Wort ist mir heilig und teuer, Wegweiser und Helfer. Ich gehe ihm nach mit Sehnsucht all mein Leben lang, daß ich ihn ganz begreife, und habe doch nicht mit solchen wie Sie, liebe Freundin, und mein Sohn es sind, sprechen können: ich glaube den vom Heiligen Geist Empfangenen, den Gott in menschlicher Hülle. — Und doch, liebes Kind," fügte sie nach längerer Pause hinzu, „bin ich der festen Zuversicht, daß er mir nicht ferner ist als dir, denn er entzieht sich keinem, des Herz nach ihm verlangt."

„O Mutter, dann hätte ja der Glaube nichts voraus vor dem Unglauben?!"

„Doch, mein Sohn, er ist leichter. Der Glaube ist Sieg, der Unglaube, der die Hände verlangend offen hält nach Erkenntnis und Wahrheit, ist Kampf; ihr seid die Gesättigten, wir sind die Hungrigen; ihr geht auf sicherem Wege und seht die Zinnen der Heimatstadt vor euch; wir wissen, daß auch uns diese Heimat offen ist, aber wir müssen den Weg suchen in dunklen Tälern. Und nun sage mir, wer wird am offnen Tore seliger jauchzen, der Besitzende oder der Ringende?"

Der Pfarrer antwortete nicht gleich; er hatte nicht den Mut, seiner Mutter zu widersprechen. Ihre Worte rüttelten an seiner Seele; ja, er fühlte, daß Schleier fielen von seinem inneren Auge. Hatte er Grenzen gezogen, wo Gott sie nicht gewollt? „Ich will deinen Worten nachsinnen", war alles, was er sagte.

Die Kranke schloß die Augen. Das Sprechen schien über ihre Kräfte gewesen zu sein, denn eine tödliche Blässe breitete sich über das Gesicht. Sie lag jetzt ganz still und reglos. So verging der größte Teil der Nacht. Der Pfarrer war nicht vom Bett der Mutter gewichen; die große Schwäche des Herzens sagte ihm, daß das Ende nahe sei. Als schon ein leises Morgendämmern durch die Fenster drang, regte sich die Kranke, schlug die Augen auf und fragte mit schwacher Stimme: „Bist du da, mein Kind?" Der Sohn hatte eben das Fenster geöffnet und sah, wie der erste Schimmer einer zarten Morgenröte sich über den Himmel zu breiten begann. Er trat ans Bett der Mutter und streichelte sanft ihre blasse Wange. Sie regte sich nicht bei der zarten Liebkosung. Ihre Haltung war ganz in Stille und geistiges Schauen gelöst.

„Ich habe wundervoll geträumt," sagte sie; „komm, setz' dich, daß ich's dir erzähle."

Die Veränderung der Kranken griff tief; ihre Ruhe hatte etwas Weltentrücktes und wehte den Aufhorchenden an wie Todeshauch. Sie wandte ihm das Antlitz ganz langsam zu, als wollte sie das Bild, das ihre Augen schauten, nicht verrücken, umschloß die Hand des Sohnes mit ihren beiden immer noch so schönen Mutterhänden und sagte mit leiser, doch klarer Stimme: „Ich sah dich auf ein Tor zuschreiten, und als du davor standest, tat es sich weit, weit auf, und in einer

Digitized by Google

Flut von Licht und Glanz stand Christus und sprach zu dir: Komm, dein Glaube hat dir geholfen."

„Mutter," flüsterte der Sohn in tiefster Ergriffenheit, „und du? — und du —?"

Die Sterbende legte sich zurück in ihre Kissen; ihr Antlitz erblich mehr und mehr, aber in ihre Augen kam ein Leuchten seltner Art. Sie streckte beide Arme mit hingehaltenen Händen, als solle ein Kommender sie ergreifen und der Sohn hörte sie leise, in abgebrochenen Sätzen sprechen:

„Gleich werde auch ich vor diesem Tore stehen — es tut sich auf — — ich schaue Christus ins Antlitz. Er fragt mich nicht, was ich geglaubt von ihm — — er faßt meine Hände, und ich höre ihn sagen: Komm — — deine Sehnsucht — — hat dir geholfen."

Es waren die letzten Worte der Sterbenden. Der junge Pfarrer war am Bett niedergesunken. Aus seiner Seele war alle Unruhe gewichen; sie war offen für das Vermächtnis der Mutter, und seine Lippen formten Worte, die fast ohne sein Wollen sich hervordrängten, als klänge eine neue Saite in ihm, die er selbst noch nie vernommen. Die Mutter hörte ihn nicht mehr, aber vor sich selbst bekannte er: „Der Glaube ist eine Kraft, die Berge versetzen kann; die Sehnsucht aber ist nicht minder groß: denn in ihr ist die Liebe."

Erhöre mich!

Von Gustav Schüler

An dessen Hand die Sonnenmeere laufen,
Erhöre mich, du ewige Ewigkeit!
Du fährst empor, mit Not und Tod zu taufen
Und tünchst mit Blut das Tor der kranken Zeit.
In unser Treiben schlug dein grimmes Schelten,
In unsere Lügen donnerte dein „Nein!"
In unsere wohlgewognen kleinen Welten
Brach deine Flut zum Niederreißen ein.

O laß uns nicht im Unglücksstrom ersticken,
Erwürg' uns nicht, der aller Odem ist,
Und stoß uns nicht von allen Lebensbrücken,
Der du die Brücke in das Leben bist!

Digitized by Google

Rundschau

Elsässische Charakterbilder

2. Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim

Ich sah mein Elsaß, frei von fremder Fron, frei von fremden Angewöhnungen, ein neues, selbständiges Volk werden. Die Überzeugung, nicht das Gefühl allein, hatte mich ermächtigt, meinem Lande kühn zuzurufen: Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutze! Du mußt unter deutschem Schutze gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist!

Graf Dürckheim („Erinnerungen", 1887).

Zu Fröschweiler, im Mittelpunkt des Schlachtfeldes vom 6. August 1870, steht das Schloß der Dürckheims. Ihre Stammburgen sind die Ruinen Alt- und Neu-Winstein in den herrlichen Waldungen der Nordvogesen.

Graf Eckbrecht Dürckheim wurde im Jahre 1812 auf Schloß Thürnhofen in Bayern geboren, wohin sich die gräfliche Familie, die im Elsaß reich begütert war, während der Schrecken der französischen Revolution begeben hatte. Sogleich nach dem Sturz Napoleons I. zog es unsere Elsässer nach der Heimat. In kleinen Tagereisen über Berg und Tal ging es in der schweren „Berline" vorwärts.

Im Elsaß wie im übrigen Frankreich waren durch den französischen Konvent alle Güter sowohl der Ausgewanderten wie der während der Schreckenszeit Hingerichteten für den Staat eingezogen worden. Diese Güter, die auf dem Lizitationswege angekauft werden konnten, fanden nur wenig Abnehmer. Erst nach Robespierres Sturz traten die „Acquéreurs de biens nationaux" zahlreicher auf und wurden durch Napoleon in ihrem Besitz bestätigt. Was nicht veräußert wurde, eignete sich der Gewaltherrscher später als Krongüter (Domaines de la couronne) an.

So war es gekommen, daß die nichtveräußerten Dürckheimschen Güter durch die Restauration 1814 dem Vater unseres Grafen Ferdinand zurückerstattet, durch die zweite bourbonische Restauration endgültig dem rechtmäßigen Besitzer wieder übergeben wurden. Allein die langen, verheerenden Kriege hatten die Güter arg verschuldet. Die großen, zum Dürckheimschen Besitz gehörenden Waldungen konnten nur schlecht bewirtschaftet werden, verschlangen viel Grundsteuern und trugen wenig ein. Infolge der allgemeinen Hungersnot war auf Zehnten, Gebühren und Güterzinsen nicht zu rechnen. Immerhin gelang es dem alten Grafen, einen großen Teil seiner Wälder teils an die Eisenwerke Dietrich und Söhne in Niederbronn, teils an verschiedene Güterkonsortien zu veräußern und sich über den Verlust alten Familienguts durch Sicherstellung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse leidlich zu trösten. In den nach der pfälzischen Grenze hin sich erstreckenden Waldungen — es sind die burgenreichsten in Mitteleuropa — hatte sich ein gut Teil Dürckheimscher Familiengeschichte abgespielt. Eine der stolzesten Traditionen des Hauses war die Verteidigung der Burg Winstein und damit der letzten Scholle deutscher Erde im Elsaß durch Wolf Friedrich Eckbrecht Dürckheim gegen die räuberischen Horden Louvois' im Jahre 1676.

Digitized by Google

Wenn so ein Rückblick auf die Geschichte der Dürckheime des Merkwürdigen und Charakteristischen schon genug bietet, so werden wir noch mehr gefesselt, wenn wir die Angehörigen und Freunde des Geschlechts — wie sie uns Eckbrecht Dürckheim selbst geschildert hat — nun ins Auge fassen.

Unter den Freunden der Eltern gebührt unstreitig „Goethes Lili" die erste Stelle. Unser Ferdinand hat ihr in „Lilis Bild" später ein Denkmal gesetzt. Ihre Söhne sowie ihre Tochter Lili waren dem Kinde freundlich; dem Jüngling und Mann sollten sie später noch näher treten.

Die „lieblichste Beschützerin" Ferdinands und seiner Geschwister war die 75jährige Mutter seiner Mutter, geborene Freiin von Bock zu und auf Bläsheim. Sie hatte ihren Gatten, der wie Lilis Gemahl ein Dürckheim war, im dreißigsten Lebensjahr verloren — er war Oberjägermeister des Herzogs von Württemberg gewesen — und dann nicht mehr geheiratet. In der kleinen Stadt Mutzig, am Ausgang des Breuschtales inmitten eines reichen und schönen Geländestrichs, lebte sie zurückgezogen auf ihrem Gütchen und ließ von dort aus der Welt Strom heiter betrachtend an sich vorüberziehen. Ihr Heim war das „erste Paradies" unseres Knaben, der mit seinem Schwesterchen Louise die schönsten Tage der Kindheit dort verlebte. Mutzig selbst ist ein niedliches Gebirgsstädtchen in üppigem Talkessel, mit hohen Weingärten umsäumt.

Mit dem Tode der Großmutter im Jahre 1819 starb der Name des Geschlechts aus, dessen Ahne, Ritter Ruprecht von Bock, im 15. Jahrhundert lebenslänglicher Stettmeister der freien Stadt Straßburg gewesen war und der seiner Vaterstadt die nach ihm benannte Ruprechtsau, die schönste Straßburger Promenade, geschenkt hatte. Der Schwager von Ferdinands Großmutter, der alte „Onkel Landsberg", eine originelle Gestalt des 17. Jahrhunderts, mit seidenem oder samtenem Rock, à la française geschnitten, mit großen Perlmutterknöpfen, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, langer, heller Weste mit großen Taschen, Schuhen mit Goldschnallen, dem kleinen Dreispitz Louis XV. an der Seite — war ein flotter, eleganter Kavalier, Freund Rohans und des Grafen Cagliostro, deren Leben er „so ziemlich mitgemacht hatte". Er hatte den Eigensinn gehabt, als die Revolution ihn im Jahre 1793 zum armen Manne machte, sich auf seinem Schlosse zu Niederehnheim festzuklammern und sich mit den Seinigen — trotz Alois Schneiders Guillotine! — unangefochten auf seiner Burg zu halten. Er war vielleicht der einzige elsässische Adlige jener Zeit, der nicht geflohen ist. Daß seine Gattin ein stilles Opferleben bei ihm führte, läßt sich denken. Daß aber der Lebensgeist der „Tante" dabei nicht geknickt worden, beweist der Umstand, daß sie ihre Töchter mit reichen Kenntnissen ausstattete — die beiden jungen Damen lasen Vergil und Horaz im Urtext — und daß sie ihren Söhnen Fritz und Alexander selbständig eine erste Ausbildung und Erziehung angedeihen ließ. Hinter dem Rücken des geizigen Barons machte die Mutter in der reichlichen Versorgung ihrer späteren Offiziere Schulden über Schulden und mußte sich deshalb seiner beständigen bösen Laune versehen; dabei fand sie denn oft in der Schwester, Ferdinands Großmutter, eine warme und „couragierte" Verteidigerin.

Sein zweites Paradies erlebte der kleine Graf in seinem Geburtsort Thürnhofen, wohin die Eltern nach dem Tod der Großmutter verzogen. Ferdinand war inzwischen acht Jahre alt geworden. Mit der Mutter, dem Bruder und den Schwestern wurde wieder in der Familienberline in Begleitung von Bonne, Kutscher und Kammerdiener die Reise nach Bayern angetreten. Der Vater und der Bruder Gustav zogen nach Hagenau, der Älteste, Alfred, war schon Forstjunker am württembergischen Hof geworden.

Schloß Thürnhofen mit seinen geräumigen Sälen und dem großen Park, die ausgedehnte Landwirtschaft, das große Bräuhaus in vollem Betrieb, die Viehherden, weitläufige Höfe, Gärten und Felder — alles trug dazu bei, den Sinn des aufgeweckten Knaben zu beschäftigen. Er lernte früh reiten, hatte sein Ziegenfuhrwerk und führte ein regelrechtes Robinson-

Digitized by Google

leben. Gleichzeitig schlich er sich öfters in die ihm eigentlich verbotene Schloßbibliothek, las in Büchern, die er noch nicht verstand, und nährte seine Phantasie an einer uralten holländischen Bilderbibel. Aber das Jugendidyll nahm ein rasches Ende. 1821 begleitete ihn der Bruder Otto — nicht in der Familienberline, sondern in der „gelben Kutsche" — wiederum nach Straßburg, wo er in der Privatanstalt des Professors Redslob seine Schulzeit beginnen mußte.

Dürckheim ist ein Knabe gewesen, wie alle Knaben sind. Spiel, Sport und die „Ausbildung männlicher Rittertugenden" fesselten ihn nach seinem eigenen Geständnis mehr als die etwas schablonenhaften und langweiligen Studien. Nur der Institutschef, Professor Redslob, wußte seinen Zöglingen den Unterricht eigentlich interessant zu gestalten und ließ den lebendigen Jungens — er selber jung von Gemüt — manches durchgehen. Genug, daß unser Held sich die genügenden Kenntnisse aneignete, um eine „leidliche Prüfung" zu bestehen und im Frühjahr 1828 als Fuchs die Universität Straßburg besuchen zu dürfen.

Ferdinands Brüder Gustav und Otto hatten die militärische Laufbahn eingeschlagen und waren österreichische Offiziere geworden. Er selbst entschied sich für die Jurisprudenz. In seiner Muluszeit waren die Geschwister, darunter die Schwester Charlotte, die einen Grafen Degenfeld auf Eybach (Württemberg) geheiratet hatte, bei den Eltern in Bläsheim im Unterelsaß anwesend. Nur Graf Alfred und seine Frau fehlten. Schöne Herbstwochen gestalteten sich der nun fast völlig vereinigten Familie zu den freudigsten. Auf häufigen Ausflügen wurde das heimische Land mit den alten Vogesenburgen, den malerisch gelegenen, durch Sage und Geschichte ausgezeichneten Schlössern und Klöstern besucht. Der alte Graf, der so lange Zeit in der Verbannung hatte zubringen müssen, konnte sich nur als Elsässer recht wohl fühlen, und wie hätte es den jungen Sprossen des alten Reichsgeschlechts, das durch jahrhundertelange Bande an jenen herrlichen Landstrich geknüpft war, anders ergehen sollen! Ja, die schöne Heimat mit ihren blühend umhergestreuten Dörfern und Städtchen, ihren reichen Saatfluren, geliebten Triften und lockenden Weinhügeln, mit den waldigen Höhen, dem prachtvollen Münsterturm und dem deutschen Strom übte stets aufs neue eine feste Anziehungskraft aus.

Und nun schlossen sich auch wieder innigere Freundschaftsbande mit der nahe bei Bläsheim in Krautergersheim begüterten Familie Türkheim. Bernhard von Türkheim, dem verwitweten Gatten der ersten Lili, einem starken Siebziger, war in fast allen Ehrenämtern, die er früher bekleidet hatte, sein Sohn Fritz nachgefolgt. Dieser pflegte im Sommer sein in der Nähe von Bläsheim gelegenes Gut Thumenau zu bewohnen; und dort, auf einem reizenden Flecken, sollte unser Ferdinand bald seine Herzensbraut, Fritz Türkheims liebliche Tochter Mathilde, wählen dürfen. Sein „drittes Paradies" stand ihm wieder im Elsaß bevor.

Vorerst aber galt es, die juristischen Studien zu beenden und die praktische Unterlage für das spätere Lebensglück zu gewinnen. Der junge Bräutigam schlug die Verwaltungslaufbahn ein und fand dabei zunächst in dem damaligen Straßburger Präfekten sowie in dem Straßburger Bürgermeister, seinem zukünftigen Schwiegervater, wohlwollende und teilnehmende Förderer.

Als er dann, nicht sehr lange nach seiner Vermählung mit Freiin Mathilde, als Unterpräfekt nach Südfrankreich ging, waren die Fundamente seines Lebensbaus gelegt. Aus dem Idyll der Jugend war das Drama des Mannesalters geworden, und einen ernsten Mann und Charakter sehen wir fortan mit ernsten Aufgaben ringen.

Es ist ein reizvolles, immer wieder anziehendes Bild, das Graf Dürckheim von seiner jahrzehntelangen Tätigkeit in französischen Staatsdiensten entwirft. Durch Geburt, Familie und Freundschaft mit deutschen Häusern in enger Fühlung, durch Neigung und Interesse der deutschen wie der französischen Literatur aufgeschlossen, in geistigen und freundschaftlichen Beziehungen zu französischen Literaturgrößen wie Lamartine stehend, selbst dichterisch tätig, durch Geibel, Bodenstedt u. a. der neuern deutschen Dichtkunst Freund: — es ist erstaunlich, wie geistig regsam der elsässische Aristokrat, der vielbeschäftigte Verwaltungsbeamte, gleichzeitig in seinen persönlichen und literarischen Beziehungen vor uns erscheint!

Digitized by Google

Seine eingehenden Schilderungen der französischen Politik und Verwaltung in den Jahrzehnten von 1836 bis 1870 haben für den heutigen Deutschen kaum mehr als ein geschichtliches und kulturelles Interesse; ein persönliches insoweit, als sie uns den Grafen als pflichteifrigen, erfolgreichen Diener des französischen Staats in den vielfachen Wandlungen und Umformungen dieses letzteren zeigen. Wir verstehen es, wenn Dürckheim nach so merkwürdiger und wechselvoller Laufbahn dem französischen Staat mit einer — freilich oft getäuschten — Liebe anhing und daß es ihm zuletzt nicht leicht fiel, sich von diesen ganzen Verhältnissen, die ein Menschenschicksal in sich schlossen, loszulösen.

Dürckheim ist mehr „Verwalter" als „Politiker" gewesen. Das vielfach aufdringliche, abstoßende Verhalten der Berufspolitiker; ihre Sucht, zur Geltung zu kommen und sich überall auch dort einzudrängen, wo sie fachlich und sachlich nichts zu tun hatten; dann vor allem die Überlegung, daß die revolutionäre Bewegung in Frankreich sich trotz Bourbonen, Orléanisten und Bonapartisten ins Unendliche fortzudehnen schien — alles und jedes ließ es ihm geboten erscheinen, der jeweils herrschenden Politik als kühler und zurückhaltender Beobachter gegenüberzustehen und sich um so entschiedener auf die fachliche Förderung und gestaltende Ausübung seiner Berufsobliegenheiten zu beschränken. Als interessantesten Vorfall seiner Präfektentätigkeit wollen wir die ihm obliegende Bewachung des nach einem ersten mißglückten Staatsstreich in Ham inhaftierten späteren Kaisers Napoleon III. nicht unerwähnt lassen.

Dürckheims erste Gemahlin war früh gestorben, Mathildens Schwester als zweite Gattin an seine Seite getreten. Im Juli 1854 wurde er zum Generalinspektor der Telegraphenverwaltung ernannt, eine Tätigkeit, die ihm häufige Reisen durch ganz Frankreich, bis nach Korsika und Algerien hin, zur Pflicht machte. Seine Residenz konnte er frei wählen.

Er nahm seinen Hauptwohnsitz auf Schloß Fröschweiler. Mathildens einziger Sohn, Edgard, war mit den Jahren groß und Soldat geworden. Drei Brüderchen, Erasmus, Albert und Albrecht, der letzte 1854 geboren, wuchsen kräftig heran und bereiteten den Eltern viel Freude. Der Papa war, wie erklärlich, viel auf Reisen — eine längere Amtsreise nach Algier beschreibt er höchst anmutig —, fand aber in den ruhigeren Zwischenzeiten Stimmung, sich der in eigene Regie übernommenen Landwirtschaft sowie der Erziehung seiner Kinder zu widmen. An dem häuslichen Glück fehlte nichts, da — sollte es plötzlich ganz anders kommen!

1870! Fröschweiler! Hammerschläge des Schicksals auf ein noch nie im Lauf der Geschichte zur Ruhe gekommenes Land! So viel tief Ergreifendes wir im Verlauf des Weltkrieges erleben mußten: die Fröschweiler Erinnerungen unseres Dürckheim — ähnlich wie die berühmte „Fröschweiler Chronik" des dortigen Pfarrers Klein — halten jeden Vergleich aus. Am 26. Juli, mitten in den Vorbereitungen auf die herannahenden Kampftage, wurde der Graf dienstlich nach Metz berufen, um dort die Feldtelegraphie zu übernehmen, die seit dem italienischen Kriege der Zivilverwaltung entrissen und dem Génie militaire übergeben worden war. Nur notgedrungen und aus Gefälligkeit verstand sich Dürckheim zur Ausübung dieser ihm im letzten Augenblick aufgenötigten Tätigkeit.

Zerrissenen Herzens und mit den bangsten Ahnungen schied er von Frau und Kindern — bereits in der trüben Vorstellung, daß Frankreichs Sache verloren war. Verwirrung und Ratlosigkeit waren allgemein, in der Armee wie in der Verwaltung, und als unser Telegrapheninspekteur nun gar an dem gleichen Tag die Nachrichten von den verlorenen Schlachten von Spichern und Wörth — aus erster Hand — entgegennehmen mußte, da können wir uns einigermaßen die Seelenlage vorstellen, in der Dürckheim, der von den Seinen keine Nachricht hatte, mit eiserner Selbstüberwindung seine Pflicht tat. Wir atmen mit ihm auf, als er in Paris, wenige Tage nach der Schlacht, erfahren durfte, daß in Fröschweiler Dorf und Kirche abgebrannt, das Schloß aber nur wenig beschädigt, und daß sein Sohn nach der Schlacht zum Rittmeister befördert, folglich gut durchgekommen sei.

Digitized by Google

Der Vater erlebte in Paris den Sturz des Ministeriums Ollivier und war Zeuge, wie sich in allen Stadtvierteln bereits das anarchistische Element regte. Doch war sein Dienst bald zu Ende, und er hatte das Glück, rechtzeitig über die Schweiz und Karlsruhe nach Weißenburg zu den Seinen zurückeilen zu dürfen.

Im Keller des Schlosses hatten dessen Bewohner mit dem Pfarrerspaare — eben dem Verfasser der „Fröschweiler Chronik“ — und sämtlichem Hauspersonal den Tag der Schlacht (6. August) zugebracht und dann, als sie, die tapfere Gräfin voraus, das Licht des Tages wieder grüßten, sich in eifriger Samaritertätigkeit den Verwundeten und Sterbenden zu widmen begonnen. Aus dem Schloß war ein Lazarett geworden, in dem Hunderten von Hilfsbedürftigen unter der standhaften und umsichtigen Leitung der Schloßherrin und tätiger Mitwirkung ihrer minderjährigen Söhne die erste Unterstützung zuteil wurde.

Während aber der älteste Sohn des vielgeprüften Grafenpaares, der als Mobilgardist im belagerten Straßburg gedient hatte, nach der Übergabe der Festung wohlbehalten den Seinen wiedergeschenkt wurde, bezahlte Mathildens Sohn dem Adoptivvaterlande seine Schuld mit dem jungen, hoffnungsvollen Leben. Am 30. August bei Beaumont leicht verwundet, starb er bald darnach im Spital von Mezières am Typhus.

Wir übergehen die folgende schmerzliche und doch nicht hoffnungsbare Zeit, in der es galt, Fröschweiler und Umgebung aus den Verheerungen des Schlachtenwetters wieder einigermaßen aufzubauen und den Samen zu legen für die kommende Ernte — und für die kommende deutsche Zeit.

Als dann mit Rückkehr des Friedens die Kirchen eine neue Epoche elsässischer Geschichte eingeläutet hatten, war es Graf Dürckheim in erster Linie, der, aus eigenem Willen, die weltgeschichtlichen Ereignisse des verflossenen Jahres innerlich bejahte und dem auch ungescheut allenthalben, wo es darauf ankam, Ausdruck verlieh. Viel Feindschaft und Ehre trug ihm — der mit Bismarck wiederholt wegen der zukünftigen Gestaltung der reichsländischen Verhältnisse ins Benehmen trat — sein offenes Bekenntnis für die deutsche Sache ein. Mit treuer und zuweilen eifriger Liebe folgte er der politischen Entwicklung in seiner engeren Heimat. Im August 1876 wurde er durch den Besuch des alten Kaisers Wilhelm ausgezeichnet, der das Schlachtfeld von Wörth und die neuerbaute Friedenskirche von Fröschweiler in Augenschein nahm.

Freud' und Leid kehrten in den folgenden Jahren in Dürckheims Familie ein. Sein Sohn Erasmus — er war Freiwilliger in der deutschen Armee geworden — fiel in frühem Lebensalter einer tückischen Krankheit zum Opfer, die er sich infolge dienstlicher Überanstrengung zugezogen hatte. Graf Albert übernahm Fröschweiler, und an der Stelle, wo so viel herbe Prüfungen dem alternden Grafen auferlegt worden waren, erblühte ihm durch die Geburt eines Enkels und Stammhalters ein letztes, schönes Familienglück. Graf Ferdinand selbst hatte sich auf das seinem Sohne Wolf gehörige Gut Edla in Österreich zurückgezogen, um dort in milder, beschaulicher Ruhe seinen Lebensabend zu vollenden. Ebendort schrieb er seine „Erinnerungen“ (Neue Ausgabe in einem Bande: Stuttgart 1910, Metzlersche Buchhandlung).

Wir haben es vermieden, auf die mancherlei Wünsche und Beschwerden, die Graf Dürckheim im Hinblick auf den zuweilen nicht glücklichen Werdegang der deutschen Politik im Elsaß der nachsiebziger Jahre geäußert hat, näher einzugehen. Nicht schweigen aber durften wir davon, daß er der erste Elsässer gewesen ist, der sich nach dem Nationaljahr 1870 vollbewußt auf den Boden dieser Politik gestellt hat. Bei einem zwar komplizierten, aber stets zum Grundsätzlichen strebenden Charakter, wie es Graf Dürckheim war, wiegt eine solche Entscheidung doppelt schwer. Und sie ist die Brücke, die den verehrungswürdigen Elsässer mit uns, den Nachlebenden, verbindet.

„In Berlin so wenig als in Straßburg selbst“, so faßt er einmal seine Kritik zusammen, „hatte man weder den wahren Geist noch die moralische und politische Lage der Reichslande

Digitized by Google

richtig aufgefaßt und verstanden. Fürst Bismarck hielt — nach allem, was er mir sagte, zu urteilen — unser Volk für viel selbständiger und politisch reifer, als es wirklich ist... Hier galt es, einer politisch noch ganz unzurechnungsfähigen, von fremdem Einfluß angekränkelten Bevölkerung den neuen Weg zu ihrer Genesung vor die Augen zu stellen... und ihre Seele mit deutschem Geist und Mut zu durchdringen."

Scharfe Kritik übt der Graf zumal an der Regierung Manteuffels und an der Liebedienerei gegenüber den Reichsfeinden — — Doch über alledem steht nun das wuchtige: Zu spät!

Alsaticus

Genfer Stimmungen

Ein Rückblick auf die Völkerbundstagung

„Der Vorhang fällt, das Stück ist aus." An diese Worte des Sängers der Lorelei dachte ich am Abend beim Nachhausegehen, voll mit Eindrücken der eben geschlossenen, so überaus theatralischen letzten Sitzung.

Eines der großen Probleme, das nicht endgültig mit letzter Klarheit gelöst wurde (wie in manchen Völkerbundfragen heißt es auch hier variierend: Sucht Frankreich!), betrifft das Verhältnis des Rates zum Bunde selbst. Der norwegische Vertreter Hagerup hatte gemeint, und in der Folge haben mehrere kleinere Staaten sich mit ziemlicher Offenheit, je nach dem Grade ihrer Abhängigkeit von Paris, dem angeschlossen: Der Bund sei mit einem Parlamente zu vergleichen, und der Rat stelle die Exekutive, also die Regierung dar, die aber des Vertrauens der Versammlung naturnotwendig bedürfe. Frankreich hat sich durch Viviani, der stets die Kampfrollen besorgte, während Bourgeois die salbungsvollen, theoretischen Völkerbundgedanken vortrug, jeder Abhängigkeit desselben vom Bunde krampfhaft widersetzt und sich an den Buchstaben des Versailler Paktes förmlich geklammert. Und hier kommt eben einer der wichtigsten Punkte in Betracht, der sich im täglichen Wirken des Bundes schon als ein stetes Hemmnis und als Waffe der Reaktion bewährte. Ich meine die Bestimmung über die Einstimmigkeit der Beschlüsse in meritorischen (d. h. nicht formalen) Fragen. Also eine einzige entschlossene Macht, sei es Costa Rica, Venezuela oder Peru und Haiti, ist imstande, den Beschluß der ganzen sonstigen Versammlung über den Haufen zu werfen. Natürlich ist diese Bestimmung nicht zugunsten der kleinen Länder geschaffen, sondern zugunsten Frankreich. Welchen Alpdruck dieser Paragraph erzeugt, das kann man nur beurteilen, wenn man die schwere, mühsame Geburt der Beschlüsse tagelang mit angesehen und erlebt hat. Diese Bestimmung aber muß verschwinden, wenn nicht der Bund eine Art polnisches Parlament werden soll. Es wird jedoch einen bittern Kampf kosten und muß Frankreich erst abgerungen werden.

Das Verhältnis der beiden Körperschaften ist trotz alledem dasselbe geblieben und die Macht liegt noch immer in den Händen des Rates, während der Bund das geworden ist, was ein respektloser Franzose „une parlote" nennen würde. Herr de Aguero (Kuba) hat mit Leidenschaft und Erbitterung gegen die Allmacht der Großen trotz seiner schneeweißen Haare eifrigst angekämpft. Er beschwerte sich darüber, daß die Großen den Kleinen sogar ihre statutenmäßigen Rechte verkümmern wollten. Es handelte sich um die Wahl der vier nicht permanenten Mitglieder des Rates. Aguero fragte: Ob denn die ständigen vier Mitglieder wirklich alle Fragen, die an sie heranträten, beherrschten, ja ob sie auch nur etwas Wesentliches davon verstünden? „Ich wage darauf zu antworten, daß dies nicht der Fall ist." — Ein Widerspruch wurde nicht laut.

Herr Rowell (Kanada) ist ein noch schärferer Vertreter der Richtung, die sich von Europa, hauptsächlich aber von den drei Großmächten, emanzipieren möchte. Herr Rowell hat nämlich beinahe stets gegen England gestimmt, und sogar den Mut gefunden, den Pakt von London

Digitized by Google

unmoralisch zu nennen. Er sprach die goldenen Worte aus: „Ich kann weder die Moralität noch die Gerechtigkeit noch Gesetzlichkeit eines Vorgehens anerkennen, wie die Zerstückelung eines Landes ohne dessen Zustimmung." — Ausgezeichnet, Herr Rowell! Sie erkennen also den Vertrag von Versailles nicht an, der die Zerstückelung Deutschlands verfügt. Es muß ihm auch noch der Protest zugute gehalten werden, den er, gegen den Widerspruch der Entente, betreffs der Aufnahme Armeniens einlegte. Er allein in der ganzen Versammlung fand den Mut dazu. Der Bund sei souverän und dürfe nicht von außen beeinflußt werden. Die Theorie ist schön, die Praxis aber fiel kläglich aus. Dieselbe Kommission, die einstimmig die Aufnahme beschlossen hatte, beantragte nach dem Machtspruche von London die Verweigerung. Die armenische Frage hat die Versammlung bis zum letzten Tage oft und lange beschäftigt. Sie ist ein Gradmesser des Gewissens des Bundes. Danach gemessen fällt auch das Urteil über die Versammlung ebenso streng aus, wie es die besten Köpfe aus ihrer Mitte in ihren Privatgesprächen zu fällen sich nicht scheuten. Wenn man die salbungsvollen Phrasen von Humanität, Teilnahme, Hilfsbereitschaft hörte, so konnte man sich nicht des widerlichen Gefühls erwehren, das dieses phrasenreiche Pharisäertum dem schlichten Zuhörer einflößen muß. Denn man sah es doch, wie bei dem wirklich menschlichen Antrage Rumäniens (wir sind auch dem Gegner von gestern gerecht) man bestrebt war, die angebotene Hilfe einfach zu vereiteln, und diese sie geradezu in Verlegenheit setzte. Wenn man solches Verfahren dem eigenen Verbündeten gegenüber sich genauer besieht, wenn man sich weiter des unschönen Montenegrofalles erinnert (auch ein Verbündeter), dann muß man über die Illusionen, die trügerischen Hoffnungen, die man in den Bund bei uns setzte, geradewegs mitleidig lächeln.

Der argentinische Austritt hat viel Staub in der ganzen Welt aufgewirbelt; vielleicht aber wurde am wenigsten, mindestens öffentlich, im Reformationssaale davon gesprochen. Über die symptomatische Bedeutung und den nachhaltigen Eindruck des Falles ist um so weniger ein Zweifel möglich, als Amerika den Schritt billigt und somit die letzten Hoffnungen zum etwaigen späteren Beitritt der großen Republik zerstört. So ernst aber auch die Sache ist, entbehrt sie nicht eines ungewollten, also besten Humors. Denn letzten Endes würde die Aufnahme Deutschlands nur die Verstärkung der Ketten bedeuten, die uns Versailles auferlegt. Pueyrredon hat selbst gemeint: In der Versammlung wäre Deutschland unschädlicher als draußen. Es gehört all die fanatische Kurzsichtigkeit Frankreichs dazu, uns auch dann nicht in der Nähe haben zu wollen, wenn man uns zum Binden in die Arena führt.

Dies aber, diese Gesinnung der französischen Regierung, die von der überwiegenden Mehrheit des Parlamentes und ersichtlich auch des Volkes unterstützt ist, sollten wir endlich begreifen, statt uns unheilvollen Täuschungen hinzugeben. Es war meine Pflicht, während dieser Tagung mit möglichst vielen und maßgebendsten Delegierten sowie Bundeskreisen zur besseren Erkundigung in persönliche Berührung zu treten. Der knappe Raum allein, nebst manchmal der versprochenen Diskretion, verbietet mir, bezeichnende Aussprüche hier anzuführen: ich muß mich mit den allgemeinen Ergebnissen der an der Quelle geschöpften Information begnügen. Um so sicherer aber kann ich unter bescheidener Anführung meiner inzwischen durch die Ereignisse leider nur zu sehr bestätigten, vor drei Jahren erschienenen „Kriegsbilder aus Paris" auch jetzt nach bestem Wissen und Gewissen sagen: Der Haß ist weder verschwunden noch im Grunde geschwächt; man darf sich nicht wieder von Phrasen täuschen lassen. Die auf kontinentale Politik gesetzten Hoffnungen sind Kindereien, und die Nuancen in der französischen Politik gehen letzten Endes auf die beste Art und Weise aus, wie man aus Deutschland möglichst viel und schnell herausholen kann.

Die skandinavischen Anträge sind nicht mit der Energie gestellt und verteidigt worden wie der argentinische. Und Branting hat nach dem ehrenvollen Begräbnis sich noch ganz vergnügt und zufrieden über deren Behandlung geäußert. Die Anträge seien ja nicht abgelehnt, man werde nächstes Jahr darüber noch beraten. Auch in diesem Falle hat man in

Digitized by Google

Genf, jedenfalls im Reformationssaale, dieser Frage weit weniger Gewicht beigelegt, als im übrigen Auslande und anscheinend auch in Deutschland. Überhaupt war bei den meisten Vertretern (eine Ausnahme bildeten Lord Cecil, Rowell, Viviani, Restrepo, de Aguero und Lafontaine) eine Apathie und Teilnahmlosigkeit zu spüren, die wohl hauptsächlich dem fehlenden Glauben an den Ernst und die Zukunft der Sache, bei welcher sie mitwirken sollten, entstammten. Und hier sei kurz erwähnt: Am Schlusse der Tagung war diese Skepsis nicht nur nicht zerstreut, sondern stark erhöht. Allgemein wird in den maßgebenden und urteilenden Kreisen wohl die Tatsache der Gründung des Bundes als ein gewiß wichtiges Ereignis angesehen, das aber mehr akademische Bedeutung hat und in der Praxis weder die Kriege verhindern kann noch eine erhebliche Umwälzung in der Weltgeschichte bedeuten wird. Kurz muß ich noch die Wichtigkeit erwähnen, die hier den Anstrengungen beigelegt wurde, wonach dem späteren Anschlusse Vorarlbergs an die Schweiz der Weg offen bleiben soll. Die Aufnahme Österreichs soll nämlich in keiner Weise ein Hindernis für diesen Anschluß bilden. Aus der Eingabe der Landesregierung an den Völkerbund ist der Geheimvertrag zu erwähnen, der schon am 19. August 1798 zwischen der französischen Regierung und einigen Notabeln aus Vorarlberg wegen des Anschlusses ihres Ländchens an die Schweiz geschlossen wurde. Ich möchte noch besonders hervorheben, wie alle Fragen unter dem Gesichtspunkte nur erwogen wurden, ob sie Deutschland nützen oder — schaden. Diese Frage hier fällt ersichtlich in die letztere Gruppe; mindestens wurde sie als solche betrachtet und behandelt. Das dürfen wir nicht vergessen.

Die größte Sensation dieser Tagung war entschieden der Nachmittag vom 15. Dezember. Der Präsident der gastfreien Schweiz, mit ihren drei Vierteln Deutschschweizern, fand den Mut, eine von allen Einsichtigen tief im Innern empfundene Wahrheit offen auszusprechen. Eigentlich enthält dieser Ausspruch vielleicht die einzige, jedenfalls die größte Wahrheit, die im Reformationssaal in diesen fünf Wochen verkündet wurde. „Wir können zwei bis drei Jahre, vielleicht auch mehr, bestehen ohne die Universalität; aber falls unsere Gesellschaft dazu verdammt wäre, zu lange ein nicht die ganze Welt umfassender Bund zu bleiben, so würde sie selbst den Keim einer langsamen, aber unvermeidlichen Auflösung in sich tragen." — Ein Völkerbund ohne Amerika, Rußland und Deutschland ist so zweifellos, so augenfällig kein Völkerbund, daß diese mutigen Worte einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machten. Aber in derselben Sekunde, wo der Name Deutschland fiel, schnellte Viviani empor und verlangte laut das Wort.

Die Antwort von Viviani ist ein kennzeichnendes Ereignis und wohl geeignet, die hartnäckigen Hoffnungen von Versöhnung und Vergessen zu zerstören. Falls sie dazu beitragen kann, den immer noch von Illusionen getrübten Blick so vieler Deutscher zu klären und sie von dem fanatischen und tiefen Haß der Franzosen endlich zu überzeugen, dann wäre diese Rede wie eine bittere, aber heilsame Pille zu begrüßen. Die Aufnahme Deutschlands würde, so meint der französische Delegierte, „für die Geschichte, für die Welt eine Immoralität bedeuten, die ihr Gewissen empören würde, vielleicht mehr als der Anblick des Blutes, dessen Zeuge diese Welt war". — Das Land von Kant und Schiller, von Humboldt und Wagner, von Virchow und Koch soll nicht wert sein, neben dem Mulatten von Haiti, dem indischen Imam, dem Vertreter der Skipetaren, dem Neger von Liberia und Genossen Platz zu nehmen! Und das Gewissen würde revoltieren, dasselbe Gewissen, das die Hinschlachtung eines ganzen Volkes vermeiden konnte — und nicht tat, und so gerne die angebotene Hilfe übergangen hat. Das Gewissen des Völkerbundes — Fortsetzung der 14 Punkte Wilsons; Schluß folgt, der vom Präsidenten Motta angedeutete Schluß.

Das ist die Antwort, die man, wenn man ihn einer solchen würdigt, Viviani geben könnte. Aber des brausenden Beifalles muß ich gedenken, den der französische Vertreter bei diesem Bunde — mit einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen — fand. Es war wie ein

Digitized by Google

elementarer Sturm, und die Galerie von Diplomaten, Genfer Patriziern und Presseverretern aller Länder tat mit vereinzelten Ausnahmen mit.

Das dürfen wir nicht vergessen. Besonders nicht, wenn wir, wie im November 1918 auf Wilson, jetzt unsere Hoffnungen auf den Völkerbund setzen sollten. Und der fähigste Kopf der Versammlung, Lord Robert Cecil, kam selbst und sprach seine Bewunderung und Zustimmung zu dieser haßerfüllten Rede aus: — er, der vor wenigen Wochen von Versöhnung, unter Anführung seines eigenen Beispieles mit den Buren, gepredigt! Und, um die Kette zu schließen, kam von den Neutralen der Norweger Nansen, der ebenfalls seine tiefe Verbeugung vor dem französischen Säbel machte. Allerdings wünschte er platonisch, die Versammlung möge zu einem wirklichen Weltbunde werden; aber die Zustimmung zu Viviani zeigte, wie und wann nur der Eintritt Deutschlands erfolgen könnte. Übrigens war es ja ganz naheliegend; man sprach gerade von dem Eintritt Österreichs; wenn Deutschland erst ein zweites Österreich geworden, bettelarm an Leib, Seele und Börse, dann — — warum denn nicht?

Am 18. Dezember — der Achtzehnte ist immer ein schicksalsreicher Tag für Deutschland gewesen — wurde die erste Tagung des Völkerbundes mit einer schier unerträglich theatralischen Rede Hymans, worauf Motta schlicht antwortete, geschlossen. Der belgische Anwalt zählte die Leistungen der Session auf, was keine besondere Mühe weder durch Zahl noch Bedeutung machte. Er grüßte Armenien herzlich und versicherte das Land der Sympathien der ganzen Versammlung: dies nachdem kurz vorher vor den armenischen Delegierten die Türe schallend geschlossen worden. Er verherrlichte die neue Zeit und den neuen Geist, nachdem das obligatorische Schiedsgericht sowie die Abrüstung abgelehnt waren. Er sang dem demokratischen Geiste der Gleichheit, Brüderlichkeit ein Loblied, während das Echo der Klagen der Delegierten Restrepo (Kolumbien) und de Aguero (Kuba) über die ungleiche, ungerechte Behandlung der Kleinen noch in derselben Halle nachzitterte. Er sprach von der internationalen Justiz, die einen großen Schritt vorwärts getan habe; während die Beschwerden der deutschen Regierung über Eupen und Malmedy auch nicht mit einem Worte von der Versammlung gewürdigt und geprüft wurden.

Hymans meinte schließlich, der Bund solle auf demselben Wege unentwegt fortfahren: „Notre marche à l'étoile!" Ich weiß nicht, welcher Stern dem Herrn Hymans da vorschwebt. Es ist — schon wegen seiner Abstammung — nicht der Stern von Bethlehem, dessen die christliche Menschheit gerade in diesen Tagen der Weihe und Einkehr mit Liebe gedenkt; es ist jedenfalls nicht der Stern Deutschlands. Gerechterweise sei erwähnt, es ist auch nicht so gemeint, und Herr Hymans wäre gewiß bestürzt darüber, wenn der Stern des Bundes Deutschland den Weg des Heiles zeigen sollte. An diesem letzten Sitzungstage hatte man den seit Wochen in einem bescheidenen Gasthofe harrenden Vertreter Österreichs, Mensdorf, gnädigst hereingelassen. Wie ein Waisenknabe saß der Arme, und doch sichtlich mit der etwas kindlichen Gemütlichkeit des Wieners, stillvergnügt da, und nur der Schwede Branting hatte teilnahmsvoll einen Augenblick Notiz von ihm genommen und ihn begrüßt. Sogar Albanien wurde durch minutenlange Unterredung des britischen Vertreters Balfour ausgezeichnet. Der Österreicher aber war das verlassene Stiefkind des Hauses. Ich dachte mir im stillen: Möge der Himmel uns selbst das Schauspiel einer solchen Aufnahme, weit schlimmer als alle Abweisungen, gnädigst ersparen!

Hans Wram

Digitized by Google

Hörbigers kosmische Eislehre

Vor sieben Jahren ließ der Mondforscher Philipp Fauth ein Werk fast von der Schwere eines dicken Lexikonbandes erscheinen. Er behandelte darin die neue Lehre des Wiener Hütteningenieurs Hans Hörbiger vom Eis als Weltbaustoff. Darnach sollen viele Rätsel, an denen sich bisher Astronomie, Meteorologie und Geologie vergebens versuchten, durch die Rolle des Eises ihre Lösung finden. Das Fauthsche Werk, beziehungsweise die Hörbigersche „Glazialkosmogonie", verlangte ein gründliches Lesen, belohnte aber durch eine Fülle neuer Anregungen und fand zunächst mehr unter Ingenieuren Verbreitung als unter Astronomen von Fach. Begeisterung für die zahlreichen neuen Gesichtspunkte vermochte den Ingenieur Voigt zu einer kürzeren Darstellung der Hörbigerschen Lehre unter dem Titel: „Eis als Weltbaustoff".

Man ersieht daraus, daß die Glazialkosmogonie jedenfalls bei Leuten von reicher naturwissenschaftlicher Bildung eine gute Aufnahme findet. Auch bei Geistlichen und Lehrern soll sich rasch das Interesse dafür verbreiten, im Zusammenhang vielleicht mit dem Umstand, daß Hörbiger die Sintflut in neuem Lichte betrachtet und sogar Stellen aus der Offenbarung Johannis glaubt zum ersten Male richtig deuten zu können. Diese Deutung ist freilich vielleicht mehr geistreich und kühn als sonderlich vertrauenerweckend. Wissenschaftlicherseits werden der Glazialkosmogonie erhebliche Irrtümer und Verstöße gegen angeblich sichergestellte Gesetze zum Vorwurf gemacht, „Autoritäten" werden gegen sie ins Feld geführt, andrerseits kann sie „Autoritäten" für sich geltend machen. Sie tritt ja auch nicht mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit auf, sondern mit dem Wunsch, daß die Fachleute ihre Behauptungen nachprüfen möchten. Sie ist sogar leicht lächerlich zu machen. Man braucht nur die Behauptung aufs Korn zu nehmen, die Milchstraße sei nicht sowohl eine ungeheure Sternanhäufung, als vielmehr ein Eisschleier oder ein Eisgewölk, das unserem Sonnensystem erheblich näher stünde als die durch den Eisschleier hindurchschimmernde Fixsternwelt. Die Sonne mit ihren Planeten flöge danach, von dem ebenfalls gradlinig bewegten, aber nicht mehr kreisenden Eisschleier umgeben, automobilgleich in der Richtung auf ein bestimmtes Gestirn. Das ganze Sonnensystem mitsamt dem Eisgewölkgürtel sei das Ergebnis einer Riesenexplosion aus einer Gigantensonne. Ein eisumkrusteter, wasserreicher Planet sei in diese Muttersonne gestürzt und habe eine riesige Dampfexplosion verursacht, bei der die ganze Masse, die heute unser Sonnensystem samt Eisgewölk bildet, in den Raum hinausgeschleudert und mit jenen Drehbewegungen versehen worden sei, die zu den Planetenballungen führten. Man beobachte einmal den Auspuff einer schweren Güterlokomotive oder irgend einer Dampfmaschine: dem Schornstein zunächst kreisen und wirbeln scharfumrissene Dampfmassen, in größerer Höhe kommt das Dampfgewölk scheinbar zum Stehen. Ähnlich wie diesen Vorgang mag man sich den Ursprung unsres Sonnen- und Milchstraßensystems vorstellen, obwohl Fachleute die Möglichkeit des Hergangs in dieser Gestalt entschieden bestreiten. Läßt man aber einmal die Auffassung für einen Augenblick gelten, der Milchstraßenschimmer, der ja im Fernrohr verschwinde, sei Fixsternlicht im Widerglanz eines mächtigen Eisgewölkes, durch welches, ungeheuer viel weiter entfernt, die Fixsterne und Fixsterngruppen hindurchscheinen, so läßt sich doch schwer denken, daß Jahrhunderte und Jahrtausende lang jenes Eisgewölk in sich selber so starr und in seinen Riesenlücken so beständig bleibt, daß jenseits befindliche Fixsterne dauernd hindurchscheinen und nicht vorübergehend verdeckt werden.

Aber trotzdem, auch wenn man diese ganze Kosmologie zunächst nur als einen Roman gelten läßt, der nicht mehr Wahrheitsgehalt bietet, als die so lächerlich überschätzte, gar nichts erklärende und gar nichts beweisende Kant-Laplacesche „Weltentstehungslehre", so enthält sie doch im einzelnen fesselnde Ansichten.

Der Mond, sagt Hörbiger, ist von einer Eiskruste umschlossen. Unter dem Eise ist Meer,

Digitized by Google

und ebenso ist es auf dem Mars, dem Jupiter und den meisten Planeten. Von dem Eisschleier, der das Sonnensystem umgibt und mit ihm durch den Raum fliegt, bleiben fortwährend Teilchen zurück, infolgedessen treffen sie auf die Planeten und die Sonne. Unter dem Regen von Eiskugeln verschiedenster Dicke soll sich der Ring um den Saturn gebildet haben. Das Aufschmettern solcher Eiskörper soll auch zur Bildung der Erscheinungen beigetragen haben, die auf dem Jupiter und Mars dem Astronomen ein Rätsel sind, auf dem Jupiter die Streifenbildung und der rote Fleck, auf dem Mars die Kanäle. Auch auf Erde und Sonne übt der Eiskugelregen die nachhaltigsten Wirkungen aus. Schon Robert Mayer hatte gelehrt, daß die Sonnenwärme auf ihrer Gluthöhe durch einen Regen von Meteoren erhalten wird, die ihre ungeheure Geschwindigkeit beim Einschießen in die Gaskugel, die uns als Weltofen dient, in Wärme umsetzen. Diese Meteore aber, sagt Hörbiger, sind zumeist, keineswegs ausnahmslos, Eiskörper. Unter dem ablenkenden Einfluß der Planeten, insbesondere des mächtigen Jupiter, gestaltet sich die Bahn dieser verschieden dicken Eiskörper derart, daß sie je nach der Dicke auf verschiedene Zonen des Sonnenballs auftreffen und die Erzeugung von Flecken, Fackeln und Protuberanzen bewirken. In die Sonne einschießend verursachen die größeren Eiskörper ungeheure Dampfexplosionen, mit diesen ist die Flecken- und Fackelbildung verknüpft; ebenso erklärt sich die Protuberanzenbildung aus dem Einschießen und Verdampfen kleinerer Eismassen. Die große Übereinstimmung, die Hörbiger dabei mit der Statistik der Flecken-, Fackeln- und Protuberanzen-Häufigkeit erzielt, ist überraschend. Jedenfalls hat er viel Mühe und Scharfsinn auf diesen Teil seiner Lehre verwandt, wie man denn überhaupt glauben möchte, die beiden Freunde, Fauth und Hörbiger, müßten doch mit guten Gründen von der Wahrheit ihrer Anschauungen überzeugt sein, andernfalls hätten sie sich nicht die ungeheure Mühe gemacht und die großen Opfer gebracht, die ihnen die Herausgabe des Werkes auferlegte. Aber es ist leider schon mit vielen glänzend verfochtenen Theorien so gegangen, daß all der große darauf verwandte Scharfsinn und all das einer Theorie zuliebe übernommene Martyrium umsonst war.

Doch hören wir weiter. Bei den Dampfexplosionen auf der Sonne wird Wasserdampf auch weit in den Weltraum hinausgeschleudert; als Feineis gelangt er auch in die Atmosphäre der Erde und wird hier ein Bestandteil der Wetterbildung. Von dem Eisregen aber, der der Sonne zuströmt, gelangt ein Teil auch in das Anziehungsbereich der Erde. Er verursacht hier die mannigfachsten Erscheinungen. So sind die Meteore, die wir am Nachthimmel sehen, keineswegs alle Himmelseisen. Wohl die meisten sind Eiskörper, die gleich den ebenfalls als Eiskörper aufzufassenden Kometen im zurückgestrahlten Lichte der Sonne erglänzen. Es ist sogar möglich, daß solch ein Eismeteor, das uns am Nachthimmel erschien, in die Atmosphäre der Erde einschießend Gewitter und Hagelschlag bringt. Solche mit großer Plötzlichkeit auftretenden und rasch vergehenden Erscheinungen wie Gewitterhagel sind Folgen des schrägen Einschusses einer Eisbombe in den Luftmantel der Erde. Der Eiskörper von zehn oder hundert Meter Dicke zersplittert unter dem Einfluß der viel höheren Temperatur der Lufthülle, mag diese Temperatur auch nach unsern Begriffen noch kühl sein. Die Teilchen dieses Weltraumschrapnells behalten die Flugrichtung des schräg eingeschossenen Mutterkörpers bei, sie reißen die Luft mit und übersäen in langem, verhältnismäßig schmalem Strich die Landschaft. Diese Erklärung des Hagelgewitters macht auf den Laien einen ebenso bestechenden Eindruck wie die Erklärung der Sonnenphänomene. Die meisten Eiskörper aber gehen über dem Äquator nieder und verursachen dort die täglichen, dem Sonnenhochstand folgenden gewaltigen Regengüsse, die mit großer Regelmäßigkeit einsetzen und auch die jährliche Nilschwelle bedingen. Hörbiger bringt die Statistik der Sternschnuppenhäufigkeit, der Stürme und Orkane und der äquatorialen Regengüsse mit der Art in Einklang, wie er sich den Eiskörperregen auf Sonne und Erde unter dem Einfluß vor allem des Jupiter verteilt denkt.

Vielleicht einen bedenklichen Gebrauch macht die neue Lehre vom Ätherwiderstand. So ungeheuer winzig er ist, so verlangsamt er dennoch den Flug der Himmelskörper, so auch

Digitized by Google

des Mondes, und daher wird der Mond der Erde näher und näher getrieben und schließlich mit ihr vereinigt werden. Schon früher sind Monde der Erde einverleibt worden, und grade diese Einverleibungsvorgänge oder Mondauflösungen haben die Eiszeiten und Sintfluten bewirkt. Der immer näher zur Erde schrumpfende Mond zieht das Meer immer stärker an, es ebbt von den Polen und schwillt am Äquator, auch das Luftmeer wird vom Mond über dem Äquator stärker angezogen, die polwärts erfolgende Luftverarmung bringt größere Kälte und Eiskappen mit sich, in dem Strandbereich des gleicherwärts mächtig geschwollenen Meeres werden täglich die Massen angeschwemmt, die später als Schichtenbildungen auftreten, zumal werden so die Kohlenlager gebildet. Die getreuen Abdrücke organischer Gebilde in Versteinerungen erklären sich aus dem konservierenden Einfluß des Frostes, der in jenen Eiszeiten jede Meeranspülung sofort gefrieren ließ, so daß Formen zartester Gebilde erhalten blieben. Näher und näher kommt der Mond der Erde, also kreist er dann auch schneller, schließlich wandert er täglich zwei- oder dreimal mit sechzigfacher Breite über den Himmel, als ein Schrecken, der sich im Gedenken der Menschheit durch die Jahrhunderttausende erhalten und eine Spur noch in der Offenbarung Johannis hinterlassen hat: in ganz unverständlicher Weise ist da von einem gläsernen Meere und von Tieren mit Augen hinten und vorn die Rede, das gläserne Meer soll einem Kristall gleichen und mit Feuer gemengt sein, und ein Drittel des Tages soll es nicht sichtbar sein. Das bezieht Hörbiger auf die Zeit vor der letzten Mondauflösung: das gläserne, kristallgleiche Meer, mit Feuer gemengt, soll der nähergekommene, als vereist erkannte, im Sonnenlicht feurig mit sechzigfacher Breite erstrahlende Mond sein, die Augen vorn und hinten sollen nicht die Tiere, sondern soll das gläserne, kristallgleiche Meer selber haben in Gestalt der Mondkrater ... Mit dem Mond rast auch der Flutberg des Meeres täglich mehrmals um die Erde, auch der Luftmantel ist in stürmischster Bewegung, und wenn nun gar der Mond unter dem Übergewicht der Erdanziehung mit seinen deformierbaren Teilen, also mit Eiskruste und Ozean, stärker erdwärts deformiert wird und die Kruste schließlich bricht, dann gehen Eistrümmer und Wassermassen auf die Erde nieder und folgt schließlich auch der erdige und metallische Kern; monatelang heult furchtbarstes Entsetzen um die Erde, es ist die Zeit, wie die Offenbarung sie schildert, daß Herren und Knechte, Starke und Schwache sich in die Höhlen flüchten und Schutz unter Felsdächern suchen, die Zeit, wo man einen brennenden Berg ins Meer fliegen sah und Berge und Inseln verschwanden. Sobald aber der Mond auf die Erde niedergegangen ist, hört auch der Wasserflutberg auf, die Wasser fluten nach Nord und Süd ab, überschwemmen ungeheure Gebiete bei gleichzeitigem Abschmelzen der Gletscher: das ist die Sintflut. Möglich, daß diese neue Erklärung von Eiszeit und Sintflut in der romantischen Darlegung, die Fauth und Hörbiger bieten, das besondere Interesse theologischer Kreise erregen; Geologen und Ingenieure wollen finden, daß diese Erklärung hinsichtlich der Schichtenbildung und der Entstehung von Kohlenlagern sie mehr befriedigt als frühere Hypothesen.

Das Verführerische der Glazialkosmogonie liegt in der Reichhaltigkeit an Gebieten, auf denen sie bisherige Rätsel zu lösen scheint. Der Mann findet sich nicht leicht, der auf allen diesen Gebieten fachlich zu Hause ist. Aber trotz mancher offensichtlichen Verwegenheiten und Unwahrscheinlichkeiten ist diese neue Weltbildungslehre doch von anregender Kraft. Sie stellt uns freilich eine Überflutung der Erde in Jahrmillionen in Aussicht, und dem Urheber gefällt seine Theorie so gut, daß er sogar vom Untergang des größten Teils der Menschheit befriedigt ist, wenn nur danach ein noch stärkeres und glücklicheres Geschlecht erblüht — um schließlich im Wasser zu enden. Insofern ist die Sache auch psychologisch interessant, und sollten sich unter der Lupe fachwissenschaftlicher Kritik alle hier gebotenen Rätsellösungen in eitel Nichts auflösen, so hätten wir den gleichwohl lehr- und anregungsreichen Fall vor uns, daß ein Forscher wie Hörbiger mit der ganzen Leidenschaft eines wahren Astronomen seine beste Kraft auf die Wahrscheinlichmachung von Irrtümern verwandte und selbst vielseitig gebildete Anhänger gewann.

Dr. Georg Biedenkapp

Digitized by Google

Bismarcks Schatten

Der Cottasche Verlag, dem der dritte Band von Bismarcks Erinnerungen anvertraut ist, prozessiert mit des Kaisers Vertreter, der gegen die Veröffentlichung Einspruch erhebt. Das Gericht hat zunächst gegen Cotta entschieden. Aber im Auslande laufen längst unbefugte Veröffentlichungen herum, jedenfalls durch Veruntreuungen der Verlags-Arbeiter. Wie nun? Soll das Versteckspiel in Deutschland weitergehen?

Hier hatte unser früherer Monarch eine Möglichkeit, Großzügigkeit zu bekunden. Er konnte da sagen: „Tut, was euch euer Gewissen erlaubt! Diese Dinge liegen hinter mir und unter mir. Ich habe getan, was ich getan habe — und werde meinem Herrgott Rechenschaft geben, nicht aber mit euch prozessieren." Diesen Anlaß zur Bekundung einer großartigen Gefaßtheit ließ sich Kaiser Wilhelm entgehen. Er bekämpft noch Bismarcks Schatten.

Man darf es aber wohl ruhig und sachlich aussprechen: es ist ein verlorener Kampf. Das Urteil der Geschichte über die Entlassung Bismarcks und über die Abkehr von seiner auswärtigen Politik verdichtet sich unaufhaltsam. Es wäre wünschenswerter, auch im Sinne des monarchischen Gedankens, der dritte Band läge allen Deutschen zugänglich in den Schaufenstern und auf den Arbeitstischen, statt daß wir nun in oft entstellter Form vom Ausland her, mindestens mit gehässigen Randbemerkungen, wesentliche Auszüge daraus erfahren.

Ein Mitarbeiter der „Süddeutschen Zeitung" stellt, auf Grund seiner Beobachtung ausländischer Blätter, das Wichtigste zusammen und durchwebt seinen Bericht mit eigenen Auffassungen, wobei er auf seiten Bismarcks steht.

„Von den ausländischen Veröffentlichungen sind zur Kenntnis der deutschen Presse gekommen der Auszug im ‚Tempo' (Rom), sowie die mit Betrachtungen durchsetzte Wiedergabe in der ‚Neuen Zürcher Zeitung'. Sie bestätigen, was man schon vorher wußte, daß der dritte Band, dessen Umfang auf 108 Seiten angegeben wird, ganz der Entlassung Bismarcks, sowie der Persönlichkeit des Kaisers gewidmet ist. Die Vorgänge bei Bismarcks Entlassung stehen in unauslöschlicher Erinnerung derjenigen, die damals die politischen Ereignisse mit Bewußtsein durchlebt haben. Über ihre Anlässe, Gründe und Ursachen hat Bismarck selbst noch zu seinen Lebzeiten das deutsche Volk aufgeklärt durch die Rechtfertigungen, Auseinandersetzungen und Anklagen, die er in den ‚Hamburger Nachrichten' veröffentlichen ließ. Sie sind gesammelt in dem dreibändigen Werk von H. Hofmann: Fürst Bismarck 1890—98. Zuletzt haben die vertraulichen Briefe Wilhelms II. an Kaiser Franz Josef von Österreich, wie sie zu Anfang 1919 Hans Schlitter aus dem durch die Revolution entriegelten Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv veröffentlicht hat, auch die Gegenseite zum Wort kommen lassen. Leider sind diese Selbstzeugnisse für den Kaiser noch ungünstiger als alle Veröffentiichungen von Bismarckscher Seite, und selbst als jetzt die Auszüge aus dem III. Band. Es gibt in diesen Kaiserbriefen Stellen, die einfach entsetzlich sind. Nach alledem kann der Wert des nach so langer Zeit erst bekannt werdenden III. Bandes nicht in Überraschungen irgend welcher Art liegen, als vielmehr in der persönlich-eigenen Schilderung durch Bismarck, in der Klarheit, Bildhaftigkeit, Wucht und Unerbittlichkeit dessen, was Bismarck über die verhängnisvolle vorzeitige Unterbrechung seines Lebenswerkes dem deutschen Volke selbst sagen wollte.

„Die ausländische Presse gibt von den sachlichen Fragen (Windthorstbesuch; Kabinettsordre von 1852; russische Politik; Arbeiterschutzgesetzgebung und Sozialistengesetz) begreiflicherweise nur das Gerippe und hebt um so mehr das Persönliche hervor, die Mitteilungen und Urteile über den Kaiser. Von übelster Vorbedeutung wird da gleich aus dem Jahre 1887 ein Brief des damaligen Prinzen Wilhelm, der bei all seiner überschwenglichen Verehrung für Bismarck sich nicht scheut, ein Jahr vor dem Tode seines Großvaters und Vaters dem

Digitized by Google

Kanzler einen ‚Erlaß' vorzulegen, den er an sämtliche Vertretungen Preußens im Reiche versiegelt geschickt wissen will, damit er im Augenblick seiner Thronbesteigung sofort überall bekanntgemacht werden könne. Der Erlaß ist an die ‚Kollegen', die deutschen Bundesfürsten, gerichtet, und teilt denselben mit, wie der neue Kaiser sich mit ihnen beraten wolle, ehe er ‚befehle'. ‚Denn' — fügt der Prinz an Bismarck hinzu: ‚pariert muß werden'. Bismarck tunkt den unreifen, voreiligen, überspannten Seelenwärter ganz gehörig, indem er zurückschreibt: ‚Darf ich Ew. Kgl. Hoheit ergebenst bitten, den mir gütigst übersandten Entwurf unverzüglich den Flammen zu übergeben.' Dann läßt er eine zehn Seiten lange Belehrung über die Grundlagen der Reichsverfassung nachfolgen. Die Erziehung, die Bismarck auf diese Weise mit dem rückhaltlosen Ernst seiner Aufrichtigkeit dem Thronfolger angedeihen lassen wollte, blieb umsonst. Ein zweites Beispiel, von Mitte März 1890, das schon die rasche Vollendung des Bruches einleitete, spricht Bände. Der Kaiser, kaum von einem Besuch des Zaren heimgekehrt, will denselben schon in Bälde wiederholen. Bismarck sucht ihn davon abzubringen. Er weiß, was der Kaiser nicht gemerkt hat, daß die den Herrscher entzückende Aufnahme am Zarenhofe mehr äußere Höflichkeit war als innere Wärme. Der Kaiser aber läßt sich nicht belehren. Das zwingt Bismarck, ihm den Star zu stechen. Gelassen zieht er aus seiner Mappe ein Aktenstück hervor, und mit einem Blick darauf wiederholt er seine Warnungen. Es war ein Bericht des deutschen Botschafters in London, Fürsten Hatzfeld, der recht abfällige Urteile des Zaren über den Kaiser als glaubwürdig übermittelt verzeichnete. Der Kaiser wird dadurch nicht etwa nachdenklich, sondern nur neugierig. Er will die Einzelheiten wissen. Bismarck weicht aus, der Kaiser befiehlt ihm, den Bericht vorzulesen. Der Kanzler lehnt es ab, so peinliche Dinge seinem Herrn sozusagen ins Gesicht mitzuteilen. Aber er hält den Bericht noch immer offen in Händen; mag der Kaiser, wenn er es nicht anders haben will, selbst sich den Bericht zueignen. Bismarck hat sich nicht getäuscht. Der Kaiser kann seine Neugier nicht bezähmen, er reißt den Bericht Bismarck aus der Hand und liest ihn. Bleich, erregt, bricht er dann das Gespräch ab und reicht Bismarck zum Abschied nur ganz oberflächlich die Hand, aus der er nicht einmal den Helm nimmt. Statt dem Kanzler dankbar zu sein für die heilsame Wahrheit, überträgt er seinen Groll über die unangenehmen Auslassungen des Zaren auf den Mitwisser und Enthüller. — Die Wiedergabe im ‚Tempo' gebraucht bei diesen und ähnlichen Zügen teilweise Wendungen, die bei deutschen Blättern den Eindruck hervorgerufen haben, als habe Bismarck den Kaiser ‚gereizt'. Davon ist in Wirklichkeit keine Rede. Das Verhalten Bismarcks ist durchaus erziehlich im besten Sinne. Die Unbelehrbarkeit des Kaisers, dessen Mangel an Feinfühligkeit zwingen den Kanzler zu kalten Duschen; ein richtig gearteter Herrscher hätte dabei vielleicht im Augenblick einen roten Kopf bekommen, hätte aber dann die heilsame Lehre angenommen und wäre für die unbestechliche, stets mutige und mannhafte Aufrichtigkeit und Treu-Gesinnung des Kanzlers dankbar gewesen. — Der ‚Tempo'-Bericht erwähnt, Bismarck habe wiederholt den Gedanken erwogen, ob er nicht freiwillig gehen solle, und bemerkt darüber: Hätte er deutlich gewußt, daß man ihn wirklich gehen lassen wolle, so hätte er es sich und dem Kaiser bequemer gemacht. Dem wird dann im ‚Tempo' ein ‚Stimmungs-Umschlag' im entscheidenden Augenblick gegenübergestellt: ‚Der alte Trotz, all jener Groll, die ganze Haßfähigkeit seines leidenschaftlichen Wesens wandte sich gegen den Bedrücker, um ihm nun gerade den Abschied möglichst schwer zu machen.' Das Kapitel ‚Meine Entlassung' zeigt einen Mann, der nach allem, was er für den Staat geleistet hat, nicht still weggehen, sondern mit einem Krach zum Gehen gezwungen werden will. An anderer Stelle heißt es, Bismarck sei immer bestrebt gewesen, ‚sich hinauswerfen zu lassen'. Auch diese Wendungen, die an den Ausdruck des Kaisers in den Wiener Briefen gemahnen: ‚Der alte Trotzkopf', werden den wirklichen Gedanken und Gefühlen Bismarcks nicht gerecht. Gewiß, das Gehenwollen hat den Kanzler aus dem Gefühl unerträglicher Last heraus wiederholt angewandelt, aber dann kam immer wieder das Bleibenmüssen im sich ermannenden Pflichtgefühl. Für Bismarck

Digitized by Google

waren das keine Kämpfe um persönliche Geltung, sondern quälende Sorgen um sein Werk. Er hatte die unglückliche Veranlagung des Kaisers zu tief erkannt, als daß der ‚alte Trotzkopf' den jungen Starrkopf einfach hätte machen lassen und darauf vertrauen können, daß der Neuling schon die Hörner verstoßen werde. Bismarck war kein Höfling und kein Mietling; dem hohen Verantwortungsgefühl des schöpferischen Staatsmanns konnte nicht einmal die Pflichterfüllung im Rahmen des Beamtengesetzes genügen. Er konnte sich nicht aus den üblichen ‚Gesundheitsrücksichten', wie man es gern gehabt hätte, zur Ruhe setzen lassen. Daß er es nicht getan hat, dem verdankte das deutsche Volk jenes wunderbare Schauspiel, das von keiner Shakespeare-Dichtung erreicht wird, jenes in der neueren deutschen Geschichte seit dem Freiherrn vom Stein nicht mehr dagewesene Hervortreten des wahren, großen Demokraten unter der unveränderten Treu-Gesinnung des überzeugten Monarchisten. Unter diesem Gesichtspunkt muß man auch das Schlußkapitel des III. Bandes würdigen, worin Bismarck das Wesen des Kaisers ‚mit feinster Bosheit und dem Anschein geschichtlicher Sachlichkeit' ableitet aus allen Schwächen und Untugenden seiner Vorfahren, während er von ihren Stärken und Tugenden nichts geerbt zu haben scheine. Gerade diesen Abschnitt wird man ausführlicher kennen lernen müssen; z. B. spricht Bismarck schwerlich nur von der ‚Ruhmsucht' Friedrichs des Großen. Aber leider muß bei dem Gedenken an Kaiser Wilhelm I., dem der III. Band nochmals den Zoll höchster Verehrung darbringt, der beißende Grimm Bismarcks zu dem Urteil über den Enkel gelangen, daß derselbe gerade von diesem einen seiner Ahnen nichts geerbt zu haben scheine. Man weiß, daß Bismarck in den letzten Monaten und Wochen seiner Amtsführung von einer wahren Cassandra-Stimmung beherrscht war. So sagte er, wie es in den Berichten heißt, ‚mit tiefbewegten Worten schwere Zeiten für das Reich voraus', und einer der letzten Sätze des Buches lautet: ‚Aus diesen Umständen sehe ich schwere Gefahren für Deutschland, doch auch für ganz Europa aufsteigen. Je später die Katastrophe eintreten wird, um so furchtbarer wird sie sein!' Selten hat sich ein Prophetenwort auf lange Sicht so schauerlich erfüllt, wie diese Vorhersage Bismarcks jetzt durch den Versailler Vertrag und die Revolution an Deutschland." ...

So weit der mehr sachliche Teil dieses Berichtes der „Süddeutschen Zeitung". In seinen folgenden Darlegungen betont dieser Verehrer Bismarckschen Genies, daß wir menschlich nach wie vor dem „so furchtbar gewandelten Schicksal des Kaisers keine Teilnahme versagen"; und wir fügen hinzu, daß jeder nicht unedle Deutsche diese Teilnahme und Dankbarkeit auf die Hohenzollern überhaupt ausdehnen wird; daß wir aber „politisch von Wilhelm II. vollständig und endgültig geschieden" sind. „Jetzt noch Wilhelm II. politisch im Volke halten zu wollen, das wäre das Unheilsamste, was wir betreiben könnten." Doch unterscheidet der Verfasser deutlich den „Kaiser-Gedanken und eine zufällige Kaiser-Person".

Die Mehrzahl der Deutschen neigt nicht zur Republik, sondern zu einem freiheitlich abgestuften Volks-Kaisertum und sieht lieber einen Monarchen als einen Präsidenten an der Spitze der deutschen Staaten. Doch auch für diese Mehrzahl — und für die andren erst recht — hat sich Kaiser Wilhelm II. selber aus dem deutschen Gesamt-Schicksal ausgestrichen, als er vorzog, sich nach Holland zurückzuziehen. Eben diese Mehrzahl ist einst durch die Entlassung Bismarcks aufs tiefste in ihren monarchischen Gefühlen erschüttert worden, während es die Linke war, die des genialen Reichskanzlers Sturz jubelnd begrüßte. Und die Linke — nun, die hat ja am 9. November 1918 dem Kaiser „gedankt"...

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur „Freude an der Sternforschung"

Im zweiten Heft des Jahrgangs 1920 der Zeitschrift „Der Türmer" findet sich, Seite 128—129, ein Aufsatz, „Die Freude an der Sternforschung", dessen Schluß ein arges Mißverständnis hervorrufen könnte. Es wird dort eine internationale Gesellschaft der Liebhaber-Astronomen empfohlen, und es werden deren Leistungen in beredten Worten gelobt. „In England und Amerika", so wird geschlossen, „sind derartige Organisationen seit Jahrzehnten erfolgreich tätig, während bei uns erst Ansätze festzustellen sind." Wir können nicht glauben, daß dem Verfasser des Artikels die Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik (V.A.P.) gänzlich unbekannt geblieben ist, die „seit Jahrzehnten", nämlich seit dem Mai 1891, besteht und auch einigermaßen „erfolgreich tätig" war, da z. B. Beobachtungen über veränderliche Sterne, über Sternschnuppen und Feuerkugeln, über die atmosphärische Polarisation seit langer Zeit infolge einer guten Organisation von ihren Mitgliedern planmäßig angestellt und den zuständigen Zentralstellen zugeführt sind. Ein Blick in die Veröffentlichungen der führenden Fachleute, wie die Astronomischen Nachrichten, den von Wislicenus begründeten Jahresbericht, das große Sammelwerk der Astronomischen Gesellschaft über die Veränderlichen usw. gibt die Überzeugung, daß die V.A.P. ihre Aufgabe richtig angefaßt hat, nämlich in unserem Vaterlande, das schon vor dem Kriege mit Glücksgütern nicht übermäßig gesegnet war, die zahlreichen Freunde der Himmelskunde so zu schulen, daß nicht nur für ihre eigene innere Befriedigung, sondern zugleich auch für die Wissenschaft etwas dabei herauskam. Die Mitteilungen der V.A.P., die seit einem Jahr den Titel „Die Himmelswelt" angenommen haben, sind seit 1891 ununterbrochen erschienen und haben mancher auch von den engeren Fachkreisen als wertvoll anerkannten Arbeit Aufnahme gewährt. Lange ehe der Aufsatz über „Die Freude an der Sternforschung" erschien, hat der ehrwürdige Altmeister der Astronomie, Wilhelm Foerster in Bornim, früher Direktor der Sternwarte in Berlin, in einem besonderen Schriftchen mit dem ähnlich lautenden Titel „Die Freude an der Astronomie" seine Lieblingsschöpfung, die von ihm seit einem Menschenalter geleitete V.A.P., gefeiert und empfohlen. Sind da erst „Ansätze festzustellen"? Allerdings — in einer Zeit, wo das deutsche Volk von allen Seiten gehaßt, verhöhnt und ausgeraubt wird, eine internationale Gesellschaft mit deutscher Leitung aufzutun, so weit ist unser Idealismus nicht gegangen.

Berlin und Münster, im Dezember 1920.

Dr. J. Plaßmann,
Professor der Astronomie a. d. Univers. Münster,
Herausgeber der Himmelswelt und
Schriftführer der V.A.P.

Frd. Dümmlers Verlagshandlung
als Kommissions-Verlag der Himmelswelt

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ernst Wachler

(Zu seinem 50. Geburtstag am 18. Februar)

In einem „Brief über Goethes Tasso“ sagt Wachler, siebenundzwanzigjährig, einmal: „Sie wissen es, wie sehr die künstlerischen Bestrebungen von uns Freunden verschieden sind von denen, die in der Form des Tasso sich spiegeln. Wir suchen unsre Kraft, unseren Reichtum in der Eigenart der heimischen Gaue; ihre Farben, ihr mannigfaches Volksleben, ihre große Vergangenheit tragen wir in unsere Versuche hinüber. Wir bewundern die erhabenen Schöpfungen des Altertums, ohne sie doch zum Muster zu nehmen. Dies alles sollte uns von Tasso trennen: was ist es nun, das uns so tief ihm verbindet? — Es ist die Gemeinschaft einer Lebensanschauung, die unserer geschäftigen, von Unrast erfüllten Zeit sehr fern liegt: der Sinn für Anmut des Lebens, für edlere Bildung des Körpers und Geistes, für feinere Geselligkeit...“ (Abgedruckt in Wachlers erster Zeitschrift „Der Kynast“, I, Heft 2, 1898.)

Diese Ablehnung der Form des „Tasso“ und das Bekenntnis zu dem Lebensstil, den das Gedicht Goethes gestaltet — diese Paradoxie enthüllt uns das innerste Wesen des Briefschreibers. Es ist die Doppelung, die auch Nietzsches Wesen spaltete, die in Goethe großartig schöpferisch wird — die deutsch ist schlechthin. Daß man überdeutsch sein müsse, um recht ein Sohn des Volkes der Mitte zu sein, das hat der Zarathustra-Weise durchlebt und durchlitten. Und es ist für die Geschlechter, die nach Goethes Tod aufstiegen, recht eigentlich kennzeichnend, daß sie in ihren größten Vertretern aus dem Dämmer der Romantik aufstreben ins Licht der klaren Form, die der Süden uns lockend in seiner Kultur zeigt.

Wachler ist keine Literatennatur: er sah die Kunst stets mit dem Leben zusammen und er fand das Leben um sich nur zu ärmlich, als daß er daraus hätte ehrlich und frei schöpfen können. So ging sein Streben auf eine Lebensform aus, die zum Träger einer künstlerischen Kultur werden konnte. Das Leben der Nation umschaffen — das hieß ihm: das Volk zu sich selbst zurückführen. So schwebte er lange zwischen rückgewandter Sehnsucht und freudigem Ergreifen des Gegenwärtigen, bis er in seinem Roman Osning (Leipzig, Verlag Sarasin) und in seinen Novellen Altestes mit Jüngstem, fernste Vergangenheit mit schöner, starker Gegenwart verschmolz zu einem Kunstgebilde, das über die rein artistische Wirkung hinausgreift ins Leben selber. Die Form ist nicht ganz rein, es schwingt Romantik und Didaktik im Unterton, aber der Roman ist mehr als ein Gebilde der Sehnsucht: er spiegelt eine Lebensform, die Anmut und feinere Geselligkeit mit ritterlicher Waffenfreude und staatsmännischem Ernste vereinigt. Aber die Doppelung ist doch geblieben in seinem Wesen. Nach dem „Osning“ entstand draußen vor dem Feinde das Drama „Die schöne Melusine“, das auf der Bühne der Romantikerstadt Heidelberg 1919 seine Uraufführung erlebte. Aus dem alten Volksbuch getreu herausgeschöpft, voll Sehnsucht, Waldgeflüster und Brunnenrauschen — ist die Dichtung dennoch klar, einfach und menschlich in der Idee: die Treue der ungleichen Gatten ist die Triebfeder des Ganzen.

Digitized by Google

So fließt Wachlers Schaffen auf der Höhe seines Lebens aus der doppelten Quelle: der Sage und dem geformten Leben, wie es uns selbst in der Zeit der Bürgerlichkeit noch entgegentrat in Fürstentum, Staat und Heer. Ehe er zu dieser Klarheit und Synthese gekommen war, hatte er einen langen aber stetigen Weg durch das lockende Land der Romantik zurückgelegt. Nachdem der erste kühne Schaffensdrang verrauscht war, der vielversprechende Kraftdramen im Geiste Grabbes zutage gefördert hatte, und der junge Dichter aus der Skepsis den Weg zum Glauben und zur Form suchte, sah er sich vereinsamt in dem chaotischen Treiben der großstädtischen Literatur. Damals in Berlin fand er — Anfang der neunziger Jahre — in Lienhards lyrisch durchströmten Arbeiten, in der echten tiefen Waldpoesie und den großangelegten dramatischen Dichtungen, die an die höchsten Schöpfungen der abendländischen Poesie anknüpften, eine Erfüllung seiner eigensten Sehnsucht. Zugleich aber kam ihm mit dem älteren Freunde die Erkenntnis, daß allein die Flucht aus der Großstadt in ländliche Verhältnisse, eine Rückkehr in die Natur, in den deutschen Wald Rettung und Heilung des Geistes- und Kunstlebens bringen könne.

Aus dieser Besinnung und Heimkehr entsprang schließlich die Idee des Theaters unter freiem Himmel, der Plan des Harzer Bergtheaters und seine Verwirklichung im Jahre 1903 bei Thale am Hexentanzplatz. Aber auch hier schon schwebte Wachler mehr vor als eine Reform der Szene — obwohl auch diese ihn und die um ihn (vor allem Jocza Savits) lebhaft beschäftigte —, auch hier war die Reform des Lebens das höchste Ziel. Die Schaubühne sollte neu geboren werden aus dem Geiste des Volkes und aus der Natur, um ein erfrischender, erneuernder Born des Lebens für die Nation zu werden. Das Landschaftstheater als Feststätte unter Anknüpfung an die mythische Überlieferung des Ortes, das war das Ziel der Bewegung. Sie fand Beifall. Die Uraufführung von Lienhards für die Harzer Bühne geschaffenem „Wieland der Schmied" trug nach denen der Wachlerschen Jahres-Festspiele „Walpurgis" und „Mittsommer" sowie des Trauerspiels mit Chören „Widukind" den Namen des Bergtheaters durch Deutschland und über die Grenzen hinaus: was z. B. die Gründung des ersten japanischen Theaters unter freiem Himmel bei Tokio nach Wachlers Ideen — gesammelt in der Schrift „Die Freilichtbühne" — beweist.

Was die Reform der Szene angeht, die hier angestrebt und verwirklicht wurde, so gibt Jocza Savits' Schrift „Das Naturtheater" reichen Aufschluß darüber. Savits sah in Wachlers Bestrebungen eine selbständige Fortführung der eigenen (auf der Shakespearebühne des Hoftheaters in München). Die von dem Münchener Oberregisseur selbst in Thale inszenierte Aufführung des „Ödipus auf Kolonos" bedeutete in dieser Richtung eine schöne Frucht des Geistesbundes zwischen Wachler und Savits. Das Problem des Chores war schon in Wachlers eigener Schöpfung, dem erwähnten Trauerspiel „Widukind", für das Spiel im Freien bedeutsam geworden. Wachler war durch die Notwendigkeit, ohne Pause fortzuspielen, zu dem Mittel der die Szenen zeitlich trennenden und zugleich verbindenden Chöre (in Musik gesetzt und gesungen) gekommen. Damit hatte er aber auch dem historischen Drama eine neue Tiefe, Vereinfachung und einen neuen dithyrambischen Atem gegeben. Vereinfachung und Stil, starker, naturhaft lebendiger Rhythmus — das war das Ziel dieser szenischen Reform, die das Drama vor den erhabensten Hintergrund stellte, den man sich denken kann.

Leider hat die Nation als Ganzes diese Bestrebungen nach anfänglicher freundlicher Aufnahme nicht in dem Maße verständnisvoll gefördert, wie sie es verdient hätten. Aber vielleicht gelangen wir doch noch einmal über das Theater im Freien zu einem wahrhaften Nationaltheater, das eine Erfüllung der Sehnsucht Herders nach einer landschaftlich gewachsenen Kultur der Deutschen bedeuten würde.

Mit der Übersiedelung nach Weimar — von wo aus das Harzer Bergtheater begründet wurde — trat aber auch die andere Seite in Wachlers Wesen stärker hervor. War schon die frühe Berührung mit Nietzsches Schriften (Ende der achtziger Jahre) entscheidend

Digitized by Google

für die Entwicklung Wachlers gewesen, so kräftigten die freundschaftlichen Beziehungen zu Nietzsches intimem Freunde, dem Musiker Peter Gast, die in Weimar nach vorheriger literarischer Berührung sich festigten, jene andere auf das Heiter-Gegenwärtige, Formvolle, Starke, „Klassische“ und Diesseitige gerichtete Seite in Wachlers Wesen erheblich. Was in den Aufsätzen seiner Zeitschriften um die Jahrhundertwende und in dem Gesprächsbüchlein „Rhein-Dämmerungen“ Ausdruck gefunden hatte, nahm immer klarere Gestalt an in der Seele des Dichters. Es tritt eine Objektivierung ein in seinem Schaffen. Das dithyrambische Element weicht mehr und mehr dem erzählenden. An den Novellen läßt sich dieser Prozeß klar verfolgen.

War nun die Zeit Wachlers trotz allen Bemühungen noch immer recht ärmlich geblieben — gemessen an den Hochzeiten der Kulturen, die einen Äschylus, Lope und Shakespeare hervorbrachten —, so brachte der von dem Dichter und seinen Gesinnungsfreunden lange klar vorausgesagte Weltkrieg nun wirklich eine Steigerung des Lebens, wie sie sich friedliche, allzu friedliche Zeiten nicht hatten träumen lassen. Wachler erlebte — eine hohe Gnade des Schicksals — als reifer Mann und Geist den unvergleichlichen Aufbruch des August 1914 mit als Jäger-Offizier; er kämpfte im Westen, machte den Vorstoß zur Aisne mit, durchstreifte kämpfend und organisierend die weiten Ebenen des Ostens von Kurland bis in den Süden der Ukraine. Den „Durchbruch von Brzezinÿ“ hat er in einem gleichnamigen Büchlein als Feldzugs-Erinnerungen aus Russisch-Polen geschildert. Ferner brachte er eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Kriegsbeute“ heim. Trotz dem furchtbaren Ende hat ihm der Krieg aber den Blick für das klassische deutsche Wesen recht geöffnet, das sich im Tatleben des Kriegers, des preußischen Soldaten klar zeichnet. Und es steht zu erwarten, daß sich die künstlerische Kriegsbeute über die kleine lyrische Sammlung hinaus erweitern wird in großen epischen und dramatischen Gestaltungen dessen, das Preußen-Deutschland groß machte und — macht, auch in Schmach und Not. Es trat am herrlichsten hervor in jenem mächtigen Aufwallen zerstörend-schöpferischer Kräfte, die vier Jahre lang die Welt in Atem hielten.

Ernst Wachler vollendet am 18. Februar sein fünfzigstes Lebensjahr. Er ist in einem Menschenalter künstlerischen, geistigen und organisatorischen Wirkens zu einer der schärfstumrissenen Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens geworden. Möchte ihm in den kommenden Jahrzehnten des Aufbaus Vollendung und Erfüllung seines höchsten Strebens beschieden sein zu seines und des Vaterlandes Heil! Curt Hotzel

* * *

Aus Ernst Wachlers Gesprächen „Rheindämmerungen“

Zweites Gespräch

Das Gewitter. — Vom neuen Glauben

Winfrid. Senkrecht über dem Rhein! Abgrund unter uns!

Klothilde. Der Fels springt weit vor, auf dem dieser Pavillon steht.

Winfrid. Welch ein Bild!

Klothilde. Dort steigt der Drachenfels auf, wo Siegfried den Wurm erschlug, und spiegelt sich im Strom; daneben die Wolkenburg, der Ölberg, die Löwenburg und die anderen Kuppen des Gebirges. Drüben, an seinem Fuß, leuchtet Honnef mit weißen Häuschen herüber. Seht, wie der Rhein, dreigespalten, die grünen Inseln unter uns umströmt: Grafenwerth und hier, uns zu Füßen, Nonnenwerth mit dem Kloster im dunklen Gebüsch. Zur Rechten die Weinberge, durch die wir aufstiegen, und hoch über uns, durch den Wald verdeckt, der Rolandsbogen, das Wahrzeichen des Helden, von dem der Ort den Namen trägt.

Winfrid. Spinnt sich nicht altersgraue Sage um dies Gemäuer? Saß hier droben nicht jener Ritter Toggenburg, der voll Sehnsucht nach der verlorenen Braut im Kloster hinüberblickte?

Digitized by Google

Klothilde. Es ist Roland selbst, dessen Braut den Schleier nahm auf die falsche Kunde von seinem Tod. Der Held, von weiter Fahrt zurück, und unfähig, ihr Gelübde zu lösen, erbaute an diesem Eck eine Burg, deren einziger Rest der Bogen ist. Das Mädchen welkte hin vor Gram; da zog Roland mit Kaiser Karl wider die Sarazenen und suchte den Tod bei Ronceval in der Schlacht. Die Burg sank in Trümmer in stürmischer Nacht: aber mich dünkt, die Geister der Toten umschweben diese Stätte, wenn oft des Abends Gesang und Spiel schwermütig von dem Kloster am Rhein herübertönt.

Winfrid. Es ist der Zauber der Vorwelt, der solche Stätten heiligt. — Wollen wir hier bleiben? Die Luft ist schwül, es zieht ein Unwetter herauf.

Klothilde. Der Pavillon schützt uns, und diese Sitze sind bequem. Laßt es nur kommen; hab' ich mich je davor gefürchtet?

Winfrid. Ihr wart ein mutiges Kind.

Klothilde. Ist's nicht schlimm, wenn es Mädchen nicht sind? Doch wie glüht die Sonne! Es liegt wie ein Schleier vor dem Auge. Wie undeutlich die Linien der Berge!

Winfrid. Hört Ihr den fernen Donner?

Klothilde. Es wird schnell heraufkommen.

Winfrid. Schon verdunkelt sich der Himmel; schwarzes Gewölk bedeckt die Sonne. Nur weit hinten noch eine weiße Wolke und zartes Blau. Der Wind erhebt sich; stärker und stärker! Der grünliche Strom wird bewegt. Wie frisch die Luft nun! Wollt Ihr Euch nicht in Euren Umhang hüllen?

Klothilde. Ihr seid besorgt um mich!

Winfrid. Es wird sogleich nottun. Der Donner kommt näher! Wie klar die Berge werden, wie scharf ihr Umriß, wie leuchtend die Farben! Der Strom schäumt in kleinen weißen Wellen auf. Da, ein Blitz!

Klothilde. Hier brechen sich die Gewitter, an Rolands Eck. Nun seht Ihr es über dem Strom!

Winfrid. Welch ein Schauspiel! Blitz auf Blitz, und immer rascher der Donner! Rolands unzerbrechliches Schwert Durendart, vor dem die Feinde fallen, wenn sie es auch nur aufleuchten sehen, das selbst Felsen spaltet: was ist es anders als der rotzuckende Blitzstrahl? Sein Horn Olifant, das über weite Lande tönt: was ist es anders als der rollende Donner? Erkennt Ihr die Abzeichen des Gottes im roten Bart? Dem unsere Eichen, dem das Eichhörnchen, die rote Frucht der Ebereesche heilig ist? Der unserem Donnerstag den Namen gab? Er selbst ist der Roland der Sage, der hier wohnt, dessen mächtiges Haupt der Wolkenschleier umhüllt, der Segner der Fluren, der Beschützer des Marktes!

Klothilde. Laßt stürmen, laßt regnen, mein Freund! Ich mag es gern, vom sichern Platz dem Wetter zuzusehn. So wild es tobt, so schnell zieht es vorbei. Seht, es wird heller; der Wind nimmt ab, und langsam verhallt schon der Donner. Der Himmel wird allmählich wieder blau. Die Vögel beginnen wieder zu zwitschern und zu singen!

Winfrid. Nun trieft Blatt und Blüte vom Guß, die Erde dampft, die würzig kühle Luft erquickt. Erneut scheint alles Leben und verjüngt. Und seht, mit mildem Glanz durchbricht die goldne Sonne das Gewölk, den funkelnden Regenbogen wölbend!

Klothilde. Wie unglücklich so viele Menschen von heut, die dies alles stumpf und gedankenlos schauen!

Winfrid. Ewige unaussprechliche Wunder der Natur! Wer, der mit offner Seele nur euch aufnimmt, glaubte nicht an die himmlischen Mächte! Ihr altert nicht, ihr Unsterblichen; und unsere Gedanken nur sind arme Bilder eures Seins. Ihr erscheint uns wieder, verjüngt und hold, strahlende Gestalten unserer Sehnsucht!

Klothilde. Gedenkt Ihr der alten Sage von der Erneuerung der Welt, die uns als Kinder so geheimnisvoll anmutete?

Digitized by Google

Winfrid. Erst wir Erwachsenen begreifen sie. Die alten Götter voll Schuld und Verbrechen sind untergegangen, die Welt in Feuer verbrannt; da finden sich auf dem Idafeld blühende heitre Lichtgestalten: Wali und Widar, Balder und Höder, friedlich vereint, und aus dem grünen Gehölz tritt ein unschuldiges kindliches Menschenpaar: eine neue Sonne leuchtet, und Iduna reicht ihnen die Äpfel der ewigen Jugend.

Klothilde. Wie wollt Ihr dies deuten?

Winfrid. Auch bei uns versinken die alten Götter; auch bei uns erkennen die bitter Streitenden, daß sie Brüder sind und das Gold im Heimatboden ruht, das sie in der Fremde suchten. Im Feuer verbrennt die morsche Welt, und eine neue, strahlende taucht aus den Tiefen.

Klothilde. Doch wieviel sehen ihren Rand, wieviel schwingen sich zu ihr empor?!

Winfrid. Wohl sind es wenige; doch die Sehnsucht nach ihr lebt in vielen Tausenden. Wann erscheint der Gewaltige, der dem Ausdruck und Gestalt gibt, was in allen edlen Herzen dunkel wogt und drängt?

Klothilde. Daß er doch käme und vereinte, was heute noch zerklüftet und getrennt ist! Daß er den Grund uns schüfe für eine neue geschlossene Bildung!

Winfrid. Wir sind Kinder des Waldes und der Heide: warum verleugnen wir es? Heilig wie dem Inder, dem Griechen ist auch uns der sprießende Baum, das quellende Wasser, der Hauch der Luft, die Glut des Feuers und die himmlischen Gestirne. Auch wir bevölkern den stillen Hügel, den Wiesenhang, den See mit Elfen und Holdchen und Nixen. Dies wuchernde Brombeergestrüpp, diese Heckenrose — leben sie nicht, atmen sie nicht gleich uns? Der Zauber der Mittsommernacht — wer fühlt ihn tiefer als wir Deutschen?

Klothilde. Wenn unser Volk so wieder dächte! So empfände!

Winfrid. Unsere Sänger, unsere Künstler empfinden so; hier trennt sie kein Bekenntnis, keine Kirche. Wir alle sind Geschöpfe der Erde: Mensch und Tier und Blume und Fels; wer wäre so beschränkt, nur dem Menschen eine Seele einzuräumen?

Klothilde. Werden Lehrer auftstehen, dies zu lehren? Priester, dies zu verkünden?

Winfrid. Wo ist hier ein Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben? Zwischen der Anschauung des Forschers und des Künstlers? Diese Weltansicht, die natürlich ist für den Unverbildeten — hat in ihr nicht der größte Deutsche gelebt?

Klothilde. Ja, wir sind Kinder der Erde, allverwandt. Holde, gütige Mutter, wie dürften wir dich verachten?

Winfrid. Und unsere Erde ist ein Stern! Ein Stern unter Sternen! Ein Pünktchen in der Vielheit der Welten, im Glutmeer der Sonnen; ein Körnchen in der Unendlichkeit des Alls! Göttlich die Natur, wie winzige Formen sie auch annimmt, wie unermeßliche Räume sie auch erfüllt! Und wir leugneten euch, ewige Mächte, die wir euch vielmehr neu dem Volk offenbaren?

Klothilde. Die Dämmerung bricht herein. Gehn wir hinab!

Winfrid. Wer, der gleich uns denkt, möchte sich maßlos überheben oder armselig an der Welt verzweifeln? Klägliches, unwürdiges Schauspiel der Jahrhunderte, versinkst du endlich? Wieder fühlen sich Menschen als das, wozu die Natur sie bestimmt hat: als die blühenden adligen Herren der Erde!

Klothilde. Ein linder Abendwind weht zum Wald herauf. O holder Mai! O süße Lust, zu atmen und zu wirken!

Winfrid. Unsere Altvorderen hielten Andacht in heiligen Hainen. Stehn wir ihrem Empfinden so fern? Ist nicht der Wald auch für uns ein Heiligtum?

Klothilde. Wann gingen wir als Kinder das letztemal durch den dämmernden Wald?

Winfrid. Es ist lang her.

Klothilde. Denkt, es wäre wie einst; da träumten wir und freuten uns an Märchen Aber träumen wir nicht auch heut und freu'n uns an Märchen?

* * *

Digitized by Google

Nachwort des Türmers. Man wird dem obigen Gespräch eine gewisse lyrische und stilistische Anmut nicht absprechen. Diese pantheistisch getönte Naturstimmung ist für Ernst Wachler bezeichnend; sie ziert auch seinen reizend einsetzenden Roman „Osning", seine Gedichte „Unter der goldenen Brücke", seine Bühnenspiele „Unter den Buchen von Saßnitz", „Schlesische Brautfahrt", „Mittsommer" usw. — deren Titel schon Landschaftsstimmung atmen. So sind denn Märchen, Mythos, Sage und Geschichte nicht nur seine Stoffgebiete, sondern auch seine Kraftquellen, wie sie auch seinen wuchtigeren sprachkräftigen schlesischen Landsmann Eberhard König speisen. Aus dieser Gestimmtheit heraus ergab sich der Gegensatz zur Großstadt und die Gründung der ersten, planmäßig durchgeführten deutschen Freilichtbühne auf dem Hexentanzplatz im Harz. Was für unvergeßliche Sommerabende haben wir dort verlebt! Wachlers Gattin — Käthe Hausa — spielte mit nie versagendem Einfühlungstalent die weiblichen Hauptrollen. Doch Ungunst der Zeitverhältnisse, Gleichgültigkeit eines großen Teiles der deutschen Presse und endlich in Wachlers leichtem, lebhaftem, schwebendem Wesen eine gewisse Unseßhaftigkeit hemmten den vertiefenden Ausbau sowohl der Harzer Felsenbühne wie auch Wachlers reizvoll anregendes Gesamtwerk. Einig bin ich mit ihm, sofern wir beide eine festlich gestimmte, einheitliche deutsche Kultur ersehnen. Doch in bezug auf das Christentum weichen wir voneinander ab: mir fällt es nicht schwer, die kosmische Stimmung des Johannes-Evangeliums mit meiner deutschen Landschafts-Liebe zu verbinden. In deutschvölkischer Beziehung ist er etwa einem Adolf Bartels oder Wilhelm Schwaner, dem temperamentvollen Volkserzieher, benachbart. Jetzt lebt in der Jugendbewegung vieles, was wir zur Zeit der „Heimatkunst" längst angeregt haben. L.

Der Geist des Zeitalters im Drama

Berliner Theaterbericht

Das klar relativistische Drama der Ibsen, Bernard Shaw, auch das weniger bestimmt ausgeprägte Gerhart Hauptmanns, die völlig anarchistische Kunst Wedekinds tragen alle Symptome dramatischer Knochenerweichung an sich. Höchst charakteristisch und kennzeichnend ist es auch, wie bei Strindberg die Vernunftideen wieder herabgesunken sind, nur noch als Spuk- und Klopfgeister fetischartig umherspuken und verzweifelte Ähnlichkeit haben mit den Gespenstern, Dämonen und Alcheringas, wie sie die Seele unserer armen Naturkinder beunruhigen.

„Der einzige Vorwurf der Dichtung ist die Erneuerung der Menschheit", sagt Georg Kaiser. Besser hätte er wohl gesagt, daß er eine solche Erneuerung als ein höchstes Ideal für sie aufstellt. Eine derartig idealisch schauende Kunst wäre für unsere Zeit gewiß schon das Wichtigste und Notwendigste. Gerade an dieser Aufgabe, die er sich stellt, scheitert Georg Kaiser aber auch am allermeisten, und nur dieser neue Mensch erscheint bei ihm niemals, dichterisch gesehen und gestaltet, auf der Bühne, sondern bleibt eine vernünftige Idee. Er sagt uns nur fortwährend, daß ein neuer Mensch uns notwendig tut, aber der Vorhang fällt, indem er uns nur ein Programm zum besten gibt. Er denkt, aber er dichtet nicht. Auch Georg Kaiser zähle ich zu denen, welche die Vernunft zur Vordertür hinauskomplimentieren, und durch die Hintertür wieder in höchster Majestät hereinlassen, und damit die wildeste Stilverwirrung anstiften. Ob man wie ein Philosoph, ein Kant und Hegel, in abstrakten Begriffen und reinen Ideen spricht und denkt, oder wie ein Shakespeare und Goethe in sinnlich-anschaulichen konkreten Gestalten und Handlungen dichtet und gestaltet, das macht einen Unterschied

Digitized by Google

aller Unterschiede aus. Dieses Sehen in Handlungen und Gestalten verwerfen unsere Jüngsten als das Unkünstlerische, und wenn Kaiser den Satz bildet, bei ihm „donnere Geschehnis im Ausmaß einer Fingerspanne Katastrophen", so schwebt ihm dabei offenbar doch nur vor, Geschehnisse in einen abstrakten Begriff zusammenzudrängen. Solches doktrinäre theoretisierende Denken aber ist das Gift aller Gifte in der Kaiserschen Kunst. Sie kann nicht mehr sagen: „Hier sitze ich und forme Menschen nach meinem Bilde", sondern sie denkt philosophisch-vernünftig und läßt nur noch Ideen über die Bühne spuken, graue Gedankenschemen, als Menschen maskiert.

Wenn nun aber gar Georg Kaiser in seinem Tanz und Spiel „Europa" den einzigen Vorwurf der Dichtung, die Erneuerung der Menschheit, in der Umkehrung betonen will, so ist das eine bloße Paradoxie, ein satirischer Einfall, eine ironische Selbstverspottung, aus der nur kein Kunstwerk mehr entstehen kann. Er verquickt die beiden alten Geschichten der griechischen Mythologie, die Sage vom Raub der Europa durch den Stier Jupiter und die von der Drachensaat des Kadmos miteinander, — aber nur einen Mythus kann er gerade nicht mehr dichten, sondern wie ein Schulmeister steht er dozierend und erklärend neben den alten Mythen und legt ihren Sinn uns aus, legt seinen Sinn in sie hinein.

Im Reiche des Königs Agenor herrscht noch das „Goldene Zeitalter", die Zeit des ewigen Friedens, wo die Menschen noch nichts vom Kriege wissen. Eine höchst öde, langweilige, skurrile Welt, wie unsere Militaristen Moltke und Bismarck von ihr sprechen. Auch Georg Kaiser spottet über unsere Pazifisten. Kadmos und Zeus kommen und sorgen dafür, daß sich die Erde erneuert und in einen Schauplatz des ewigen Krieges umwandelt. Aber auch die Militaristen, die Kadmossöhne aus der Drachensaat, sind genau so burleske Geschöpfe wie der König Agenor seinesgleichen.

Solange die Menschen vernünftig sind, haben sie uns allerdings immer wieder diese beiden Welten, entweder die des ewigen Kampfes um das Dasein oder die des ewigen Friedens, als die beste der Welten verkündigt. Die eine Scylla, die andere Charybdis. Beide sind bloße Vernunftklitterungen, Welten in abstracto konstruiert, Gedanken- und Ideenschemen. Georg Kaiser weiß uns auch nichts darüber zu sagen, und sitzt als Narr zwischen den beiden Stühlen, läßt von einem Dichter und einem neuen Menschen nichts verspüren, und macht tanzend und spielend auch nicht den leisesten Versuch mehr, dramatisch zu formen und zu gestalten.

Ebenso wenig bequemt sich Artur Schnitzler in seinem „Reigen" (Kleines Schauspielhaus) dazu, und es genügt ihm, Gespräche aneinanderzureihen, eine Reihe von Liebespaaren am Zuschauer vorüberziehen zu lassen. Auf jedes Weibchen kommen immer wieder zwei Männchen, auf jedes Männchen zwei Weibchen. Sie flirten miteinander und legen sich zusammen. Die Schnitzlerschen Menschengeschöpfe sind tschandalische Wesen niedrigster Ordnung, die jeder Seele, jedes Gefühls ermangeln, darum völlig interesselos sind, mit denen Dichtung, Drama gar nichts anzufangen vermögen.

Das Staatstheater brachte einen neuen Namen an die Öffentlichkeit: Karl Zuckmayer. In seinem „Kreuzweg" brodelt und gärt es noch völlig chaotisch durcheinander. Eine ekstatische Lyrik rauscht am Ohr vorüber und läßt aufmerken. Ein Dichter spricht. Er will aber erst noch werden. Von Macterlinck und Claudel kommt er her und schwelgt in Mystik und Metaphysik. Es handelt sich im Drama darum, die menschliche Seele aus der Gefangenschaft der Sinne zu befreien — nur allzu sehr strebt auch der Dichter darnach, die Sinne und Sinnlichkeiten loszuwerden, in denen nun einmal alle Kunst wurzelt, und die nur nicht, wie Vernunft und Philosophie, so verächtlich auf die Sinne herabsehen kann und darf. Bei Zuckmayer rächt es sich schon in bitterster Weise. Ein völlig hilfloser Gestalter steht vor uns, kreuz und quer, traumhaft und phantastisch fließt ihm alles mögliche durcheinander, und nur verwirrt, verständnislos blickt der Zuschauer auf diesen Kreuzweg sinn- und zwecklosen Liebens und Totschlagens.

Digitized by Google

Ein Gottmensch, Übermensch und ein Mensch, der die schlimmste aller Bestien ist, feiern in unserer zeitgenössischen Kunst schon die tollsten Nietzscheschen Orgien miteinander und quirlen bunt durcheinander. Wenn man doch nur den Gottmenschen und den Tiermenschen erschlagen wollte, damit der neue Mensch entstehen könnte, der sich damit begnügt und völlig glücklich fühlt, weiter nichts als ein Mensch zu sein! — Auch in der Tragödie von Hans J. Rehfisch, „Chauffeur Martin“ (Deutsches Theater) führt diese Synthese Gott und Vieh einen Hexensabbat auf, — aber der Autor ist ein echter und rechter Eklektiker, der nicht in sich hinein horcht, sondern nur auf das merkt, was auf ihn herumgeht, alle Moden und Stilrichtungen zusammenbringt, und vomiert, was er an Früchten von den Tischen anderer gespeist hat. Naturalismus kleidet er als Expressionismus, Sudermann, Georg Hirschfeld übersetzt er ins Georg Kaisersche und Tollersche, und alltäglichen Familienjammer will er mystisch, ekstatisch und visionär durchhauchen, aus Chauffeur Martins ifflandischer Seele einen Kampf um Gott hervorholen Das Inferiore wird sublimiert, und das Sublime so inferior wie möglich herabgedrückt.

Karl Schönherrs „Kindertragödie“ (Kleines Schauspielhaus) bewegt sich in älteren Geleisen. Wenn unsere immoralistische Literatur heute in der Verherrlichung und Seligpreisung aller sexuellen Ausschweifungen, Perversitäten und Laster sich nicht genug tun kann, so begrüßt man einen Savonarola und Tolstoi als Befreier, und nickt dankbar dem zu, der uns auch einmal wieder zuruft: Du sollst nicht ehebrechen. Aber Karl Schönherr versichert uns nur, daß die Sünden der Väter und Mütter heimgesucht werden an den Kindern, doch im Grunde ist ihm das recht gleichgültig, und mit Gefühl und Empfindung, mit Zorn und Liebe ist er nicht bei der Sache, innerlich-seelisch weiß er uns nicht zu erregen und zu bewegen. Seine Sorge ist nur, dramatische Konflikte, Spannungen, Erregungen zu ersinnen, sie technisch möglichst zusammenzudrängen, einheitlich in einen Brennpunkt zusammenzufassen und theatralisch zu wirken. Alles ist bei ihm gut verstandesmäßig komponiert, kühle, logische Kopfarbeit, — aber zu wenig verspürt man bei ihm innerlich vom Leid und Jammer einer weidwund getroffenen Familienliebe, von seelischen, tiefer erschütternden Konflikten zwischen Eltern und Kindern.

Über Hans Francks „Godiva“, die uns das Staatstheater bescherte, schwebt der Geist Hebbels, und Hebbelisch ist hier alles gedacht, empfunden, konstruiert und aufgebaut. Es war immerhin das beste Drama, das wir letzthin hier in Berlin gesehen haben, — schon darum, weil es nicht um jeden Preis ein völlig neues, noch nie gesehenes Drama sein will. Hans Müller aber stieg mit seiner „Flamme“ (Lessingtheater) diesmal allzu tief herab in die Niederungen des allzu Herkömmlichen und wetteiferte mit Sudermann an Alltäglichkeit und Spießbürgerei.

Damit ist aber auch die Reihe neuer Werke erschöpft, über die es sich überhaupt lohnt, ein Wort zu verlieren.

Julius Hart

Schemanns „Gobineau“

Ueber allen Gassenlärm und alles Pöbelgeschrei hinweg ertönt immer vernehmlicher der Ruf des Volkes nach Helfern, Führern, Erlösern: nach Männern. Und wenn er auch in rauschenden Versammlungen nicht gehört wird oder in Parteiwut ertrinkt, so läßt sich doch die Volksseele vom wüsten Zeitgeist auf die Dauer nicht niederhalten. Kann sie beim gegenwärtigen Geschlecht die rechte Hilfe nicht finden, so richtet sie den hoffnungsvollen Blick in die Zukunft und sucht ihr Heil bei den ewig lebendigen Geistern der Vergangenheit.

Digitized by Google

Da wird zu rechter Zeit wieder der Blick auf einen Mann gelenkt, der schon vor dem Weltkriege als ein Führer zum Höchsten erkannt worden ist: auf den stolzen und eigenartigen Grafen Gobineau, dessen ganzes Leben, Forschen und Dichten der Entdeckung, Verwirklichung und Gestaltung des Edelmenschen gegolten hat. Ein Fremder, ein Franzose — unser Helfer? So werden viele erstaunt fragen und hinter dieser Empfehlung eine alte deutsche Schwäche, die Vorliebe für alles Ausländische, vermuten. Gewiß, hüten wir uns vor der verhängnisvollen Neigung zur Internationalität, jetzt mehr, als je, wo nicht allein unser Staat, sondern unser ganzes Volkstum von inneren und äußeren Feinden aufs höchste gefährdet ist! Aber wir dürfen auch den Blick für Unterschiede nicht verlieren, dürfen nicht vergessen, daß die Kehrseite jener Schwäche unsere Kraft zur Allseitigkeit ist, die tief in unserem Volkscharakter begründete Fähigkeit, je und je das Beste und Schönste aller Zonen und Zeiten dem deutschen Geiste durch innerliche Aneignung zu erobern und aus der dadurch gesteigerten eigenen Leistung die Fremde wieder segensreich zu befruchten.

Dieser Blick aber sagt uns, daß auch Gobineau, der von seinem eigenen Volke Unverstandene und Abgelehnte, zu den lebendigen Kräften gehört, die wir für unser Leben, für Deutschlands Erneuerung brauchen können. Vor allem: dieser Franzose ist uns kein Fremder mehr, er ist einer der Unseren geworden, unseren Besten vertraut und verwandt, schöpferische Wirkungen ins deutsche Leben ausstrahlend. Vor etwa drei Jahrzehnten freilich konnte man die Kenner und Verehrer des germanisch denkenden französischen Edelmannes auch bei uns noch bequem übersehen. Damals nur einigen überlebenden persönlichen Freunden und ein paar Orientalisten näher bekannt, von einer kleinen, stillen Gemeinde, den nächsten Jüngern Richard Wagners, mit empfänglicher Liebe umhegt, ist Gobineau heute ein Stück deutschen Geisteslebens, von manchen bekämpft, von Unzähligen als Vorkämpfer und Führer einer neuen Geschichtsauffassung und Weltansicht auf den Schild erhoben. Aber auch viele, die den in Gobineau verkörperten aristokratischen Rassegedanken nicht in die erste Linie stellen oder nur mit Vorbehalt anerkennen, können der Gesamterscheinung des Künstlermenschen Gobineau, seiner ritterlichen Anmut und Hoheit, seinem Heldenwillen und Seelenadel ihre Liebe nicht versagen. Daß er aber so eine Geistesmacht unter uns geworden ist, haben wir den selbstlosen und unablässigen Bemühungen eines einzigen Mannes zu verdanken, des Freiburger Forschers Ludwig Schemann, der ein schon zur Vollreife gediehenes Leben an die Eroberung dieses Mannes und seines Werkes setzte.

Nachdem Schemann als meisterhafter Übersetzer und Herausgeber der Hauptwerke Gobineaus, als Schöpfer des (uns jetzt leider verlorenen) Gobineau-Museums und -Archivs zu Straßburg, als Begründer und Leiter der Gobineau-Vereinigung, durch aufklärende und kritische Schriften Erstaunliches für seinen Helden geleistet hatte, krönte er seine Lebensarbeit durch eine seit kurzem vollendet vorliegende Gobineau-Biographie, zwei Text- und zwei Quellenbände. (Gobineau. Eine Biographie. 2 Bände. Straßburg, K. J. Trübner, 1913 und 1914. Dazu gehören zwei Bände „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus". 1. Band, Straßburg 1914; 2. Band, Berlin 1920.) Die Zweiteilung in eigentliche Lebensdarstellung und in ergänzende Veröffentlichung von Urkunden, Briefen, Proben aus halbverschollenen Dichtungen, Kritiken, Einzeluntersuchungen u. dgl. erklärt sich einerseits aus der Überfülle des zu bewältigenden Stoffes, dem aus Gobineaus Vielseitigkeit und gewaltiger Schöpferkraft fließenden Reichtum, andrerseits aus der eigentümlich schwierigen Aufgabe, daß ein einzelner Mann, ohne wesentliche Vorarbeiten anderer, ein so verwickeltes Leben und ein so proteusartiges Schaffen allein darzustellen unternahm.

Gobineau betätigte sich als Publizist und Geschichtschreiber, Dichter und Bildhauer, Orientalist und Religionsforscher, Anthropologe und Ethnologe, Historiker und Politiker, Diplomat und Forschungsreisender: wer einem solchen Universalismus gerecht werden, wer in einer so vielseitigen Gedankenwelt die Einheit finden und in dem Geschaffenen und Gestalteten

Digitized by Google

den Schöpfer, die alles verbindende Persönlichkeit suchen will, der muß mit dem Sinn für strengste Einzelforschung eine allseitige Erkenntniskraft verbinden, muß mit dem kritischen Wahrheitsblick des gelehrten Forschers die hingebende Liebe des künstlerischen Gestalters einen. Wie kein zweiter war Schemann zur Bewältigung der ungeheuren Aufgabe berufen. Nicht umsonst hat er über drei Jahrzehnte lang seine ganze, unermüdliche Arbeitskraft an seinen Helden hingegeben. So ward er, der Hüter des Gobineauschen Nachlasses und Bewahrer wertvoller persönlicher Beziehungen und Erinnerungen, innigst vertraut mit allen Quellen und Urkunden dieses Lebens. Mit der immer tiefer eindringenden Erkenntnis wuchs aber auch Schemanns Verantwortungsgefühl und Selbstkritik, die ihn je länger je mehr von allen Überschätzungen seines Helden frei machten. Vom rein „parteiischen Enthusiasmus“ des unbedingt bewundernden Jüngers rang er sich durch zu jener Liebe, die den verehrten Meister nur im Lichte strengster Wahrheit sehen und zeigen will. Und so darf Schemann in der Tat von sich selber sagen, daß er die Wahrheit noch mehr geliebt habe als Gobineau.

Diese unbestechliche Wahrheitsliebe bewährt sich gleich beim Eingang des monumentalen Werkes, da, wo es die Herkunft und die Ahnen Gobineaus abschließend zu bestimmen gilt. Ottar-Jarl, der Wikinger, an den Gobineau als seinen Stammvater aus tiefster Überzeugung geglaubt, hat von der Ahnentafel zu verschwinden, während auf ihr Mélac, der Pfalzverwüster, und auf außerehelichem Wege Ludwig XV. ihren Platz erhalten. Wohin gehörte nun Gobineau? Der gesicherte Teil seiner Ahnenreihe weist auf das Patriziat der stolzen Handelsstadt Bordeaux, wohin das Geschlecht aus Nordfrankreich, vielleicht sogar wirklich aus der Normandie, eingewandert sein mag. Jedenfalls zeigt der „französische Germane“ die Merkmale der nordischen Rasse in Gestalt, Gesichts- und Schädelbildung mit mittelländischem Einschlag. Doch, wie dem auch sei, aus den Ahnen allein läßt sich das Genie nicht erklären; seine Entstehung wird stets vom Geheimnis umwittert bleiben. Der Biograph kann zwar nicht umhin zu zeigen, wie Ererbtes und Erlebtes, Rasse und Milieu sich in der frühen Entwicklung wie im ganzen Leben und Wirken Gobineaus ausprägen; aber keine Zergliederung und keine Forschung vermag das Mysterium des Werdens einer genialen Persönlichkeit in feste Begriffe und Formeln zu fassen. Wir können nur feststellen: ein Nurfranzose kann niemals von einer naturtrieblichen Abneigung gegen alles Gallo-Romanische wie Gobineau beherrscht sein, vermag nie und nimmer so eindringliches Verständnis für arisch-germanische Art zu bekunden, so entschieden eine schöpferische Liebe im Dienste arisch-germanischer Heldenideale zu erweisen. Der germanische Gedanke, die Überzeugung, daß Blut ein ganz besonderer Saft ist, gehören zu den Grundanschauungen Gobineaus; die Rassenidee beherrscht in mancherlei Abwandlungen und Stärkegraden sein ganzes Schaffen von der Frühdichtung „Manfredine“ über das große Rassenwerk bis zu dem „Amadis“, dem die Adelsfrage verinnerlichenden Hohelied auf Edelmenschentum.

Gobineau war Pessimist, aber von heroischer Prägung. Dieser Pessimismus, die Lehre, daß die Edelrasse unabwendbarem, unausbleiblichem Untergang verfallen sei, hat viele abgestoßen. So wenig glücklich sein Leben war, sein Pessimismus ist doch nicht ein Ausfluß dieses Lebens gewesen: diese Weltansicht ist bei ihm ein Ergebnis philosophischer Erkenntnis, nicht persönlichen Erlebens. Das Verlangen nach Menschenliebe, nach Weltenwärme blieb diesem „Sonnenkinde“ zeitlebens eigen, er hielt sich praktisch an das große Heldenwort: „Es ist der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen.“ Wie Schiller oder Carlyle, die doch auch in die Abgrundtiefen des Lebens geblickt haben, predigte und betätigte er das Evangelium der Arbeit, suchte er, seine düster-heroische Erkenntnis neutralisierend, seinem Dasein den denkbar höchsten sittlichen Wert zu verleihen. Auf dunklem Grunde erglüht sein heldenhafter Idealismus, seine Begeisterung für die höchsten dem Menschen gesteckten Ziele. Diese Lebensauffassung gewann und betätigte schon der junge Gobineau, der in Paris zu Zeiten des Julikönigtums die eigene Persönlichkeit gegen Zeit, Mode, Zunft- und Herdengeist durchzusetzen hatte. Von diesen entscheidenden Jahren entwirft uns Schemann ein breit ausgeführtes Bild. Mit Staunen sehen wir den

Digitized by Google

Jüngling in faustisch universalistischem Drange die Welt umfassen, mit stürmischem Fleiß auf den verschiedensten Gebieten schriftstellerisch und dichterisch sich betätigen: seine äußere Laufbahn führt ihn vom Dienste in einer Gasgesellschaft und als Hilfsarbeiter für Sprachen bei der Post über die Publizistik zur Politik und schließlich als Kabinettschef ins Ministerium des ihm befreundeten Tocqueville.

Im Juni 1849, unter dem obsiegenden Bonapartismus, beginnt Gobineaus diplomatische Tätigkeit, die ihn erst als Gesandten nach Bern, dann nach Hannover und Frankfurt a. M. bringt. Auf diesen Posten verstärken sich die in frühester Jugend schon gewonnenen deutschen Eindrücke Gobineaus. Am Deutschen Bundestag macht er die Bekanntschaft Bismarcks, dem er eine bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte voraussagt; dort gewinnt er einen Lebensfreund in dem österreichischen Vertreter Prokesch-Osten, Bismarcks vielgeschmähten Gegn.., dessen bedeutende Persönlichkeit bei Schemann in neuem Lichte sich darstellt. Während dieser Zeit erscheint auch das Rassenwerk des Grafen.

Ein zweimaliger Aufenthalt in Persien (1855 bis 1858 und 1861 bis 1863), dem Lieblingsland seiner Jugendträume, bringt reiche, in ihrem Werte recht ungleiche Erträge für den Religionsforscher, Ethnologen und Historiker. Auf dieselbe Zeit gehen auch die später in Stockholm entstandenen humorfeinen „Asiatischen Novellen“ zurück, in denen der Dichter jene ferne Welt lebendig erstehen läßt. In Gobineaus Athener Zeit (1864 bis 1868) erblickt Schemann den Gipfel seiner diplomatischen Tätigkeit, aber auch den Beginn des Abstieges. Dort lebt der Dichter in ihm wieder auf, dort wird er zum Bildhauer, dort findet er in dem jungen Robert Bulwer Lytton, dem Sohn des Romanschriftstellers, einen gesinnungsverwandten Herzensfreund. Von Athen begleiten wir Gobineau nach Rio de Janeiro, wo ihn die Freundschaft des trefflichen Kaisers Don Pedro für mancherlei Entbehrungen nicht ganz entschädigen kann. Es kommen dann die Erschütterungen des Krieges 1870/71, die Gobineau im Schloß Trye mit seiner Gemeinde durchlebt, zugleich bemüht, seine patriotischen Pflichten zu erfüllen und darüber die Gerechtigkeit gegen den Feind nicht zu vergessen. Seine Schrift über den Krieg „Frankreichs Schicksale im Jahre 1870“ (bei Reclam!) deckt schonungslos die Ursachen des sittlichen und politischen Niederganges Frankreichs auf. Durch die damaligen Erlebnisse wurde der Graf seinem Vaterlande völlig entfremdet. Der Aufenthalt in Stockholm, getrübt auch durch eine herbe Familientragödie, die schmerzliche Trennung Gobineaus von seiner Frau und den Seinen, zunehmende Krankheit und aufregende Ereignisse erschüttern das seelische Gleichgewicht des Vielgeprüften; aber der ideale Freundschaftsbund mit der Gräfin La Tour hilft ihm selbst über seine schroffe Verabschiedung durch die Pariser Regierung hinweg. Eine Fülle von Arbeiten fällt in diese Notjahre, vor allem der eigenartige, die Rassenfrage verinnerlichende Roman „Das Siebengestirn“, das Meisterwerk „Renaissance“, die schon erwähnten „Asiatischen Novellen“, der „Amadis“ und zahlreiche Bildwerke. Von der Bildhauerei hofft der an seinem Vermögen wie an seiner Gesundheit schwer geschädigte Mann nun leben zu können — eine bittere Täuschung! Der Vielgewanderte wird heimatlos. Der Rest seines Lebens, in das die Freundschaft mit Richard Wagner noch ein letztes Licht bringt, spielt sich auf italienischem Boden ab. Zu Turin in einem Gasthofzimmer überrascht den Vereinsamten am 13. Oktober 1882 der Tod. In einem zusammenfassenden Schlußkapitel gibt Schemann ein Bild der Gesamtgestalt Gobineaus, eine ebenso schöne wie wahrhaftige Würdigung seines Charakters und seiner Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft.

Diese Bedeutung liegt nicht allein und nicht hauptsächlich im Rassegedanken, der in mancherlei Abwandlungen bei Gobineau erscheint und auch von Schemann durchaus als Problem kritisch gewürdigt wird; sie liegt im Heroismus einer Lebensauffassung, die ein lebendiger Einspruch gegen alles Niedrige, Gemeine und Herabziehende ist. Für den Kampf gegen den alles verflachenden Zeitgeist bietet Gobineau neben und mit unseren Großen die herrlichsten Waffen. Darum wird Schemanns Lebensbild unvergänglichen Wert besitzen. Karl Berger

* * *

Digitized by Google

Nachwort des Türmers. Bei diesem Anlaß weisen wir, als Ergänzung zu Prof. Dr Bergers Besprechung, auf die „Neue Gobineau-Vereinigung“ hin, die sich nach den Erschütterungen des Krieges und nach dem Raub des Straßburger Gobineau-Zimmers an Stelle der älteren Vereinigung gebildet hat. Der leitende Ehrenvorsitzende des Ganzen ist nach wie vor der verdienstvolle Prof. L. Schemann in Freiburg, während daneben Dr Lüdtke, als Vertreter der „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger“ (früher Firma Trübner), Justizrat Claß, Prof. Gebhard (Friedberg), General von Liebert, Prof. Tempel (Darmstadt), Freiherr von Wolzogen (Bayreuth), Dr Schmidt-Gibichenfels (Friedenau) und Freiherr von Manteuffel-Katzdangen (Berlin) den Vorstand bilden. Anmeldungen an die Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin W. 10, Genthinerstr. 38.

Aus Goethes Welt

Immer wieder fesselt der „Faust“ suchende Deutsche. Ein junger Schwabe, Karl Wizenmann, hat unter neuartigem Gesichtspunkt die große Dichtung ins Auge gefaßt. Sein Titel „Fausts Heimkehr“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1921) deutet das Ziel an. Das Werk erweitert sich zur Darstellung der ringenden, durch Labyrinthe der Nacht zu Gott heimkehrenden Seele überhaupt. Und so gibt er ihm den Untertitel „Der Weg zum Leben“, faßt also die Dichtung — wie auch ich in meiner „Einführung in Goethes Faust“ — wesentlich als Erlösungswerk. Aber Wizenmanns persönliches Eigentum ist der kühne Einfall, das Hexeneinmaleins als Schlüssel zum ganzen Werk zu packen und zu deuten. So bilden denn die Worte oder vielmehr die Zahlen dieses närrisch klingenden Reimspiels die Kapitel-Überschriften. Und es gelingt dem lebhaft plaudernden, gedankenreichen Erklärer in der Tat, uns durch diese kabbalistisch anmutende Deutungsweise in fesselnder Plauderei zu unterhalten.

Wir gehen auf Näheres absichtlich nicht ein und stellen kritische Bedenken zurück. Suche sich jeder Faust-Leser selber seine Stellung!

Der Herausgeber des „Kunstwarts“, Ferdinand Avenarius, von Goethes zweitem Teil unbefriedigt, hat nun seinerseits Fausts Ende dramatisiert (München, Callwey, 1919). In seiner Zeitschrift (1. April 1919), legt er, Vischers Auffassung teilend, seine Gründe dar. Ihm hat unter andren Otto Trojan in besondrer kleiner Schrift („Ferdinand Avenarius und Goethes Faust“, Leipzig 1920, Alberti) geantwortet. Grundsätzlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn sich jemand vom Geist getrieben fühlt, einen „Faust“ zu dichten. Vor einigen Jahren noch hat Ewald Ludwig Engelhardt unter diesem Titel einen „Deutschen Mythos“ veröffentlicht (Artern in Thüringen). Doch Fausts Erlösung ist eine Frage allerersten Ranges. Hierbei klären sich die Geister: hier steht der Rationalismus ewig dem kosmischen Idealismus gegenüber Wir werden wohl einmal Gelegenheit haben, diese Grund- und Kern-Frage auch im „Türmer“ zu beleuchten.

Eine Spruchsammlung aus Goethes Werken, unter dem Titel „Die Weisheit Goethes“ (Leipzig, Hesse & Becker), legt uns Eduard Engel, dem wir ja auch ein Lebensbild des Dichters verdanken, als bequemes Nachschlagebuch auf den Tisch. Es ist nach Stichworten geordnet und für weiteste Kreise bestimmt, die sich aus dieser unerschöpflichen Schatzkammer versorgen wollen.

Ein überaus gehaltvolles Werk über „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion“ (Jena 1921, Diederichs) schenkt uns Karl Justus Obenauer. Es hat im Unterton eine

Digitized by Google

leise Verwandtschaft mit Wizenmann, ist aber ganz und gar der Sache hingegeben und strotzt von Belegstellen, die Goethe selbst sprechen lassen (genaue Quellenangabe wäre doch wohl wünschenswert). Auch ist Obenauer geschulter als jener schwäbische Deuter des Hexeneinmaleins, in dem noch Zukunft gärt. Man spürt auch hie und da — Obenauer ist mir persönlich unbekannt — neutheosophische Anklänge, aber nur von fern, nur im Hintergrunde. Mit wundervollem Takt zeichnet der Betrachter Goethes Vielseitigkeit und macht es sich nicht bequem, etwa veraltete, unzureichende Schlagworte wie Goethes „Pantheismus" oder „Spinozismus" nachzureden. Erst recht rückt er den Meister aus der Nähe des populären Darwinismus. „Während der populäre Darwinismus das Geistige, das Konstante, das Primäre übersieht oder doch zum Sekundären macht, erklärt Goethe die organische Verwandtschaft der Tiere aus der Idee, aus dem schöpferischen Geist, also von oben. Nirgends wird seine geistige Naturforschung so klar wie hier; er steigt nicht zur einfachen materiellen Urform, zur Zelle, hinab, aus der sich alles entwickeln soll: dies Einfachste und Letzte ist die überzeitliche geistige Urform, der Typus, die Idee" ... Und so kommt Goethe auch über den bloßen Kreislauf hinaus: „Der reine Kreislauf, die ewig wiederholte Bewegung der Natur in derselben Linie, beherrscht nach Goethe das All nur so lange, als die Gesetze der Materie vorherrschend sind, überall, wo die geistigen Kräfte überwiegen, da wird der Kreis durchbrochen oder so abgebogen, daß er zur Spirale wird, die sich nicht mehr in demselben Lauf zwecklos erschöpft, sondern in übereinanderliegenden Ringen aufwärts steigt, nach einem Punkt, der im Unendlichen liegt ... Das Werk des Geistes ist Steigerung" ...

„Fausts Heimkehr" nennt Wizenmann sein Buch; und Obenauer schreibt: „Durch Konzentration ist der Dualismus von Geist und Materie in die Welt gekommen; nur durch die entgegengesetzte Tendenz, durch Rückkehr der in sich gefesteten Wesen zu Gott, durch Expansion wird der Dualismus überwunden."

Hier setzt der Verfasser den Kenner in Erstaunen, indem er unmerklich Goethes Gedanken weiterdenkt; z. B. in der Art, wie er Luzifer und Christus in seinen Bau einfügt. „Verselbstung" (durch Luzifers und Prometheus' Ich-Betonung) „und Entselbstigung" (durch die selbstlose Liebeshingabe der Christuskraft) „ist das Leben der Welt": so prägt er einmal diese Polarität. In diesem Zusammenhange lehnt er dann auch Goethes angebliches „Heidentum" ab; ebenso jenen Liberalismus, „der in dem Christus Jesus nur den größten Menschen sieht" ...

Neben Büchern dieser Art — Wizenmann und Obenauer — ist ein „Kurzgefaßter Führer durch Goethes Faustdichtung" von Lorenz Straub in seiner strengen Sachlichkeit geradezu ein Ausruhen (Stuttgart 1921, Strecker & Schröder). Wer noch nicht zu den größeren Werken von Traumann, Witkowski usw. greifen will, der mache den Versuch mit solchem Leitfaden.

Auch auf das neue Werk einer unphilosophischen Tatsachen-Natur sei hingewiesen: auf des fleißigen Wilhelm Bode „Schicksale der Friederike Brion" (Berlin 1920, Mittler & Sohn). Der volkstümlich schreibende Forscher hat mit der ihm eigenen Übersichtlichkeit diese Schicksale „vor und nach dem Tode" der viel zu viel besprochenen stillen Elsässerin zusammengestellt und ist mit Recht überzeugt „von der tadellosen lebenslänglichen Ehrbarkeit unserer Friederike". Unter der Literatur über Sesenheim hätte er vielleicht ein schönes, wenig bekanntes Wander- und Plauderbuch des Pfälzers August Becker erwähnen können. Es sind dort reizvolle Kapitel über den nördlichen Wasgenwald, den Kampf am Wasgenstein und auch über „Goethes Wanderpfade" im Elsaß nebst ausführlichen Betrachtungen über „Sesenheim". Beckers Wanderungen fanden in den sechziger Jahren statt; das Buch wurde 1903 zu Kaiserslautern unter dem Titel „Wasgaubilder" (Thiemesche Druckerei) neu aufgelegt. — Bode faßt übrigens seine Studien über Goethe in demselben Verlag zu einem mehrbändigen Lebensbild des Dichters zusammen.

Digitized by Google

Die Kinder Hülsenbeck — Ph. O. Runge

Aus dem „Morgen“ — Ph. O. Runge

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein andrer Forscher auf diesem Gebiete, Heinz Amelung, sammelte die „Novellen" des Meisters in einem hübschen und stattlichen Bande von 470 Seiten (Essen, Verlag Girardet). Auf diese Weise lernen die meisten deutschen Leser den Erzähler Goethe erst recht eigentlich kennen: denn wer wagt sich in das Gebiet der Lehr- und Wanderjahre, um sich bloß zu unterhalten und nicht vielmehr, um jene schwerbefrachteten Werke zu studieren? Und hier eben sind jene Novellen zerstreut; und mit der Nichtbeachtung der großen Prosaschöpfungen geht dem deutschen Volke auch dieser Schatz anmutiger und kunstvoller Erzählungen verloren. Auch die Bruchstücke sind mit aufgenommen. So mag wohl das Ganze wie ein „neues Buch Goethes" wirken, ohne wissenschaftliches Beiwerk.

Neben der sachlichen Art des Weimarer Goethe-Forschers Bode geht Klara Hofer in ihrem Buch „Goethes Ehe" (Stuttgart 1920, Cotta) schärfer und herber ins Zeug. Da lesen wir gleich zu Beginn, daß Goethes Olympiertum nur Maske war: „dahinter sitzt das große Grauen". Und dann kommen als Auftakt ein paar Seiten grau in grau. „Christiane stirbt einen jammervollen Tod. August, Trauzeuge bei seiner Eltern Hochzeit, macht als Heidelberger Student Schulden, vom Vater her die Leidenschaft für die Weiber, von der Mutter her die für den Wein in den Adern ... Mit Ottilien kommt der Untergang ins Goethehaus ... Das Ende ist hoffnungslose Zersplitterung". Schon ist man versucht, das Buch aus der Hand zu legen. Dann aber sammelt sich die Betrachtung immer mehr auf des Dichters Ehe: die zwei Gestalten Frau von Stein und Christiane Vulpius treten in den Mittelgrund. Jene durchaus lichtvoll, Goethe in der Spannung edler Geistigkeit zu erhalten bemüht; diese jedoch sinnlich, naiv-eigensüchtig, niederziehend. Das Buch fesselt, auch wenn man gegen diese Schwarz-Weiß-Malerei Bedenken hegt.

Indem ich diese Betrachtungen abschließe, kommen mir von dem französisch-nationalen Fanatiker und Heißsporn Maurice Barrès Äußerungen zu Gesicht, die er an der Universität Straßburg verlautbaren ließ. Wie hat uns dieser schlaue, zähe Intrigant schon seit Jahrzehnten unser Elsaß planmäßig vergiftet! Da half und hilft keine Aufzählung von Gegen-Tatsachen: hier handhabt Machtwille alle Mittel, auch Verzerrung und Fälschung, um das „französische Genie" und das „Recht auf den Rhein" schmackhaft zu machen. Und so arbeitet Barrès nun auch im geraubten deutschen Elsaß, unbedenklich, unbelehrbar, fanatisch besessen vom allfranzösischen Machtwahn. Wenn Ähnliches — nur Ähnliches, denn dieser Propaganda sind wir nicht gewachsen — in Deutschland versucht wurde, so wurde dieser Versuch von vornherein von dem linksstehenden Deutschen selbst als „alldeutsch" niedergetobt. So hatte das Deutschtum im Elsaß keine nationale Stoßkraft; die Franzosen arbeiteten besser.

Nun redet also dort, an der jüngst noch so glänzenden deutschen Universität, siegreich jener Erzfeind deutscher Kultur. Am 20. November hat er im ehemaligen Kaiserpalast, jetzt Palais du Rhin, einer Promotion beigewohnt, in der ein junger Franzose seine Thesen über Goethes Einfluß in England verteidigte, und bei dieser Gelegenheit hat er in der Universität die Büste Goethes entdeckt, der nach seiner Ansicht „am besten die Wirkung darstellt, die die französische Zivilisation auf die an den großen Strom grenzenden Länder zu üben sich schmeicheln darf" (!). Das Alldeutschtum, sagt Herr Barrès, habe das Werk Goethes planmäßig entstellt, die besten deutschen Werte der Klassiker seien vom Teutonismus (!) verschandelt worden. Der französische Geist sei berufen, diese Entstellungen aufzudecken und die Wahrheit (!) wiederherzustellen. „Der Rheinländer Goethe hat sein Leben verbracht in Heimweh (!) nach einem bessern Frankreich; hier bei uns hat er den ersten Zutritt zu den Dingen gesucht, wie wir sie auffassen, und in der Folge lernte er noch mehr, sie auszulesen und zu schätzen. Ich halte ihn für den Vorläufer und zugleich den ewigen Vertreter der Deutschlande — unsern Sonderbündlern vorgreifend, behandelt uns Herr Barrès stets als Vielzahl — bei Frankreich, und ich glaube, mit ihm könnten wir den ewigen Streit der beiden Zivilisationen besänftigen und ausgleichen. Wann wird die Zeit kommen, wo seine Abkömmlinge, sorgfältig

Digitized by Google

ausgesucht, zu der Ehre zugelassen werden, sich ihres Boschismus in der Berührung mit unsrer Zivilisation zu entäußern?" Er habe schon 1914, sagt Barrès, diese Frage beantwortet. Zunächst, so habe er damals ausgeführt, müßten die verschiedenen deutschen Nationen für alle Zeit politisch und militärisch außerstande gesetzt werden, Frankreich zu schaden; dann müßten sie die in Frankreich zerstörten Häuser wieder aufbauen und den französischen Toten prunkvolle Grabmäler errichten. „Und wenn sie dann von unsrer geistigen und moralischen Überlegenheit nützlichen Gebrauch machen und sich unsrer Erziehung unterwerfen wollen, werden wir sie sicherlich ermächtigen, Nutzen zu ziehen aus unsrer alten Kultur, die es schon Goethe erlaubte, sich glänzend zu entwickeln. Wir werden ihr grobes Leben durch den Einfluß unseres geistigen Lebens erheben. Die hervorragendsten Deutschen der verschiedenen freien Städte und der deutschen Staaten mögen, falls sie sich willig und fähig zeigen, in der Gesellschaft unsrer Söhne zu lernen, wie ehemals in Straßburg zu den Vorlesungen unsrer französischen Lehrer zugelassen werden und ihre Sitten abschleifen. Aber eilen wir den Ereignissen nicht voraus; zunächst muß die deutsche Rasse durch die Zeit der Buße hindurch."

So spricht Maurice Barrès, Mitglied der französischen Akademie.

Man weiß nicht, was an diesen Ausführungen abstoßender und krankhafter ist: die persönliche Dummheit dieses Mannes, der nichts von Goethes schroffer Abwendung von Frankreich gerade in Straßburg zu wissen scheint, oder sein nationalistischer Hochmut?

Hier ist selbst dem reinsten Willen jede Aussprache, geschweige denn Verständigung unmöglich. Naturen dieser Art wollen keine Wahrheit, sondern Macht. Ich habe, selber Ur-Elsässer, über „Goethes Elsaß" auf der letzten Tagung der Goethe-Gesellschaft im Mai 1920 den Festvortrag gehalten, der nun im neuesten Jahrbuch der Gesellschaft erschienen ist. Es wäre ebenso aussichtslos wie würdelos, wollte man Herrn Barrès durch Zusendung einer solchen Arbeit zu erschüttern versuchen. Dieses angeblich so gebildete Frankreich, das uns deutschgestimmte Alt-Elsässer ausjagt, das bereits über hunderttausend Menschen von dort in einzigartiger Brutalität über den Rhein verbannt hat, beschuldigt uns Deutsche des „Boschismus" und rühmt sich überlegener Kultur, der wir sogar — unsren Goethe verdanken!

Hier ist die Grenze des Irrsinns überschritten. L.

Philipp Otto Runge

Sanftwelliges Gelände, das sich dem Lenz entgegenbreitet. Aus den feuchtglänzenden Schollen hebt sich ein Duft der Verheißung. Die Wiese ziert sich mit hellem Grün im wachsenden Morgenlichte. Ein Regenbogen spannt sich gläubig und verklärt über den glitzernden Himmel. Und die nahrhafte Luft ist schwer von Zukunft und Erwartung ... So sehe ich dich, Philipp Otto Runge, du Frühvollendeter, du jäh gebrochene Hoffnung! Und wie sollte ich dich auch anders denken — dich, der du selbst ein Frühling warst und deine keusche, reine Seele der unverbrauchten, wartenden Landschaft schenktest? ...

Wenn man Runge als den Begründer der deutschen Landschaftsmalerei gepriesen hat, so darf man dennoch niemals übersehen, daß die ersten Ausblicke auf diese neuerweckte Kunstart in Tiecks „Sternbald", einem heute noch immer vernachlässigten Buche voll Fernsicht und Morgenröte, gegeben sind. Runge hat den Roman gelesen, ihm seine freudige Zustimmung geschenkt. Was aber bei Tieck nur als Erwartung, als Wunsch gemeint war, das wollte er — ein schaffender Künstler — der Wirklichkeit, der Erfüllung entgegenführen. Er zuerst versuchte es, Klarheit und Entschiedenheit zu gewinnen, und eben darum ragt seine Gestalt ehr-

Digitized by Google

furchtgebietend in die Gegenwart hinein, weisend und mahnend. Dieser stille, besinnliche Pommer erlangte eine Wichtigkeit, deren er selbst sich gewiß am wenigsten bewußt war. Er liebte es, sich auszusprechen, seine Gedanken brieflich darzulegen, denn er fühlte, daß Ungekanntes zum Licht verlangte und daß man zunächst Übersicht und Bestimmtheit erreichen müsse. Man würde ohne Kenntnis der kostbaren Briefe Runges Bedeutung sicherlich minder hoch einschätzen, denn auch ihm begegnete, wie so manchen Romantikern, das schlimme Schicksal, daß seine inbrünstige Sehnsucht über seine Kraft hinauswies, daß er unvermögend war, die drängende Fülle der Ideen zu bannen und zu bestehen. Er selbst freilich suchte sich über diese schmerzhafte Erkenntnis, die in den Stunden der Entmutigung aufdämmerte, hinwegzutrösten („Freien ist gut, Nichtfreien ist besser. Wer also das Bessere in dem einsieht, daß er nicht freie, der soll es bleiben lassen, und so gibt es auch in der Kunst so etwas, das besser ist als Kunstwerke machen"), wir Nachkommenden aber müssen minder befangen prüfen; uns liegt es ob, ohne Nebenabsichten und Seitenblicke nur das Wesentliche, Beharrende aufzunehmen. Und wenn wir auch das Gewollte nicht vernachlässigen dürfen, so muß doch das Erreichte vor allem Geltung haben. —

* * *

Die Landschaftsmalerei, auf welche Runge entscheidend hingewiesen, war damals eine Kunst, die scheinbar jeder sicheren Überlieferung ermangelte. Goethe und sein Freund Meyer, welche durchaus dem griechischen Ideal anhänglich waren, hatten den Satz zur Regel erhoben: „Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand der Kunst". Man muß den Brief, den Runge gelegentlich der Weimarer Kunstausstellung schrieb, mit Bedacht und aufmerkendem Lauschen zu durchdringen suchen: es ist, als sähe man die groß verwunderten Augen des Malers, die Überraschung darüber, daß ein so einseitig befangenes Ziel wie das von Goethe geforderte überhaupt möglich, geschweige denn berechtigt sei. Und mit unzweideutiger Sicherheit zeigt Runge den Weg, auf dem allein noch eine Hoffnung auf Erneuerung und Fortsetzung gegeben ist. „Es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anfangen? Sie greifen falsch wieder zur Historie und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst — der Landschafterei, wenn man so will — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? der vielleicht noch schöner wird wie die vorigen? Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten; wir erleben die schöne Zeit dieser Kunst wohl nicht mehr, aber wir wollen unser Leben daran setzen, sie wirklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke soll in unsere Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in sich festhält, der erlangt immer doch einen schönen Punkt. Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen."

Man betrachte die Kartons von Carstens und Genelli; es herrschte beinahe Furcht vor allem, was die sicheren, eindeutigen Umrisse zu zerstreuen oder zu verdämmern imstande wäre. Ganz anders Runge, der Verfasser der „Farbenkugel", der einem Goethe bei seinen optischen Studien wertvolle Hilfe darbringen konnte. „Die Farbe ist die letzte Kunst und die uns nur immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen." War die Historienmalerei lediglich zu blasser Objektivität ausgeartet, zu flacher literarischer Genauigkeit, so verlangte Runge jetzt vielmehr die Erweckung des lebendigen Geistes, die Beseelung. „Alle Tiere und Blumen, die sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei tut; so dringt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt alles Bedeutung und Sprache."

Es ist später von C. G. Carus in den „Briefen über Landschaftsmalerei" dieses Ziel weiter verfolgt und durch Goethes Theorien gehoben und gestützt worden. Auch Carus verlangt „die Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemütslebens durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens". Damit sind unbedingte Möglichkeiten

Digitized by Google

geboten. Gerade das, was man damals mit dem heute so abgenutzten Begriffe „Stimmung“ bezeichnete, hat Fragen und Rätsel übrig, an denen der Menschengeist selbstschöpferisch vollenden kann, welche einem jeden Beschauer unbegrenzte persönliche Bezeigungen offen läßt. Staffage wird nicht unerbittlich verworfen, wohl aber meint Carus: „Immer wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst notwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, solange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll.“ Die Gemälde seines Freundes David Caspar Friedrich, dieses abseitigen, gedämpften Künstlers, dessen hoher Wert seit der deutschen Jahrhundert-Ausstellung 1900 erst völlig erkannt und gewürdigt wurde, hat in den reifsten seiner wundersamen Bilder das verwirklicht, was Runge und Carus verlangten. Und wenn Carus die Landschaftsmalerei lieber durch das umfassendere Wort „Erdlebenbildkunst“ bezeichnet sehen wollte, so begreift man beim Anblick der Friedrichschen Gemälde, daß hier in der Tat etwas nicht nur dem Namen nach Neues und Förderliches geschaffen wurde. Freilich fehlt die Staffage, die leidige Illustration auch hier nicht gänzlich (Mädchen am Strande, Sonnenaufgang, Zwei Männer in Betrachtung des Mondes); aber Friedrich selbst hat gelegentlich mit gutmütigem Spotte dieses Verfahren verworfen und lediglich als Wegweiser für die unkundige Menge ausgegeben. Bis in die Gegenwart freilich, bis zu Böcklin (Schweigen im Walde) und Klinger (An die Schönheit) hat dieses sentimentale Versehen sich fortgeerbt und manche der reinsten Wirkungen derb und aufdringlich zerstören helfen.

* * *

Es erscheint ohne Zweifel wunderbar, daß wir gerade von Runge, der als erster die Bedeutung der Landschaft so klar empfand und verkündigte, kein Landschaftsbild im engeren Sinne besitzen. Aber indem er die Beseelung des scheinbar Unbeteiligten, Außermenschlichen verlangte und ersehnte, löste er das Bestimmte der Gegenstände durch Symbolik zur Arabeske auf. Er, der die Blumen über alles liebte, konnte sie nur mit Genien und Engeln bevölkert denken (freilich brauchte auch das Ungekannte, bisher Unverständliche seiner Ansicht nach der leisen Vermittlung); und so schuf er denn seine berühmten „Tageszeiten“, in denen auch das Unbestimmteste, das Unbewußte sich zum belebenden Rhythmus auflöste. Die Landschaft sah er nicht mehr im Ganzen, als Ungeteiltes, er zerlegte sie allgemach in Blumen und Blüten, indem er einem jeden Einzelwesen besonders Aufmerksamkeit und Teilnahme darbrachte. Und so stiegen denn aus der purpurnen Dämmerung, aus Ahnung und innigster Hingabe, jene seltsamen Traumblüten empor, die kein anderer wie Görres so wundervoll zu erklären versucht hat — soweit Träume überhaupt in Worte sich fangen lassen. Er auch ist es, der für diese neue Weise ein neues Wort gefunden hat. „Sollen wir sie Arabeske heißen? Wir würden ihm unrecht tun, indem wir, was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was bloß aus spielendem Scherz einer heitern Phantasie hervorgegangen. Die Arabeske ist die Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen und kränzt damit die Götterbilder. Nennen wir sie lieber daher *Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik*.“ Der klare, ruhige Goethe, der gleichwohl diese Blätter gestochen sehen wollte, „zu großem Genuß für die Gegenwart und als ein würdiges Denkmal des deutschen Zeitsinnes für die Nachwelt“, konnte sich in dieser flüsternden Märchenwelt nur mühsam heimisch finden. Er sagte zu S. Boisserée, indem er sie als „zum Rasendwerden, schön und toll zugleich“ bezeichnete, die zweifelnden Erläuterungen: „Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin; es ist nicht anders möglich; wer so auf der Klippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade.“ Wir heutigen Betrachter vermögen uns mit dieser Betonung des Pathologischen nicht mehr einverstanden zu erklären; hatte doch Goethe für alles Romantische nur

Digitized by Google

die ablehnende Bezeichnung des Krankhaften! So herb verneinend widerrief er seine eigene wundervolle deutsche Jugend.

Und dennoch schuf Runge mindestens zwei Bilder, auf denen unmittelbar Landschaft gegeben ist, die uns Kunde von dem aussagen, was er gewollt und erstrebt hat. Man betrachte den blühenden Garten auf dem Bilde der Hülsenbeckschen Kinder. Da ist freie Sonne, saftiges Wachsen und Gedeihen. Nicht nur Staffage, sondern liebevoller Selbstzweck. Und dann aus der zweiten Bearbeitung des „Morgens" das nackte Kind, das im Kohlfelde liegt und sich dem ausbreitenden Lichte entgegenstreckt: — da empfindet man wirklich etwas von der Kühle und Frische, von der Unverbrauchtheit der Frühe. Man fühlt den Morgentau an den Halmen und Blättern, den weichenden Duft aus den schauernden Bäumen des Hintergrundes. Auch wenn man nicht die Frauengestalt aus dem zerfließenden Nebel emporsteigen sähe, so begriffe man doch, daß hier das Wunder des immer neuen Lichtes gemeint ist, das Erwachen, das befreiende Schweben. Das ist ja die Gnade aller Kunst, daß sie uns löst von Zufall und Umgebung und uns dem Wesen nahe führt. Niemals ist sie am Ende, immer Beginn und Zukunft... Als Runge hier zur Farbe griff, da wußte er, daß nur durch sie alle Möglichkeiten angedeutet und erschöpft werden könnten, wahrhaft lebendiges Sein und Werden, Bewegung und Fülle des Lichtes. Dieses wunderbare Bild ist unmittelbarste Gegenwart, ist Erleben, ist erster Tag...

* * *

Was Runge erstrebt hat, war letzten Endes eine Darstellung der Idee. Als er sein Bild „Die Quelle" plante, meinte er, „das Bild soll eine Quelle werden im weitesten Sinne des Wortes: auch die Quelle aller Bilder, die ich je machen werde, die Quelle der neuen Kunst, die ich meine, auch eine Quelle an und für sich." Aber geheime Sorge beschleicht ihn dennoch bei seinem übermäßigen Vorhaben, diesem Gemälde auch noch alle ihm bekannten Blumen einzufügen, und er bekennt mit rührend freimütiger Verzagtheit: „Die Sache würde für jetzt fast weit mehr zur Arabeske und Hieroglyphe führen, allein aus diesem müßte doch die Landschaft hervorgehen, wie die historische Komposition doch auch daraus gekommen ist. So ist es auch nicht anders möglich, als daß diese Kunst aus der tiefsten Mystik der Religion verstanden werden müßte, denn daher muß sie kommen, und das muß der feste Grund davon sein, sonst fällt sie zusammen wie das Haus auf dem Sande." Sicherlich fand er sich darum so häufig ratlos und ohne Gewißheit, weil er durch die Macht des Gedankens, durch die Verführung zum Abstrakten sozusagen ins Luftleere gehoben wurde. Um so eifriger nahm er dann die Feder zur Hand, um gleichsam ausweichend in Worten zu künden, wozu ihm die malerischen Kräfte mangelten.

Vielleicht beruht die Wertschätzung Runges, die er in der Gegenwart wieder genießen darf, sogar auf einem alteingesessenen Mißverständnis. Das „Publikum" — und in Deutschland gehört ihm die Mehrheit zu — möchte in der Kunst vor allem Zweck und Erklärung sehen; die „Technik", die gute, tüchtige Malweise als solche, wird nur allzu willig beiseite gelassen und vernachlässigt über einer staunenden Ehrfurcht vor allem, was Gedanke, Tiefsinn heißt. Darum gibt es so manche, denen der literarische Schumann wichtiger erscheint als der „naive" Schubert, welche einen Beethoven nur als den Grübler, den „ringenden Titanen" gelten lassen. So erwuchs die Vorliebe für die Historie (Makart, Piloty, Kaulbach), welche die kostbaren Keime, die sich in der Landschaftsmalerei unbeschützt auftaten, allzu rasch mit ihrem verfänglichen Schlingkraute überwucherte. Daher Runges Abneigung gegen Goethes Vorschläge, deren treubereite Nachfolge damals zur Vernachlässigung der Farbe führte und lediglich in der peinlich genauen Linie Erfüllung und Ziel erblickte. Während man früher eine Susanna im Bade, die heiligen drei Könige, die Kreuzigung immer von neuem darstellte, indem man den Vorwurf bei der Menge als so allgemein bekannt und vertraut voraussetzen konnte, daß sie darüber die eindeutige, sichere Malerei nicht außer acht lassen und übersehen würde, war man späterhin bemüht, allerlei persönlich bedingte Rätsel und Begriffe darzustellen, deren

Digitized by Google

Lösung den Beschauer über die Mängel des Technischen, des handwerklichen Könnens allzu leicht hinwegzutäuschen vermochte. Die Malerei blieb nicht mehr Zweck, sie wurde Mittel. Und so mußte notwendigerweise die geschmähte Atelierkunst ihre blassen, duftlosen Blüten im Glashause zu flüchtigem Leben aufschließen. Der Deutsche, vorwiegend Ideenmensch, mußte sich aus dem sinnenfreudigen Frankreich neue Nahrung holen, ehe er imstande war, zwei auseinanderfallende Teile glücklich wieder zu vereinen und das in sich selbst beruhende Wunder der Farbe wieder völlig zu erkennen und aufzunehmen.

Vielleicht hat Runge darum so eifrige Zustimmung gefunden, weil er der Ideenkunst geneigt war; aber man darf niemals vergessen, daß er bei aller Abstraktion, die sich in den vier Blättern der „Tageszeiten" kundgibt, dennoch insofern aller Veräußerlichung auswich, als er sich eben der Arabeske bediente, welche allein schon durch die Schwungkraft und innere Schönheit der Linien — auch ohne Kenntnis des Vorwurfes — zum lauteren, absichtslosen Genusse hinleiten mußte. Und wenn man seine kräftigen, lebenstrotzenden Kinderbildnisse betrachtet, die patriarchalische, ehrfürchtige Darstellung seiner Eltern, so versteht man, daß es verfehlt ist, diesen Maler lediglich als blutarmen, überstiegenen Alchimisten zu bewerten.

* * *

Wenn man das ruhige, schmale, verträumte Antlitz Runges betrachtet, das uns so gefaßt, vertrauend und gläubig entgegenblickt, so wird man verstehen, was Steffen sagt: „Es gibt wenige Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellen wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern geistigen Welt, in welcher er lebte, aus welcher jede Äußerung entsprang ... Wenn Runge unter seinen Freunden saß, erschien er im wahrsten Sinne kindlich. Die geringsten, gewöhnlichsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich, und das Unbedeutendste erschien ihm märchenhaft ... So sehr auch Novalis durch Bildung und Ansichten des Lebens von Runge verschieden war, so wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr, und sprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflektierten Zeit unmittelbar wahrzunehmen." Dieser Sinnige, Andächtige hat über Fragen der Religion nicht minder ernst und vertrauend nachgedacht wie über die Probleme der Farbe. Ihm bedeutete das Schaffen in Wahrheit Gottesdienst; ohne die helfende Gnade erschien er sich nutzlos und ohne Gewähr. „Wer mit dem rechten Glauben arbeitet, der kommt nie zu Ende; in unserer eigenen Seele, da ist die unergründliche Tiefe, womit wir nie zu Ende kommen." Und: „Was du in deiner ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig, was du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich; hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll."

So stark war in diesem zarten, gebrechlichen Körper die Macht der Seele; so innig rang er nach Losgebundenheit. Und darum fand er seine Erfüllung in der leichten, schwebenden Arabeske, die wurzellos in den wiegenden Lüften treibt, die sich hinnehmen läßt von jedem Hauche, der aus der Ewigkeit herniederweht ...

Dankbar dachten seiner die Überlebenden. Goethe widmete ihm anerkennende Worte: „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzügliches Talent, sein wahres, treues Wesen als Künstler und Mensch erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir." Arnim und Brentano, die er durch seine köstlichen plattdeutschen Märchen „Von dem Machandelboom" und „Von dem Fischer und syner Fru" entzückt hatte, haben ihm preisende Verse nachgerufen; Görres schrieb einen ergriffenen Aufsatz, und Steffens gedachte in seinen Lebenserinnerungen des Freundes voll Wärme und Güte.

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

Volkstanz

Als die freideutschen Jugendverbände im Jahre 1913 die hundertste Wiederkehr des Befreiungsjahres durch eine Wanderung und ein Fest auf dem Hohen Meißner bei Kassel feierten, gehörten zu den Hauptpunkten der Tagesordnung nicht nur die Ansprachen eines Traub, Avenarius und Wyneken, nicht nur die Abgabe feierlicher Erklärungen über die idealen Ziele einer auf alkohol- und nikotinfreie Lebensführung gerichteten Jugend, die am Busen der Natur neu erstarken wollte: sondern man gab sich auch mit einer Leidenschaft, die fast einem religiösen Bekenntnis gleichkam, dem Singen alter deutscher Volkslieder und der Aufführung deutscher Volkstänze hin. Gerade die letztgenannte Erscheinung bedeutet diesen unseren Zukunftsträgern weit mehr als nur einen äußeren Schmuck gleich den bunten Bändern ihrer Wandervogelklampfen — sie fassen den Tanz auf als eine Losung zu neuem künstlerischen, körperlichen und geistigen Erziehungsziel.

Verfolgt man die Geschichte des Tanzes in seine Anfänge zurück, so ist er bei allen Völkern der Erde zunächst eine ekstatisch-religiöse Angelegenheit gewesen: fetischistische Abbildungen des Lebens der Götter und Geister sollten zu zauberischen oder gottesdienstlichen Zwecken geboten werden, und die geniale Naivetät der Naturvölker konnte derartiges nicht ohne stärkste Stilisierung hervorbringen. Eine leidenschaftliche innere Bewegung, die weder im Darstellen lebender Bilder noch im Absingen frommer Weisen ihr Genügen fand, riß den ganzen Körper zu mimisch-plastischen und vor allem zu rhythmischen Bewegungen hin — noch die Veitstänze und Tanzseuchen des Mittelalters zeigen, wie nahe diese Dinge den mystischen Abgründen, den religiösen Jenseitigkeiten des Seelenlebens stehen.

Von hier aus hat auch das Drama seinen heiligen Ursprung genommen. Der gleiche Weg von den dionysischen Gebirgsklüften zur flachen Ebene, ja stellenweis sogar zum fieberdunstigen Sumpfland, den im Verlauf der abendländischen Kulturgeschichte die Schauspielkunst hat erleben müssen, ist auch der Tanzkunst nicht erspart geblieben. Sie mußte es sich gefallen lassen, zum Volksvergnügen zu verflachen, und wenn sie auch hier vielfach noch im Dienst poetisch verklärten Liebesspiels geblieben ist, so hat sie doch auch die Kupplerrolle niedriger Erotik bis zur Neige ausgekostet! Die schlüpfrigen Balletts der großstädtischen Ausstattungsstücke, die Schiebe- und Wackeltänze einer geschmacklich verrohten und verdorbenen Halbwelt lassen wahrlich nichts mehr von den sakralen Quellen jener uralten Kunst erraten.

Es bedeutete eine wichtige Renaissanceerscheinung, als um die Wende zum 20. Jahrhundert eine Isadora Duncan die bisher unter rein virtuosen Gesichtspunkten betriebene Solotanzkunst einer Otéro, einer Cléo de Mérode in den Dienst höherer künstlerischer Aufgaben stellte. Von hier aus hat sich unter Mitwirkung der Maler und Kunstgewerbler eine bedeutsame Aufwärtsbewegung entfaltet; und es bleibt nur zu bedauern, daß unsere schaffenden Musiker sich nicht ebenfalls entschlossen in den Dienst der modernen Terpsichore gestellt haben, so daß man noch täglich das sehr anfechtbare Vergnügen erleben kann, mangels anderer Literatur Meisterwerke von Gluck, Mozart, Beethoven, Schumann „vertanzt" zu sehen, obwohl den betreffenden Stücken jede Tanzverwendung ursprünglich weltenfern gelegen hat. Manchmal handelt es sich dann (sogar bei recht berühmten Tänzerinnen) um eine derartige Verkennung und Verzeichnung des musikalischen Inhalts, daß man lebhaft bedauern muß, solchen Mißbrauch nicht mittels des geistigen Urheberrechts verhüten zu können. Aber auch in ihrem guten Teil bleibt diese Kunst „l'art pour l'art", eine Gaumenreizung für wohlhabende Feinschmecker, eine Unterhaltung für überkultivierte Kunstliebhaber, ja für raffinierte Snobs.

Diejenigen Kreise dagegen, denen die geschilderte Augenweide-Tanzkunst ebenso wie das etwas spießige Lämmerhüpfen auf den Hausbällen des Kleinbürgerstandes nicht genügte, haben mit schönheitsdurstigem und liebevollem Herzen Ausschau gehalten nach den verborgen rinnenden Quellen des immer noch lebendigen Volkstums, und konnten gewissermaßen reiche

Digitized by Google

Ströme bald in Staubecken auffangen. Der gleiche, von echtem Kunstsinn geleitete Sammeleifer, der die immer seltener werdenden Schätze des Volksliedes und der Märchenwelt, der alten Bauernsitten und der Volkskunst nicht dem Verderben und Vergessen mochte anheimfallen lassen, hat auch die Tänze der alten Zeit und der abgelegensten Gegenden des Vaterlandes neu zu Ehren gebracht. Wissenschaftliche und populäre Sammlungen sind veröffentlicht worden (unter letzteren nenne ich etwa die zwei Hefte Sing- und Instrumentaltänze von Gertrud Meyer im Teubnerschen Verlag), und die volkskundlichen Zeitschriften bringen noch immer neues Tanzgut der Vergangenheit ans Licht. Hoffentlich wird bald einmal ein vollwertiges und umfangreiches Gegenstück dieser Art zum Zupfgeigenhansel, dem Liederbuch der Wandervögel, geschaffen werden.

Es ist eine ganz neue, hohe und zukunftskräftige Kultur, die sich mit den Volkstänzen unserer sich aus der lichtlosen Enge der Mietskasernen hinaussehnenden Großstadtjugend anspinnt; es sollte die Ehrenpflicht jedes deutschen Elternpaares sein, unter den Buben und Mädchen das Interesse an diesen Bestrebungen zu wecken und ständig zu begünstigen. Nicht in überfüllten, schlechtgelüfteten Räumen ahmen hier Pennäler und Backfische das öde Flirtspiel der Erwachsenen nach, nicht wird hier eine verphilisterte Salonkultur mit ihrem Talmiglanz und ihrer gesellschaftlichen Unaufrichtigkeit weitergereicht — sondern in Gottes freier Natur finden sich die Besten beiderlei Geschlechts in frischer Jugendlust harmlos und arglos zusammen. Ihnen bedeutet Tanzen nicht Kokettieren und Girren, Affen und Geilen, sondern eine künstlerische Betätigung, die Auge, Ohr und Herz weitet, die zu einer tief beglückenden Herrschaft über den eigenen Körper führt, welche die Lungen mit frischer Luft und die Seelen mit Sonne füllt. Man hört nicht das blöde Stümpern auf verstimmtem Klavier, dessen monotoner Stampfrhythmus nichts mehr mit musikalisch belebtem Wesen zu tun hat; sondern die Tanzenden selber singen sich schlicht ein- oder zweistimmig ihre Lieder, die einen unerschöpflichen Reichtum reizender Einfälle bekunden, oder eine Flöte, eine Geige dudelt, und eine Laute zirpt traulich dazu die Harmonie.

Bei solchen Unternehmungen mitgemacht zu haben, gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugendzeit. Den verschiedensten Ständen gehörten wir an — Gymnasiasten, Studenten, junge Kaufleute, Beamtinnen, Seminaristinnen, ein Geiger und eine kleine Malerin — gemeinsam war uns nur der Licht- und Lufthunger der Großstadtkinder, der Schönheitsdrang und der Kameradschaftssinn, die Wanderlust und — daß wir alle kein Geld hatten. Das ist nämlich auch eine sehr wesentliche Seite der Angelegenheit: Hausbälle kosten so mancherlei an Bewirtung, an schönen Kleidern, und es ist ein Zeichen, daß da etwas von vornherein falsch war, wenn in den letzten Jahren vor dem Krieg das gegenseitige Übertrumpfen und Übersteigern der Ballmütter deutlich sichtbar wurde. Wir brauchten nur ein paar Stücke Brot und ein paar Äpfel, feste Stiefel und einen Lodenrock, die Mädchen besaßen bunte Bauernröcke — und dann hinaus im Sommer wie im Winter bis zur ersten freien Waldecke oder unter die Linde zum Tanz! Das ist die in diesen schweren Zeiten von Natur gebotene Jugendgeselligkeit, wo keiner sich gegen den andern zu „revanchieren" braucht oder angeblich „nichts anzuziehen" hat.

Wenn sich die Volkstänze, die Volkslieder, die Volksmärchen wieder zum selbstverständlichen Gesamteigentum der Proletarier- wie der Bürgerjugend, zum gemeinsamen Boden für Stadt und Land entwickelt haben werden, erst dann wird man wieder von einer geistigen Einheit innerhalb des deutschen Volkes sprechen dürfen, die uns z. B. in der Reformationszeit so groß gemacht hat und heute von allen Einsichtigen so heiß vom Himmel herabgefleht wird. Von selbst kommt sie nicht, man muß sie schaffen, und jeder kann an seinem Teil dazu mithelfen.

Dr. Hans Joachim Moser

Digitized by Google

Stinnes Tagebuch

Bethmann Hollweg · Preußentum und Deutschtum Übereifrige Monarchisten · Um die Einheit des Reiches

Bethmann Hollweg — seit seinem unrühmlichen Abgang von der weltpolitischen Bühne ein Schatten nur, jetzt nur ein Name. Ein Name, den auszusprechen unseren Lippen Bitternis bereitet, weil er unlöslich mit dem tragischen Geschick des Reiches verknüpft ist, weil sich in ihm zugleich Glanz und Elend des deutschen Volkes widerspiegelt. Wir sind, nachdem sich der leidenschaftliche Sturm gegenseitiger Anklagen und Bezichtigungen ausgetobt hat, der fruchtlosen Schulderörterungen überdrüssig geworden, und so hat Bethmanns grüblerischer Rechtfertigungsversuch, den er in seinen „Betrachtungen zum Weltkriege" niederlegte, verhältnismäßig geringe Beachtung gefunden. Von sozialistischer und demokratischer Seite wird neuerdings zu seinen Gunsten geltend gemacht, daß er eigentlich stets das „Rechte" (im Sinne dieser Leute) gewollt, aber nicht die Kraft besessen habe, es durchzusetzen. Er sei gegen den Einmarsch in Belgien, gegen den U-Bootkrieg, gegen eine restlose Ausnützung der militärischen Kraftquellen gewesen, aber er habe sich immer wieder, wenn auch unter geheimem Widerstreben, bestimmen lassen, das dem eigenen Urteil und Empfinden Gegenteilige mit seiner Verantwortlichkeit zu decken. In diesem lauen Lob ist, wie dessen Präger nicht zu merken scheinen, so ungefähr der schwerste Vorwurf enthalten, der gegen einen Staatsmann überhaupt erhoben werden kann. Es galt noch immer als die Sünde gegen den Geist, so einer bewußt wider seine bessere Überzeugung handelte. Bethmann selbst hat erklärt, er sei aus vaterländischem Pflichtgefühl auf seinem Posten geblieben, weil ein anderer an seiner Stelle auch nicht mehr hätte tun können. Aus diesen Worten klingt ein schauerlicher Fatalismus, der für den ganzen Mann bezeichnend ist. Freilich, auch mit einem anderen an der Spitze hätte es schief gehen können, aber mit ihm, da gibt es doch wohl keinen Zweifel mehr, mußte es schief gehen. Und sollte es nicht eine Stimme in seinem Innern gegeben haben, die da warnend an sein Gewissen pochte und die er zur Ruhe wies — wirklich nur aus dem höchsten ethischen Beweggrund, der Vaterlandsliebe, heraus? Es hieße Schönpflästerchen aufkleben, wollte man um des frischen Grabhügels willen verschweigen, daß streberhafter Ehrgeiz,

Digitized by Google

verbunden mit kleinlichster Unduldsamkeit, ein hervorstechender Grundzug seines Wesens gewesen ist...

Bethmanns Sünde wider den Geist hat sich bitter gerächt, an ihm und an uns, weil er, statt im Gefühl seiner Unzulänglichkeit als gerader Mann beizeiten abzutreten, vor allem Volke eine Sache führte, an deren Gelingen er im tiefsten Innern quälende Zweifel hegte. Er trug öffentlich die Maske der Zuversichtlichkeit zur Schau, während dahinter ein stumpfes Angstgesicht der Verzagtheit lauerte. Dazu kam, daß er im Grunde eine Schlemihl-Natur war, einer, dem alles mißlang, der sich an allen Kanten stieß, über jeden Faden stolperte, und vor dem das Zufallsglück, wenn er einmal mit tapsiger Hand danach haschte, wie ein gaukelnder Schmetterling auf und davon flog. Darin mag etwas Tragisches liegen, aber nicht genug, um ihn zum gescheiterten Helden zu stempeln, wie zeitgenössische Sentimentalität das wohl möchte. Man muß die psychologische Wirkung seiner Persönlichkeit auf das Volk während des gigantischsten aller nationalen Daseinskämpfe berücksichtigen, um zu ermessen, welches Unheil von diesem Manne ausging. Von ihm her, aus seinen Reden und seinen Amtsgebarungen ergossen sich wahre Depressionswellen bis in die entferntesten Winkel des Vaterlandes. Er hatte, ganz in der Vorstellung der gottgewollten Abhängigkeiten befangen, keinen Glauben an den Stern der Zukunft, und so kam es, daß um ihn herum sich eine Atmosphäre dämmernder Entschlußlosigkeit zusammenballte, aus deren Nebeln dann das blutleere Mißgebilde der Julireſolution unseligen Angedenkens hervorging. Wie ein grauer Schatten der Trostlosigkeit hat Bethmann all die Jahre über uns gestanden, und noch heute, wenn wir uns in die düstere Katastrophenstimmung jener Tage zurückversetzen, legt es sich wie ein atembeklemmender Druck auf unsere Lungen.

Aber wir wollen gerecht sein: Dem Sündenberg seiner Kanzlerschaft stehen Verdienste gegenüber. Eigenschaften haben den Mann geziert, die wir ehedem als selbstverständliche Beigaben hoher Amtsträger hinzunehmen pflegten, die wir aber inzwischen weit höher einzuschätzen gelernt haben. Bethmann ist nicht nur ein pflichttreuer, sondern ein hervorragend tüchtiger Verwaltungsbeamter gewesen, und er hat an der Stelle, die seinem Format angepaßt war, nämlich als Ressortminister, Bedeutendes geleistet. Fern sei es auch von uns, die menschlich-sympathischen Züge leugnen zu wollen, die Näherstehende ihm nachzurühmen wissen. Als Vereinsamter hat er sein Leben, das mit einem ungewöhnlich glänzenden Aufstieg begann, um mit einem ebenso ungewöhnlich jähen Absturz zu endigen, in Hohenfinows lauschiger Entlegenheit beschlossen. Vielleicht von Selbstvorwürfen und Anklagen der Vergangenheit gequält, mag er den Tod als einen nicht unwillkommenen Gast begrüßt haben.

Und noch eins verdient gerechterweise gesagt zu werden: Bethmann Hollweg war durch und durch ein deutscher Typ. Ein Typ, wie man ihm, aufs Durchschnittsmäßige zurückgeschraubt, tagtäglich im deutschen Bürgertum dem er ja entstammt, begegnen kann. Durch diese Feststellung wird ein erheblicher Teil seiner moralischen Schuld auf den Rücken der Allgemeinheit übernommen. Der politische Fatalismus, der sich in Bethmanns Erscheinung ausdrückt, ist die ver-

Digitized by Google

hängnisvolle Grundstimmung des bürgerlichen Empfindungsbezirks. Von ihr aus leitet sich jene tiefeingewurzelte Verdrossenheit am staatlichen Miterleben her, die sich in einem friedseligen Erdulden des wüstesten Terrors äußert und vielfach bis zu einer nun beinahe schon krankhaften Scheu vor der Wahlurne ausartet.

* * *

Ohne Zweifel: Seit dem Zusammenbruch ist das innerliche Interesse am Staatsgedanken, wie im allgemeinen so auch ganz besonders im Bürgertum, merklich gestiegen und aus der Not der Stunde heraus hat sich die Sehnsucht nach der blauen Blume einer neuen Reichseinheit ans Licht gerungen. Ja, eine frischere Zugluft streicht durch die dumpfigen Stuben bürgerlicher Geruhsamkeit, nachdem der Feind dem Hause Türen und Fenster eingeschlagen hat und die Mitbewohner nach Belieben an dem baufälligen Gemäuer herumpfuschen ...

Der fünfzigjährige Gedenktag der Reichsgründung hat schmerzliche historische Erinnerungen ausgelöst, doch aber auch das Stärkebewußtsein im stolzen Rückblick auf Geleistetes wachgerüttelt. Wie schon mehrmals im Verlauf unserer Geschichte stehen wir wieder vor dem Kernpunkt aller innerpolitischen Erwägungen, der sich in den beiden Worten Preußentum und Deutschtum ausdrückt. Die schicksalsschwere Frage, wie der Ausgleich zwischen Preußen und dem Reiche auf harmonische Weise zu lösen sei, wird mit der am 14. August 1921 ablaufenden zweijährigen Sperrfrist akut, die bis zur Neugliederung des Reiches vorgesehen worden war. Damit setzen für uns die selben Sorgen ein, von denen die Gemüter unserer Altvordern aufs heftigste bewegt wurden. 1848 schrieb der Bonner Strafrechtslehrer Friedrich Andreas Perthes in sein Tagebuch: „Es gibt kein Haus, keine Familie in Deutschland, welche nicht ihrer äußeren Lage und ihrem inneren Leben nach eine andere geworden wäre ... Was ist unserem Vaterlande weggenommen, dessen Fehlen dasselbe so schnell aus dem einen Zustand in den anderen versetzen konnte? — Daß ein Großes weggenommen ist, dessen Fehlen schnell ersetzt werden muß, das zeigt sich in der geschäftigen Bewegung, die überall sich regt, um ein Neues, freilich noch von niemand Gekanntes zu machen. Von allen Seiten laufen alle herbei, die sich bisher im Kampfe oder im Gegensatz mit der Regierung befanden und halten sich schon dieses Kampfes wegen für befähigt und berufen zum Neubau Deutschlands. Die Verschiedenheit der Kampfesgründe erscheint jetzt als gleichgültig ... Sie alle wollen das unbekannte Ding finden, durch welches eine Größe Deutschlands, wie sie bisher niemals war, aufgerichtet werden soll. Was ist das verlorengegangene Große, für das nun ein anderes gesucht werden soll? Deutschland hat Preußen verloren, weil Preußen das Königtum verloren hat ..."

Damals wie heute! Wieder „laufen sie von allen Seiten herbei, um das unbekannte Ding" zu finden. Die blindwütigen Eiferer auf der äußersten Linken können es gar nicht eilig genug mit der Zertrümmerung Preußens haben. Auf der Netzhaut ihres haßgetrübten Auges ist nur all das Karikaturenhafte, das Verzopfte und, geben wir's ruhig zu, ins Einseitige Verzerrte des Preußentums haften geblieben, nichts aber von der auch heute noch vorhandenen einzigartigen, fride-

Digitized by Google

rizianischen Tüchtigkeit des preußischen Wesens. Ein förmlicher Sadismus, noch am zerstückelten Körper die Rachegelüste zu kühlen. Auf der andern Seite regen sich Gruppen und Grüppchen, um durch eine phantastische Propaganda nach Art etwa der mittelalterlichen Barbarossa-Schwärmerei harmlosen Tagträumern die Sinne zu benebeln. Noch immer gibt es einfältige Leute (meist gute Seelen), die durchaus nicht begreifen können, daß zunächst doch einmal dem monarchischen Gedanken wieder der Boden geebnet werden muß, ehe es sich überhaupt lohnt, die dynastische Frage aufzuwerfen. Mit einem Worte: Wichtiger als etwa die Hohenzollern ist Deutschland. Der merkwürdige, sogar bei ganz gebildeten Leuten anzutreffende Kinderglaube, alles würde mit einem Schlage gut, schön und in Ordnung sein, wenn nur ein Kaiser über Deutschland ausgerufen wäre, ist der monarchischen Idee geradezu schädlich. „Wir müssen uns", schreibt Ewald Beckmann in den Deutschen Aufgaben, „als Menschen staatspolitischen Denkens immer wieder klar machen, daß zwar nicht die monarchistische Staatsform, aber ein Monarch uns zu der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und völkischen Entwicklung geführt hat, an der wir zusammengebrochen sind. Soll uns ein Monarch, ein Kaiser aus dem geschaffenen Chaos wieder herausführen, so müßte es ein Kraftmensch, ein ganz Großer sein, der sich nicht von Parteien und Parlamenten berufen und einsetzen läßt, sondern kraft seiner Persönlichkeit einfach da ist. Einen solchen Kaiser hat auch die Deutschnationale Volkspartei im Augenblick nicht zur Verfügung. Es ist gut, den monarchischen Gedanken ohne Bezugnahme auf einen lebenden Monarchen im Volke zu pflegen, aber für den an den Quellen schürfenden Politiker bedeutet in unserer Lage der stete Ruf nach der Monarchie das Eingeständnis eigener staatspolitischer Unfähigkeit, die durch die Wiederaufrichtung der Monarchie verdeckt werden soll. Was wir brauchen, ist große positive staatspolitische Aufbauarbeit. Und erst, wenn sie, sei es im Wege langsamer staatsbürgerlicher Erziehung, sei es durch den starken Willen eines Einzelnen, geleistet ist, kann und darf die Monarchie zur Hüterin und zur Fortentwicklung des Geschaffenen eingesetzt und der Monarch berufen werden. Eine jetzt schon zum Zwecke der Aufbauarbeit und Gesundung eingerichtete Monarchie würde von vornherein durch alle Fehler unserer heutigen so gedankenarmen und tatscheuenden politischen Stümper dem Volke gegenüber kompromittiert werden, womit dem monarchischen Gedanken der denkbar schlechteste Dienst erwiesen wäre. Eine heute aufgerichtete Monarchie würde sich doch in Ermangelung des großen überragenden Monarchen bei der deutschen staatspolitischen Aufbauarbeit auf diejenigen Politiker stützen müssen, deren ganze staatspolitische Fähigkeit sich in dem Rufe nach ebenderselben Monarchie erschöpft. Gerade im Interesse des großen monarchischen Gedankens darf es nicht heißen: Erst die Monarchie und dann Deutschlands Gesundung, sondern: erst Deutschlands Gesundung, und sei es mit eiserner diktatorischer Gewalt, und dann die Monarchie als Hüterin."

Es ist ja nun menschlich recht schön gedacht, wenn eine Vereinigung wie der „Bund der Aufrechten" das Gedenken an das ehemalige deutsche Kaiserhaus, an Doorn und Vieringen, im Volke wach zu halten versucht. Aber, um nicht am Ende eine gegenteilige Wirkung zu erzielen, sollte man sorgfältig alles vermeiden,

Digitized by Google

was an den byzantinischen Lebensstil der Vorkriegszeit erinnern könnte. Den wieder aus dem Moder der Vergangenheit ans Licht zu zerren, wäre wahrlich des Schweißes der Edlen nicht wert, und es stände übel um den monarchischen Gedanken, wenn dessen Anhängern nichts weiter als eine Kopie des alten Regimes vor Augen schwebte.

* * *

Unsere modernen Staatskünstler, die heute so vielerlei an der Reichsschöpfung Bismarcks herumzumäkeln haben, übersehen geflissentlich, daß Bismarck mit dem Gebilde, wie er es 1871 genial zusammenschweißte, durchaus kein Definitivum, keine starre, unwandelbare Schöpfung geben wollte, sondern daß er als selbstverständlich annahm, es würden später deutsche Staatsmänner die von ihm geschaffene Form verbessern, vervollkommnen, den lebendigen Geist der Staatsgesinnung in sie hineingießen. Alle Vorwürfe, die man heut leichtfertig gegen Bismarck erhebt, fallen füglich auf die Epigonen zurück, die auf der vor 50 Jahren geschaffenen Grundlage nicht weiterzubauen verstanden haben. Der Gedanke des deutschen Einheitsstaates, dem heute zweifellos die Mehrheit des Reichstages zuneigt und der übrigens Bismarck, wie er durch die Einverleibung Kurhessens und Hannovers bewies, keineswegs fremd war, bedeutet eine grundsätzliche Abkehr von den Lösungen, die Bismarck 1866 durch den Ausschluß Österreichs und 1870 durch den Zusammenschluß der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Preußens Führung zuwege gebracht hat. Im Gegensatz dazu wollen die Anhänger des Einheitsstaates, wie der Zentrumsabgeordnete Universitätsprofessor Lauscher das auf dem rheinischen Zentrumsparteitag ausführte, anknüpfen „an die Planformen der großen deutschen Vergangenheit, wo die Gliederung des Reiches bestimmt war durch die Verschiedenheit der Stämme, wo alles, was deutsch war, im Rahmen des engeren Stammesverbandes sein Eigenleben führte und dann darüber hinaus im Rahmen des die Stämme zur Einheit zusammenschließenden Reichs den Segen der Zugehörigkeit zu einem die ganze Nation umspannenden Großstaat genießen durfte. Das Verhängnis dieses aus der germanischen Sonderart heraus entstandenen und ihr durchaus angepaßten Gebildes war die Schwäche der Zentralgewalt gewesen, die es den Teilen und ihren Beherrschern erlaubt hatte, sich zu einer Selbständigkeit emporzuringen, die schließlich zum Zerfall des Reiches führen mußte. Allein dieser Konstruktionsfehler ließ sich verhüten, wenn man im neuen Reich die Zentralgewalt genügend verstärkte, um sie gegen ausschweifende Machtgelüste der Reichsglieder gesichert erscheinen zu lassen. Gelang dies, und gab man dann dem deutschen Volke seine natürliche Gliederung zurück an Stelle der künstlichen, die ihm die dynastische Politik im Laufe des letzten halben Jahrtausends, namentlich aber des letzten Jahrhunderts aufgenötigt hatte, dann durfte man hoffen, zu einem deutschen Reichshause zu kommen, das an Wohnlichkeit und Zweckmäßigkeit das einst von Bismarck geschaffene und nun in Trümmer geschlagene Reichsgebäude übertraf, das auch das österreichische Brudervolk wieder aufnehmen konnte. Also eine Neugliederung Deutschlands auf der Grundlage der Stammesart, der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammengehörigkeit, ein Deutsches Reich, zusammengehalten nicht durch die erdrückende Übermacht eines Hegemoniestaates, sondern durch

Digitized by Google

eine starke Zentralgewalt und das Gleichgewicht der deutschen Stämme, die gleichwertig und gleichberechtigt, in ihrem Zusammenschluß eine organische Einheit statt der mechanischen des Bismarckschen Reiches bilden sollten."

Auf den ersten Blick wirkt diese Darlegung bestrickend. Aber wenn man genauer zusieht, so wird man finden, daß die ungeheure Schwierigkeit des Problems sehr vielen auch politisch gut beschlagenen Leuten noch nicht genügend klar zur Erkenntnis gekommen ist. Beachtung verdient, was ein „preußischer Junker" hierzu in den „Grenzboten" des näheren auseinandersetzt:

„Der Weg zum Einheitsstaate führt nur über Opfer an liebgewordenen Überlieferungen und wird insbesondere die Kreise der Rechtsparteien vor schwere Entschlüsse stellen. Hier stehen die Sympathie für den monarchischen Gedanken und die Anhänglichkeit an die Bismarcksche Reichsschöpfung der unbewußten Erkenntnis gegenüber, daß eine völlige Rückkehr zu den staatspolitischen Zuständen, wie wir sie vor der Revolution gehabt haben, nicht möglich ist. Soweit die Anhänger der Rechtsparteien das Alte wieder aufbauen wollen, kommt in Betracht, daß die Grundlage des Reiches von 1870 bis 1918 nicht so sehr der preußische Staat als die preußische Monarchie war, sofern es überhaupt einen Sinn hat, zurückblickend zwischen beiden zu unterscheiden. Selbst wenn es gelänge, die angeführten Loslösungsbestrebungen preußischer Provinzen hintanzuhalten — der geographische Bestand des Staates wäre nicht der politische Machtfaktor der Monarchie von ehedem. Es ist schwer abzusehen, wie diese bald wiederhergestellt werden könnte, wo die Kräfte, welche die Staatsumwälzung im Reiche herbeigeführt haben, in ihrer Gegensätzlichkeit zum Alten zurzeit noch so stark sind, wie gerade in Preußen. Nach Lage der Sache aber können die Anhänger Preußens bei den bevorstehenden Wahlen nicht mehr erreichen, als sie bei den Wahlen zum Reichstag erreicht haben. Und daß auch dies keine entscheidende Wendung zur Wiederherstellung der früheren Macht Preußens bedeutet, dürfte wohl auf der Hand liegen. Soweit aber der Wunsch nach dem Einheitsstaat bei den Anhängern der Rechtsparteien vorhanden ist, sind sie sich in vielen Köpfen nicht klar darüber, daß der Weg hierzu schwerlich geebnet wird, wenn in einzelnen anderen Ländern Deutschlands Teilmonarchien entstehen. Hier kommen zuvörderst Bayern und Hannover in Frage. Die staatliche Entwicklung in Bayern drängt unaufhaltsam zur Wiedereinführung der Monarchie, und kaum minder stark ist das in Hannover der Fall. Werden aber im Süden und Westen Deutschlands Teilmonarchien neu errichtet, so bedeutet das, da der Norden zweifellos noch nicht für die Wiedererrichtung der Monarchie reif ist, außer unausbleiblichen innerpolitischen Erschütterungen innerhalb des Gesamtkörpers des Reiches schwerwiegende dynastische Verwicklungen. Man wende nicht ein, das sei heute nicht mehr möglich. Die deutschen Erbfehler können auch hierfür wiederum einen dankbaren Boden abgeben."

Der Föderalismus wurde, und auch darauf muß nachdrücklichst hingewiesen werden, von Bismarck erst dann gut geheißen und angenommen, als Preußen stark genug war, ihn zu ertragen. Das verkennen unsere heutigen Föderalisten. Zum großen Teil aber fordern sie unter der Flagge des Föderalismus durchaus

Digitized by Google

Verständliches und Berechtigtes, etwas, das auch im Rahmen des Einheitsstaates möglich wäre und dem in der Bismarckschen Reichsgründung im weitesten Maße Rechnung getragen worden ist: Die Berücksichtigung der deutschen Stammeseigentümlichkeiten bei der politischen Gestaltung der einzelnen Reichsteile, ganz besonders auf kulturellem Gebiete, was gleichbedeutend mit einem verständnisvollen Eingehen auf die Erbfehler und Schwächen der deutschen Natur ist. Sie sprechen vom Föderalismus und meinen die Dezentralisation, meinen sie ehrlich in einem verständigen Grimm über den unsinnigen Zentralismus, den der Sozialismus und die Revolution uns in überreichem Maße beschert haben. Alle die Kreise, die die Staatsumwälzung billigen, sind ja unitarisch; gleichzeitig aber tun sie mit ihrem Zentralismus das Menschenmögliche, um den Einheitsstaat praktisch nicht lebensfähig zu gestalten.

* * *

Frhr. v. Liebig hat gelegentlich einmal das sehr weise Wort geprägt, daß der Bayer erst wieder Bayer, der Sachse erst wieder Sachse werden müsse, ehe man daran denken könnte, ihn zum bewußten Deutschen zu erziehen. Der Gedanke der Reichseinheit wird in diesem Sinne also eher gefördert als geschädigt, wenn die deutschen Volksstämme sich im Kraftgefühl ihrer berechtigten Eigenart gegen die Schablonisierung des politischen Lebens zur Wehr setzen. Nur ist eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen diesen durchaus gutzuheißenden Bestrebungen und jenen rein partikularistischen Strömungen, in denen die verwerfliche Tendenz obwaltet, um kleiner Augenblicksvorteile willen womöglich noch mit Unterstützung des Reichsfeindes die Absonderung vom Reiche zu betreiben.

Unendlich viel Fäden laufen in dem Problem der Neugliederung zusammen. Teils unbewußt aus mangelnder Sachkenntnis, teils bewußt aus parteitaktischen Gründen werden sie durcheinandergewirrt, und es ist nicht leicht, die Verknotungen dann wieder zu lösen. So ist es nützlich und notwendig, die frische Initiative, die heute in verschiedenen deutschen Volksstämmen zur Oberfläche dringt, in ihrem tieferen Zusammenhange mit der preußischen Frage zu erfassen. „Gewiß ist die preußische Frage", wird treffend in den Deutschen Aufgaben dargelegt, „eine eminent deutsche Frage, aber nicht in dem Sinne, daß die deutsche Frage nur zur Zufriedenheit durch Preußen gelöst werden könne, deshalb ungelöst bleiben müsse, wenn Preußen und die Preußen staatspolitisch und völkisch vollkommen versagen. Auch nach dem Zusammenbruch hat sich denen, die heute so laut um Preußen rufen, mehrmals die Gelegenheit geboten, ihren Willen und ihre politische und sittliche Kraft zur völkischen Gesundung darzutun, aber wie vor dem Kriege und im Kriege, wie vor der November-Revolution und in ihr, so haben sie auch nach dem Zusammenbruch noch bis auf den heutigen Tag versagt. Und gerade dieses Versagen Preußens und der Preußen bewegt die im Laufe der Geschichte in den preußischen Staat geführten deutschen Volksstämme, frei von den Hemmungen des bösen Willens einer preußischen Regierung, und frei von den noch stärkeren Hemmungen des staatspolitischen und staatsmännischen Unvermögens preußischer Politiker der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart nun ihrerseits selbständig nach eigener und deutscher Gesundung zu

Digitized by Google

suchen. Es bedeutet eine hohe deutsche Aufgabe, diesen Wunsch und Willen nach politischer und völkischer Gesundung gerade der einzelnen deutschen Volksstämme zu fördern und zu stärken, selbst wenn der preußische Gedanke darunter leiden sollte, denn höher als dieser ohne lebenskräftigen Inhalt muß uns der deutsche Gedanke stehen, der heute gerade durch das Versagen Preußens und der Preußen schwer geschädigt wird. Und wenn das Selbstbesinnen der deutschen Stämme auch die Preußen nicht nur aufrütteln, sondern sie endlich auch zur Stellung von Führern befähigen sollte, dann hätten die von den willen- und tatschwachen Preußen heute so verlästerten selbständigen Regungen der deutschen Stämme auch ihr Verdienst an der Lösung der preußischen Frage."

Die Tatsache, daß Preußen gegenwärtig und auf lange hinaus die Eignung zur Hegemonie verloren hat, läßt sich nicht hinwegleugnen. Es hat keinen Zweck, mit den Ewiggestrigen unbekümmert um das Jetzt vom Lob der Vergangenheit zu zehren. Aber ebenso tagverblendet wäre es, Preußen als etwas gänzlich Erledigtes auf den Schutthaufen werfen zu wollen. Preußen ist — traurig genug, daß man's zweimal sagen muß — mehr als nur ein geographischer Begriff und es ist R. v. Bentivegni aus vollem Herzen beizupflichten, wenn er der Maulwurfsarbeit eingefleischter Preußenhasser gegenüber im „Tag" die Notwendigkeit betont, daß beim Reichsneubau auch die spezifisch preußischen Eigenschaften, von der Revolution nur überwuchert, nicht vernichtet, der preußische Geist der Ordnung, der Arbeit und der Pflichttreue neben den liebenswürdigeren Gaben Süddeutschlands doch als notwendige Fundamentsteine werden Verwendung finden müssen.

Aber wie so oft in der deutschen Geschichte bereitet sich auch bei dieser Schicksalsfrage wieder das schmähliche Schauspiel vor, daß die frische Kraftquelle des Volkswillens, der ersichtlich zu einem neuen staatlichen Zusammenhalt hindrängt, zur Speisung der verschiedenen Parteimühlen mißbraucht wird, statt in einem großen Sammelbecken nationaler Energie aufgefangen zu werden. Und dann: am grünen Tisch allein und von heut auf morgen wird ein Problem von solchen Ausmaßen nicht gelöst. Man mag den Einheitsstaat als ideales Ziel vor Augen haben — nur auf dem Wege organischer Entwicklung kann etwas Lebenskräftiges hervorgehen, ganz gleich, ob sich der Prozeß der Neuwerdung nun mehr unter dem historischen, wirtschaftlichen oder verwaltungstechnischen Gesichtspunkt vollzieht.

Digitized by Google

Auf der Warte

Studenten in Not

Die Notlage des größten Teils unserer deutschen Studentenschaft schreit zum Himmel. Die außerakademischen Kreise sind leider über diese bitter schmerzliche Frage nicht genügend unterrichtet; und so kommt es, daß Semester für Semester die Zahl der deutschen Studierenden zu bisher nie erreichter Höhe anschwillt, trotz der unsagbar schweren wirtschaftlichen Verhältnisse und den geradezu trostlosen Zukunftsmöglichkeiten in allen akademischen Berufen. Im folgenden möchte ich einige erschütternde Einzelheiten aus der Notlage unserer Studentenschaft auf Grund von Mitteilungen aus berufenstem Munde an die Öffentlichkeit geben. Wir dürfen uns durch das äußere Bild, das unser studentisches Leben bietet, nicht täuschen lassen. Jeder Eingeweihte weiß, daß dahinter nicht wenig verschämte und wirkliche Not steckt. Bis zum Kriege konnte ein Student mit einem Monatswechsel von 120—200 ℳ auskommen, heute benötigt er bei bescheidensten Ansprüchen (vor allem auf einer großstädtischen Universität) 500—600 ℳ. Nur der kleinste Teil der Studierenden verfügt jetzt über einen solchen Zuschuß — da heißt es selbst verdienen. Aus diesem Zwang des Nebenerwerbs ergibt sich ein unsagbares Elend Haben wir's doch erlebt, daß im letzten Sommer z. B. in Berlin viele Studenten keine Wohnung hatten, sondern in Nachtlokalen, Wartesälen und Parks nächtlichen Aufenthalt aufgesucht haben. Ein geheiztes Zimmer kennen die wenigsten, die Beleuchtung wird auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt. Stundenlanges Brennen der elektrischen oder Gaslampe zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeit ist der Mehrzahl der Studenten unmöglich. Tief beschämend ist es, wie von gewissenlosen Firmen diese Notlage aufs empörendste ausgenutzt wird. Es gibt Buchhändler und Antiquare in Leipzig, die einem Studenten für schwere geistige Arbeit — z. B. Katalogisieren — einen Stundenlohn von 1.50—2 ℳ gewähren! Mir sind Fälle bekannt, daß ein Student nachmittags von 1—5 Uhr in einem Blusengeschäft Markthelferdienste tut und dafür einen Gesamtlohn von 4 ℳ (!!) täglich erhält. Auch die Nacht muß zu Hilfe genommen werden, um den Lebensunterhalt zu erkämpfen. Wärterdienste in Nachtschichten werden übernommen, man verdingt sich als Kino-Portier, Zigaretten- und Zeitungsverkäufer, Meßschildträger; Sonntags wird auf dem Dorf zum Tanz aufgespielt oder gar allabendlich in den Nachtlokalen der leichtfertigen Lebewelt des Großstadtsumpfes. — Ich erfuhr das Beispiel eines Kriegsblinden und seines Führers, die im letzten Sommer von 30 Pfennig täglich „leben" mußten. Sie ernährten sich von Gerstgrütze und dem Markenbrot, das ihnen ein mitleidiger Bäcker umsonst gab. Jetzt hat die Schweizer- und Quäkerhilfe sich ihrer erbarmt. Es ist vorgekommen, daß der Pedell einen vor Hunger in der Universität zusammengebrochenen Studenten nach dem Rektor bringen mußte. Epileptische Anfälle von Schwerkriegsbeschädigten (Kopfschuß!) und Unterernährten inmitten der Vorlesungen sind keine Seltenheit. — Eine Studentin verbraucht zur Durchführung ihres Studiums das kleine Vermögen ihrer Mutter und bezahlt die Zinsen vom kärglichen Lohn ihrer Kontor- und Schreibmaschinenarbeit. Der körperliche und seelische Zusammenbruch dieser Studentin war unvermeidlich — die Mutter bitterer Not preisgegeben. Unvermögende

Digitized by Google

Studentinnen sind in solcher Notlage schwersten sittlichen Gefahren ausgesetzt. Erschütternde Beispiele sittlicher Verfehlungen aus sozialer Not sind mir bekannt geworden. Alles in allem: — ein furchtbarer Einblick in das Dasein von Deutschlands künftiger Führerschaft!

Ein Anklage- und Tränenbuch ist die soeben erschienene, von uns noch ausführlich zu besprechende Schrift von Dr. Walter Schöne: Die wirtschaftliche Lage der Studierenden an der Universität Leipzig. Bearbeitet nach einer Erhebung des Allgemeinen Studentenausschusses im Zwischensemester 1920, Leipzig 1920 (Verlag von Alfred Lorentz). Preis 3.80 M.

Studenten in Not — das heißt: Deutschlands Zukunft bedroht! So werden wir es als heilige Pflicht erachten, diese ernste Sache im Auge zu behalten und Wege zur Besserung und Gesundung zu zeigen.

Dr. Paul Bülow (Leipzig).

*

Die Marburger Studenten

sind vor dem bürgerlichen Gericht nun ebenso freigesprochen worden wie zuvor vom Militärgericht. Der Staatsanwalt selbst hat Freisprechung beantragt.

Diese jungen Krieger waren als Zeitfreiwillige auf Veranlassung der Reichsregierung zum Schutze der Verfassung gegen die Aufständischen in Thüringen ausgezogen. Fünfzehn Aufrührer, von den Soldaten gefangen, versuchten trotz deutlicher Verwarnung zu fliehen und wurden auf der Flucht erschossen. Die Soldaten handelten also in Ausübung ihrer Pflicht.

Nun erfolgten in den linksstehenden Zeitungen Beschimpfungen der angeblichen „Mörder" mit grober Entstellung der Vorgänge. Bis an die Grenze der Selbstaufopferung haben die Studenten geschwiegen, um nicht in schwebendes Rechtsverfahren einzugreifen. Sie fanden ihre Rechtfertigung in dem kriegsgerichtlichen Prozeß, der am 19. Juni 1920 mit Freispruch endete. Aber die Zeitungshetze gegen die Akademiker ging weiter. Mit Stichworten wie „Mörderschutz durch Kriegsgerichte" wurde nun auch die Militärgerichtsbarkeit angegriffen. Man ruhte nicht, bis diese aufgehoben war und alle militärischen Strafklagen den bürgerlichen Gerichten überwiesen waren. Doch das Schwurgericht in Kassel — sprach abermals frei.

Um jedem denkenden Deutschen die Unterlage zu selbständigem Urteil zu geben, ist im Verlag von Theodor Weicher, Leipzig, der stenographische Bericht über die Verhandlung vor dem Kriegsgericht veröffentlicht worden (mit den Reden des Anklagevertreters, Kriegsgerichtsrats Dr. Surén, und des Verteidigers, Rechtsanwalts Dr. Luetgebrunn, nebst genauer Ortszeichnung.)

So gründlich verfährt man immer noch in Deutschland.

Und im „freien Sowjet-Rußland", das in Massenmord und Hungersnot erstickt —?

*

Die Geister scheiden sich

Wie ein einziger Zeitungsartikel verhetzend wirken kann, wissen wir leider. Hier ein neues Beispiel:

In Kiel bewirkte ein Artikel der „Republik", des Organs der USP, einen Massenaustritt aus der Landeskirche vom 27. bis 31. Dezember 1920. Zu Tausenden umlagerten die Menschen das Gerichtsgebäude, Polizei mußte Ordnung schaffen. Über 10000 Austritte binnen vier Tagen!

Dazu ein Gegenstück:

Bei dem demnächst beginnenden Bau einer zweiten Pfarrkirche in Beckum wird die ganze Bauleitung umsonst besorgt, Steine, Zement und Kalk unentgeltlich geliefert, die Fuhren umsonst ausgeführt und ein großer Teil der Arbeiter opfert die Arbeitsstunden.

*

Die Streikseuche

hat in Deutschland den stärksten Umfang erreicht — in Deutschland, das so sehr der Erholung bedürfte. Nach einer in London veröffentlichten Statistik über die Streiks in den ersten sechs Monaten v. J. steht Deutschland mit 1 866 358 Streikenden an der Spitze, wonach Italien folgt, dann Frankreich und hernach erst, in bedeutendem Abstand, die

Digitized by Google

anderen Länder. Nach der im Band 290 der Statistik des Deutschen Reiches veröffentlichten Streikstatistik sind bei uns im Jahr 1919 durch Streiks — die übrigens zu 98,7 v. H. Angriffsstreiks der Arbeitnehmer waren — 43,6 Millionen Arbeitstage verloren gegangen. In diesen Streiks wurden 61,6 v. H. der betreffenden Betriebe vollständig stillgelegt.

Angesichts der Tragik, die aus diesen Zahlen spricht, ist die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" leichtfertig genug, in ihrer Nr. 48 zu schreiben: „Erfreulich für uns ist die steigende Heftigkeit und Intensität des wirtschaftlichen Streiks." So gewissenlos wird über eins der allerschwersten Probleme des wirtschaftlichen Lebens in diesem Fachblatt hinweggeschwatzt!

Gelingt es nicht, den Streik so zu packen, daß er die Allgemeinheit nicht mehr schädigen kann, so geraten wir ins Chaos. Was für Zustände sind denn das! Ganze Städte dürfen in Dunkelheit versetzt, Eisen- und Straßenbahnen lahmgelegt, Kranke und Säuglinge schwer bedroht, der Staat um Millionen geschädigt werden — — damit eine einzelne Gruppe ihre Sonderinteressen durchsetzt! Und dies ist kein Verbrechen, sondern nur „uneingeschränkte Vereinigungsfreiheit", Koalitionsrecht!

Es muß ein Weg gefunden werden, den Gewerkschaften diese Waffe zu nehmen, nachdem die Regierung entwaffnet ist. Sonst regieren jetzt schon die Gewerkschaftsführer. Das fettere kaiserliche Deutschland mochte sich Streiks erlauben, als die Sozialdemokratie noch Partei war. Jetzt sind wir im Elend, und die Sozialdemokratie ist Regierung. Jetzt ist der Streik, der die Allgemeinheit schädigt, Staatsverbrechen.

Wie verfährt Sowjet-Rußland?

Nach einem neuen Gesetz verlieren dort alle streikenden Arbeiter ihr Anrecht auf Lebensmittel. Bei Auffässigkeit erfolgt Verurteilung zu Zwangsarbeit. Den Berufsverbänden ist es verboten, Streikkassen zu besitzen.

Zwang also! Wann wird in Deutschland ohne Zwang die Besonnenheit siegen?

*

Wilson und der Nobelpreis

Man hatte einst, wenn wir nicht irren, in den Zeitungen gelesen, das Nobel-Komitee denke bei Verleihung des Friedenspreises an Kaiser Wilhelm II. In der Tat hat bis 1914 Deutschland unter ihm keinen Krieg geführt. Nun hat der norwegische Storthing den Preis an Wilson gegeben. Der Mann des schmachvollsten Scheinfriedens, den je die Welt gesehen, eines Unfriedens, der immer neue Ausbeutung und immer neue Rüstungen im Gefolge hat, eines Zwangfriedens, der unseres tapferen Volkes Würde mit Füßen tritt — Wilson erhält nun als Belohnung dafür, daß er von vornherein an die Entente Munition geliefert und die Hungerblockade der deutschen Frauen und Kinder nicht verhindert hat, 134 000 Kronen und 27 Öre. Es ist, wie eine Zeitung geistreich bemerkt, in heutiger Währung der Judaslohn von einst: 30 Silberlinge. Und die Zeitung fügt hinzu: „Springt ihr nicht auf, Menschen in Deutschland, Menschen mit der unerschöpflichen Geduld, die ihr euch gewöhnt habt, jeden Verrat hinzunehmen und die ihr wenigstens diese Verhöhnung nicht hinnehmen solltet —?!"

Nein, es springt niemand auf.

Unter uns: etwas hätte vielleicht Eindruck und Wirkung versprochen, ein Entschluß, eine Tat — wenn etwa ein berühmter deutscher Nobelpreisträger mit großzügig empörtem, durch das ganze Ausland laufendem Briefe seinen Preis nachträglich bei Heller und Pfennig zurückgegeben hätte, weil er sich verunehrt fühlte durch die Ehrung des wortbrüchigen Wilson; und wenn dann, ebenso unmittelbar, etwa das deutsche Volk durch rasche Sammlung dem Verzichtenden begeistert zustimmend die ganze Summe ersetzt hätte, durch eine Tat also die Tat beantwortend. So ungefähr.

Aber — — zu solchem Entschlusse und zu solchem Widerhall sind wir nicht Temperament und nicht Nation genug. Und — nicht groß genug. L.

*

Digitized by Google

Georges Vergottung

ist nun durch seinen Freund und Schüler Gundelfinger, den Heidelberger Professor, der unter dem klangvollen Namen Gundolf schreibt, vollzogen worden. Das Buch heißt schlicht und monumental „George“ (Berlin, Bondi).

Der schlechte Sänger Marsyas ward von Apollo lebenden Leibes geschunden; der bessere Lyriker Stefan George wird hier bei lebendigem Leibe vergottet. Ein voreiliges Verfahren: bei den Heiligsprechungen der katholischen Kirche bisher nicht üblich. Letztere hat den guten Geschmack der Distanz, auf den die angeblich zeitlosen, in Wahrheit zeitnervösen Jünger Georges verzichten. Statt den Mythos langsam um den Erkorenen wachsen zu lassen, beeilt man sich hier, aus subjektivster Nähe Mythos zu machen.

Wir ehren Stefan Georges Geschlossenheit, Würde und bedeutende lyrische Prägungskunst. Wir huldigen wie er dem Auslese-Gedanken. Das hindert uns nicht, Sprödes und Gekünsteltes in seiner nirgends unedlen, doch auch nirgends heiter-natürlichen Kunst abzulehnen. Bei ihm, dem Verwandten der französischen Parnassiens, ist alles bewußte Stilisierung — bis in den Bucheinband hinein. Und so stilisiert und konstruiert auch sein Kreis, dem wir im übrigen geistigen Gehalt und stilistische Zucht nicht absprechen.

Doch Zucht wird hier Inzucht; Verehrung wird Abgötterei. Man vergleicht den zarten Literaten, der sich schonend abseits hält, mit den Vollblutmenschen Dante, Shakespeare, Napoleon, Goethe. Was nicht in diese künstliche Geschichtsphilosophie paßt, wird unterschlagen oder mit Intellektualisten-Hochmut verkleinert. Novalis verschwindet zugunsten Hölderlins, Richard Wagner zugunsten Nietzsches. Dem Meister von Nazareth wird so nebenbei Leibverachtung unterschoben: die Götter starben, „als die eine übersinnliche Gottheit aufkam und den Dienst der Wirklichkeit, der Leibwelt verbot“. Zwischen dem Zeitalter Goethes und unserem Zeitalter der Zersetzung steht „allerdings ein Genie“: — Heinrich Heine. Vor ihm war „Voltaires Sprache die letzte einheitliche glänzende Entfaltung des gesamtfranzösischen Spieltriebs“ . . . „Nur George hat heute den lebendigen Willen und die menschliche Wesenheit, die zuletzt in Goethe und Napoleon noch einmal Fleisch geworden, die in Hölderlin und Nietzsche zuletzt als körperlose Flamme gen Himmel schlug und verglühte“ . . . Ja, Goethe bleibt zurück: seine „Welt ist nach Gefühls- und Bildungsart Rokoko, d. h. gesellschaftlich-idyllisch, wie tief auch gespeist aus kosmischen Quellen — und eben jenseits aller Gesellschaft fängt George an“ — — steht also, vermuten wir, auch noch über Dante, denn dieser lebte aufs stärkste in seines Zeitalters Blutkreislauf.

Genug! Indem so der „Meister“ hartnäckig in die Reihe der Größten der Geistesgeschichte emporkonstruiert wird, stellt sich schließlich eine Hypnose, eine Suggestion, eine Übertragung auf den redebetäubten Leser her. Dante und George . . . Goethe und George . . .

Über des Gottes Erdenwallen erfahren wir so gut wie nichts. Auch hier kein Wille zu reiner Tatsächlichkeit; auch hier kein Vermögen sachlicher Gestaltung. Georges „Katholizismus“ ist seiner „Antike“ angepaßt: zurechtgemacht beide. War es mir schon schwer, Gundolfs Rhapsodie „Goethe“ zu verarbeiten, so widerstrebt dieser neue Monolog erst recht meinem ganzen geschichtlichen und ästhetischen Empfinden. L.

*

An Stefan George

(Nach der Beschäftigung mit Gundolfs „George“)

Wann werden die Posaunen deiner Schar
Dein Ohr verletzen, edelspröder Sänger,
Den sonst der Ungeschmack so leicht verfehrt?
Wann stemmt sich deine Faust in ihre Tuba,
Erwürgend der Fanfaren Überlob?

Du weißt von jenem auserles'nen Meister —
Er ist der Herr der Menschheit, und er bleibt
Ihr Schirmgeist bis ans Ende dieser Welt —
Daß er bedeutsam auf den Berg entwich,
Als ihn das Volk aus edler Stille schrie
Und mit dem Königsstirnband krönen wollte.
Erst spät am Abend, wandelnd auf dem See,
Kam der Durchgeistigte zu seinen Jüngern

Digitized by Google

Und hatte irgendwo am rauhen Hange
Den Strauch erblickt, aus dessen Dornen ihm
Die einz'ge Krone zuwuchs, die ihm anstand...

Die Deinen sind wie jenes blinde Volk —
Doch du bist nicht von jenes Meisters Art:
Du hältst gefügig ihrer Krönung still.
Und wie du gern mit Purpur und Rubinen
Und Perlen dein gepflegtes Wort durchwirkst:
So schütten sie Rubinen und Brillanten
Und decken dich mit so viel Purpur zu,
Daß du lebend'gen Leibes schon erstarrst
Zum Götzen — allzu schwach, dich aufzuraffen
Und jene Göttermache zu zerschmettern ...

L.

*

Graf Keyserling und Rudolf Steiner

der etwas modisch gewordene, vielgelesene Philosoph und der ebenso bewunderte wie angefeindete Anthroposoph, sind in scharfe Aussprache geraten. In seinem Buche „Philosophie als Kunst" behauptet Hermann Keyserling (der schon im „Reisetagebuch eines Philosophen" die indische Theosophie einer kritischen Betrachtung unterzogen), Steiners „materialistisch gestaltete Geisteswissenschaft" sei ausgegangen von Häckelschen Ideen. Darauf erwidert Steiner in einer Stuttgarter Rede sehr scharf, zugleich sein Verhältnis zu Häckel beleuchtend:

„Nun, meine sehr verehrten Anwesenden, ich habe über Häckel geschrieben am Ende der neunziger Jahre, und ich muß hier eine Tatsache erwähnen: Ich habe die Einseitigkeit der Häckelschen Weltanschauung im Jahre 1890 in einem Vortrage über einen geistgemäßen Monismus im Wiener wissenschaftlichen Klub dargestellt. 1890! Ich ging dann wiederum nach Weimar zurück und schrieb meinen Aufsatz in einer der ersten Nummern der „Zukunft". Häckel schrieb mir nach diesem Aufsatz, und ich sandte ihm den Abdruck meines Wiener Vortrages gegen den Häckelismus. Und Häckel knüpfte dazumal jene Verbindung an, die dazu geführt hat, daß auch dasjenige, was notwendig war, aus der wissenschaftlichen und geistigen Entwickelung der Zeit heraus als Auseinandersetzung mit dem Häckelismus zu geben (denn er war eine Zeitmacht), — was dazu führte, daß Häckel in einer gewissen Weise sehr freundlich meinen damaligen Bestrebungen gegenüberstand. Aber man sieht daraus, — ich sage das wahrhaftig nur genötigt durch dasjenige, was von feindlicher Seite vorgebracht wird, ich habe es ja lange genug nicht gesagt, ich sage es nicht aus irgendeiner Unbescheidenheit heraus: Wahr ist es nicht, daß ich irgendeine Anknüpfung an Häckel gesucht habe, Häckel ist an mich, an diejenige Art und Weise der Bestrebungen herangekommen von sich aus, die ich gepflegt habe. Nicht ich bin Häckel nachgelaufen. Häckel, trotzdem er Häckel ist, ist zu mir gekommen. Gerade so, wie ich der theosophischen Gesellschaft nicht nachgelaufen bin, sondern die theosophische Gesellschaft zu mir gekommen ist und meine Vorträge verlangt hat. Hermann Keyserling lügt, wenn er sagt, ich sei von Häckel ausgegangen, denn daß er lügt, kann man nachweisen, wenn man das betreffende Kapitel meiner Auseinandersetzungen mit Häckel in meinen Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften aus den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts liest. Wer die Behauptung aufstellt, ich sei von Häckel ausgegangen, trotzdem vorliegt jene Auseinandersetzung mit Häckel, von dem darf man sagen: er lügt! wenn er auch Weisheitsschulen gründet ..."

Und Ernst Uehli, der Herausgeber der Stuttgarter anthroposophischen Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus", der wir das Obige entnehmen, geht seinerseits zum Angriff über und schreibt:

„Keyserlings Denkungsart als solche, sein Urteil über die Geisteswissenschaft Steiners, sie gibt sich als besonders krasser und lehrreicher Fall, ist nichts als das in Philosophie umgesetzte Epigonentum unseres naturwissenschaftlich-materialistischen Zeitalters, das mit Büchner und Häckel begonnen hat" ...

Übrigens haut auch die Fischersche „Neue Rundschau" (Januar 1921) gleich in zwei Artikeln auf Keyserling ein.

*

Digitized by Google

Mehr Seele, ihr Deutschen!

Das Gemüt ist verarmt, das Herz ist leer, weil nicht mehr gespeist aus höheren Welten . . . Diese Klage gegen Rationalismus und Intellektualismus dringt ergreifend aus dem Briefe, den mir ein aus englischer Gefangenschaft heimgekehrter Kämpfer — nachdem er vier Jahre an der vordersten Front gestanden — so recht aus seelischer Not heraus schreibt, „in trostloser Verzweiflung um Deutschlands Zukunft, beim Anblick des ekeln materialistischen Treibens hier in der Großstadt, wo alles und alles vor Gott Mammon anbetend auf den Knien rutscht“ . . .

„Ja, wo ist noch Gefühl, Herz, Seele? Unsere ‚Wissenschaftlichkeit‘, unsere ‚herrliche, allgemeine Bildung‘, dieses Bevorzugen des kalten, nüchternen Verstandes, — das alles hat uns betäubt, um nicht zu sagen betrogen. ‚Es ist wissenschaftlich bewiesen‘: das wurde der zweite Gott der Deutschen neben Gott Mammon, und darüber vergaßen wir, Menschen zu sein, ja, darüber verloren wir Gott. Im Kriege — ich danke Gott dafür — habe ich Menschen, einfache, schlichte, klare Menschen gefunden, starke Menschen, und das waren keine, die in Salons schön von Kunst und Philosophie oder von Börsenerfolgen zu sprechen wußten. Und doch waren sie mir wertvoller als so viele unserer Hochschullehrer, die ja in ihren Reden doch nur — Signallaternen aufhängen, tausende, und man irrt und irrt durch die Nebel, und immer wo anders leuchten sie auf, wenn sie nicht schon erloschen sind“ . . .

Caveant consules! Ihr deutschen Hochschullehrer: diese Klage junger Heimgekehrter, die frühgereift dem Tod ins Auge schauten, ist schon mehrfach aus Briefen an mein Ohr gedrungen. Und so heißt es auch hier weiter: „Einfache, fühlende Menschen sind wir draußen gewesen in den glühroten Nächten an der Somme, in den silbernen vor Loretto — und nun kam ich zurück, suchend, suchend nach Menschen, wie Gott sie mir im Kriege geschenkt, und ich finde kalte, kühle Menschen, die gleichgültig aneinander vorübergehen, und hier in unserer Stadt noch ganz besonders seelenlose Puppen, von Genuß zu Genuß taumelnde Geschöpfe. Und man kommt in die Hörsäle zurück — ganz anders als vor dem Krieg. Im innersten, tiefsten Gefühl, im heiligsten Erleben da draußen hatte man in schweigenden Nächten die letzten Fragen gepackt; da waren Träume über die flandrische Ebene gezogen, Träume, glitzernd vor Tränen eines weltweiten Sehnens, Tränen des Glücks, Gott zu haben — es war wie ein Rausch gesteigertsten Lebensgefühls in mir und in meinem (gefallenen) Freund, ja, mitten in all dem grausigen Sterben. Denn auf Schritt und Tritt war der Atem Gottes um uns, auf Schritt und Tritt fühlten wir die Nähe Gottes; und tief zu innerst ruhte die Gewißheit: dein letzter Schritt ist auch der erste zu reiferem Beginnen. Und nun kehrt man in die Hörsäle zurück! Da stehen die Leuchten der Wissenschaft und reden, und ihr kühler, kalter, herzloser, achselzuckender Verstand gibt Kopferkenntnis für das warme, zuckende Menschenherz, legt Steine vor uns aus, funkelnde Steine, aber — Steine. Herz und Seele sind vergessen“ . . .

So klingt es in diesem Briefe. So sucht das heimgekehrte junge Deutschland ein neues heiliges Feuer. Und wir wünschen ihm, daß es Menschen finde, nicht nur Methoden.

L

*

Das Krescendo

In all den unerquicklichen Verhältnissen ist ein Ducchblick in das schöpferische Germanien erfrischend und erhebend. Da schreibt Willy Pastor anläßlich der Beethoven-Feier („Tägl. Rundschau“):

„Die Gelehrten streiten darüber, an welcher genaueren Stelle des siebzehnten Jahrhunderts sie die „Entdeckung“ des Krescendo festlegen sollen. Ach, diese Entdeckung ist weit, weit älter, und dem Norden war sie schon vertraut im — germanischen Urwald. Überall werden die berühmten alten Schilderungen wiederholt vom Schlacht-

Digitized by Google

gesang der Germanen, dem Barditus, und noch keinem scheint es aufgefallen, daß sie die Beschreibung eines regelrechten Krescendo enthalten (neben Tacitus ist Ammianus Marzellinus zu vergleichen). Die Entdeckung des Krescendo, dieses stärksten raumauflockernden Mittels der Musik, ist eine nordische Eingebung, und der Barditus, in dessen Schwellung die Menschenstimme die Dynamik des sturmbewegten Urwalds übernimmt, bringt es zum erstenmal zur Anwendung ... Wiederum aber steht Beethoven vor allen übrigen da als Begnadeter. Die andren führen uns in Parks mit beschnittenen Bäumen: Beethoven läßt uns die Luft des unberührten Urwalds atmen."

Hier liegt es nahe, eines hauptsächlichen Musikinstrumentes altnordischer Völker zu gedenken: der Lure, eines großen gewundenen Blasinstruments von etwa 2 Meter Länge. Darüber schreibt der bekannte Jugendschriftsteller Wilhelm Kotzde in seinen trefflich geleiteten Heften „Der Falke" geradezu begeistert:

„Es war eine der freudigsten Überraschungen meines Lebens, als ich vor langen Jahren auf einer Lure blasen hörte. Es war nach einem Vortrage, den der Berliner Musikhistoriker Professor Dr. Oskar Fleischer im Verein Deutscher Studenten über ‚Germanische Schöpferkraft in der Tonkunst' hielt und der im ‚Deutschen Volkswart' 1918, Heft 1—4 abgedruckt ist. Ganz ungeahnte Erkenntnisse von der Höhe altgermanischer Kultur waren uns in dem Vortrage vermittelt worden, und dann hörten wir den Ton der Lure — Kammermusiker Weschke blies sie —, wie der zarteste, feinste Geigenton, und dann gewaltig, daß wir ganz benommen und erschüttert waren. Nie hatte ich ein ähnlich schönes Blasinstrument gehört. Manche alte Volksweise erklang in dem Raum und erwies die reichen Möglichkeiten der Lure. Diese war aus bronzenem Blech geschmiedet, die echten Luren sind seinerzeit aus Bronze gegossen worden. Mein Freund Hugo Bach, der mehr als einmal auf alten Luren geblasen hat, versicherte mir, daß die bronzegegossenen die neueren geschmiedeten an Schönheit des Tones noch übertreffen. Schon die Technik der Herstellung ist ein Wunder. Die Germanen stellten sie um 1500 v. Chr. in Vollendung her, als es noch keine Kultur der Phönizier, Juden, Cherusker, Griechen oder Römer gab; nur die Kulturen von Babylon und des alten Ägypten reichen gleich weit zurück. Beide aber hatten nur ganz einfache gerade Röhren als Blasinstrumente. Diese Technik ist so vollkommen, daß man sie bis heute nicht wieder erreicht hat und solche Luren nicht mehr zu gießen vermag" ...

„Die Luft des unberührten Urwalds" — sagt Pastor: ja, und es ist zugleich der Odem der germanischen Seele, anschwellend und wieder verhauchend, zart und bis zum stärksten teutonischen Ungestüm stark.

*

Jugendbewegung

Ein neuer Bund für Jugendwandern, der sich um den national gestimmten Schriftsteller Kotzde sammelt, heißt „Falke", vertreten durch sehr ansprechende Hefte „Der Falke" (Bundesvater: Wilhelm Kotzde, Neuhäuser bei Kirchzarten im Schwarzwald). „Deutschland ist von Haß erfüllt; es sagen viele, sie wollten die Welt bessern und schreien doch selber den Haß aus. Wenn ihr zur Sonne emporblickt, so werdet ihr dort das milde Antlitz Jesu von Nazareth sehen. So tut den Adlerflug zur Sonne und holt die Liebe herab! Die Liebe hat eine Schwester, mit der sie gern geht, das ist die Fröhlichkeit. Wo sie Hand in Hand erscheinen, da erlischt selbst der düstere Haß, da wachsen wieder Blumen zwischen den Trümmern. Sie haben auch einen Bruder, das ist der Stolz: wenn er mit ihnen Hand anlegt, wird schnell ein neues Haus errichtet sein" ...

Im neuesten Heft „Wandervogel" (Greifenverlag, Hartenstein in Sachsen) fällt uns ein Aufsatz auf: „Der kranke Wandervogel". Krank? Woran? An der — „Rederitis". Es wird hier bestätigt, was schon neulich der „Türmer" beanstandet hatte: die jungen Leute reden zu viel. „Früher wurde gewandert, heute wird getagt. Früher wurde überhaupt nicht abgestimmt,

Digitized by Google

weil die Jungens ihrem Führer vertrauten und in Liebe zu ihm aufschauten; heute werden Führerräte mit Gejohl ein- und abgesetzt. Einst jubelte man dem Führer zu, der da am Feuer erklärte, wir wollen eine Räuberbande sein; dies war seine ganze Rede; heute muß man mindestens ein halbes Dutzend Gegner mit großen Worten niedergerungen haben, um Führer zu sein" ...

In demselben Verlag gibt Willi Geißler einen „Greifenkalender 1921" für die „Neudeutsche Künstlergilde" heraus: Schwarzweißbilder, gute Landschaften, gesunde deutsche Kunst, mit ein paar expressionistischen Spritzern dazwischen, die uns weniger zusagen.

Ebenso erschien dort soeben „Kunst im Wandervogel" (meist reizend lebendige Exlibris) und „Die Musiker-Gilde" (Jahrbuch der neudeutschen Künstlergilden: eine „Erneuerung der Musik aus dem Geiste der Jugend heraus"). Es sammelt sich um diesen Hartensteiner Verlag in Wort, Musik und Malerei viel Leben; doch enthalten wir uns vorerst eines Urteils und stellen nur den guten allgemeinen Eindruck fest.

*

Der Schacher um Elsaß-Lothringen

Das „Leipziger Tageblatt" (8. Dezbr.), knüpft unter der obigen Überschrift an die Veröffentlichungen des ehemaligen württembergischen Ministerpräsidenten von Weizsäcker („Deutsche Revue") Betrachtungen über Elsaß-Lothringen. Man habe, heißt es da, innerhalb der deutschen Regierungen während des Krieges um unser Grenzland geradezu geschachert.

„Der Aufsatz Weizsäckers führt in verborgene Kammern der Politik des wilhelminischen Deutschlands und enthüllt, mit welchen Fragen sich infolge höfischer Einflüsse (?) die höchsten deutschen Reichsstellen befassen mußten, während Deutschland um seine Existenz kämpfte. Diese dynastische Hausmachtpolitik machte sich so stark geltend, daß 1916 der ehrliche Schwabe dem Kaiser direkt ins Gesicht sagte: seines Erachtens führe Deutschland keinen Koalitionskrieg der deutschen Bundesfürsten zum Zwecke der Landesverteilung. Schon der bloße Gedanke einer solchen Teilung des Reichslandes unter drei Dynastien zeigt, wie weltenfern man an den deutschen Höfen dem modernen politischen Empfinden stand. So tieftraurig die Feststellungen Weizsäckers wirken müssen, fehlt dieser dynastischen Politik doch ein burlesker Zug nicht. Wie eifrig suchte man Württemberg durch ‚Kompensationen' zu ködern! Einmal war es ein Herzogthron im Osten, das andere Mal ein Fetzen Land, wobei man in München preußisches Eigentum, in Berlin bayrisches verschenkte. Wie muß es um den geistigen Zustand von Männern beschaffen sein, die im Jahre 1916 inmitten des ungeheuerlichsten aller Kriege Gebiete mit ihren Bevölkerungen vertauschen wollten, wie die nächste beste Handelsware! Solche Gedanken muten an wie die Moderluft aus lange verschlossenen Kellern und beweisen, wie lange Fürst Metternich seine physische Existenz überlebt hat und wie lebendig der Geist seiner alten Kabinettpolitik an gewissen Stellen konserviert worden war. Bayrische, württembergische, badische und preußische Interessen kamen zur Sprache, wurden miteinander verglichen, gegeneinander abgewogen und ausgespielt: nur die elsässischen Interessen vermißt man bei den Verhandlungen; wohl hörte man die Spitzen des reichsländischen Beamtentums, aber die Stimme des elsässischen Volkes drang nicht bis in die Konferenzzimmer Deutschlands" ...

Ich war seinerzeit in der Lage, die hier besprochenen Dinge im Gespräche mit dem Statthalter von Dallwitz und seinem Staatssekretär (Graf Rödern) unmittelbar mitzuerleben. Die Tatsachen sind richtig; die Schlußfolgerungen jedoch nicht gerecht. Im nächsten Türmerheft werden wir uns darüber unterhalten. L.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

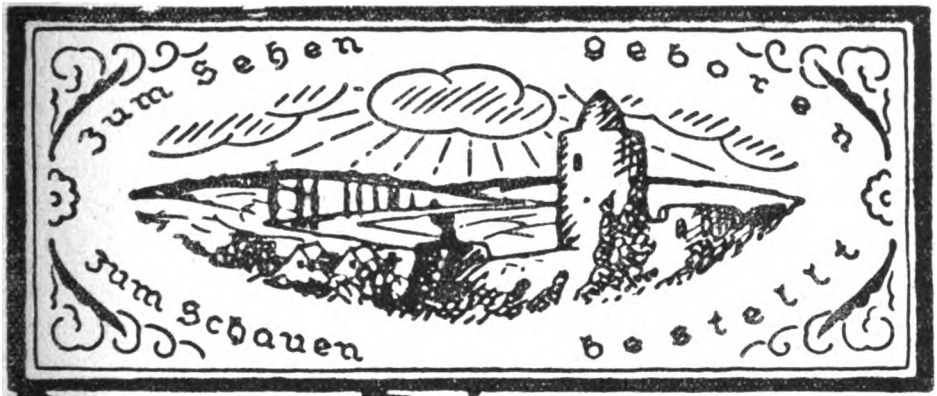
Digitized by Google

Digitized by Google

Alte Weiden

A. König

Digitized by Google



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. März 1921 Heft 6

Der Ausklang deutscher Politik im Elsaß

Erinnerungen von Friedrich Lienhard

Den äußeren Anlaß zur Niederschrift der folgenden Erinnerungen gibt ein Aufsatz im „Leipziger Tageblatt“ (8. Dez.). Dort ist unter dem scharfen Titel „Der Schacher um Elsaß-Lothringen“ an die Mitteilungen des früheren württembergischen Ministerpräsidenten von Weizsäcker in der „Deutschen Revue“ (Dezember 1920) angeknüpft. Die Tatsachen sind richtig. Ich habe sie in Straßburg in Gesprächen mit dem Statthalter von Dallwitz und anderen Beteiligten unmittelbar miterlebt. Aber die herbe Formulierung einer Anklage gegen das wilhelminische Zeitalter ist in diesem Fall ungerecht. Die Gründe jener Verfilzung liegen tiefer und gehen weiter zurück.

* * *

Von Weimar fuhr ich einige Wochen nach Kriegsausbruch in die Heimat und erkundete die dortige Stimmung. Das Ergebnis war eine Schrift: „Das deutsche Elsaß“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), worin das begeisterte Mitgehen meiner Landsleute mit unserer gesamtdeutschen Sache festgestellt wurde. In zahlreichen Tagesaufsätzen und in einigen anderen Schriften, worunter eine in der Schweiz für das neutrale Ausland erschien, war ich bemüht, in dieselbe Kerbe einzuhauen. Und in dieser Zeit hatte ich immer wieder Gelegenheit, durch persönliche Unterredungen mit dem Statthalter und mit seinem Staatssekretär über die politischen Vorgänge auf dem laufenden zu bleiben.

Digitized by Google

Der vornehme Statthalterpalast wirkte diesmal besonders still. Ich hatte die hohen, hellen, vergoldeten Gemächer mit den geräuschlosen Teppichböden vom Grafen Wedel her noch in gleichsam festlicher Erinnerung. Der sehr vermögende Graf pflegte von Zeit zu Zeit eine Anzahl ausgewählter Gäste zu glänzenden Abendessen einzuladen. Er beobachtete während der Tafel klug und scharf und zog nachher, wenn man sich in den oberen Räumen zwanglos bei Bier und Zigarren unterhielt, die einzelnen, die er sich gemerkt hatte, ins Gespräch. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch mit mir, an meinen „Oberlin" anknüpfend, über die elsässische Frage, und schloß mit dem Wort, wobei er mir gelassen auf die Schulter klopfte: „Nur ruhig abwarten! Steter Tropfen höhlt den Stein. Wir Hannoveraner sind auch ganz gute Preußen geworden." Graf Wedel war ein besonnener Diplomat des Abwartens. Doch das genügte nicht in einem heimlich so aufgewühlten Grenzland.

Sein Nachfolger, Herr von Dallwitz, den ich nun traf, ein schmaler germanischer Langkopf, von einer zunächst nervös-freundlich anmutenden Redeweise und einer natürlichen Liebenswürdigkeit, empfing mich allein und führte den Gast sofort in sein Arbeitszimmer. Im Nu waren wir mitten in der elsässischen Frage.

Es wurden nun jene Dinge durchgesprochen, wie sie jetzt Herr von Weizsäcker in der „Deutschen Revue" mitteilt. Aber das wirkte denn doch von vornherein nicht als „Schacher". Das bedeutete vielmehr bei jenem gewissenhaften höchsten Beamten Elsaß-Lothringens eine sehr ernste und edle Sorge. Diese Besorgnis war unter dem gemächlichen Wedel, trotz der Fälle Zabern und Grafenstaden, nicht zum vollen Bewußtsein ihrer Schwere durchgedrungen. Uns Alt-Elsässer und gesinnungsverwandte wachsame Alt-Deutsche, die sich mit uns in der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung" zusammengefunden hatten, beschäftigte diese westliche Gefahr schon lange: eigentlich schon seit Beginn der Einkreisungspolitik und der Aufhebung des Diktaturparagraphen, die bald nach Bismarcks Tod einsetzten. Ich bemerke, daß ich als freier Schriftsteller und Nichtpolitiker in alledem nur Gast und höchstens einmal Vermittler war.

Es handelte sich um ein altes Versäumnis. Dies Versäumnis reichte bis in die siebziger Jahre zurück. Nach dem Frankfurter Frieden, als Deutschland Elsaß-Lothringen zurückgewonnen hatte, war die innere Einheit der deutschen Regierungen noch nicht so gefestet, daß man über das neugewonnene Land bereits endgültige Bestimmungen zu treffen wagte. Es war vor allem der tief eingreifende Gegensatz zwischen Nord und Süd, insbesondere die Eifersucht zwischen Bayern und Preußen, was hier hemmend wirkte. Dies aber erklärt sich nicht bloß aus den monarchischen Verhältnissen; hier lag auch alter Gegensatz der Stämme zugrunde: ein Gegensatz, der sich ja eigentlich zum Schaden unserer Großpolitik durch die ganze deutsche Geschichte zieht, beginnend vielleicht schon mit dem Schicksal eines Arminius und eines Marbod, einmal besonders grell hervortretend vor der unheilvollen Schlacht von Legnano, als der Schwabenkaiser Friedrich Rotbart vor dem Sachsen Heinrich dem Löwen vergeblichen Fußfall tat. Diese unselige, altberüchtigte Eifersüchtelei der Deutschen wirkte bewußt oder unbewußt auch auf das staatliche Schicksal unseres Grenzlandes. Man wagte noch nicht,

Digitized by Google

uns die Autonomie zu geben. (Man lese dazu die Memoiren von Schneegans und die „Ära Manteuffel" der Frau von Puttkamer!) Andererseits konnte man sich weder für vollen Anschluß an Bayern noch an Preußen entscheiden; und so entstand jenes Zwittergebilde „Reichsland", das dem fernen Kaiser unterstellt war und von einem nahen Statthalter regiert wurde. Zwischen diesem Höchstbeamten nebst Verwaltungsapparat und andrerseits dem Volke entwickelte sich natürlich kein herzenswarmes patriarchalisches Verhältnis. Der Beamtenstab wurde, da die Elsässer zumeist versagten, größtenteils aus dem übrigen Deutschland bis zum fernsten Ostpreußen berufen. Auch die starke militärische Besatzung brachte Offiziere und Soldaten aus allen Gegenden des großen Vaterlandes. Und so entstand für die etwas schwerfällig und grollend im Hintergrunde verharrenden Alt-Elsässer ein Gefühl der Überfremdung. Auch war es etwas merkwürdig, daß wir mit dem anders gearteten Lothringen plötzlich eine Staatseinheit bildeten. Dieses Unbehagen der schmollenden Eingesessenen wurde bedeutend vermehrt und wachgehalten durch den leidenschaftlichen Protest und die fortdauernde Hetze der nach Frankreich ausgewanderten Volksteile und der hinter ihnen stehenden französischen Chauvinisten.

So vortrefflich nun auch die Mehrzahl unserer Beamten und Offiziere ihre Pflicht erfüllte; so großartig auch der wirtschaftliche Aufschwung des Landes sich allen einprägen mochte: es fehlte jene letzte Wärme, jenes freudige Mitschaffen am Gedeihen des Ganzen, jenes unbestimmt Belebende, was man in das Wort Beseelung zusammenfassen kann.

Hier setzte nun mit wachsendem Erfolg die französische Propaganda ein. Und diesem dort ununterbrochen wachgehaltenen Revanche-Gedanken schieben wir die Hauptschuld zu: auch am Weltkrieg. Es ist dem Fernstehenden kaum vorstellbar, mit welchen Mitteln alterprobter Diplomatie und geschmeidiger Taktik die französische Unterminier-Arbeit in unserer deutschen Grenzmark gearbeitet hat. All die „Cercles" und „Souvenirs", alle die Vorträge und Vorstellungen, die unter unverfänglicher Flagge von Paris her in Elsaß-Lothringen ins Werk gesetzt wurden, hatten den einen Zweck: den Gedanken an die Wiedergewinnung durch Frankreich wachzuhalten. „Immer daran denken, nie davon sprechen", war die Losung, die schon Gambetta ausgegeben hatte. Bis in die französischen Geographie-Bücher hinein wurde dafür gesorgt, daß dieses Vergessen nicht eintrat. In den letzten Jahren vor dem Weltkrieg hatte der Gedanke Macht gewonnen und war besonders von der Gruppe um Maurice Barrès verbreitet worden, daß man die östlichen Grenzmarken Frankreichs (Marches de l'Est) als ein zu eroberndes Kulturgebiet betrachten müsse. Man war bestrebt, Belgien, Luxemburg, Elsaß-Lothringen und Westschweiz, also den ganzen östlich angrenzenden Rand mit französischer Kultur und Denkart zu durchdringen. Insgeheim gab man dabei zu verstehen, daß man diesen vorbereitenden Kulturfeldzug einst durch eine politische und kriegerische Eroberung ergänzen würde. Der deutsche Abgeordnete und Landesverräter Abbé Wetterlé hat dies in Hetzreden, die er in fünfzig französischen Städten zu halten gewagt hat, ohne daß ihn der deutsche Reichstag hinausgeworfen, unmißverständlich angedeutet.

Digitized by Google

Diese allfranzösischen Bestrebungen, verschleiert durch das Geschwätz von der „Doppelkultur", sind in ihren Zusammenhängen inzwischen erhellt und durchschaut worden. Damals mußte man sich erst die Verknüpfungen klarlegen. Ich habe während des Weltkrieges in einer kleinen, vielverbreiteten Schrift der Sammlung „Schützengraben-Bücher" unter dem Titel „Weltkrieg und Elsaß-Lothringen" das Wesentliche kurz zusammengefaßt (Berlin, Verlag Sigismund). Und die zwei neuesten Geschichtschreiber unseres Landes, der Katholik Martin Spahn („Elsaß-Lothringen", Berlin 1919, Ullstein) und der mehr freisinnige Karl Stählin („Geschichte Elsaß-Lothringens", Berlin 1920, Oldenbourg) haben in besonderen Kapiteln sich mit diesen Dingen beschäftigt, indem auch sie beide mit Recht die elsässische Frage in die gesamte Einkreisungspolitik eingliedern. (Vgl. auch „Zehn Jahre Minenkrieg", Bern, Verlag Wyß, mit faksimilierten Briefen eines der Hauptfranzöslinge, dessen Briefwechsel nach seiner Flucht in einem Kellerversteck gefunden wurde!)

Darüber sprach ich gleich in unserer ersten Unterredung mit unserem Statthalter.

„Darf ich Eurer Exzellenz offen aussprechen, was wir hierzulande am meisten fürchten?" sagte ich schließlich und faßte meine Bedenken in ein Wort zusammen: „Das Fortwurschteln!"

Ich sehe noch, wie er die Hand ans Ohr hielt und vorgeneigt fragte: „Wie meinen Sie?"

„Das Fortwurschteln," wiederholte ich; „nämlich das Regieren aus Ratlosigkeit, was in Wahrheit kein Regieren ist."

„Ach so", erwiderte der Alt-Preuße, und war höflich genug, dem Alt-Elsässer beizustimmen und nun seinerseits die Frage zusammenzufassen. Mit dem rechten Zeigefinger an den Fingern der linken Hand aufzählend, sprach er: „Wir hätten also folgende Möglichkeiten zu erwägen: Entweder die volle Autonomie, und das würde ich noch immer für ein Unglück halten; oder Anschluß Lothringens an Preußen, des Elsasses an einen süddeutschen Staat; oder Anschluß von ganz Elsaß-Lothringen an Preußen, als besondere Provinz, mit Kompensationen an die süddeutschen Staaten." Ich hatte dabei die Empfindung, daß ihm persönlich diese Lösung die liebste gewesen wäre. Zögernd setzte er dann hinzu: „Doch da stockt jetzt eben die Verhandlung an dynastischen Interessen."

Dynastische Interessen! Da war nun in der Tat das Stichwort erklungen. Dieses Wort ist mir genau in Erinnerung geblieben. Während es also draußen auf Tod und Leben um des Reiches Gesamtheit ging, hatten wir im Innern „dynastische Interessen" noch immer nicht überwunden! Ein trüb stimmendes Wort, allerdings! Doch wäre es, wie schon gesagt, nicht gerecht, wenn man diese Hemmungen bloß dem „wilhelminischen Zeitalter" auf das Schuldkonto setzen würde: das geht schon auf das Bismarcksche Zeitalter und noch viel weiter zurück. Es offenbarte sich auch hier eben die alte innerdeutsche Eifersüchtelei überhaupt, die sich in anderen Formen immer wieder just bei den unpassendsten Gelegenheiten dazwischen drängt und großpolitische Einmütigkeit hemmt. Ist es denn jetzt bei den Parteien anders?

Digitized by Google

In diesen bunten und zwanglosen Gesprächen tauchte der Gedanke auf, ein Stück der ohnedies großen Rheinprovinz mit Lothringen zu einer „Moselprovinz" zu vereinigen, Elsaß aber als eine andere preußische Provinz zu behandeln. Um Bayern zu „befriedigen", erwog man einmal, den Kreis Weißenburg nebst Bitscherländchen der Pfalz zu überlassen, wohin diese Bezirke ja auch dem Volkstum nach neigen. Freilich soll hierauf der Bayernkönig mit bedenklichem Kopfschütteln erwidert haben: „E bisserl wenig!" Wieder überraschte mich der Statthalter mit der Frage, welche Empfindungen es wohl im Lande auslösen würde, wenn man das oft unbequeme Mülhausen etwa an Baden abtreten würde. Württemberg sollte in der Tat Sigmaringen und andere „Kompensationen" erhalten, blieb aber ebenso kühl wie das ablehnende Nachbarland Baden, das von solchen Belastungen nichts wissen wollte. Weizsäcker schildert die Verhältnisse richtig; aber auch er verschnappt sich einmal ganz artig: „Einen einseitigen Machtzuwachs (!) der Nachbarn (Bayerns nämlich) können wir *nicht vertragen*", sagt er zu Bethmann Hollweg (1916), bestätigt also, daß auch Württemberg „dynastische Interessen" hatte! Ablenkend fährt er dann fort: „Ich glaube, es gäbe kaum einen Politiker im Lande, der sich damit abfinden würde. Auf Landvergrößerungen gehen wir an sich durchaus nicht aus; die Kompensationspolitik (!) würde uns aber eventuell geradezu aufgezwungen werden (!)" ... Also doch ein bißchen Kuhhandel! Und dies auf dem Höhepunkt des furchtbaren Weltkriegs!

Nur darf man bei alledem nicht außer acht lassen, daß diese Verhandlungen in der *Stille* blieben und auf den *Gang der großen Dinge keinen Einfluß* hatten. Es war eine Gruppe von Alt-Elsässern und Alt-Deutschen, besonders der schon genannten Elsaß-Lothringischen Vereinigung, die hierbei beratend der Regierung zur Seite standen. Manches drang allerdings in die Zeitungen und wurde dort und auch im Straßengespräch erörtert. „Unser Elsaß soll ja eine Fortsetzung der Pfalz werden", meinte einmal eine Frau im Straßenbahnwagen gar nicht übel. Doch habe ich nicht in Erinnerung, daß man sich sonderlich aufgeregt oder dies als unwürdig empfunden habe. Es war eben einfach die *Fortsetzung vieljähriger Beratungen* über eine noch immer *ungelöste staatsrechtliche Frage*, die schon in den Jahren vor dem Kriege das politische Denken beschäftigt hatte. Die einzige wirklich nach außen hervortretende *Tat* in dieser Reihe, die Ernennung des tüchtigen Alt-Elsässers Schwander zum letzten Statthalter, kam viel zu spät und blieb ohne Einfluß.

Man vergesse ferner nicht, daß damals in unserem Lande, wo der Kanonendonner der Vogesen nie aufhörte, die militärische Herrschaft schlechthin im Vordergrunde stand. Die Zivilverwaltung saß wenig einflußreich am Kamin und hatte Zeit, sich mit diesen Fragen theoretisch zu befassen.

Einer der interessantesten Abende dieser Art ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. General von Falkenhayn, der damalige Kriegsminister und zugleich Chef des Feldheeres, hatte die oberelsässische Front besichtigt und saß nun mit uns beim Statthalter im kleinsten Kreise beim Nachtessen. Anwesend waren außer Herrn von Dallwitz und seiner Schwester nur noch Graf Rödern mit Gemahlin und Tochter. So war denn eine unbefangene Plauderei über die Weltlage möglich.

Digitized by Google

Als uns der General verlassen hatte, blieben wir anderen noch beisammen und sprachen über die elsässische Zukunft. Selbstverständliche Voraussetzung war ja hierbei immer der deutsche Sieg. Unsere Besprechungen waren demnach ein Vorbauen. Und es darf betont werden, daß sowohl der gütige, vornehm gesinnte Statthalter wie auch sein anpassungsfähiger Staatssekretär das Problem klar erfaßt hatten, ungeblendet in die schwierigen Verhältnisse Einschau hielten und voll schönen Willens für eine bessere Zukunft waren. Nur nebenbei und andeutungsweise sei bemerkt, daß eine groß angelegte Zeitschrift und auch eine Professur oder dergleichen bei diesen Plänen in Aussicht genommen wurden.

Nur wer im Lande gelebt hat, hat eine Vorstellung davon, wie gegenüber dem Auflauern und Dazwischenreden der Notabeln und der Parteien, gegenüber den Tücken von Westen her und endlich gegenüber dem Dreinreden Berlins, des Reichstags und der Zeitungen der Linken eine Regierung hier in ihrer besten Kraft gelähmt war. Ich habe einmal der Vorlesung eines alt-elsässischen französelnden Privatdozenten der Geschichte an der Universität beigewohnt, kurz vor dem Weltkrieg: man hätte es nicht für möglich halten sollen, wie da an einer deutschen Universität in versteckter, aber unzweideutiger Weise Deutschland unter dem Beifallstrampeln der ihm befreundeten „Cercle-Gruppe" Herabsetzungen erfuhr. Und die Regierung war machtlos. Ebenso wurde in den Monatsheften der vorhin genannten Rundschau, hinter der französische Gelder steckten, in den berüchtigten „Cahiers alsaciens", fortgesetzt auf das schärfste gegen die Bestrebungen der deutschen Verwaltung gearbeitet. Es ist nebenbei eine niedliche Tatsache für sich, und zwar deutsch auch dieses, daß die schärfsten Artikel hierin (ohne Namen, in deutscher Sprache) nicht von einem Alt-Elsässer, nicht von einem Franzosen, sondern von einem Alt-Deutschen geschrieben wurden, der später in Berlin unter der jetzigen Regierung an sichtbare Stelle trat und gegenwärtig meines Wissens Gesandter ist. So wurde die Unterminierung von seiten der allfranzösischen Propaganda in unserem Lande selbst unterstützt durch die linksstehende deutsche Presse: der hauptsächliche Hetzer im Fall Zabern z. B. war ein dortiger altdeutscher (nicht alldeutscher) Winkelskribent. Oberst von Reuter, den ich kannte und mit dem ich den Abend vor seiner Freisprechung in langem, tiefernstem Alleingespräch verbrachte, ist mir als ein Mann von musterhafter Pflichttreue in Erinnerung, der uns Elsässer freilich insgesamt für zu „weich" hielt. Man konnte ihm erwidern, daß seine altpreußische Auffassung auf uns freiheitliche, natürliche Süddeutsche als starr wirkte. Doch auch heute noch nicht würde ich mir zu sagen getrauen, daß er allein und sein „Militarismus" am Zaberner Fall schuld sei.

Falkenhayn wirkte weltmännischer als jener altpreußische Oberst. Doch an jenem Abend mit dem Generalstabschef ging ich nachher noch lange in meinem Zimmer auf und ab. Ich war äußerst niedergeschlagen. Denn ich hatte etwas wie einen visionären Durchblick in die Geistesverfassung unserer Führer erhalten, hatte gleichsam zwischen den Worten die dahinter waltenden Kräfte oder vielmehr Unkräfte herausgefühlt. Da sah ich einen gewaltigen Apparat an bewundernswerter Arbeit; auch die hervorragende Tüchtigkeit einzelner war nicht zu be-

Digitized by Google

zweifeln. Doch immer wieder ging es mir durch den Kopf: „Kein großer Gedanke! Deutschland hat keinen großen, führenden, schöpferischen Gedanken! Du hattest heute abend die einzigartige Gelegenheit, mit dem Generalstabschef des Millionenheeres, das unser Deutschland verteidigt, mit dem Manne, der zugleich Kriegsminister ist, zusammen zu sein. Aber wo ist die allbeherrschende, glutvolle Hauptidee? War dies alles?!“ ...

War dies alles?... So fragte ich schon früher einmal, als ich bei der Einweihung der Hohkönigsburg die Ehre hatte, Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Ich hatte mich merkwürdigerweise viele Jahre hindurch in einem immer wiederkehrenden, auf denselben Grundton gestimmten Traum mit dem Kaiser beschäftigt. Es war tagsüber, etwa durch Gespräche oder Bücher, kein nachweisbarer Anlaß zu solchen Träumen gegeben. Und doch hielten mit unheimlicher Zähigkeit dieselben Vorstellungsbilder in meine Nächte Einkehr. Ich versuchte in dieser Traumwelt immer wieder, auf den Monarchen einzureden: das deutsche Volk drohe sein Bestes zu verlieren, seine Seele. Aber es gelang nicht, an den Kaiser heranzukommen; er hörte gar nicht zu; er wußte schon alles und redete allein. Nun kam die Einweihung jener prunkvollen Burg, deren Ausbau so viele Millionen gekostet hatte. Und nun also, am 13. Mai 1908, nicht nur im Traum, sondern an einem sehr regenschweren Tage, sollte ich mit unserem Kaiser endlich einmal sprechen dürfen. Ich hatte im Auftrag der elsässischen Regierung das Festgedicht — nun, gedichtet kann man in solchem Falle nicht gut sagen, doch immerhin verfaßt. Der Prolog wurde von einem befreundeten Schauspieler auf tadellos stillhaltendem Husarengaul im Heroldsgewand der Sickinger vor dem Kaiserzelt gesprochen, worauf ein eindrucksvoller Jagdzug an uns geladenen Gästen vorüber sich in die rasch belebte Burg ergoß. Nachher, in einem oberen Gemach des stattlichen Hauptturmes, kam der Augenblick, wo mich ein Ministerialrat Seiner Majestät zuführte. Der Vorgang spiegelt sich wider in einem Kapitel meines Romans „Der Spielmann“. Nun wird dich der Kaiser, dachte ich, über die elsässischen Sorgen, über dein eigenes Schaffen, über deine Bestrebungen innerhalb der gesamten deutschen Kultur befragen, und du wirst frischweg Mann zu Mann den Mund auftun! Aber der hochbedeutsame Augenblick ging ebenso belanglos vorüber, wie kurz zuvor die Verleihung des Roten Adlerordens 4. Klasse, den mir Herr von Bethmann Hollweg unter einem Torbogen, zwischen einigen anderen Erkorenen, beglückwünschend in die Hand drückte. Der Monarch versicherte, mein Prolog habe ihm gut gefallen: „Gar nicht konventionell! Wir erwarten noch viel von Ihnen!“ Fester Händedruck — der graue Mantel verschwand, das Gefolge hinter ihm her, ohne daß ich auch nur den Mund zu öffnen brauchte...

So ging diese „Unterredung“ ebenso flink und flott vorüber wie jene kaiserlichen Autos durch Landschaft und Flaggenschmuck hindurchsausten, als wir vor dem Tor der Burg wartend nach St. Pilt hinabschauten — hindurch und darüber hin, ein bewundernswerter Reichsapparat, dem das Außen und die Ausdehnung mehr galt als die geistige Durchdringung.

An jenem festlichen Tage konnte man, bei der Betrachtung der Burg, des Kaisers äußere Fachkenntnis und Einstellungsgabe bewundernd feststellen. Jeder

Digitized by Google

Völler und jedes Wappen war ihm interessant. Heute scheint mir, bei unbefangener Rückschau, das Ganze im Lichte ernster Symbolik. Wo waren um den Kaiser her beseelende Dichter und veredelnde Denker? „Es soll der Sänger mit dem König gehen" — warum? Weil ihm der Sänger Seele zu geben hat. Mir saß die mittelalterliche Reichs- und Kaiser-Idee groß und belebend im Blute. Unsere Besten im Elsaß waren von der Vorstellung besessen, daß unsere gefährdete Grenzmark ganz besonders innig und vollwertig mit dem Reiche verbunden sein müßte. Selber in der Nähe der Hagenauer Barbarossa-Pfalz geboren und aufgewachsen, hatte ich — schon lange Jahre vor dem Hohkönigsburgtage — den Dichter Gottfried von Straßburg, in meinem gleichnamigen Drama, auf den Wasgauhöhen zuletzt mit dem Staufenkaiser wandeln lassen. Und so gab auch mein Herold, als Bannermann der Hohenstaufen, in jenem Festprolog dem Reichsgedanken Ausdruck:

... „War einst der Staufen Bannermann,
Des Reiches Sturmfahne trug ich voran!
Rotbart hieß, der mein Kaiser war,
Der unvergeßliche Staufen-Aar,
Vor dessen Schwaben und Alemannen
Feindliche Scharen wie Schnee zerrannen,
Mit dem ich auf Mailands Trümmern stand,
Mit dem ich gedürstet im syrischen Sand — —
O Staufen-Vollkraft, wie warst du kühn!
Burgen wuchsen aus Wasgaugrün,
Als sprengte Frühlingswucht das Land —
Und zwischen den blühenden Burgen stand
Hohkönigsburg, das Staufenschloß...
Das war von hier oben lustige Schau:
Wir — Schwaben- und Alemanengau —
Wir waren das Herrenvolk der Welt..."

Das war von meinem Staufen-Herold allerdings stolz gesprochen. Das Reich der Hohenstaufen sank, wie nun die Herrschaft der Hohenzollern. Wehmut überschattet den Geist. Die Hohkönigsburg und das Kaiserschloß zu Straßburg sind heute französisches Nationaleigentum. Dieses schöne deutsche Land zurückzuerobern: das war seit Jahrzehnten der beherrschende, mit zäher Willenskraft durchgeführte französische Kriegsgedanke. Und die neuesten Pariser Beschlüsse beweisen, wie diesen gehässigsten Feinden Deutschlands auch dies nicht genügt.

Dem Schwane gleich.... Von Irmengard Frey

O meine Jugend war dem Schwane gleich!
Wie seines Fittichs Schnee auf dunklem Teich.
Ein wenig stolz, ein wenig einsam auch —
Doch blendend rein der jungen Seele Hauch.
Flaumweich dies Herz, von leiser Spur bewegt,
Wie wenn im Hauch sich Schwanenfieder regt:
Und ungestüme junge Sehnsucht frei,
Wie in den Lüften wilder Schwäne Schrei!
Und war die Bahn ein tiefer See von Schmerz,
War königliches Dulden, junges Herz,
Dein stolzes Gleiten über Leid und Haft —

O schauernd Ahnen mächt'ger Schwingenkraft!
O meine Jugend, rein und stolz und wahr!
Du weißer Schwan! — Gesegnet immerdar!

Digitized by Google

Der Schmuck der Goldschmiede

Erzählung von Franz Hörmann

Man schrieb den 13. Oktober anno Domini 1805. War ein wunderlieber Herbsttag. Da eilte Hochwürden Herr Johann Capistran Weber, Pfarrherr zu Attenhofen im Rothtal, so hurtig durch die Dorfstraßen, daß die langen Rockschöße flatterten. O Jammer und Elend! In seinem Pfarrhäusel saß der wohlgeborene Herr Jakob Vonhofft, Kapitän der Kaiserlich französischen Armee, und tat sich am Meßwein gütlich!

Der Herr Pfarrer läuft zum Vorsteher der Gemeinde. Das Regiment Vonhofft verlangt halt eine contributio von 300 Gulden; ansonsten muß geplündert werden! Weil im nahen Städtel Weißenhorn bis unter die Firste schon alles voller Kriegsvolk lag, hatte der Kapitän sich nach Attenhofen gewendet. „Ist gar ein stattlich Dorf, wo die Herren sicher eine gute Herberg und fürtreffliche Schnabelwaid finden werden!“ So hat submissest der Pfleger vom Gericht Weißenhorn verraten.

Jetzt kommt Hochwürden in seine Behausung zurück. Dort hat sich's der Herr Kapitän bequem gemacht; in der Stubenecke steht der abgeschnallte Degen; in Pfarrers Lehnsessel ist gut sitzen, und der Meßwein ist ein wenig herb, aber nicht übel. „Die Gemeinde wird nachher in zwei Stund die dreihundert Gulden beieinander haben; geht freilich hart; das bare Geld ist rar in jetziger Zeit, und die gnädige Herrschaft in Weißenhorn holt auch zur rechten Zeit ihren Pfennig.“ Der Kapitän ist dessen zufrieden. Drei Tag will er rasten und der Gastfreundschaft genießen; dann weiterziehen mit den Seinen gen Günzburg zu.

Drei Tag sind lang; die Körnerhaufen auf den Dachböden schmelzen wie Schnee an der Märzensonne; die Erdäpfelkeller werden leer, und den lieben Branntwein saufen die Vonhofftischen Reiter wie Brunnenwasser. Wie endlich der Herr Kapitän auf dem Dorfplatz auf den Rappen steigt und laut zum Abmarsch kommandiert, da flüstert mancher Mund: „Deo gratias, daß sie furt sind!“

Um dieselbe Zeit schritt langsam und müde die Straße von Weißenhorn her ein gar anders gearteter Gesell. Ein Stoppelbart umzog das hagere Antlitz. Lebhaft blitzten die Augen. In einem schäbigen Lederranzen trug er seine Habe. Man konnte ihn wohl für einen alternden Handwerksmann halten, der es versäumt hatte, ein Mädchen zu freien. Ein Landstreicher, der durch die Welt fährt, schien er den andern. Vielleicht aber war er ein armseliger Tropf, dem der Krieg alles genommen hat. Armselig genug sah er aus; drum war er ungeschoren durch die endlosen Truppenzüge gekommen, die ihm begegneten. Da, wo die Landstraße beim Dorf Hegelhofen einen Rank macht, setzte sich der Alte in den Graben. Er nahm aus seinem Ranzen ein Stücklein dürres Brot und begann es zu verzehren. Seine Augen schweiften hinüber zu den waldigen Höhen, die das Bibertal vom Rothtal trennen. Schwarz und finster schoben sich Rauchwolken zum Himmel, die Zeichen unheilvoller Brünste. All das stimmte ihn noch trauriger.

Der Wanderer war der Goldschmied Wenzel Loskar aus Prag. Sein unruhig Blut hatte ihn auf Wanderschaft getrieben. Es war ihm verleidet, in stiller

Digitized by Google

Werkstatt tagelang zu sitzen und zu hämmern. Lieber zog er von Schloß zu Schloß und von Pfarrhof zu Pfarrhof. Das war ein anderes Leben! In den Schlössern tat man ihm die Silberschränke auf, und unter seiner Hand erwachten die Schätze zu neuem Leben. Plaudernd saß er in den Pfarrerstuben und polierte und verbesserte, und die frommen Wohltäter waren wohl zufrieden, wenn sie die neue Pracht sahen, die der böhmische Goldschmied zuwege gebracht hatte. Wenzel Loskar hatte zu seinem Handwerk eine stolze, heilige Liebe; mit trunkenen Augen ah er die Herrlichkeiten; er kannte alle Marken der Meister, und wenn er bei seiner Arbeit saß, verteilte er in eifrigem Selbstgespräch Lob und Tadel an die Brüder einer Zunft. Manch Stück begegnete ihm, das ihn an eigenes Werk gemahnte; an den Kelch zumal, den er einst für den Herrn Kardinal von Olmütz gefertigt hatte; die ganze Stadt sprach davon, und selbst Gnaden der Herr Statthalter hielt ihn bewundernd in den Händen. Jetzt aber war er in elender Lage. Diesmal konnte er nicht mit vollem Beutel Weib und Kind im heiligen Prag fröhlich grüßen. Bei der Reichsstadt Wangen war er vom Soldatenvolk geplündert worden und hatte sich nun mühselig und hungernd in die Weißenhorner Gegend geschlagen. Mein Gott! Wer so in ein Kriegsland gerät! Zum erstenmal war er ins Bayrische gegangen; hatte alle Privilegien erhalten — und nun dieses Schicksal gefunden!

Nun saß er immer noch an der Landstraße, die das Rothtal hinunterführt. Wie elend war ihm zumute! Er sah im Geiste aufsteigen die Burg von Prag und die Türme der Vaterstadt; eine Sehnsucht nur lebte in ihm; kein anderer Wunsch mehr, als: heim, heim zu Weib und Kind ins schöne, schöne Prag!

So arm aber, wie er aussah, war der Goldschmied nicht; freilich Geld hatte er keines mehr, und der schäbige Lederranzen reizte keinen Räuber. Aber eingenäht im Futter des Ranzens trug er ein köstliches Kleinod, das ihm auf allen Reisen ein Begleiter gewesen war. Wie oft hatte er es liebevoll betrachtet und sich daran ergötzt; nun sollte es seine Hoffnung sein. Mühsam riß er in dem Ranzen einige Nähte auf: nach kurzem Suchen brachte er ein Päcklein zum Vorschein. Er löste den Faden auf und wickelte das Leinenband ab und hielt das Kleinod in Händen. In fließendem Spiel schlangen sich goldene Bänder ineinander; die waren kunstvoll von Meisterhand getrieben. Sie bildeten die Buchstaben W und L in prächtiger Verschlingung; Rubine glänzten daran und, inmitten schimmerte eine wertvolle Perle. Es war Wenzel Loskars Meisterstück, das er einst zu Prag der Zunft vorgelegt hatte; seitdem war es sein Stolz und seine Freude. „Nein, nein," so sprach er und hielt das Kleinod in den Händen, „verkaufen tu ich dich nit; aber weißt, verpfänden tu' ich dich und hol' dich wieder in besserer Zeit. Sel, du hilfst mir heim ins heilige Prag!" Dann führte er ehrfürchtig das Schmuckstück an die Lippen, wickelte es wieder ein und schob es in die Tasche des Rockes. Er stopfte den Ranzen fest und schnallte ihn zu. Mühselig stand er dann auf, stieg auf die Landstraße und ging weiter des Weges nach Attenhofen. Dort will er dem Pfarrherrn sein liebes Werk verpfänden.

Seine Schritte näherten sich dem Dorfe, das zusammengeduckt mitten in der Ebene liegt und aus dem der Kirchturm wie ein Bollwerk emporragt.

Digitized by Google

Hochwürden Pfarrer Johann Capistran Weber war wieder zur Ruh' gekommen, nachdem die Soldaten das Dorf verlassen hatten. Er saß in seiner Stube und schrieb in die Chronik die böse Geschichte von dem Besuch der französischen Guardia. Da schlug der Klopfer an die Haustür, und Wenzel Loskar ward auf Wunsch in des Pfarrers Stuben eingeführt.

Der Goldschmied blieb bescheiden bei der Tür stehen und sprach: „Grüß Gott, Herr!" Der Pfarrer schob die dicke Chronik zur Seite, blickte den seltsamen Gast an und versetzte: „Grüß Gott entgegen, Mann! Was führt Euch her?" Der Goldschmied hustete verlegen und gab zur Antwort: „Weiß nit, ob ich am rechten Platz bin und ob Ihr meine Bitt' hören wollt." Nun schob der Pfarrer die Chronik noch ein Stück weiter, legte die Kielfeder zum Tintenfaß und sprach: „Setzt Euch nieder und redet. Wenn's geht, so helf' ich gern." Wenzel Loskar ließ sich auf einen Sessel nieder und legte den Ranzen auf die Knie. „Ich sag's frei heraus, Herr; ich bitt' um Geld." — „Um Geld? Wie meint Ihr das? Soll's ein Almosen sein oder sonst etwas? Redet klarer!" — Der Goldschmied aber zog aus seinem Rock das kostbare Päcklein, wickelte es auf und legte das Kleinod dem staunenden Pfarrherrn auf den Tisch. Dann sprach er: „Bettelmann bin ich keiner, Herr. Was Ihr da seht, ist nit geraubt und nit gefunden. Ist mein Werk. Der letzte Rest von meinem Sach; ist den Augen der Räuber entgangen. So hört: Ich bin der Goldschmied Wenzel Loskar aus Prag; hab' zuletzt im Kloster zu Osny gearbeitet; bin bei Wangen ausgeplündert worden; will nun heim nach Prag. Gebt mir fünfzig Gulden und eine Schrift dazu, und das Kleinod ist Euer, bis ich es wieder löse." Johann Capistran Weber aber war ein vorsichtiger Mann; er überlegte hin und her, schaute scharf den Goldschmied an und sprach: „Die Geschichte ist seltsam zu hören." Der Goldschmied bat: „Herr, tut's! Über's Jahr komm' ich wieder des Wegs in Gottes Namen, und Ihr habt mir aus dem Elend geholfen." — „Aber Freund," sprach der Pfarrer, „wo soll ich das Kleinod verwahren in so gefährlicher Zeit?" — „Oh! Euer Haus ist groß, Herr." — „Es könnt' mir auch gestohlen werden; was dann?" Nun kam der Goldschmied mit seinem Plan: „Wißt was, Herr? Ich häng's Euch an die Monstranze; da ist es sicher vor Räubershand und just zu Prag im heiligen Dom hängt ein ähnlich Zieratlein am gleichen Platz. Geht und erbarmt Euch; übers Jahr bin ich wieder bei Euch." Der Pfarrer lehnte sich im Sessel zurück und dachte nach. Dann sprach er: „Wohlan, es sei! Sind wohl viel Geld in jetziger Zeit, schöne fünfzig Gulden, wo man froh ist, wenn man sein Haus, Rock und Essen hat." Er holte aus der Kirche die Monstranze und stellte sie dem Goldschmied hin. Der war entzückt von dem Werk und lobte es über die Maßen; bald hing das Kleinod an ein paar Ringlein fest, und so zierlich schwebte es über dem Fuß des heiligen Gerätes, als ob es schon von Anfang da gehangen wäre.

Einstweilen aber war der Pfarrer in den Keller gestiegen; dort hob er einen Stein in die Höhe, und ein Kästlein kam zum Vorschein, dem der Pfarrer fünfzig Gulden entnahm. Dann brachte er das Versteck wieder in Ordnung. Der Goldschmied wartete in der Stube. Der Pfarrer kam und war voller Freuden, daß der Monstrantia das Kleinod so wohl anstand. Dann nahm er aus dem Wand-

Digitized by Google

schrank ein Blatt Papier, schnitt es sorglich in zwei Teile und schrieb: „Am 13. Oktober Anno 1805 hab' ich Wenzel Loskar aus der Stadt Prag im Böhmischen dem Pfarrer Johannes Capistranus Weber zu Attenhofen im Rothtal einen Schmuck verpfändt. Wer diese Schrift bringt und funfzig Gulden dazu, der soll das Kleinod wieder haben." Dies schrieb der Pfarrer doppelt, setzte sein Sigill dazu und seinen Namen in zierlicher Form darunter. Mit großen Buchstaben aber schrieb der Goldschmied: „Wenzel Loskar aus der Prager Stadt" und malte einen Stern daneben, das alte Hauszeichen der Loskarleute. Eine Schrift nahm der Goldschmied, die andere der Pfarrer. Der sprach: „Also, da ist das Geld!" — „Vergelt's Gott, Herr," entgegnete der andere; „soll mich also das liebe Geld zu Weib und Kind glücklich führen." Der Pfarrer aber ließ ihm noch eine Schüssel Milch auftragen und hörte die Geschichte des Goldschmieds. Er freute sich, daß er ihm in so großer Not hatte helfen können.

Am Nachmittag brach der Goldschmied auf, sprach sein Gratias und machte sich auf den Weg der Donau zu, um über Regensburg und die großen Wälder Prag zu erreichen. „In zwei Monat will ich dort sein und über's Jahr wieder bei Euch, Herr! Behüt' Euch Gott."

Das Jahr verging. Der Goldschmied kam nicht. Immer noch hing das Kleinod an der Monstranz, das unerlöste Pfand der fünfzig Gulden. Oft und oft dachte der Pfarrherr von Attenhofen über den seltsamen Handel nach. War's am Ende doch ein Betrüger, dem er gestohlenes Gut abgekauft hatte? Oder lebte er nimmer? Und Prag ist weit. Wer kann fragen in so großer Stadt? Aber verkaufen wollte der Pfarrer das Kleinod auch nicht; er wartete geduldig und wartete. So verging Jahr um Jahr, bis am 16. Juni 1814 Hochwürden Johann Capistran Weber die Augen schloß zur letzten Ruh'. Still schlummerte bei den Akten der Schuldschein des Goldschmieds aus Prag; zierlich hing an der Monstranze das prächtige Schmuckstück. Neue Pfarrherren walteten ihres Amtes zu Attenhofen im Rothtal; sie gingen hin zu ihren Vorfahren und machten neuen Platz. Man hatte sich gewöhnt an den Schuldschein; man betrachtete ihn als ein rührendes Erbstück ruheloser stürmischer Zeiten. Manchmal erzählte ein Vater seinen Kindern die seltsame Geschichte von dem Schmuck der Monstranze zu Attenhofen im Rothtal.

Wenzel Loskar aber konnte nimmer kommen, sein Pfand zu lösen: er war tot. Er sah Weib und Kind und sein geliebtes Prag nimmer. Auf Kreuz- und Querwegen war er damals von Attenhofen weg glücklich in die alte Stadt Regensburg gekommen; er wanderte weiter und erreichte das Städtlein Cham, das schon im Walde liegt. Da wollten ihn die müden Füße nimmer tragen; er suchte Zuflucht im Siechenhaus, starb und ward auf dem Friedhof begraben. Zweiundzwanzig Gulden, die er noch bei sich trug, nahm der Spittelvater an sich; den schäbigen Ranzen nahm die Magd, musterte den Inhalt und fand nichts Brauchbares. Sie stopfte den Inhalt wieder hinein, schnallte zu und trug den Ranzen auf den Dachboden, wo sie ihn in eine Ecke warf. Der Spittelvater aber nahm sich vor, wenn es Gelegenheit gäbe, einmal Nachfrage zu halten. Aber Prag ist weit.

Im Hause der Loskar in Prag war große Trauer, weil der Vater nimmer kam. Sie hielten ein Totenamt und trugen in Gottes Namen das Unglück. Der Zunft-

Digitized by Google

schreiber der Goldschmiede aber schrieb in das Berichtbuch: „Wenzel Loskar ist den zweiten Aprilis Anno 1805 auf die gewöhnte Reis' in fremdes Land gegangen und nimmer heimgekommen. Es war um diese Zeit Krieg im ganzen Reich. Er war Meister seit 1790 und 1802 Vorsteher der Zunft. R. I. P.

Was aber der alte, verschollene Wenzel Loskar war, das wurde auch der Sohn: wandernder Goldschmied aus der Stadt Prag. Und dasselbe Handwerk ergriff der Enkel; und als der sich alt und grau in Prag zur Ruhe setzte, zog sein Bub wieder in die Fremde von Schloß zu Schloß, von Pfarrhof zu Pfarrhof: Die Silberschränke wurden ihm aufgetan und die heiligen Geräte machte er neu. Es war aber bei den Loskar eine Überlieferung geworden, daß vor vielen Jahren ein Ahn auf die Wanderung ging und nimmer heim kam; daß er ein wundersames Kleinod bei sich trug und nimmer brachte. Die Zeichnung dazu lag wohlverwahrt im Schrank, wo fein säuberlich seit alten Zeiten alle Entwürfe ruhten, nach denen ein Loskar sein Gesellen-, Meister- oder sonst ein Prunkstück verfertigt hatte. Und sooft ein Loskar auf die Reise ging, hielt er im Dom zu Prag eine Andacht, daß Gott ihm ein gnädigeres Geschick geben wolle als dem unglücklichen Ahnen, der Weib und Kind nimmer sehen sollte und von dem keine Kunde mehr in die geliebte Heimat drang. — — —

Da kam das Jahr 1910 wie alle andern. Ruhig ging es seine Bahnen. Für die Loskar aber wurde es ein Jubeljahr. Da kam ein wandernder Goldschmied nach Cham und fertigte Reparaturen. Er vergoldete die Kelche und versilberte die Rauchfässer. Er war ein lustiger Gesell und ein heiterer Plauderer, und gerne gab man ihm Arbeit. Nebenher trieb der kunstfertige Landfahrer einen Handel mit antiken Sachen; mit Kennerblick suchte er alte Schränke, alte Figuren, alte Bilder und kaufte sie, wenn sie feil waren. Kein Dachboden, der ihm zugänglich war, blieb undurchsucht. Oft hatte er großes Finderglück.

Der Zufall führte ihn auf den mächtigen Dachboden des alten Spitales in Cham; ein ungeheures eichenes Balkenwerk trug die Hunderttausende von Ziegeln; riesige Kamine ragten wie Säulen empor. Da lag in der Ecke unter allerhand Gerümpel ein lederner Ranzen, schäbig, von Mäusen angenagt, mit einer Staubschicht bedeckt. Jahrzehnte mußte er schon daliegen; viele waren vorübergegangen und hatten ihm einen verächtlichen Blick zugeworfen; vielleicht hatten sie ihn neugierig angerührt; dann aber die schmutzigen Finger betrachtet und ihm einen Fußtritt gegeben, daß er ein Stück weiterkollerte und der Staub aufflog. Der Goldschmied aber zog den Ranzen zu sich her und tat ihn auf. „Ei, ei," so sprach er, „das ist ja ein alter Goldschmiedsranzen!" Er erkannte das an den wollenen Lappen, die ganz vermodert doch noch die Spuren zeigten, daß sie einst über viel blankes Metall hinweggeglitten waren. Und eine Bürste fiel heraus, wie die Goldschmiede sie brauchen, hart und scharf, aus Draht gearbeitet. Nun erwachte erst recht seine Neugier. Er zog den Ranzen an das Tageslicht, das hell durch ein Giebelfenster hereinströmte. Er räumte den Inhalt heraus; da kam ein Ledertäschlein zum Vorschein. Dies öffnete er, und seine Hände begannen zu zittern. Da las er und las und wollte es nicht glauben: „Wenzel Loskar aus der Stadt Prag. Anno Domini 1805." Er hatte die Spur seines Ahnen gefunden!

Digitized by Google

Seine Erregung war groß. Erschüttert setzte er sich auf die Treppe, die zum oberen Kornboden führt. Er stützte den Kopf in die Hand und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Allmählich kam ihm das Unfaßbare zum Bewußtsein: sein Ahn war verschollen, und er, der Urenkel, sollte ihn wiederfinden. Er war dem Weinen nahe. Und blätterte weiter in dem Täschlein: da fielen noch einige Fetzen heraus: Privilegien des Inhalts, daß der Goldschmied Wenzel Loskar die Länder bereisen dürfe zum Zwecke seiner Kunst. Und da! Was noch: die Quittung über das verpfändete Kleinod. Er sollte es sein, der mit der Schrift und den fünfzig Gulden den Schatz wieder lösen durfte.

Glückselig stieg er die Treppen hinunter in die Wohnung des Verwalters vom Spital. Er achtete nicht darauf, daß er voller Staub und Schmutz wurde; wie ein Heiligtum trug er den Ranzen in den Armen. Der Verwalter sah ihn eintreten und lachte: „Um Gottes willen! Was bringen Sie denn da des Weges? Das ist ja der alte Ranzen, der weiß Gott wie lang schon da droben liegt.“ Aber da wurde auch ihm warm ums Herz, und er schüttelte verwundert den Kopf, als er von dem glücklichen Fund hörte. Mit eigener Hand reinigte Hans Loskar, so hieß der Goldschmied, den Ranzen und konnte ihn nicht genugsam betrachten.

Der Spitalverwalter aber geleitete den Goldschmied zum Pfarrer der Stadt, und der war selig über so ein glückseliges Finden; er schleppte ein altes Totenbuch herbei — und sieh da, bald konnten sie voller Rührung lesen: „Anno Domini 1805 circa nativitatem Domini starb dahier im Siechenhaus ein unbekannter Wanderer am Grimmen und ward auf dem Freithof still begraben. Gott geb ihm die wahre Heimat. Soll ein Goldschmied sein. R. I. P. Amen.“ Das ganze Städtlein wurde für einen Tag aus seiner beschaulichen Ruhe geschüttelt. In allen Häusern erzählte man die wundersame Geschichte von dem Goldschmied, der seines Urahnen Ranzen fand; und mancher erinnerte sich, den alten Kunden, der so staubig und vergessen hundert Jahre in der Ecke schlummerte, auf des Spitals Dachboden gesehen zu haben. Hans Loskar steckte glücklich das Ledertäschlein zu sich; den Ranzen aber schickte er wohlverpackt mit einem frohen Brief an sein Weib nach Prag.

Hans Loskar unterbrach seine Reise; er erkundigte sich und fand, daß Attenhofen fern im schwäbischen Rothtal liege. Da muß er hin. Die Bahnstation heißt Weißenhorn. Am andern Morgen setzte er sich in den Zug. Das war freilich ein leichter Ding als die mühselige Wanderung, die sein Ahn zu machen hatte. Spät abends kam er nach Weißenhorn; er stieg ab im alten Gasthof zu den Hasen, und alles kam ihm wie ein Märchen vor; die Gäste warfen seltsame Blicke auf den Fremden, der so still vor sich hinträumte. Vielleicht war auch sein Ahn schon da gesessen und hatte den müden Körper gelabt. „War ist der Fremde?“ fragten die Stammgäste, und flüsternd gab die Kellnerin die Antwort: „Ins Fremdenbuch schrieb er: Goldschmied aus Prag.“

Am andern frühen Morgen schritt Hans Loskar die Landstraße hinunter, die nach Attenhofen führt. Zusammengeduckt liegt das Dorf in der Ebene, wie damals. Trutzig wie ein Bollwerk ragt der massige Turm in die Höhe. An der Stelle, wo die Straße beim Dorf Hegelhofen einen Rank macht, da saß ein Bettel-

Digitized by Google

mann; Hans Loskar warf ihm glücklich ein Goldstück in den hergehaltenen Hut. Bald schrillte die Klingel am Pfarrhaus, und er ward auf Wunsch in des Pfarrers Stube geleitet. Der Pfarrer fragte ihn nach seinem Begehr. Ob hier nichts bekannt sei von einem Schmuckstück, das vor mehr als hundert Jahren ein Goldschmied verpfändet habe. „Ei freilich", versetzte der Pfarrherr und beeilte sich, aus dem Aktenschrank die kuriose Schrift zu holen, die Hochwürden Herr Johannes Capistran Weber geschrieben hatte an dem Tage, wo die französische Guardia abzog. Da zog auch Hans Loskar sein Ledertäschlein hervor und zeigte die gleiche Urkunde. Er war der rechtmäßige Besitzer des Kleinods geworden; das ist außer Zweifel. Der Pfarrer brachte die Monstranze, und mit Entzücken erkannte der Goldschmied den Schmuck, dessen Zeichnung und Entwurf er so oft in den Händen hielt. Sie nahmen zusammen das Zierat weg, das die Monstranze über hundert Jahr so treulich behütet hatte.

Statt der fünfzig Gulden aber erbot sich Hans Loskar, dem Gotteshaus zu Attenhofen einen prächtigen Kelch zu schenken, und versprach kunstvoll auf einer Platte des Kelches glückliche Geschichte einzugraben.

Dann eilte er glücklich der Heimat zu. In der Tasche trug er des Urgroßvaters Ledertäschlein und, wohlverwahrt in einem seidenen Tüchlein, den kostbaren Schmuck. Die Goldschmiede aus Prag hatten ihr Kleinod wieder gefunden, und die schmerzvolle Lücke in der Geschichte ihres Geschlechtes hatte sich zugetan.

Ostern · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Und als die Männer, die am Felsblock harrten,
noch schlummernd lagen, unbewußt und schwer,
da schritt Er schon auf dunkelblauem Meer
der Zukunft, wie durch einen Frühlingsgarten.

Als Magdalena kam mit süßen Narden
aus wachend überstandnen Nächten her,
riß sie die Wächter auf: die Gruft ist leer!
Sie taumelten wie sturmzerwühlt und starrten.

Doch Er, unsichtbar aufgerichtet, lehnte
am offnen Grab, das sie umsonst bemühte,
und fühlte ihre unbeholfne Güte,

die ratlos blieb und sich verworren sehnte,
und war der Lenz, dem sich die zage Blüte
uneingestandnen Glücks entgegendehnte.

Digitized by Google

Die politische Zukunft Deutschlands

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Zwei Richtungen sind in Deutschland unausgeglichen; die eine erteilt dem politischen Denken den „Primat“, wie Leop. Rankes Ausdruck war, die andere behandelt die wirtschaftlichen Erreichungen als die nationalen und will die Diplomatie nach ihnen gerichtet wissen. Man kann nur nicht auch das Denken und den Willen anderer Nationen richten.

England hat zwei Jahrhunderte länger als wir seine wirtschaftlichen Bestrebungen auf dem Erdball verfolgt und wußte sie übereilungslos zu fördern und auf den sichernden Boden der Nationalmacht zu gründen durch stetig und folgerecht mitgehende Politik. Es ist auch nicht unwesentlich, daß verständliche und selbstgewisse Politik im Urteil der Völker ein Übergewicht von Achtung befestigt, welches vielerlei Einwände unwirksam macht. Die Achtung aller deutschen Tüchtigkeiten und Geistigkeiten reichte nicht als Gegengewicht gegen wachsende Abneigung.

Politischer Wille ist das Schwungrad der Gemeinsamkeit der Volkskräfte und der Selbstbehauptung ihrer Sittlichkeit. Nicht erst die zerstörte Ordnung der Monarchie oder der Krieg sind die wahren Ursachen, daß die deutsche Nation derart von entfesselter Gewinngier, Korruption, Untreue, Spielwut, solchem Überhandnehmen aller betrügenden bestehlenden, hyänenhaften Verbrechen verwüstet werden konnte. Hier schwärte ein seit Jahrzehnten in die Volksgesellschaft gekommener schleichender Giftstoff heraus, die Mitfolge aus den regierungsgerühmten „nur wirtschaftlichen Zielen“, aus dem Ansehn des Geldes, welches jedes andere überbot, aus der Einbeziehung zahlloser, im Volke Geschmack und Sitte verderbender Geschäfte in den schonenden volkswirtschaftlichen Begriff, aus dem ganzen verwissenschaftlichten Materialismus. Nicht die unzähligen wohldenkenden, redlichen einzelnen Deutschen, auch nicht die in dem großen Unternehmungsgetriebe eigentlich Tätigen, Tüchtigen, Fleißigen verfielen der üblen Folgerung, dem Hinschwinden von männlicher Unabhängigkeit, von Gewissenspflicht und Ehrgesinnung. Aber in allen Ständen und Schichten zeigte sich davon, auch in denen, wo es die gerühmten Überlieferungen und den Standesschild verblinden ließ. In seiner letzten Schrift legte der sterbende Wilhelm Wundt dar, wie die lehrhaft überstiegene Pflege der wirtschaftlichen Güter der Weg ward, uns in die Sklaverei zu führen, von innen her, in Zusammenwirkung mit dem äußeren Gegner. Getue in Kunst und Kulturredseligkeit vermochten nicht Ersatz zu sein für die wirkliche Bildung der älteren Zeit und ihre charaktervolleren, schöneren Güter.

Wer aus der strengen Rechenschaft herausgerät, gewöhnt sich an die Illusionen. Wir haben darin mit allem gelebt, seit kein Bismarck mehr die von ihm begründete Friedenspolitik in wachsamer steter Prüfung diplomatisch auf der Höhe hielt. Zu Bündnissen, über deren Tauglichkeit wir uns beruhigten, fügten wir die Chimäre, in Freundschaft mit der Dollarplutokratie etwann England zu stürzen; nach Bank- und Geschäftsinteressen, die ursprünglich die türkische Freundschaft gebahnt hatten, wurde die „Macht des Islam“ zur Phantasiever-

Digitized by Google

nichtung des Britenreichs. Noch mit der Geschichte des Krieges und der schuldfreudigen Unterwerfung endet nicht das von allen Seiten gesponnene Vielgeflecht der getäuschten Einbildungen. Auch die jetzt gerne gebrauchte Vertröstung mit dem Siebzigmillionen-Volk, welches man nicht erdrücken kann, verlangt durchdacht zu werden, sonst hilft sie nur zur Fortdauer der Selbsteinredungen und Irrgänge. Die Zahl tut es nicht, sondern der Grad der Achtbarkeit und des Widerstands, den eine Nationalität der Schmelzbarkeit leistet. Millionen des deutschen Volkstums sind bereits zergangen jenseits der Grenze, welche Frankreich seit Jahrhunderten nach Osten rückt. Ganze germanische Volkstümer liegen unter dem Rasen der Weltgeschichte, weil sie zu Allem guten Willen hatten außer zur Einfachheit des politischen Verstandes. Erfahrungsmäßig aber am freiwilligsten zertaut die deutsche nationale Festigkeit in der geschäftlichen Beeiferung.

Es ist aber sittlich nicht besser, wenn gewisse national gemeinte Illusionsrechnungen die Deutschen auf ihr „Wiederhochkommen" vertrösten. Eine solche aus Broschüren angelesene Meinung geht dahin: Nunmehr müssen die gewaltigen erneuten Weltkriege folgen, welche England an der Spitze seiner Gruppierungen gegen Japan, dann baldigst gegen die Vereinigten Staaten führt. Den unermeßlichen Bedarf an Kriegsgerät und Lieferungen hauptsächlich nachzuergänzen, fällt dann dem unmilitärisch gewordenen, technisch voranstehenden Deutschland zu. Ganz Deutschland eine rastlose, riesige Erzeugungsmaschine für Kriegslieferung, und so am letzten Ende, wenn alle erschöpft, geschwächt, verarmt am Boden liegen, werden wir die Reichen, Mächtigen sein! Dies die Glücksidee und die Volksethik einer Utopie, deren mathematisch selbstgewisser Faden von der Wirklichkeit an jeder Stelle leicht durchschnitten wird.

Gewiß muß die nationale Wirtschaft und Arbeit aus vervielfachter Bedingung der Weg sein, uns nach und nach aus der ungeheuerlichen Belastung und Schuldknechtschaft wieder herauszuringen. Doch kein neues Mal ohne politische Steuerung und Wegsicherung. England will uns nicht entwaffnet und beraubt haben, um von neuem in der Gefahr zu stehn, daß wir es überflügeln. Kurz vor der Eröffnung der Leipziger Messe 1920 wiesen schon die Londoner „Financial News" auf die Bedrohung hin, daß die abgestellte deutsche Kriegsmaschine mit ihrer bewiesenen gewaltigen Kraft fortab zur Mehrung einer deutschen „Friedensmaschine" von allüberlegener Leistung werde. Insbesondere würde England es als Herausforderung nehmen, würde Deutschland in Rußland nach Vorsprung trachten ohne irgendwelchen Vergleich mit ihm darüber. Minder mag es durch deutsche Umwerbung Frankreichs beunruhigt werden.

Anders als England trennt die französische Öffentlichkeit das Politische von den finanziellen und wirtschaftlichen Augenmerken. Sie läßt diese die Angelegenheit der Fachleute und beteiligten Kreise sein, was deutsche Anknüpfungen solcher Art wohl ermutigen und ebnen kann, aber nicht auch weiteres. Soweit die Franzosen nicht öffentlich ermüdet und teilnahmslos sind, wollen sie mit der überzeugungsleichten Lebhaftigkeit, die zum Wesen des gallischen Elan gehört, politisch formulierte Ideen und Ziele. In seinen nationalen Temperamenten wird Frankreich niemals durch wirtschaftliche Gesichtspunkte gedämpft und abgelenkt werden.

Digitized by Google

Schwankt sein politischer Wille auch noch so in den Kurven des Auf und Nieder, so wird doch wieder und wieder sich mit erneuter Forderung die den Franzosen alteingelebte Lehre von der ihnen zukommenden Rheingrenze einstellen. Wie seit Jahrhunderten, wird jeder Teilerfolg darin sie zur weiteren Erfüllung anhalten. In die gleiche Richtung drängt die ernstliche Sorge um Frankreichs Bevölkerungszahl. Und hinzu treten Gelüste, zwar mehr wirtschaftliche und generalstäbliche als eigentlich „nationale", auf unser rechtsrheinisches Industriegebiet. Frankreich, wo Clemenceau Undank findet und man von der „Sabotage des Sieges" durch ihn spricht, und als Frankreichs Gefolgschaft Polen, bedrohen das verkleinerte Deutschland noch im jetzigen Bestande. Welches politisch gesunde und verlässige Verhältnis wir mit Rußland eingehen könnten und wer „Rußland" sein wird, wird zur Klärung noch vieler Zeit bedürfen. Gelingt es, bei den Vereinigten Staaten uns einen Rückhalt für die Lösung von Einzelfragen zu verschaffen, um so besser. Doch wird der mögliche Draht nach Washington immer mit iener Geschicklichkeit und Klugheit, die uns seit lange abhanden gekommen sind, behandelt werden müssen. Mit Amerika oder mit Japan zielpolitische Gemeinschaften anbahnen zu wollen, ist abermals unnütze, nur Argwohn weckende Luftschloßbauerei. Wir haben doch jenen nichts zu bieten.

Bisher haben England und Italien seit dem Versailler Frieden noch Ärgeres von uns abgewandt. Nicht um unserer Liebenswürdigkeit willen, sondern aus der unter ihnen verständigten Gleichgewichtspolitik, um dem neubelebten Imperialismus Frankreichs und den von ihm ermutigten Ehrgeizen, wozu auch die großserbischen, jugoslawischen gehören, Zügel anzulegen. Die englische öffentliche Meinung, die begreiflich nicht so bald die Erinnerungen des Weltkriegs überwindet, wird in der Verhetzung gegen Deutschland erhalten namentlich durch die Planmäßigkeit und Macht der Northcliffe-Presse. Dieser leisten nun noch die deutschen Stimmen vielfach Vorschub. Begreiflich — oder noch begreiflicher als drüben — wirkt in Deutschland die Erbitterung gegen England nach. Sie führt aber auch zu mancherlei Urteilen und Kritiken, die nur schief sind, zu Spottbildern und Zeitungsäußerungen, die auch von dem gerechten Engländer als lediglich beschimpfend aufgefaßt werden müssen.

Nun ist England an und für sich, angesichts des vielen Ungeklärten in der Weltlage und der reichlichen Wolken am großbritannischen Horizont, auf den Fortbestand der „Entente" angewiesen. Um deswillen versteht es auch manches Peinliche duldsam in Kauf zu nehmen, sogar einen französisch-belgischen Militärvertrag, der in der Verwirklichung der „natürlichen Grenzen Frankreichs" ein nicht so harmloses Stück Vorankommen ist. Alle diese Sachlagen leiten nun die Gedanken noch auf den Völkerbund.

In der anfänglich von Wilson gedachten Form und Bedeutung war der Völkerbund eine den Möglichkeiten vorgreifende Schnellfertigkeit. Zu Versailles, wo sein Statut ausgearbeitet und bezeichnenderweise in den Frieden mit Deutschland hineinverarbeitet wurde, sollte er alsdann für den Dienst der Entente gestaltet werden. In Genf hat sich schon klarer gezeigt, was er selber zu werden gedenkt. Nicht gerade durch die endlosen Professoren- und Juristentifteleien zu

Digitized by Google

den Organisationsfragen und Beschlußanträgen, aber durch die zweckbewußten und bei aller Höflichkeit mitunter erregten Aussprachen allgemeinerer Natur. Genauer besehen dreht sich die Internationalität dieses Weltbundes dahin, daß die mittleren und kleineren Staaten, belehrt durch den Weltkrieg, eine verbesserte Sicherung ihrer einzelnationalen Selbständigkeit in ihm zu haben wünschen, und daß die fernwohnenden von ihnen sich genugtuungsvoll berufen sehn zur Mitbestimmung am Weltganzen. Anders als die Großmächte den Bund vorerst noch statutarisch vorgeformt haben, bekundete sich ein gegen die großmächtliche Hegemonie gerichteter Abwehrwille. Das erstreckt seine Bedeutung über die ganze Welt, aber nicht zuwenigst über Europa. In jenem Willen wurzelte auch das sich wiederholt kundtuende Verlangen nach der baldigen Aufnahme des besiegten Deutschland, wobei übrigens private Freundschaftsgefühle für diese „Schuldträger" bei den wenigsten Delegationen in Genf zu spüren waren. Frankreich, welches vorweg die Ungunst erfuhr, daß der Bundesort nicht nach Brüssel, sondern in die parteilose Atmosphäre der Schweiz verlegt ward, erschien in Genf gleichwohl in der unbefangenen Erwartung, erneut den beliebten Nimbus der uneigennützigen Verdienste für seine unbegnügte Frontstellung gegen Deutschland zu gewinnen. England wahrte achtsam die Vorbehalte seiner Handlungsfreiheit, betätigte sich als Mitglied wesentlich geschäftsmäßig, und mit vorschauendem Fernblick wog es aus allen Wahrnehmungen heraus, welche berechenbaren Werte und Kräfte die Weiterentwicklung des Bundes verheißt.

Deutsche Politik sollte dessen auch fähig sein. Die Mitgliedschaft im Völkerbund könnte ein Weg werden, wie wir noch am ehesten zu der vielberufenen Revision des Versailler Friedens gelangen, an die in Genf wiederholt gestreift ward. Was wir absehbar von Berechtigungen unserer Nation und unseres Volkstums militärisch nicht erkämpfen können, ist nicht unerreichbar im Rahmen politischer kommender Entwicklungen. Eine Gefrieranstalt des Gegenwärtigen kann und will auch der Völkerbund nicht sein.

Die seit Jahren zum Blatt der Franzosenfreundschaft gewordene „Morning Post" in London nennt den Völkerbund im Rückblick auf die Genfer Tagung eine Verschwörung, worin die Freunde, Agenten und Narren Deutschlands tätig waren. Erwähnungswert für diejenigen in Deutschland, die von einer internationalen Affenversammlung sprachen. Beides trifft sehr weit an vielem vorbei, auch an den ernstlichen Beurteilungen in England. Soweit es gleichlaufende deutsche und englische politische Interessen gibt, gelangt deren verständigte Wahrnehmung zu besseren Aussichten durch eine gleichzeitige Begegnung der beiden Diplomatien im Völkerbund.

Alles in allem muß England nach wie vor sich wünschen, daß das Denken, Wollen und Können Deutschlands nicht im nur noch Wirtschaftlichen stecken bleibt sondern daß endlich wieder ernsthaft mit einer deutschen Diplomatie zu rechnen sei.

Digitized by Google

Rundschau

Elsässische Charakterbilder

3. August Schneegans

„Er war eine reich veranlagte Natur: geistreich, von gediegener humanistischer Bildung, ein klarer Dialektiker als Journalist und politischer Redner, mit großem Blick für die geistigen Strömungen in der Geschichte, dabei mit dichterischem Schwung und Talent und von sensitivem Gefühl."

Alberta von Puttkamer,
in ihrem Buche „Die Ära Manteuffel", über Schneegans

Zu den einflußreichsten Büchern über die elsässische Politik des letzten Halbjahrhunderts gehören die Memoiren von August Schneegans, die der Verfasser mit Recht als einen Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit bezeichnet.

Im Jahre 1904 erschienen, ist dieses Buch heute wahrhaft wichtig geworden. So manche Erscheinungen des elsässischen Volkscharakters, erfreuliche und beklagenswerte, treten uns hier mit plastischer Anschaulichkeit entgegen. Der leitende Gedanke von Schneegans' Politik, der autonomistische, ist ja auch im Spätherbst 1918 wieder lebendig geworden; und die Bestrebungen, die in solchem Sinne einen kleinen Kreis von Deutschelsässern zusammenhielten, sind auch für die Politiker der siebziger Jahre eine zeitlang maßgebend gewesen.

Zu Straßburg, im Jahre 1835, wurde Schneegans geboren. Seine Mutter war noch weitläufig mit Friederike Brion verwandt. Der junge August besuchte das protestantische Gymnasium, studierte klassische Philologie und trat frühzeitig mit literarischen Arbeiten hervor — deutschen und französischen Gedichten, in denen sich bereits der spätere elsässische Partikularist bemerkbar macht. Als Student hatte sich der unternehmungslustige junge Mann an einer Reise der Vertreter Frankreichs in der europäischen Donaukommission beteiligt. Die Fahrt ging über Frankfurt nach Thüringen. Er sah die Wartburg, Weimar und schwelgte in historischen Erinnerungen. In Dresden fesselte ihn die Kunst. Nun ging es über Prag in den Orient. Feinsinnig sind die Beobachtungen, die Schneegans in der internationalen Gesellschaft, die er in Galatz antraf, machte. Schon jetzt brachte er die feinen Manieren der Franzosen in Parallele zu dem „aufrichtigen" und „dauerhaften" Wesen der Deutschen, lernte von beiden Teilen, fühlte sich aber im Herzen der deutschen Sinnesart mehr zugetan.

Schneegans entschied sich früh für die Zeitungsarbeit. Neben politischen Artikeln über den Orient verfaßte er literarische Aufsätze, die in größeren französischen Zeitschriften Aufnahme fanden.

Nun kam der deutsch-französische Krieg. Schneegans erlebte die Belagerung von Straßburg mit. Charakteristisch ist aus dieser Zeit sein Geständnis, daß er — der als Mitglied des Gemeinderats eine geachtete Stellung unter seinen Mitbürgern einnahm — damals für „die künftige Autonomie des Elsasses" schwärmte. Für seine Heimat zu arbeiten, dafür hatte ihn schon Jahre vorher sein Freund Neffzer, der Chefredakteur des Pariser „Temps", begeistert.

In überaus packenden Schilderungen lernen wir die verschiedenen Abstufungen in der

Digitized by Google

politischen Stimmung der damaligen Straßburger Bevölkerung kennen. Schneegans hoffte, daß die Eingeborenen sich bald an das deutsche Wesen gewöhnen würden. Treffend war seine Auffassung, daß Frankreich durch den Verlust des Elsasses sich viel mehr in seiner Eigenliebe als in seinem Herzen verletzt fühlen würde. Nach einer vorübergehenden Journalistentätigkeit in der Schweiz — wo dem nun etwas abseits der großen politischen Ereignisse Stehenden die Erkenntnis aufging, daß das frivole Frankreich jener Tage die „Anhänglichkeit der Elsässer nicht verdiene" — ging er als einer der elsässischen Abgeordneten der französischen Nationalversammlung nach Bordeaux und tauchte dort in weltgeschichtliche Ereignisse tragischer Art unter. Gambetta, Thiers, Viktor Hugo treten auf, treffend beleuchtet, scharf charakterisiert in ihrem Verhalten auf der politischen Bühne. Die Leichtfertigkeit, mit der man die elsässischen Dinge in Bordeaux erledigte und die den elsässischen Patrioten so überaus wehe Tage bereitete, erscheint, von dem Miterlebenden fast überhell beleuchtet, vor unserem geistigen Auge. Über den offiziellen, dokumentarischen Wert dieser Schilderungen braucht kein Wort verloren zu werden.

Vor allem aber ergreifend tritt uns die seelische Verlassenheit der elsässischen Patrioten in jenen Augenblicken entgegen; und das Wort des Straßburger Bürgermeisters Küß, des „großen Elsässers": „Wir sind besser als diese Leute" bewährt sich, grade auch im Hinblick auf unseren Schneegans, durch die Tat. Küß' tragisches Ende in Bordeaux und die entsetzlich geschmacklosen Theaterszenen an seiner Bahre zeigen uns die elsässische Treue und die französische Leichtherzigkeit auf dem Gipfel.

Trotz aller bitteren Erfahrungen ließ sich Schneegans in seinem patriotischen Eifer nicht beirren. Er wanderte aus. Nach Lyon, wo er die Leitung einer Tageszeitung übernahm. Wieder erlebte er Enttäuschungen. Die hohe Finanz, die das „Journal de Lyon" förderte, verstand einerseits nicht die ideale Seelenstimmung des neu gewonnenen, aus Liebe zu Frankreich übergesiedelten Chefredakteurs; andrerseits erschwerte man ihm die Leitung des Redaktionsteils durch unbefugte, stümperhafte Einmischungen. Schneegans legte seine Tätigkeit nieder. 1872 zog es ihn nach der Heimat. Er kam rechtzeitig, um führend in die autonomistische Bewegung einzugreifen.

Und hier war es, wo er einen festen Strich zog gegenüber den Einmischungen in die elsässischen Verhältnisse seitens der Franzosen, die ein paar Jahrzehnte später, zu Wetterlés Zeit, wieder so unheilvoll schürten. Er schreibt unzweideutig: „Da nun einmal Elsaß durch die feierliche Abstimmung der Nationalversammlung auf ewig Deutschland abgetreten war" — man höre! — „und diese Abstimmung war bekanntlich mit erdrückender Mehrheit erfolgt, — so hatten Frankreich und die Franzosen die Pflicht, uns zu Hause tun zu lassen, was wir wollten, und sich nicht mehr in unsre Angelegenheiten zu mischen, namentlich nicht mehr von ihrem Standpunkte aus und in ihrem Interesse."

Der erste autonomistische Elsässer neben Schneegans wurde Hartmann, der Abgeordnete von Münster. „Er hatte zuerst nach der Versammlung in Bordeaux, nachdem er sich über die einzunehmende Haltung mit unseren früheren Freunden Ignaz Chauffour, Aug. Dollfus, Fleischhauer, Schützenberger verständigt hatte, die Fahne der Autonomie aufgepflanzt; er hatte es ausgesprochen, daß, da das Elsaß nicht mehr französisch sei, es elsässisch sein müsse und von Deutschland eine autonome Konstitution zu erhalten suchen solle, die es den andern deutschen Staaten gleichstellte." Angesehene Politiker, zumeist Freunde unseres Redakteurs, schlossen sich der neuen Bewegung an. Wir lernen sie kennen, z. T. flüchtig, z. T. in ihrem Verhalten scharf charakterisiert: Kablé, Tachard, Schützenberger, Chauffour, A. Dollfus, Schlumberger, Hartmann. Man stand, parteipolitisch gesehen, ungefähr auf nationalliberalem Boden; und in der Tat gelang es auch Schneegans, eine Reihe dahin gerichteter Blätter in Altdeutschland für die elsässische Gruppe zu interessieren. Im „Elsässer Journal", dessen Leitung Schneegans fürderhin übernahm, legte er nun seine politischen Anschauungen nieder. Epochemachend waren dort seine „Lettres de Berlin", November 1876. Sie zeigen uns das oppositionelle

Digitized by Google

Verhalten der Protestler Winterer, Guerber u. a. im Reichstag und den Eindruck ihrer Reden auf die altdeutschen Kollegen. Kulturkämpferische Illusionen an Stelle sachlicher Befassung mit praktischen Tagesfragen; platonische Proteste gegen die Annexion anstatt realpolitischer Erörterungen elsässischer Fragen: man schüttelte deutscherseits den Kopf! 1876 hatten im Wahlkampf die liberalen Autonomisten über Klerikale und Protestler (beides war ungefähr eins!) den Sieg davongetragen

In der Reichstagssession des Winters 1877 sehen wir Schneegans, den Abgeordneten, wieder in voller Tätigkeit. Er war es im wesentlichen, der die Verfassungsfrage für Elsaß-Lothringen ins Rollen brachte. Er sagt darüber: „Ich begann allein, ich darf es wohl sagen, die Aktion in Berlin. Ich entschloß mich, alles daran zu wenden, um die Verfassung durchzubringen. Auf mein eigenes Risiko veröffentlichte ich eine autographierte Straßburger Korrespondenz, die ich den Zeitungen, den Reichstagsabgeordneten, den Delegierten des Bundesrats, den Ministern schickte, und in der ich unser Programm auseinandersetzte und unsere Wünsche formulierte. Da das Komitee unserer Zeitung mir erklärt hatte, daß es mir für meinen Berliner Aufenthalt keine pekuniäre Unterstützung mehr geben konnte (oder wollte), so verkaufte ich eine gewisse Anzahl Papiere und setzte mein Privatvermögen, das schon durch die Kosten der Wahl, welche mir nicht ersetzt worden waren, mitgenommen worden war, in den Dienst der allgemeinen Sache. Die Redaktion der ‚Straßburger Korrespondenz' ruhte allein auf mir. Keiner meiner Freunde beteiligte sich daran. Dabei schrieb ich für das ‚Elsässer Journal' und war Mitarbeiter zahlreicher deutscher Zeitungen."

Man sieht: er arbeitete, zielbewußt und seinem Ideal getreu, trotz aller Schwierigkeiten, für sich fort. Und diese Schwierigkeiten waren nicht klein. Ein Piccolomini fand sich an seiner Seite: Kablé, sein Freund, der mitten im dramatisch bewegten Kampf der Opposition verfiel. Schneegans' für Freundschaft sehr empfängliches, biederherziges Gemüt trug schwerer an diesem persönlichen Mißgeschick als an allen politischen Gegnerschaften.

Aber seine heißen Anstrengungen waren von schönem Erfolg gekrönt. Fürst Bismarck hatte seinen Mann erkannt, und nun war Schneegans mit einemmal der Vertraute und Berater des Reichskanzlers in der elsässischen Frage und Verfassungsfrage geworden. Wiederum tritt seine politische Tätigkeit in welthistorische Beleuchtung. Der Sieg war errungen. Die Grundlagen der Verfassung waren gelegt

Man hätte glauben sollen, daß so schöne und reale Erfolge im Elsaß, namentlich unter Gleichgesinnten und Freunden, dem hochgemuten Manne Dank und warme Anerkennung eingebracht hätten. Das Gegenteil trat ein. Haß, Mißgunst, offene Befehdung und Verfemung schlugen schwarze Flügel um dieses tapfren Mannes Haupt. „Die ganze Welt", schrieb man ihm, „ist auf Sie neidisch, und die, welche Sie Ihre besten Freunde nennen, sind Ihre erbittertsten Feinde. Eine ganze Menge von Leuten wartet nur auf den Moment, wo sie sich wegen ihrer Inferiorität an Ihnen wird rächen und wo sie Ihnen Ihre Erfolge wird büßen lassen können. Jedermann hat das Gefühl und die Überzeugung, daß Ihnen persönlich und nur Ihnen das Elsaß seine jetzige Entwicklung verdankt, aber dieses Gefühl und diese Überzeugung regen in kleinlichen Geistern nie Dankbarkeit und Ehrfurcht an; ‚ils engendrent l'envie et la haine; c'est la revanche de l'impuissance qui se prépare contre vous.'" „Sie haben in Berlin den Sieg davongetragen," rief ihm ein offenherziger klerikaler Kollege zu, „aber merken Sie sich das wohl, wir werden davon im Elsaß profitieren!"

Die elsässische Feder sträubt sich dagegen, im einzelnen die Beleidigungen und böswilligen Verkleinerungen zu verzeichnen, denen Schneegans in der eigenen Heimat fortan ausgesetzt war. Wir kennen diese seelenmörderische Art zur Genüge auch aus unseren Tagen. Genug hiervon!

„Ich war entmutigt, ich war grausam enttäuscht, mein Herz blutete." In diesen lapidaren Satz drängt Schneegans seine elsässischen Erfahrungen zusammen. Im Märchen des „Ritter

Digitized by Google

Curtius", der sich in den Abgrund stürzen will, um sein Vaterland zu retten, suchte der Poesieverständige sich dichterisch und dichtend zu befreien. Aber der Mann, dem Politik Lebenselement war — und der doch erst in den Vierzigern stand — hätte in rein literarischer Betätigung kein volles Genüge finden können. Und seine Heimat gänzlich im Stich zu lassen, das wollte ihm schwer zu Sinn. Vielleicht, daß Bismarcks Entgegenkommen unter den maßgebenden Männern im Elsaß doch auch Nachfolge fand. Man suchte ihn im Lande zu halten und bot ihm die Stelle eines Ministerialrats an. Er lehnte nicht ab. Das Vertrauen Manteuffels (des Statthalters) und Herzogs (des Staatssekretärs) begleitete ihn auf diesem Posten. „Manteuffel und Herzog zogen mich häufig zu Rat, und ich hatte die Genugtuung, zu sehen, daß meine Ratschläge befolgt wurden."

Allein die schädliche Politik — gegen die wir bereits den Grafen Dürckheim Stellung nehmen sahen und die darin bestand, dem unbelehrbaren Willen des Volkes allzu viel Nachgiebigkeit zu zeigen, — wurde auch Schneegans zum Fallstrick. Nachdem er dem Statthalter noch einige für elsässische Regierungsposten in Frage kommende Persönlichkeiten namhaft gemacht hatte — darunter seinen Freund Klein — sagte ihm dieser: „Sie sind ein Hindernis für diese Herren. Sie sind auch ein Hindernis für die katholische Partei. Sie sind in der letzten Zeit zu sehr hervorgetreten, als daß es nicht Anlaß zu allerlei Eifersüchteleien, Mißgunst und Haß gegeben hätte. Sie müssen also weggehen. Gott sei mit Ihnen, mein lieber Schneegans!"

Der Reichskanzler hatte den Befehl erteilt, Schneegans die erste freiwerdende Konsulstelle anzubieten. Am 6. Mai 1880 wurde er zum Konsul in Messina ernannt.

Damit war er für das Elsaß endgültig erledigt.

Bismarck schätzte Schneegans' diplomatische Befähigung hoch ein. Und so war die Absicht, unsern Elsässer fern von der ihn mißkennenden Heimat auf dem Hochland der internationalen Politik sich betätigen und soviel tragisches Mißgeschick in neuer Arbeit überwinden zu lassen, ein schönes Vertrauenszeichen des großen deutschen Kanzlers. In Messina und später als Generalkonsul in Genua hatte Schneegans reichlich Zeit, seiner dichterischen Muse zu leben (Erzählungen).

Bevor er Deutschland verließ, lud er in Berlin einige Bekannte, darunter Spielhagen, Auerbach, Hopfen, die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck, zu einem Abschiedsessen ein. Und hier war es der Dichter Berthold Auerbach, der dem Scheidenden in herzlichen Worten die Anerkennung und Hochachtung der deutschen Freunde zu vermitteln kam. Im selben Sinne sprach Spielhagen.

„Sie haben Schweres durchgemacht, ich weiß es, schwere Kämpfe durchgekämpft, ich war Zeuge davon, aber Sie sind Sieger geblieben — und es war nicht leicht. Für dieses Kämpfen und wackre Festbleiben haben Sie meine und unser aller Hochachtung in ganz Deutschland", sagte Auerbach und umarmte den Elsässer, der ihm in bewegten Worten dankte. Und Schneegans selber sagt, daß er nach schwerem, langem Kampf sich „legal und ohne Hintergedanken auf deutschen Boden gestellt" habe. Und den Bericht über jenes Berliner Abschiedsessen schließt er mit den Worten: „Ich dankte allen Freunden, die mir geholfen hatten, mein wahres Vaterland wiederzufinden."

Uns aber geziemt, über alle Schranken der Zeit und des Schicksals hinweg, die Worte in uns lebendig zu erhalten, mit denen August Schneegans von den Lesern seiner Memoiren Abschied genommen hat: „Hoffen wir, daß allmählich auch über meiner geliebten Heimat die Morgenröte des gesunden allmählichen Fortschritts leuchten wird..."

Schneegans starb am 1. März 1898, wenige Tage vor seinem 63. Geburtstag. Eine treue Lebensgefährtin, mit der er im Jahre 1887 die silberne Hochzeit hatte feiern dürfen, und mehrere Kinder haben ihn überlebt. Sein Buch, von seinem Sohn herausgegeben (Berlin, Paetel 1904), sollte jeder lesen, der sich mit elsässischer Politik beschäftigt.

Alsaticus

Digitized by Google

Vom Wesen des Staates

Eine klare Erkenntnis vom Wesen des Staates ist Voraussetzung für schöpferische politische Betätigung. Jede Zeit muß sich von neuem Klarheit darüber schaffen. So müssen wir es dankbar begrüßen, wenn zwei hervorragende Gelehrte, der Theologe Reinhold Seeberg und der Historiker Martin Spahn sich der Untersuchung dieser Frage widmen. Der Theologe Seeberg ist ebenso geschichtskundig wie der Historiker Spahn sich in der Philosophie und Ethik bewandert erweist. Beides muß sich ergänzen.

Reinhold Seeberg hat in seinem jüngst in zweiter, neubearbeiteter Auflage erschienenen „System der Ethik" (Verlag A. Deichert, Leipzig) in tiefschürfender Weise die christliche Sittlichkeit in der sozialen Volksgemeinschaft und staatlichen Kulturgemeinschaft betrachtet. Als Gelehrte in dem Präsidenten Wilson den Erlöser einer aus den Fugen geratenen Welt erblickten, hielt in den Septembertagen 1918 Reinhold Seeberg seine Antrittsrede als Rektor an der Universität Berlin über das Thema: „Politik und Moral" (erschienen in „Wir heißen Euch hoffen", vier akademische Reden. Staatspolitischer Verlag, Berlin).

Den tiefen Unterschied zwischen deutscher und angelsächsischer Anschauung über das Verhältnis der Moral zur Politik deckt Seeberg in klarer Darstellung auf. Der Deutsche geht von Luther, der Angelsachse von Calvin aus.

Luther lehrt, daß „Moral und Politik, Kirche und Staat, Glauben und Wissen nicht nur dem Grade, sondern der Art nach voneinander verschieden sind und beide Gebiete somit ihr eigengesetzliches Dasein führen. Sodann erkennt Luther, daß die Moral nicht den gesetzlichen Charakter einer vorgeschriebenen Ordnung hat, sondern ebenso wie die Religion in das Gebiet des persönlichen freien Lebens und Wollens des einzelnen Menschen fällt, während der Staat auf einer äußerlich rechtlichen Zwangsordnung beruht. Der Staat soll und kann also nichts anderes erstreben, als ein Zusammenwirken seiner Glieder zum Zweck der Erhaltung und Ordnung des Lebens eines Volkes. Hier gilt keine andere Regel, als die vernünftige Zweckmäßigkeit Und hier gibt es keinen höheren Erfolg als den, daß die Menschen zu gegenseitiger Förderung eine feste Lebensordnung einhalten. Diese erstreckt sich, im Sinne Luthers, nicht nur auf die Herstellung der Rechtssicherheit, sondern auch auf die Durchführung eines fortschreitenden Kulturlebens. Dies beides wird aber dadurch erreicht, daß man die überkommenen geschichtlichen Ordnungen in Kraft erhält und sie in etwaigen Bedarfsfällen innerhalb ihrer selbst verbessert. Kluge Überlegung und sichere Entschiedenheit in der Handhabung der ihnen zu Gebote stehenden Rechts- und Machtmittel sind demnach die Aufgabe der Fürsten. Wenn sie außerdem christliche, ernst moralische Persönlichkeiten sind, so werden sie ihre Aufgabe besser, weil gewissenhafter und treuer durchführen. Aber darum behalten diese Aufgaben immer ihren rein naturgemäßen, durch verständige Gesetze gebotenen Charakter und erlangen nicht etwa eine höhere christlich-moralische Geltung."

Ganz anders hat sich die Anschauung auf dem angelsächsischen Boden unter den Einwirkungen des Calvinismus entwickelt. Calvin hat die Staatsordnung nach den Geboten Gottes herstellen wollen und ist der Ansicht gewesen, daß die aristokratische Republik die ideale Staatsform sei, weil sie den Bürgern die Freiheit verbürge, sofern sie irgendwie doch auch an der Regierung beteiligt sind. Das sind antike und mittelalterliche Gedanken.

Aber diese sind dann auf englischem Boden während der Kämpfe Cromwells wieder erstanden und haben jetzt weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen, indem sie der praktische, allem Prinzipienwesen abholde englische Geist festhielt und sie den konkreten Verhältnissen anpaßte. Es entsteht damit zugleich eine besondere Spielart des Calvinismus, die man als Anglocalvinismus bezeichnen kann. Zwar sollte jede religiöse Gruppe, sofern sie nur christlich ist, ihre Lehren und Bräuche behalten, aber sie alle vereinigten sich zugleich in der Anerkennung

Digitized by Google

gewisser religiöser und moralischer Wahrheiten. Und diese gelten für alle Staatsbürger und verleihen dadurch dem Staat eine Art religiösen und ethischen Charakters. Die Autorität, die nach Calvin den biblischen Gesetzen zukommt, wird übertragen auf gewisse moralische Grundwahrheiten, die im weiteren Sinn als christliche anzusehen sind. Diese Wahrheiten sind an sich nicht verschieden von den Gedanken des Naturrechts, aber sie treten mit moralischer Autorität auf und gelten im praktischen Leben als christlich und evangelisch Auf dieser moralischen Autorität beruht die staatliche Ordnung. Sie ist nicht bloß ein Produkt der vernünftigen Überlegung der Zweckmäßigkeit innerhalb der natürlichen Entwicklung des Volkes. Der Staat ist nicht die oberste Autorität, sondern ihm steht die Autorität der Moral zu. Aber nicht in den Dogmen der verschiedenen Kirchen kann und darf diese Autorität gesucht werden, sie wird ausgeübt von der „Gesellschaft" oder von der diese beherrschenden öffentlichen Meinung,

Und nun begreifen wir den Gedanken, daß der Gottesstaat, dessen Verwirklichung uns als ein stets zu erstrebendes und empirisch nie zu erreichendes Ziel erscheint, in England und Amerika verwirklicht sein soll, und daß das Angelsachsentum beansprucht, als ein Heiland der Welt Moral und Freiheit zu bringen Freilich, wer überlegt, daß die diesen Gottesstaat begründenden Ideale von Zeitungsschreibern und „Politikern" sowie von den hinter beiden stehenden Großkapitalisten abhängen, dem wird diese Neugründung des Gottesstaates wenig einleuchtend erscheinen.

Die ungeheure Täuschung, die in diesen angelsächsischen Gedanken liegt, wird aber noch gesteigert, wenn man erwägt, daß die englische Politik stets die inner- wie außerpolitischen Fragen ausschließlich nach den Maßstäben des Erfolges und der praktischen Nutzbarkeit behandelt, freilich auch nie deren vermeintliche Moralität zu unterstreichen versäumt hat. Weder ist jemals die brüderliche Demokratie, von der man redet, hergestellt — an ihre Stelle trat in Wirklichkeit die Aristokratie oder Plutokratie —, noch sind die zahllosen Kriege Englands je unter einem anderen Stern als dem des härtesten Egoismus der besitzenden Klassen geführt worden, noch hat bis auf die neueste Zeit die Moral der englischen Politik sich zu erweisen vermocht.

Seeberg zeigt auf Grund einer solchen Darstellung vom angelsächsischen Geiste, wie Wilson sich als Kreuzfahrer fühlte und das englische Volk als das von Gott erwählte an Gottes Stelle sich befugt erachtet, in den Händeln dieser Welt zu richten. Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr Ludwig Quessel hat in einer Arbeit über „Katheder- und Kanzelimperialismus in England" (bei Seeberg nicht angeführt) nachgewiesen, wie die eigenartige Verquickung von religiösem und imperialem Fühlen schon seit Cromwells Zeiten in England einen Geist erzeugte, der die feindlichen Länder als Land der Amalekiter behandelt und die eigenen Kriegsscharen als Streiter Gottes begrüßt. Seit Cromwell fühlen sich die Stämme Albions von Gott zur Weltherrschaft auserwählt. Bei den Angelsachsen werden seitdem die politischen Ideen in religiöse Gewandung gekleidet

Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß hervorragende Engländer (meist waren es Schotten oder Iren) einer solchen Anschauung entgegengetreten sind; aber die allgemeine von Seeberg mit Recht als bedeutungsvoll hingestellte öffentliche Meinung ließ sich davon nicht beirren. Ein frevelhaftes Beginnen ist es jedoch, wenn deutsche Universitätsgelehrte (Namen zu nennen, erspare ich mir) die angelsächsische Meinung als der deutschen lutherischen Anschauung übergeordnet hinstellen. Dieselben Kreise priesen seit Kriegsbeginn die Höherwertigkeit der angelsächsischen Demokratie gegenüber dem deutschen Andersein. Eine grenzenlose Verirrung und Verwirrung ist dadurch in den Köpfen der politisch halbgebildeten Deutschen entstanden — und wie entsetzlich ist bei uns deren Zahl! Ganz an der Oberfläche haftende politische Meinungen von Alltagsliteraten wurden von Hochschullehrern als Ergebnisse staatswissenschaftlicher Forschung verbreitet. Eine Analogie finden wir in der Naturwissenschaft: hier erlebten wir eine ähnliche Oberflächlichkeit durch die Verbreitung von Häckels Welträtseln.

Digitized by Google

Und für dieses entsetzliche Unwissen in der Staatswissenschaft mußten die Gesetze der Moral herhalten. Der Staat und die Politik sollten nach den Grundsätzen der privaten Moral beurteilt werden: Die Absicht des Staates ist unsittlich, denn er befolgt die egoistischen Tendenzen eines Volkes im Gegensatz zur „Menschheit"!

Diese ungeistige und unmoralische Ansicht sieht der tiefschauende Theologe R. Seeberg wohl vor sich, wenn er sagt: „Vor allem muß das wunderliche Mißverständnis vom staatlichen Egoismus abgestreift werden. Der Staat ist eben kein Ego wie die einzelne Person. Es ist daher auch kein Egoismus. wenn er die Lebensbewegung des Volkes im Gegensatz zu anderen Völkern zu behaupten strebt. Um was er ringt, regt die Arbeit und die Mühe langer Generationen an zu nutzbringendem Schaffen. Die selbstische Genußsucht auf Kosten der anderen, die den Egoismus kennzeichnet, ist also undenkbar in dem politischen Wirken des Staates. Es ist nur ein Spiel mit Worten, hier von Egoismus zu sprechen.

„Wir erinnern sodann daran, daß es sich bei Politik um Leitung des Gesamtlebens eines Volkes handelt, das in einem stetigen Werdeprozeß begriffen ist; hieraus ergibt sich zunächst, daß die Politik unmöglich allen Individuen oder Gruppen gleichmäßig Glück verschaffen kann. In einem großen Entwicklungsprozeß werden naturgemäß die verschiedenen Teile des Organismus bald mehr, bald weniger Lasten tragen. Das bedrückt den einzelnen zeitweilig, auch wenn die scheinbare Unbilligkeit der Lastenverteilung sich für das Ganze allmählich ausgleicht. Das nämliche gilt auch von den einander ablösenden Generationen. Es kann das Dasein ganzer Geschlechter in die Schatten des Winters oder in die hungrige Wartezeit der Aussaat fallen. Sie entbehren und leiden, damit es den Kindern oder Enkeln wohlgehe.

„Ich kann und soll in freier Liebe auf meinen Vorteil zugunsten einer anderen Person verzichten, aber ich begehe ein Verbrechen, wenn ich als Politiker einen Vorteil meines Volkes zugunsten eines anderen preisgebe: denn ich verzichte in diesem Falle ja nicht auf einen persönlichen Vorteil, sondern ich schädige die, deren Interessen wahrzunehmen meine Pflicht ist. Ich kann und soll den Glauben und die persönliche Begeisterung für das Gute in allen Menschen erwecken, aber ich bin ein Tor, wenn ich die dauernden notwendigen Ordnungen des öffentlichen Lebens auf solche Begeisterung allein aufbauen will. Wir können keine Fabrik und keine Schule, keine Stadt und keinen Kreis so leiten, wie sollte es dann bei den tausendfachen unendlich komplizierten Willensverhältnissen des ganzen Volkes möglich sein? Und wie sollte gar das Verhältnis der Riesenorganismen der Großmächte jemals nach den Regeln christlicher Liebe und gegenseitiger Rücksicht geordnet werden?"

Weiter ausgebaut ist diese mit treffenden Worten gezeichnete Darstellung von Seeberg in Martin Spahns tiefem Werk: „Die Großmächte" (Verlag Ullstein, Berlin).

Der Staat ist für Spahn ein Stück Boden und ein Stück Menschheit. Ein Staat kann nur entstehen, wo ein Stück Menschheit und ein Stück Boden, sei es von je oder als Folge einer Wanderung, zusammenwachsen. Seine Geschichte ist die Geschichte dieses Wachstums.

Zwischen den Daseinsbedingungen jeder Bevölkerung, die an einer Staatsbildung teilhat, und der Natur des von ihr beherrschten Raumes bestehen besondere, tief reichende, unlösbare Verknüpfungen. Sie zu erkennen, ist die Uraufgabe auswärtiger Politik. Geht einem Stück Menschheit der Rückhalt an dem Stück Boden verloren, worin es verwurzelt ist, und findet es ihn nicht beizeiten wieder, so zerbröckelt es. Es wird nach und nach zu staatlichem Bestande untauglich und droht zu bloßem Kulturdünger für andere Völker entwertet zu werden. Diese Folge mag sogar schon eintreten, wenn der Boden für das Wachstum eines Volkes zu schmal wird oder wenn er umgekehrt zu weiträumig ist oder seine Teile allzu zerstreut liegen.

Kein Staat, der eine Zukunft hat, darf auf eine tatkräftige Raumpolitik verzichten, so wenig er die Hebung seiner Bevölkerung vernachlässigen darf.

Das Wachstum eines Staates, in dem der Trieb einmal aufbegehrte, muß in beständigem Flusse bleiben. Seine Grenzen sind regelmäßig nur Stütz- und vorläufige Haltepunkte für

Digitized by Google

ihn. „Natürliche Grenzen", wie das von den Franzosen zur Revolutionszeit in Umlauf gebrachte Schlagwort lautet, gibt es für keine Staatsbildung. Die Franzosen überführten sich selbst des Irrtums, indem sie das Schlagwort vornehmlich auf den Rhein angewandt wissen wollen, Flüsse aber noch nie, sei's nur zur vergänglichen Grenze, taugten.

Von solchen lebendigen, der Wirklichkeit des Staatslebens gerecht werdenden Anschauungen aus untersucht Martin Spahn die Bildung und Bedeutung der festländisch-innereuropäischen Großmächte. Vor allem wird uns der tiefere Sinn der innereuropäischen Staatengeschichte offenbart. Die allmähliche Überwindung des Universalmachtgedankens durch das Werden der drei europäischen Großmächte (Frankreich, Deutschland und Österreich) bedeutet einen Fortschritt in der ganzen menschlichen Kultur. Mehrere Staaten erster Ordnung wirken sich nebeneinander aus und verzehren sich nicht in ununterbrochenen Kämpfen. Während die Universalmonarchie des Altertums eine räumefressende Politik trieb, beschränken sich die Großmächte gewissermaßen auf ihr natürliches Herrschaftsgebiet. Sie gehen zu einer räumewertenden Politik über und holen aus dem Boden ein Höchstmaß staatlich verwertbarer Kraft. Die Verwaltungskunst ist die Grundlage großmächtlicher Raumpolitik. Der Hohenzollern-Staat wird von Spahn als das Beispiel der erfolgreichsten Großmacht hingestellt, die von innen heraus allmählich einen Ertrag errang.

Martin Spahn zeichnet die Versuche, eine beständig ruhende Ordnung des abendländischen Staatslebens herbeizuführen und damit eine Umbildung der Machtpolitik der Großmächte zu einer erzwungenen Selbstbeschränkung. Die Bildung von Pufferstaaten, die Lehre vom Gleichgewicht und die Verkündigung der natürlichen Grenzen sind die Wirklichkeiten und Schlagworte dieser Versuche des Ausgleiches. Diese Gedankengänge, welche praktisch bereits längst erprobt wurden, spuken heute wieder in den Köpfen der sogenannten ethisch orientierten Politiker; mit ihrer Verwirklichung glauben sie eine reibungslose ethische Politik herbeizuführen. Spahn zeigt, welche gefährlichen Erschütterungen in der Politik diese rein künstlichen Strebungen bedeuten. Die Pufferstaaten bilden gerade die Sprungbretter, von denen aus die Großmächte in die Gebiete der anderen vordringen.

Der Kampf um das linke Rheinufer war ein Ergebnis der Gleichgewichtslehre, wie Deutschland überhaupt die Kosten dieser Art ethischer Politik zu tragen hat. Erst Bismarck machte dieser für Europa gefährlichen Unruhe ein Ende und führte eine raumpolitische Lösung herbei, die jeder Macht das sicherte, was sie zur Deckung und zum ruhigen Wachstum brauchte.

Dr. Hans Siegfried Weber

Das Rätsel des Todes

Es ist immer unterhaltsam und anregend, einen Fachmann wie den Berliner Chirurgen Karl Ludwig Schleich, der uns schon mit mehreren Büchern über letzte Lebensprobleme erfreut hat, plaudern zu hören. Schon seinem vielgelesenen Werke „Vom Schaltwerk der Gedanken" gibt er den Untertitel mit: „Neue Ansichten und Betrachtungen über die Seele". Ihn fesselt immer wieder das geheimnisvolle Wesen der Seele; Schleich plaudert zugleich wissenschaftlich und dichterisch über diese Geheimnisse. Man möchte sagen, daß der erste Aufsatz des soeben genannten Buches („Das Gehirn und seine Apparate") sich geradezu wie ein wissenschaftliches Gedicht liest; und in dieser Richtung wirkt er nun weiter in zwei neuen Veröffentlichungen, deren hauptsächliche lautet: „Bewußtsein und Unsterblichkeit" (Stuttgart 1920, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 12 ℳ), woran sich unmittelbar eine kleinere Schrift anschließt: „Das Problem des Todes" (Berlin 1920, Ernst Rowohlt, geh. 6.50 ℳ).

Digitized by Google

Wenn man mit diesen Arbeiten eines Modernen den Vortrag eines anderen Fachmannes der früheren Generation vergleicht, z. B. die schön durchgearbeitete Rede des Wiener Klinikers Prof. Dr Hermann Nothnagel vom 25. März 1900, so wird ein bemerkenswerter Unterschied offenbar. Nothnagel betitelt seinen Vortrag „Über das Sterben" und beschreibt in ebenso fachmännischer wie allgemeinverständlicher Weise den biologischen Vorgang des Todes in all seinen Abstufungen, Möglichkeiten und seelischen Wirkungen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß nicht das physische Sterben irgendwie qualvoll sei, da die Natur den Scheidenden in einen wohltätigen Dämmerzustand zu versenken pflege, sondern qualvoll sei nur die vorhergehende seelische Todesangst solcher Menschen, die sich aus irgendwelchen Gründen schwer vom Leben lösen. Doch auch da pflegen manche Krankheitsformen den Willen zum Leben zu dämpfen oder zu brechen. Es ist, nach Nothnagel, unbedingte Tatsache, daß der Tod auf dem Schlachtfeld oder durch Blitzstrahl oder durch Schwert und Fallbeil absolut schmerzlos ist. Das innere Wesen dieses erstaunlichen Vorganges, nämlich des Sterbens, bezeichnet auch er als „bis jetzt uns völlig verschleiert". Sein Vortrag klingt in eine schlichte Mahnung aus, dem Tod mit jener Ruhe des Weisen entgegenzugehen, wie sie einst den großen Sokrates ausgezeichnet hat. Durch die edel abgetönte Betrachtung zieht sich eine bewußte Enthaltsamkeit gegenüber den Fragen des Jenseits und überhaupt gegenüber metaphysischen Problemen.

Der lebhaftere Berliner Fachmann entrollt nun vor unseren staunenden Augen ein viel farbigeres Bild; aber auch er bleibt mehr in der Schilderung der Vorgänge haften. Es ist bezeichnend und zugleich ungemein belebend, wie bei Schleich fortwährend die Zellen, Ganglien und der ganze wunderbare körperliche Apparat bis in seine kleinsten Einzelheiten herangezogen werden, wobei er die fesselnde Anschauungsweise durch eingestreute Zeichnungen unterstützt. Dazwischen fallen geistreiche Bemerkungen, die sich in einer für diesen Plauderer besonders kennzeichnenden Art auf der Grenze zwischen dem Wissenschaftlichen und dem Übersinnlichen bewegen. Und hier ist der Punkt, wo der ruhig nachprüfende Leser feststellen kann, wie sehr Schleich nicht nur fortwährend die Grenzen überspringt, sondern auch die Bezirke in reizender Unbewußtheit miteinander verwechselt, so daß der Philosoph ebenso stutzen muß wie der medizinische Fachmann.

Da überrascht uns der Verfasser gleich im ersten Vortrag mit der Feststellung, daß die Seele „die metaphysische Schöpferin des Leibes" sei; er nennt sie zugleich „eine proteusartige Urkraft" oder „eine Form der Welturkraft". Er unterscheidet von ihr das „Ich", das er plötzlich „etwas Physisches" nennt. „Denn auch unser Geist ist etwas Physisches (!), ein Aggregatzustand, eine Wirkung, eine Funktion unserer Ganglienzellen"! Wiederum an anderer Stelle faßt er sich dahin zusammen: „Seele ist ein metaphysischer Begriff; ihre Inkarnation ist der Nervus sympathicus. Dieser hat sich ein Gehirn erschaffen im Entwicklungsaufstieg. Alle Geistigkeit ist an Apparate beider gebunden. Verstand ist die logisch vollendete Aktion der Gehirnapparate allein. Vernunft ist Verstandesaktion in Harmonie mit dem Sympathikus"... So wirbeln fortwährend die Gebiete des Geistigen und des Körperlichen ineinander, ohne daß wir zu einer letzten Begriffsklarheit kommen. Ja, man kann sagen, daß in der zweiten Schrift über das Problem des Todes die körperliche Betrachtungsweise den Sieg erringt über die hier schwächer schwingende metaphysische Ehrfurcht, die ja freilich bei Schleich nie zu überhören ist. Anknüpfend an die Entdeckung Weißmanns bezüglich der Unsterblichkeit der Einzeller (d. h. der primitiven Lebewesen, Protozoën, Bakterien, Monaden), glaubt Schleich einen Dolchstoß in das Herz des Materialismus zu führen, wenn er betont, daß die Nukleinsubstanz der höheren Zellen unzerstörbar, stets zeugungsfähig, Rhythmen-Kontakte auslösend ist und nur durch Feuer vernichtet werden kann. Und so kommt er zu dem Ergebnis, daß diese Substanzen sich fortwährend wie Karten immer aufs neue mischen, springt aber plötzlich mit dem Satze in die Betrachtung: „Wohlgemerkt berührt diese Form der Unsterblichkeit ganz und gar nicht die Unsterblichkeit der Seele, die ganz anders

Digitized by Google

geartet und betrachtbar ist." Und in jenem Zusammenhang warnt er dann dringend vor der — Feuerbestattung! „Ist es wahr, daß die letzten Kernwesen der kleinen Mosaikkästchen der Gewebe unsterblich sind wie alle Einzeller, so dürfen sie auch nicht durch Feuer vernichtet und ausgetilgt werden aus dem Kreislauf des Lebens, welches uns nunmehr nur wie ein Lehen, ein Pfand des Todes erscheint, dem alles Bewußtsein tributpflichtig ist." Schleich merkt gar nicht, wie er sich auf diesen letzten Seiten seiner Schrift in einem ganzen Nebel von Redewendungen über das eigentliche Problem hinwegtäuscht, und bei aller geistreichen Sprachbeherrschung in materialistische Blickweise entgleitet, besonders in seinem Kampf gegen die Leichenverbrennung. „Keime genug müssen übrig geblieben sein," schreibt er einmal, „um leiblich fixierten Vollkommenheiten den Aufstieg nicht zu rauben, so daß der Geist (!), der Vorkämpfer auf jedem Gebiet, nie ganz auf den Holzstößen verloderte" (!). Und dahinter: „Darum ist das Sichverbrennenlassen ein noch postmortaler Selbstmord der Persönlichkeit (!)". Welch eine Auffassung von „Geist" und von „Persönlichkeit"! So siegt die Ehrfurcht des Forschers vor seinen Chromosomen über die Ehrfurcht vor der Allgewalt der in uns wirkenden metaphysischen Bestandteile!

Erst gegen Ende seiner Schrift, aber auch hier in heilloser materialistischer Verquickung, taucht die richtige Empfindung wieder auf, daß doch eigentlich das Todesproblem „zwei völlig voneinander zu trennende Gebiete hat" (mit andren Worten: daß die „Unsterblichkeit" der Einzeller, die aber doch durch Feuer vernichtet werden können, gar keine Unsterblichkeit ist). Doch gleich vor diesem Satze müssen wir folgende Prägung anhören: „Das Wiedergeben und Versenken unserer Verstorbenen in den Schoß der Erde vermittelt eben schon physiologisch die Auferstehung aller erkämpften und herausgesteigerten Geistigkeiten (!), von welchen der Glaube aller Völker ahnungsvoll geträumt hat und welche in der Christustragödie herrlich gesteigert sind" — meint Schleich. Man befleißige sich also nur ja, die „erkämpften und herausgesteigerten Geistigkeiten" zu begraben und nicht zu verbrennen! O ihr armen Geistigkeiten! Denn „das Ich (!) bleibt nur bestehen bei der garantierten Wiederzeugung seiner Zellen" ...

Man hat am Schluß dieser kleinen Schrift das Gefühl, daß der Chirurg selber mit seinen Darlegungen nicht recht zufrieden ist, denn er verweist auf eine folgende Erörterung.

Wenn man nach diesen geistvollen, aber nur Vorgänge umschreibenden Plaudereien das Schriftchen eines kleinen Verlages (Kassel 1920, Max Siering) „Über das Unsterblichkeitsproblem" zur Hand nimmt, so fühlt man sich in diesem Vortrag von Hans Altmüller wiederum gänzlich von geistiger Luft umweht. Es ist eine schöne Gesamtbetrachtung über die verschiedenen Ansichten, die sich im Laufe der Jahrhunderte um dieses erhabene Rätsel gesammelt haben, wobei der Verfasser selber mit starker Geistgläubigkeit auf dem Boden der Unsterblichkeit steht.

Und greift man vollends zu einem der Bücher von Bô Yin Râ, etwa zu seinem „Buch vom Jenseits" (München 1920, Verlag der Weißen Bücher), so sind wir mitten in einer übersinnlichen, ja seherischen Betrachtungsform angelangt, wobei die Tatsache der Unsterblichkeit unserer Seele als etwas ganz Selbstverständliches vorausgesetzt ist. Der Verfasser geht auf den äußeren Vorgang des Todes in keiner Weise ein, sondern knüpft etwa dort an, wo der Wiener Fachmann Nothnagel in seiner oben genannten Rektoratsrede geendet hat. Er will seinen Leser ermuntern und befähigen, die „Kunst des Sterbens zu lernen" und sich auf die jenseitigen Aufgaben vorzubereiten, „wo eine liebevolle hohe Schulung ihn erwartet, die ihn aufwärts führt". Dabei kommt er zu folgendem Endergebnis, indem er gleichsam wie ein Weiser und Wissender von der anderen Seite her spricht: „Du sollst aber keineswegs glauben, du müßtest nun auf der Erde das ängstliche, stets um sein Seelenheil besorgte Leben eines Heiligen führen. Ein Leben treuer Pflichterfüllung, voll Liebe zu allem Lebenden, voll Streben nach allem Guten und Schönen, nach Ordnung in deinem Willenshaushalt und nach Veredelung deiner Freuden, ein Leben voll fröhlichen Glaubens an die endgültige Erfüllung

Digitized by Google

deiner höchsten und geläutertsten Sehnsucht wird hier für dich das beste Leben sein, besonders wenn du gleichzeitig bestrebt bist, das zu lernen, was ich hier die Kunst zu sterben nannte."

Es erinnert an Nothnagel, geht jedoch über ihn und Schleich erheblich hinaus, wenn wir da lesen: „Ist der Sterbende auch bis zum letzten Atemzuge vollbewußt, so tritt dennoch im Augenblick des Sterbens eine Art Schlummer für ihn ein, aus dem er erst erwacht, wenn das äußere Sterben bereits vollzogen ist. Im Augenblick dieses Erwachens, das einige Sekunden, Minuten nach dem äußerlich konstatierbaren ‚Tode' erfolgt, findet er sich bereits in seinem geistigen Organismus auf der geistigen Seite der Welt...., ist also weit entfernt davon, sich für ‚gestorben' zu halten, denn er findet sich selbstbewußt, wollend und wahrnehmungsfähig"..

Dieses Erwachen im Tode festzustellen, wäre nun eine wahre Freude für den Verfasser eines letzten kleinen Buches, das wir hier erwähnen wollen. In Deutschland wäre ein Gelehrter gerichtet, der wie der Engländer Oliver Lodge, ein angesehener Physiker, ein Buch veröffentlichen würde, das zum großen Teil selbsterlebte — spiritistische Sitzungen, und zwar Unterredungen mit seinem gefallenen Sohn, enthielte! Erich Schlaikjer las das Werk in dänischer Übersetzung, zwar selber Vater eines gefallenen Sohnes, doch fern von allem Spiritismus; und seine Beschäftigung damit spiegelt sich jetzt wider in einigen Aufsätzen, die er unter dem Titel „Die Welt der Gestorbenen. Ein Beitrag zu okkulten Problemen" veröffentlicht (Berlin 1920, Verlag der Täglichen Rundschau). Auch er kommt zur Meinung, „daß die Seele dem Leib wesensfremd sei und aus der Ewigkeit stamme"...

Dahin will's doch wohl letzten Endes überall hinaus.

Die Robinsoninsel als Nationalpark

Ueberraschend schnell hat der Gedanke des Naturschutzparkes auf der ganzen Erde Anhänger gefunden. Im großen Stile ist in dieser Frage Nordamerika vorangegangen. Es besitzt heute außer seinem vor fast einem halben Jahrhundert erstandenen Yellowstonepark, fast so groß wie die ganze Oberpfalz, noch eine Reihe großer Reservatgebiete für Tiere. Wir nennen da nur den Yosemitepark mit seinen herrlichen Gebirgstälern, den General-Grant-Nationalpark, den Mariposa-Hain mit seinen Riesenbäumen, den Mount Rainier-Nationalpark mit seinen Gletscherlandschaften, den Arizona-Nationalpark mit dem vielgenannten steinernen Walde, den Chickamanga- und Chattanooga-Nationalpark, den von der amerikanischen Bisongesellschaft im Gebiete der Felsengebirge und des Staates Montana geschaffenen Montana-National-Bison-Range und im äußersten Norden von Minnesota an der kanadischen Grenze die Superior-National-Game and Forst-Reserve. Britisch-Columbia hat die British-Columbias New-Game-Reserve, Kanada den Algonquin-Nationalpark in der Provinz Ontario und den Great-Mountain-Park im Distrikt Alberta geschaffen. Große Tierreservationen wurden auch in Australien begründet, so u. a. der Nationalpark auf dem Wilsonvorgebirge, der Nationalpark bei Sydney, eine sehr große Reservation in Queensland. Der weltberühmte botanische Garten in Buitenzorg auf Java hat ein ausgedehntes Urwaldgebiet als Reservation zugewiesen erhalten. In Norddeutschland ist der Plan, einen vorerst 50 Quadratkilometer, später vielleicht um das Dreifache zu vergrößernden Naturschutzpark zu schaffen, zur Tat geworden, seit ein großes Grundstück am Wilseder Berge in der Lüneburger Heide für diese Zwecke angekauft und bald darauf der anstoßende „Totengrund" erworben worden ist und man weitere Gebiete durch Verträge gesichert hat. Die Schweiz hat im Unter-Engadin ihren ersten Nationalpark, das Val Cluoza, ein wildes, schwer zugängliches Hochgebirgstal;

Digitized by Google

Schweden eine Reservation von der Größe des Herzogtums Braunschweig im nördlichsten Lappland geschaffen. Und so ließen sich noch viele mehr und minder große Naturschutzgebiete, wie sie in den letzten Jahren erstanden sind, nennen. Jetzt soll ein unter dem Namen „Robinsoninsel" jedermann bekanntes Gebiet zum Nationalpark und Zielpunkt der Touristen ausgestaltet werden.

Recht vereinsamt liegt im Stillen Ozean, westlich von der chilenischen Küste, eine Gruppe von Inseln, zur Provinz Valparaiso gehörig. Die Hauptinsel, Mas a Tierra, ist 95 Quadratkilometer groß; die zweitgrößte, Masa Fuera, eigentlich ein einziger vulkanischer Berg von 1837 Meter Höhe, ist um zehn Quadratkilometer kleiner; die drittgrößte, Sta. Clara oder Goat Island, ist nur 59 Quadratkilometer groß.

Die Hauptinsel, von Valparaiso 565 Kilometer entfernt, ist dem Leser besser unter dem Namen Juan Fernandez bekannt. Sie wurde erst in der Zeit der Entdeckungsfahrten nach Amerika aufgefunden, nach ihrem Entdecker benannt und ihm als Eigentum zugesprochen, ist aber noch Jahrzehnte nach ihrer Entdeckung unbewohnt geblieben, bis sich die Jesuiten im Jahre 1664 der einsamen Insel annahmen. Sie haben auf der Insel Ziegen und Schweine freigelassen, Tiere, welche bekanntermaßen leicht verwildern, und so zu dem nachmaligen Tierreichtum der Insel beigetragen. Durch sie kamen auch allerlei Sämereien zur Ausstreuung, so daß sich verschiedenste Nutzpflanzen auf der Insel ausbreiteten.

Als aber die Insel von den Jesuiten wieder verlassen wurde, fiel sie in ihre frühere Einsamkeit zurück, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, einerseits durch die vorhandenen guten Verstecke, andererseits durch den reichen Tierstand der Insel angelockt, immer öfter Seeräuber das Eiland als willkommene Proviantquelle, gute Zufluchtsstätte und günstige Ausfallsstelle aufsuchten. Im achtzehnten Jahrhundert waren es besonders Schleichhändler und Schmuggler, welche immer wieder längeren oder kürzeren Aufenthalt auf Juan Fernandez nahmen. Aber auch die Piraten, welche als kühne Kaperer im englischen Dienste hinter spanischen Schiffen her waren, suchten die Insel heim und unternahmen von hier aus ihre Raubzüge nach den Küstenstädten Chiles und Perus.

Solch ein ganz besonders berüchtigter Pirat war William Dampier. Und ein Steuermann dieses Dampier, der Schotte Alexander Selkirk, war es, der im September des Jahres 1704 Ungehorsams wegen auf Juan Fernandez ausgesetzt, hier bis Februar 1709 verblieb, um welche Zeit er von einem englischen Schiff aufgenommen und dann das Vorbild für all die Robinsongeschichten wurde. Zuerst waren die Schicksale dieses auf Juan Fernandez Ausgesetzten 1712 in Woodes Roggers: „Acruising voyage round the world" erzählt. 1719 erschien dann Foes (Defoe) weltberühmt gewordener Roman: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York", der den Abenteurer Robinson Crusoe zum Helden hatte, dem aber ebenfalls der Matrose Selkirk zum Vorbilde diente. Foes vielübersetzter Roman hat zahlreiche Nachahmungen — im Deutschen allein weit über hundert — gefunden.

Schwebte uns die Robinsoninsel als eine idyllische einsame Insel im Weltmeere, allem Weltstreite entrückt, vor, so war sie, wie schon aus dem Vorangegangenen ersichtlich, in Wirklichkeit eine Stätte unsäglichen Leides. All die schauerlichen Ereignisse, wie sie sich auf der Insel bald nach ihrer Entdeckung abgespielt haben, schildert uns recht eingehend ein fast 1000 Seiten starkes Buch, Benjamin Makernas 1883 in St. Jago de Chile erschienenes Werk: „Juan Fernandez .Historia verdadera de la isla de Robinson Crusoe". Wir lesen da von den wildesten Piraten, den „Brüdern der Küste", von dem „Ausrotter" Grafen Ludwig von Barmont, der eigenhändig dreißig unschuldigen Spaniern, mit denen er aufs Meer hinausgefahren, das Messer ins Herz stößt, von Henry Morgan, dem König der Seeräuber, dessen Unterbefehlshaber mit 40 Genossen die Stadt La Serena erobert und niederbrennt, von den Tausend Abenteurern, die Eduard Davis von seinem Schiff „Die Junggesellenfreude" aus befehligt, von den Schmugglern des achtzehnten Jahrhunderts, dem schon genannten Dampier. Im September 1739

Digitized by Google

waren eine englische und eine spanische Flotte ausgelaufen, um im Stillen Ozean die Vorherrschaft zu erkämpfen. Beide diese Flotten aber fielen einem Sturm zum Opfer. Die Spanier gingen sämtlich zugrunde, von den Engländern gelangten unter Lord Anson nur drei nach der Robinsoninsel. Von hier unternahm Anson seine großen Raubzüge gegen die Küstenstädte, durch die er seinen großen Reichtum, mit dem er nach vier Jahren nach England zurückkehrte, errungen hatte. Aus seiner Zeit stammen die herrlichen Haine von Kirschen, Pfirsichen, Pflaumen, die die Insel heute aufzuweisen hat.

All diese Ausfälle der Feinde von der Robinsoninsel aus, unter denen Chile zu leiden hatte, ließen den Chilenen endlich doch die Wichtigkeit dieser Insel als militärischen Stützpunkt im rechten Lichte erscheinen und sie daran denken, Juan Fernandez zu besetzen und zu befestigen. 1750 wurden Soldaten und Sträflinge gelandet, es wurde die Stadt des hl. Johannes nebst Kirche erbaut und ein Kastell errichtet. Aber schon ein Jahr darauf fielen alle Ansiedlungen einem Erdbeben zum Opfer. Jetzt wurde die Robinsoninsel eine Sträflingskolonie. Tagsüber hatten die Sträflinge schwere Arbeit zu verrichten, nachts wurden sie in die vergitterten Erdhöhlen zusammengetrieben, deren Eingänge noch heute über dem Hafen der Stadt sichtbar sind. Als Napoleon I. auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatten auch die Südamerikaner die spanische Herrschaft abgeschüttelt und waren auch die Sträflinge der Insel freigeworden und nur die Mörder unter ihnen gehängt worden. Sowie in Europa Napoleons Glücksstern wieder unterging, kamen auch in Chile die Spanier wieder zur Herrschaft, die Robinsoninsel wurde wieder, bis 1817, ein Strafort für politische Verbrecher. Wieder kam es zur Befreiung, zum Abgange der Gefangenen, die Insel war wieder fast vereinsamt. Als aber auch unter den neuen Beherrschern von Chile und Peru Streit und Uneinigkeit sich einstellte, bald die eine revolutionäre Partei, bald die andere die Oberhand bekam, ward die Robinsoninsel wieder die Gefangenenstätte für die politischen Gegner. Die stille Insel war wieder der Schauplatz wüsten, mörderischen Treibens. Die Gefangenen wurden auf das grausamste mißhandelt, nur daß die Gefangenen wechselten, indem eine Partei die andere ablöste, die Gefangenen von heute die Kerkermeister von morgen wurden. Das hörte erst auf, als dem Tyrannen Diego Portales ein Ende bereitet worden war. Und wieder war die Robinsoninsel das vereinsamte Eiland. Auf kurze Zeit sollte die Insel einen zweiten Robinson erhalten, indem Walfischfänger einen Schotten, namens Archibald Osborne, auf der Insel mit einem jüngeren Gefährten aussetzten, der aber von einem Chilenen erschossen wurde. Ab und zu landeten Naturforscher auf dem Eilande. Schließlich erwarb der Schweizer Alfred von Rodt die Insel und gedachte sie zu einem Zufluchtsort für weltmüde Menschen zu machen. Jetzt soll die vielgeprüfte Insel zum chilenischen Naturschutzpark, zugleich aber auch zu einem Zielpunkte für Touristen werden, zu welch letzterem Zwecke die Insel auch verschiedenste Anziehungspunkte für den Fremdenverkehr, große Hotels und Vergnügungslokale erhalten soll. Dadurch müßte die nicht allzugroße Insel an ihren freien Kulturen starke Einbuße erleiden. Jedenfalls wird man die anderen Inseln der ganzen Gruppe in das Schutzgebiet einbeziehen. Juan Fernandez hat im Westen grasige Flächen, im Osten Berge und Wälder, an der Nordküste einen guten Hafen. Für den Naturhistoriker ist die Inselgruppe von großem Interesse. Sie bildet für die Palmen im Westen Amerikas die äußerste Südgrenze; eine Palme (Chonta) kommt nur auf diesen Inseln vor. Von den auf den Inseln zu findenden Pflanzenarten sind nahezu ein Drittel nur hier zu finden, also endemisch. Die Farne sind vorherrschend und erreichen noch Baumhöhe. Von Vögeln kommt eine Kolibriart und ein Tyrann nur auf Juan Fernandez vor. Verschiedene Käfer und andere Insektenarten sind der Insel eigentümlich. Jedenfalls ist es zu begrüßen, daß wieder ein Stück Erde vor dem Untergange seiner eigenartigen Tier- und Pflanzenwelt gerettet werden soll.

Dr. Friedrich Knauer

Digitized by Google

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Naturwissenschaftliche Bildung

Erwiderung auf einen Aufsatz von G. Stutzer

Im Septemberhefte des verflossenen Jahrgangs dieser Zeitschrift steht ein kleiner Aufsatz von G. Stutzer, der aus mehreren Gründen der Erwiderung von naturwissenschaftlicher Seite bedarf. Zunächst wegen einer Anzahl naturwissenschaftlicher Irrtümer, die er in seinen tatsächlichen Angaben enthält. Hier das Verzeichnis.

1) Zeile 1 ff.: Von Wachstum irgendwelcher Art kann bei Elfenbein außerhalb des Organismus nicht die Rede sein. Der Verf. ist im Unrecht, wenn er bei dem größten Teile seiner Leser durch Wiedergabe einer hingeworfenen Bemerkung eines jungen Assistenten naturwissenschaftlich irrige Vorstellungen erweckt.

2) Z. 29: Die Anordnung „Atom«, Molekule, Elektronen" ist naturwissenschaftlich ohne Sinn. Der Äther der Physik ist nicht ohne weiteres ein Gas. (Die Relativitätstheorie leugnet ihn sogar!)

3) Z. 30: Der Versuch über Ausdehnung durch Wärme läßt sich in der beschriebenen einfachen Weise nicht anstellen.

4) Z. 34: Von dem Wesen solcher Ausdehnung kann der Verf. keine richtige Vorstellung haben. Es handelt sich dabei bekanntlich um Äußerungen der Molekularbewegung und nicht um Quellungserscheinungen.

5) Z. 34: Für die Behauptung, daß auch der „härteste Kiesel und das festeste Metall" Gas und Feuchtigkeit aufnehme und abgebe, wird man (von einigen Ausnahmefällen abgesehen) in wissenschaftlichen Werken vergeblich nach Belegen suchen.

6) S. 480, Z. 1: Bei 2—3000facher Vergrößerung kann man nicht in den Atomen aller sogenannten unorganischen Gebilde wirbelndes Leben sehen, auch nicht bei einer Vergrößerung von 10 000. Vielleicht denkt der Verf. an die Brownsche Molekularbewegung, die indessen nicht dasselbe ist wie Bewegung in den Atomen. Auch Stutzers Angabe, die Moleküle oder Atome (was gemeint ist, erfährt man leider nicht) seien „10 000mal kleiner" als ein Punkt, ist unrichtig. Diese Gebilde und erst recht die Elektronen sind erheblich kleiner.

7) Z. 8: Mit dem Ultramikroskop läßt sich die Molekularbewegung fester Stoffe wie Kiesel und Eisen nicht beobachten.

8) Z. 20: Der Satz: „In jedem Wassertropfen des Meeres oder Landes sieht man schon bei einer nur tausendfachen Vergrößerung eine unzählbare Menge der verschiedensten Tiere kribbeln, bei denen alle Vorgänge des Lebens erkennbar sind ..." gibt lediglich eine ganz landläufige starke Übertreibung wieder. Außerdem: Wenn der Verf. sich bemüht, zu zeigen, daß „unorganische" Stoffe belebt sind, so hat er nicht nötig, darzutun, daß das, was wir als Erde oder Wasser etwa erleben, Organismen enthält — für das Wesen von Erde und Wasser als unorganischer Stoffe hergebrachten Sinnes hat das ja nichts zu sagen.

Digitized by Google

9) S. 34: Daß der Verf. die Begriffe „positiv“ und „negativ“ im Anschluß an die Erscheinungen des Magnetismus mit „anziehend“ und „abstoßend“ identifiziert, läßt fast vermuten, daß ihm das Grundgesetz des Magnetismus fremd ist.

10) S. 36: Einen Magneten kann man nicht in Atome pulverisieren. Es ist wohl auch noch nicht ausgemacht, ob die magnetische Kraft an das Atom unmittelbar gebunden ist.

11) S. 37: „Das rätselhafte Stückchen Radium der Frau Curie“ (es handelt sich übrigens nicht um Radium selbst, sondern um eine Halogenverbindung des Metalls!) hat nicht nur die Größe des hundertsten Teils eines Stecknadelknopfes. Es gibt auch nicht Licht und Wärme ohne Gewichtsverlust ab. Ob schlechterdings von „Kraft der Elektronen“, die dabei eine Rolle spielen soll, geredet werden darf, möchte dahingestellt bleiben, vielleicht spricht man vorsichtiger von Energie innerhalb des Atoms.

12) S. 481, Z. 4: Die Atome eines Apfels können sich natürlich nicht in Zucker verwandeln, vielmehr bilden sich beim Reifen eines Apfels Zuckermoleküle durch Zerfall und Verlagerung anderer.

Die vorstehenden Feststellungen hindern uns nicht — mit einigen Einschränkungen allerdings — zuzugeben, daß der naturwissenschaftliche Grundgedanke jenes Aufsatzes richtig ist. Auch um die ungenügend scharfe Fassung des Begriffs „Leben“ und um die philosophisch-theologische Auswertung des Ganzen will ich nicht mit dem Verfasser rechten. Wenn ich hier das Wort ergreife, so geschieht das vornehmlich deswegen, weil mir die Tatsache an sich, daß ein so mit naturwissenschaftlichen Einzel-Irrtümern durchsetzter Aufsatz in einer angesehenen Zeitschrift bei einem wohl durchweg gut gebildeten Leserkreise anscheinend keinen Widerspruch fand, ein bemerkenswertes Zeichen für die weitverbreitete Geringschätzung naturwissenschaftlicher Bildung zu sein scheint. Das Beispiel steht nicht vereinzelt da. „Als Röntgen die Kathodenstrahlen entdeckte“, beginnt eine lehrreiche Plauderei eines sonst ausgezeichnet geleiteten Kalenders, und erweckt damit gleich zwei falsche Vorstellungen auf einmal, die, daß R. wirklich die Kathodenstrahlen entdeckt habe und die, daß Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen dasselbe seien. Und so darf man überzeugt sein, daß wenigstens zwei Drittel der Türmerleser (vielleicht neun Zehntel!) die beregten Unrichtigkeiten des Stutzerschen Aufsatzes gar nicht als solche empfunden haben werden. Warum? Hier kommen wir auf das, was wir beklagen müssen: weil in unserem sogenannten naturwissenschaftlichen Zeitalter naturwissenschaftliche Kenntnisse als Bestandteil allgemeiner Bildung immer noch für etwas Nebensächliches angesehen und dementsprechend auch bei sonst hochgebildeten Leuten in mitunter erschreckend geringem Maße oder — was dem beinahe gleichkommt — in Verworrenheit vorgefunden werden. Beispiele: Jeder Gebildete schämt sich, wenn er nicht einigermaßen in der griechischen Mythologie zu Hause ist (NB.: Unwissenheit in der germanischen ist bekanntlich nicht so schlimm!) und nimmt sich sehr in acht, um sich keine Blöße zu geben, wenn von literarischen, kunstgeschichtlichen, musikalischen und schöngeistigen Dingen überhaupt die Rede ist. Er gibt aber ohne jede Scheu zu, etwa als Großstädter die Getreidearten nicht auseinanderhalten zu können, nicht sagen zu können, ob der Baum da eine Ulme oder Esche, ein Strauch Hasel oder Erle sei.

Gewiß sind auch Gegenströmungen da. Wie stark das Bedürfnis Erwachsener nach naturwissenschaftlicher Bildung an und für sich ist, beweist die eine Tatsache, daß die volkstümlich-naturwissenschaftliche Zeitschrift „Kosmos“ ihre Leserzahl vor dem Kriege in wenigen Jahren auf über 100 000 steigern konnte. Aber alle populär-naturwissenschaftlichen Zeitschriften und Bücher werden nicht das gutmachen können, was der Schulunterricht versäumt hat.

Mit diesen Feststellungen entfällt ein gut Teil des Vorwurfs, den ich dem greisen Verfasser wegen seines anregenden Aufsatzes eigentlich zu machen hätte. Weiß ich doch auch aus einer seiner Schriften, daß er noch im hohen Alter lebhaftes Interesse an naturwissenschaftlichen Fragen bekundet und sich bestrebt, auf dem Laufenden zu bleiben.

Dresden-Strehlen Arno Lange

Digitized by Google

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Karl Hauptmann, der Lyriker

Der folgende Aufsatz war eben in Druck gegeben, als die Nachricht von des Dichters Tod (3. Februar) kund wurde. Am 11. Mai 1858 geboren, ist Gerhart Hauptmanns älterer Bruder im Alter von 63 Jahren einer Herzschwäche erlegen, nachdem ihn im vorigen Jahre ein Schlaganfall heimgesucht hatte.

Man hat wohl Karl Hauptmann als Lyriker gepriesen im Hinblick auf die zarten Gebilde seines „Tagebuchs“. Max Reger, Erich Wolff, Anna Teichmüller und Ludwig Thuille haben sie in Musik gesetzt. Viel umfassender darf gesagt werden, daß er ein lyrischer Geist sei.

Als solcher entschleiert er sich bereits in den „Sonnenwanderern“, die, ohne nach Art Cäsar Flaischlens sich getragener Prosa zu bedienen, doch in der Inbrunst ihrer Gefühle, der schwärmerisch-innigen Andacht zur Natur, der in aufrufartigen Sätzen hingeworfenen Sprache durch das Gewand der äußeren Form hindurch den Lyriker erkennen lassen.

Nicht eben ein Gedicht, aber Lyrik in Prosa ist auch der Roman „Mathilde“, ganz abgesehen von den religiösen Liedgebilden, die hier dem Studenten Dominik in den Mund gelegt werden. Es sind Hymnen voll leiser Weihe — ein stiller Hymnus ist Mathildes ganzes Lebenslied. Das liegt zunächst in der Art, wie der Dichter seinem Stoff gegenübersteht; man kann sagen, er steht ihm gar nicht „gegenüber“, kein Abstand trennt ihn, ganz hat er ihn in sich aufgenommen. Wir haben das fesselnde Schauspiel, wie ein Dichter seinen epischen Stoff lyrisch erfaßt. Empfindungen, Gefühle, Stimmungen, Gedanken, seelische Vorgänge vermittelt das Werk vor allem. Dahinter tritt selbst eine gewisse Buntheit des Geschehenden zurück, und das Gegenständliche ist wiederum bis ins einzelne lyrisch durchsetzt. Dem entspricht natürlich genau die zarte, scheue, ergreifende Sprache. Man hört den Dichter hier leise sprechen mit einer Bitte in Handbewegung oder Auge, daß ja niemand ihn störe! Etwas wie Weihe soll eintreten, wenn er das Geschick dieser armen Frau erzählt.

Noch stärker wirkt dieser lyrische Geist in den „Miniaturen“, die man nicht unrichtig als Gedichte in Prosa bezeichnen würde, nicht im Sinne der äußeren Form, ganz jedoch nach ihrer inneren Gestalt. Vor allem ist es hier die Stimmung, in der sich das Lyrische auswirkt, und damit ohne weiteres auch wieder die Sprache. Man nehme die Skizze „Nacht“ —: kann es Gefühlsmäßigeres geben? Gibt es irgend etwas Episches in diesem Miniaturbilde, außer eben der zufälligen ungebundenen Form? Das Lyrische braucht nicht in gebundener Gestalt aufzutreten.

Noch umfassender offenbart das „Einhart der Lächler“, dessen Lebensanschauung, Lebensstimmung und Schicksal wie ein verhaltenes Lied sind. Daher kommt es, daß eigentlich das Gegenständliche, also Epische, in diesem Roman fast zurücktritt. Bestimmte Bilder scheinen nicht zu haften, wohl aber Einzelzüge; selbst die Entwicklung des Malers erscheint nicht als Hauptsache. Immer neu wird alles Begonnene aufgehoben, immer neu setzt das Werk ein wie eine von geheimnisvoll lyrischem Geist durchblasene Orgel. Stimmung ist auch hier die

Digitized by Google

Einheit. Die Taten, wenn solche überhaupt vorkommen, die Ereignisse, wie sie im Epischen den Menschen von außen erfassen, sind nicht das Wesentliche. Alles sieht der Dichter in den inneren Erlebnissen, Kunstansichten, Gedanken, Stimmungen, dem Lebensgefühl seines Helden. Wie er die Dinge anschaut, das erscheint wichtig, was er von ihnen sieht, nebensächlich. Man nehme nur die ganz dem lyrischen Geist entflossene Sprache: „Wenn jetzt einmal die Seelen von Einharts Vater und Mutter rein für sich gegeneinander klangen" usw. Zunächst, daß das ganze Werk mit diesem Bedingungssatz einsetzt, der nur halb ein Zeitsatz ist: Dies Unbestimmte entfernt sich in seiner geistig-seelischen Feinheit, die mit vielen Möglichkeiten zu rechnen scheint, gleich stark von der Eindeutigkeit des Epischen. Ein echter Epiker, etwa Keller oder Goethe, bei dem beide Begabungen rund und für sich ausgebildet waren, würde etwa gesagt haben: „So oft", oder: „Manchmal geschah es, daß . . ." Noch deutlicher wird das Lyrische in dem Zusammenklingen der Seelen, das hier kaum mehr Bild ist. Ein Epiker faßt die Sache sozusagen nüchterner auf, er zeigt das Gegenständliche mit aller Schärfe und behaglicher Sattheit — Seelen hört er nicht klingen. So wirkt sich das Gefühlsmäßige auf jeder Seite des Buches aus; mit Vorliebe gebraucht der Dichter das lyrische „wie" für das sachliche „als". Vor allem wird nicht im streng epischen Sinne geschildert. Welche Lust entfalten etwa Homer oder Goethe im Beschreiben von Mauern und Gärten, Festen und Kämpfen, der Gestalt Helenas oder der Wilhelm Meisters! Im „Einhart" wird angedeutet, mehr verborgen als veranschaulicht; jedes Wort hat seine innerliche Musik, die ganze Darstellung ist unmittelbar innig. Der Abstand Einharts vom Dichter ist nicht entfernt so groß wie derjenige Goethes vom Wilhelm Meister — am besten ließe sich in diesem Punkte der „Werther" heranziehen.

Und nicht viel anders steht Karl Hauptmann seinem Stoff im „Ismael Friedmann" gegenüber, wenn ich ihn auch für noch bewußter halte als die Einhartschöpfung.

Aber der Einfall des lyrischen Geistes erstreckt sich kaum weniger auf das Gebiet des Schauspiels. Vielleicht die feinste Lyrik finden wir beispielsweise in der „Bergschmiede", deren Bühnenfähigkeit gerade durch die oft liedformende Gefühlsmäßigkeit gefährdet wird. „Des Königs Harfe", „Der abtrünnige Zar", „Musik" sind eigentlich Balladen; von der Aprikosen-Weichheit des „Moses" wäre zu sprechen — selten steht etwas rein Dramatisches diesen Eigenschaften beherrschend gegenüber. Stärker ist die Bühnengewalt in den ebenfalls halb lyrischen „Besenbindern", um mit diesem Stück die Reihe der lyrischen Dramen Karl Hauptmanns zu schließen.

Wenden wir uns nach diesen Beobachtungen zu den etwa 130 Versgebilden des „Tagebuchs", das bis vor kurzem Karls bekanntestes Werk war, so sehen wir, wie sich sein lyrischer Geist zu seinen gefühlsmäßigen Prosa- und Schauspielschöpfungen eine Art Gegenstück geschaffen. Auch hier waltet musikalischer Geist, weniger lyrische Form im inneren Sinne

Wie in den „Miniaturen" oft nur eine leise Formung fehlt, um die Stücke zu Gedichten zu machen, so klingen manche Stellen des „Tagebuchs" nur wie Rezitative:

„Komm! o komm! und singe dein Lied!
Es erquickt wie ein frischer Quell.
Matt und grau die Wolke zieht —
Ach! — und dein Lied bringt sonnenhell!"

Das nähert sich lyrischer Prosa. Dann aber steigt es gelegentlich auf zum Hymnos:

„Im Dämmer der Nacht,
in Mondesduft —
es wehten die Schäume
Nebelduft
aus felsiger Klamm" usw.

Digitized by Google

Noch höher hebt sich das Lyrische in dem wundervollen:

„In meiner Träume Heimat
Blühst du noch,
Klingt noch dein Lied.

In meiner Träume Heimat
Kann keine Blume verwelken,
Kein Lied kann verwehn.

In meiner Träume Heimat
Ist lichter Frühling
Weithin in die Zeit —
Du klingst und blühst darin,
Und Lied und Blüten
Fallen in die Ewigkeit
Zu unserer Liebe Ruhme.

In meiner Träume Heimat
Kann keine Blume verwelken,
Kein Lied kann verwehn."

An den tiefsten Bettungen des lyrischen Buches steigt eine gewisse innere Form wie von selbst auf, aber sie ist selten, und um so mehr hört man kleine Anklänge an Dehmel, Hölderlin, Liliencron, Björnson, C. F. Meyer, Heine, Schönaich-Carolath oder auch Goethe heraus — denn in der Form liegt die strengste Eigenart, die Ursprünglichkeit des Liedes, im weiteren Sinne jedes Gedichts.

Karl Hauptmanns Stellung als lyrischer Dichter beruht daher auf dem eigenartigen Widerspruch: ein stark lyrischer Geist ohne den Zwang lyrischer Formenschöpfung. Überall finden wir Musik, ja die reinsten lyrischen Veranlagungen; aber sichere Melodie, die traumhafte Erfüllung des Liedes, ist selten.

Auch Keller, Otto Ludwig, Cäsar Flaischlen sind von dieser Seite anzufassen. Wie Karl Hauptmanns Epen großenteils lyrisch waren, so ist das Großhundert seiner Tagebuchgedichte gewissermaßen ein lyrisches Epos, das der überall gleich wirksame Geist des Dichters eint. Man kann nicht aufhören zu lesen, ohne daß man irgendwie den Zwang zum Zuendelesen empfände. Man braucht nicht mit dem Einsatz zu beginnen, mit dem Schluß nicht abzusetzen. Unsichtbar scheint alles in mannigfaltige Meere von Versen und Sprüchen eingeteilt. Grenzenlos als Einheit zeigt sich das Ganze, selten ist die wahre Form durch ein einzelnes Gedicht begrenzt, weit flutet sie selbst über die Gesamtheit der 130 Stücke hinaus. Endlos erscheint alles, wie um den Wanderer die Natur. Ein Gesichtskreis des formhaft Begrenzten eröffnet sich nirgends — und eben das ist ein Merkmal des rein Musikalischen. Ein lyrisches Epos hat Karl geschaffen, eine musikalische Naturbibel, naturhafte Schriften der Musik.

Denn gehen wir auf die seelischen Eigenschaften dieser seltsamen Schöpfung über, so finden wir vor allem Zartes, Feines, Reines wie Bergkristall, einen ganzen gläsernen Berg heller Durchsichtigkeit, klarer Anmut, fast herbkalter Morgenfrische, wie sie nur unter Einwirkung der Natur sich vollendet. Dabei ist das völlig Gewinnende dieser Kunst die innere Wahrhaftigkeit, die im heutigen Dichterdeutschland überhaupt nicht allzu häufig, selbst von Karl Hauptmann in keinem seiner andern Werke übertroffen wird. Nirgends findet sich die kleinste Verschiedenheit zwischen Gehalt und Bewegungsformung. Niemals hat der Dichter in seiner strengen Natürlichkeit eine Gebärde der Bewegung nötig, wie etwa Werfel und Neuere. Ich sehe darin eine vorzugsweise germanische Eigenschaft. Ja manchmal versformt der Dichter in seiner Schalkhaftigkeit irgend einen leichten hellen Scherz, ohne selber mit der Herausarbeitung ganz zufrieden zu sein, so glaubst du sein verlegenes Lächeln zu sehen. Es ist das Lächeln des unbedingten Wahrheitssuchers, der lieber ehrlich nach seinem Vermögen bildet, als sich zu Gespreiztheiten versteht. So etwa die anspruchslosen, aber eben durch diese Wahrhaftigkeit ansprechenden Verse: „Mir immer wieder unbegreiflich." In dieser Richtung finden sich Lieder von zarter Rosenhaftigkeit, von einer fast mädchenhaften Lieblichkeit.

Dieser Vorzug allein schon würde die Sammlung vor vielen andern herausheben und sie formgewandteren überordnen; denn schließlich entscheidet doch auch über den Dichter nur der Mensch.

Digitized by Google

Der geheime Glanz der Strophe, die glitzernde Durchsichtigkeit der Sprache, eine gewisse jungfräulich unbekümmerte Härte lassen dann plötzlich erkennen, daß aus den Versen nicht nur eine Begabung, sondern eben ein Charakter spricht.

Der Mutige blickt voraus —
Und wo er wegemüde,
Da schimmert ein güldnes Haus
Hernieder wie im Liede,
Das ragt auf Abendhöhn,
Und Harfen wieder klingen,
Weil goldne Träume dort
Durch freie Seelen wehn.

Vielleicht noch eigenartiger wird die Sammlung dadurch, daß sie zugleich die eines Weisen ist. Der Dichter ringt um Gott:

Kennt ihr die blauen Nächte,
Mit weißen Sternen besät?
Menschengemüter versinken
Tief in Gebet.

Fast zu einem religiösen wird das Erlebnis einer Liebe in den fünf schweren Strophen des Gedichts „Gestorben“:

Schwer und düster wogen die Glocken im Tal.
Düster wogt es in meiner Brust und bang,
Alles, alles gestorben mit einem Mal,
Wo einst dein Lied erklang.

Ebenso liegt dem Dichter, der überall sein echtestes Selbst sucht und nicht mehr als das glaubt geben zu können, alles Naturhafte; Taleinsamkeit und Bergfreiheit, Quellrauschen und Waldwogen tun sich uns auf:

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einemmal.
O gib acht! Gib acht!...
Und aus tiefen Grundes Düsterheit
Blinken Lichter auf in stumme Nacht.
Trinke, Seele! Trinke Einsamkeit!
O gib acht! Gib acht!

So stark ist dies Gebundensein an die Weite und Vielfältigkeit des Alls und der Erscheinungswelt, das Brudergefühl gegenüber Stein und Pflanze, daß es kaum ein Einzelstück in dem ganzen „Tagebuch“ geben mag, das der naturhaften Abhängigkeit ledig wäre: ich möchte von Freilichtlyrik sprechen, denn nirgends kann sie der hellen Luft und bergigen Frische entraten. Vereinigen sich gar Gott- und Allgefühl, so entstehen formvolle Gebilde von sinnbildlicher Gedrungenheit:

Ein Gefangener bin ich
Das ist Menschenlos.
Ganz gefesselt ging ich
Aus dem Mutterschoß.
Und mein flüchtig Leben
Ward nur dargebracht,
Ganz es einzusenken
In die Erdennacht.

Hier haben wir die stärksten Eigenschaften des Lyrikers Karl Hauptmann beisammen: Religiösen Ernst, naturhafte Gebundenheit, vollkommenes Bild und Sinnbild, dumpfe Musik und keusche Strenge.

Einmal findet sich auch das Wort „Mystiker“. Und so wird das vielfädige Gewebe dieses Buches weiter dadurch eigen, daß es mystische, meistens Jakob Böhmesche, oder halbmystische mit pantheistischen Naturgedanken zu einer Einheit zu verschmelzen sucht. Es ist derselbe Boden, auf dem, nur noch pantheistischer, Bruno Willes „Offenbarungen eines Wacholderbaums“ erwachsen sind.

Wie in einer Werkstatt sehen wir noch unbehauene Gebilde, sehen den Stoff zu möglichen Schöpfungen in Blöcken und Splittern ausgestreut: Daß alle Dinge unsere Mütter

Digitized by Google

seien, daß alle Dinge lautlos wirken, daß der Mensch ein sehnsüchtig Gefangener, daß Offenbarung noch heute lebendig in den Großen, daß dem Augenblick, der echte Kunst weckt, zeitlose Ewigkeit zukomme, daß der alles gestaltende Mensch nur ein flüchtig Lied sei.

In den Wind, in den Wind
sing' ich mein Lied.
Frage nicht, frage nicht,
wohin es flieht.

Wer gäb' Antwort je,
woher? wohin?
Treibe selbst ein wehend
Lied dahin.

Treiben Blüten, treiben
Liederseelen her.
Frage nicht, frage nicht,
woher?

In den Wind, in den Wind,
kaum erwacht,
bin verweht, bin verweht
über Nacht.

Mehr als fünfzehn Jahre später (1916) hat der Dichter dann 25 Sonette unter dem naturhaft mystischen Satze: „Dort, wo im Sumpf die Hürde steckt" (Verlag K. Wolff, Leipzig) an die Sonne gebracht. Sonette fanden sich schon gegen Ende des „Tagebuchs" immer zahlreicher ein, ohne daß man auf eine so entschiedene Ausbildung hätte raten können, wie die Gattung sie in dem neuen Ringe erfahren hat.

Eine so starke lyrische Entwicklung nach eherner Form hin hätte man dem Dichter des „Tagebuchs" (Verlag O. W. Callwey, München) kaum zugetraut. Wir empfinden sie auch hier weniger als etwas Gezwungenes, weil die Kunstgattung des Klinggedichts eine bildhauernde Hand voraussetzt. Gerade die Bewußtheit der Gestaltung verleiht ihm den Renaissancecharakter, um dessen willen wir das Sonett lieben. Hier wird mit antiker Strenge und Wucht persönliches Leben selbstherrlich und hämmernd in erzene Form gepreßt. Die 25 Steinbildwerke leidenschaftlicher Liebe sind in mehrfacher Hinsicht bewundernswert. Dunkel, gedrängt, in knapper Panzerung funkelt der seltsame Ritterzug der Gesichte unserem Auge vorüber, prachtvolle Vokalweiten umbranden unser Ohr:

Nun wach' ich neu; — noch hüllen deiner leisen,
verhaltnen Stimme süße Melodien
die ganz versunkne Seele. Es verblühen
wie Dumen einer Wildnis, die dich preisen,

Die letzten Reste Traum —: Und wieder kreisen
um deine Hulden, die aus Gram auffliehen
in deinen Morgenglanz, die heißer glühen
wie irdisch Feuer — meiner Sehnsucht Weisen.

Ob Tag, ob Nacht, verzehrt mich das Verlangen —:
ich sehe dich im Abendwinde schreiten —
ich seh' dich hingegeben nächtiger Feier.

Hinein in glüher Moore Dunkelheiten —:
und deine Rätselstimme wird noch scheuer,
und wie von bronzenem Glanz glühn deine Wangen.

Wie uns hier die auch vor Härten nicht zurückschreckende, stahlblaue Lautgebung wie eine dunkle Sturmwolke überzieht, an der doch die feinsten Lichter der zersplitterten Sonne zittern, das wird uns eindrucksvolles Erlebnis. In dieser steilen metallenen Sprache, hinter der eine Inbrunst sondergleichen sich verbirgt, scheint etwas vom Geiste Dantes und Petrarcas lebendig geworden.

Karl Theodor Strasser

Digitized by Google

Um Herrschaft und Freiheit

Neue Zeitromane

O ihr stillen Tage von Weimar und Jena, die fast so ruhig die Völker an der Donau wie hinten weit in der Türkei aufeinanderschlagen ließen, denen die Dichtung nichts anderes war denn Kunst, Gegenstand wunschlosen Schauens! Ihr konntet's, weil euch Herrschaft und Freiheit zunächst innerer Besitz waren; wir haben sie vielleicht allzusehr im Bezirke irdischer Machtpolitik gesucht, und da haben wir beide verloren. Wo unsere Dichtung den Stoff aus der Zeit schöpft, da werden sie in uns aufgewühlt, all die Erinnerungen an stolze und düstere Tage, an Hoffen und Zagen, an Sieg und Niederlage, da sind wir nicht mehr bloß Zuschauer und Leser, sondern liebend und hassend Miterlebende, da wird uns das kühle Urteil getrübt durch das leidenschaftliche Gefühl, daß es unsere und unseres Volkes Sache ist, um die es geht.

Oder wer kann schon heute, als sei es eine Mär aus Urgroßvätertagen, die Geschichte jener Julitage von 1918 lesen, in denen der letzte Stoß, der Stoß, auf den ein Volk sein letztes Hoffen gesetzt hatte, fehl ging? Davon erzählt uns Karl Rosner (Der König. Weg und Wende. Stuttgart und Berlin, Cotta, geb. 18 ℳ). Da steht der Kriegsherr auf seiner Warte, die ihm die Oberste Heeresleitung errichtet hat, da sieht und hört er, wie alle Dämonen des Krieges entfesselt werden auf die Minute, die ein anderer festgesetzt hat; er späht durchs Scherenfernrohr, er harrt der ersten Nachrichten, und wir wissen von vornherein, wie sie lauten und was sie bedeuten — wir haben ja alle jene Nacht durcherlebt, wenn nicht wörtlich, so doch im Krampfe der Spannung zwischen den Heeresberichten, im Bangen um die Entscheidung. Der König trägt keinen Namen, ebensowenig wie der Kronprinz, der Generalfeldmarschall, der Generalquartiermeister und die andern alle, aber das ist rein äußerlich; was wir erhalten, ist etwas wie die kinematographische Wiedergabe einer Woche, eigentlich sogar nur eines Tages aus Wilhelms II. Leben. An Molos Fridericus erinnert es, wie in den Ruhepausen des Geschehens die Bilder der Vergangenheit sich heandrängen, die Jugend, die Freunde in Wien und Petersburg, der englische Oheim, nicht zuletzt der dräuende Schatten des großen Kanzlers; aus Erinnerung und Gegenwart formt sich ein Bild des letzten Trägers der Kaiserkrone, wohl der erste Versuch, die Tragik dieser Gestalt dichterisch zu erfassen. Karl Rosner hat lange genug im Hauptquartier seine Menschen und ihr Leben beobachtet, er hat die Anschauung vertieft durch mancherlei, was inzwischen aus Archiven und Schreibtischen hervorgetreten ist, er ist ein Erzähler von hohen Graden — sein Buch läßt nicht los bis zum bittern Ende. Freilich ein Bedenken bleibt: ich will den Schatten des seligen Samarow und seiner geschichtlichen Romanklitterungen nicht beschwören, die nur stofflich die Neugier reizten, aber Rosners Form ist doch auch diesem Gegenstande nicht angemessen. Fridericus mag es recht sein, wenn Molo den Tag seiner Ruhmeshöhe zum Sinnbild seines Lebens macht; mit und in Wilhelm scheiterte aber ein ganzes Volk und wahrlich nicht erst in jener Julinacht: ist da die Zusammenziehung von dreißig Jahren in diese wenigen Stunden nicht zu gewaltsam? Die Tragik einer Persönlichkeit ist gegeben — ob in aller Wahrheit, kann man heute kaum schon sagen — die Tragik eines ganzen Volkes kommt für mein Empfinden zu kurz.

Wir finden sie auch nicht in Bernhard Kellermanns Roman „Der 9. November" (Berlin 1921, S. Fischer), der das ganze letzte Kriegsjahr umspannt, oder aber wir finden sie gerade da, wo der Verfasser die neue Morgenröte aufsteigen sieht. Denn er mag ja mit dem 9. November den Schlußstrich unter sein Werk setzen, er mag den Geist seines idealen Revolutionärs frohe Botschaft durch die Lüfte rufen lassen — uns, die wir sein Buch im Jahre 1921 lesen, ist der Glaube, wenn wir ihn hatten, arg erschüttert; wir wehren uns auch dagegen,

Digitized by Google

daß Opfermut und Begeisterung nur auf der Seite der Freunde des Friedens um jeden Preis waren, daß ihnen nichts gegenüberstand als die kalte, seelenlose Macht, der Menschen nichts sind als das Material, aus dem man Divisionen formt — ach nein, der Militarismus hatte seine Auswüchse wie alles Menschliche, aber es ist falsch, wenn er wie hier nur als Erzeugnis einer Kaste, nicht als tief verbunden mit Wesen und Geschichte des deutschen Volkes erscheint. Drum ist das Zeitbild des Romans trotz seiner schier 500 Seiten zu eng, weil er eigentlich nur zwei Gegenspieler hat, den General von Hecht-Babenberg, den stellvertretenden Chef des Generalstabes, und den Studenten Ackermann, den neuen Heiland im flatternden Soldatenmantel. Beide sind sinnbildlich erhöht, und beide von ihrem Kreise umgeben. Hier aber versagt die Symbolik: Ackermanns Gefolgschaft ist vorsichtigerweise nur angedeutet; schließlich ist ja auch die des Generals wichtiger, denn es ist der Roman eines Zusammenbruchs. Damit also der nötige fahle Weltuntergangsglanz über ihr liegt, muß der General Witwer sein, ein Verhältnis mit einer leichtfertigen Aristokratin haben, sein Sohn, ein wüster Frauenjäger, ihn bei ihr ausstechen, fast alle andern Männer müssen Säufer, Spieler, Schieber oder Trottel sein. Die Kreise schneiden sich, indem die Generalstochter Ackermanns Anhängerin und Geliebte wird. Nun ja, aber Kurfürstendamm und Tauentzienstraße waren wahrhaftig nicht das „alte System", sie gedeihen auch gar fröhlich unter dem neuen. Daß der Dichter des „Tunnels" Vorgänge und Personen in sich jagenden Bildern, mit allen Künsten eines Stilvirtuosen schildert, braucht kaum gesagt zu werden. Der Roman des Nebeneinander, den Gutzkow in seinen großen Zeitgemälden einst anstrebte, hier ist er erreicht mit Mitteln, die noch weit offensichtlicher als bei Rosner der modernsten Kunst, dem Filmschauspiel, entlehnt sind. Wie da ein Bild verblaßt, um allmählich die Umrisse einer sich am andern Ort gleichzeitig abspielenden Handlung hervortreten zu lassen, so springt hier der Dichter etwa von der Orgie in der Tiergartenvilla zum Schützengraben und wieder zurück; wie dort ein Bild abschließt mit einem sinnlichen Eindruck und wir erst später erfahren, ob wir ihn richtig auslegten, so arbeitet Kellermann mit Andeutungen und Verschweigungen; für künftige Dissertationen über den Einfluß des Kinos auf die erzählende Dichtung wird dieser Roman eine Fundgrube sein.

Um Herrschaft und Freiheit ist nicht nur an den Fronten, nicht nur im Streit der Ideen gerungen worden: ehe uns auf dem Schlachtfelde die Waffen entsanken, ehe die rote Fahne auf dem Schloß flatterte, hatte die Blockade unsere Großstädte aus Kraftmittelpunkten in gefährliche Krankheitsherde verwandelt, in denen sich Gesunde verzweifelt gegen Ansteckung wehrten. Von diesen stillen Kämpfern, die sich des letzten Sinnes ihrer Not kaum bewußt waren, handelt Edith Salburgs „Burschoa" (Leipzig, B. Elischer, 7 ℳ, geb. 10 ℳ); und was wir bei Rosner und Kellermann vermißten, hier ist es geschildert: die Tragik, wenn nicht eines Volkes, so doch eines Standes. Das Buch veranschaulicht grell genug, was im Januarheft in „Türmers Tagebuch" auseinandergesetzt wurde: verlassen von aller Welt müht sich der kleine Mittelstand, der opferbereite, staatserhaltende, seine Ideale zu wahren, aber zermahlen wird er zwischen zwei Mühlsteinen, der Gleichgültigkeit der Besitzenden, dem Haß der Proletarier — der Mann steht im Felde, die Frau verbraucht sich bei der Arbeit, die Kinder verderben. Nur schade, daß Edith Salburgs künstlerisches Können nicht die Stufe erreicht hat, die ihr Stoff erforderte: abgesehen von grotesken Übertreibungen (solch ein Bezugsscheinamt habe ich in einer Arbeiterstadt nicht gesehen), versagt ihre Gestaltungskraft, je weiter die Erzählung fortschreitet. Sie redet zuviel in eigener Person oder macht ihre Menschen zu deutlich zu ihrem Sprachrohr, und so nähert sich der Roman allmählich dem Tone der sozialpolitischen Abhandlung, der Abschluß wird reichlich gewaltsam herbeigeführt, und die leise Milderung des Endes wirkt kaum glaubhaft. Immerhin bleibt es ein stark bewegendes Buch; aber warum geht Edith Salburg eigentlich auf deutschen Boden, wenn sie ihre Personen österreichisch reden lassen will?

Digitized by Google

Mit politischer Macht und Freiheit stand es, als Schiller den „Wallenstein“ schrieb, so jämmerlich wie heute. Wie kommt es, daß wir trotzdem neidend auf die Tage von Weimar und Jena zurückblicken? Es regt sich wohl ein Gefühl, als ob wir des Sieges nicht würdig waren, weil wir etwas verloren haben, was einst die Ahnen besaßen: das technische Zeitalter hat uns zu Handlangern gemacht, die Urgroßväter waren Menschen, wir Räder und Rädchen in einer Maschinerie. Darum gilt es erst einmal innerlich frei zu werden: so läßt in Willy Seidels Roman „Der Buschhahn“ (Leipzig 1921, Insel-Verlag, 10 M, geb. 18 M) Gerhart Ollendiek, der Sohn zweier Rassen, Europens übertünchte Höflichkeit hinter sich und hofft, auf grünen Südsee-Inseln den Einklang mit sich selbst zu finden. Als das Buch schließt, gleitet sein Schiff der Heimat zu, nicht derjenigen, die er kannte und gemieden hatte, „sondern einer, die sich erst bildete und bereitete, jetzt während ihm die erste zögernde Gewißheit kam“. Nun scheinen mir vierthalbhundert Seiten ein bißchen reichlich, um zu zeigen, daß Europäer Europäer und Kanake Kanake ist; Tennyson, der seines Volkes bewußte Engländer, wurde damit in ein paar Versen (in Locksley Hall) fertig und brauchte nicht erst die Gegenfigur des rettungslos „versüdseeten“, whiskifreudigen Hamburgers. Gewiß, ich freue mich der Fülle exotischer Landschaftsstimmungen; in Trauer und Festesjubel, im Stranddorfe und Waldwinkel breitet sich das Inselleben aus, von samoanischen Sagen und Liedern weht es in dem Buche, raunende Stimmen flüstern bedeutungsschwere Kunde, dazu spielen auch mancherlei Humore durch die Blätter — nur die rechte Beziehung zu der Botschaft innerer Freiheit zu entdecken, von der auf dem Umschlag zu lesen steht, das will mir nicht gelingen: die „samoanische Traumweis“ ist gar zu dunkel.

Da sind die jungen Brauseköpfe in Fritz Philippis „Weltflucht. Roman einer Siedelung“ (Leipzig 1920, J. J. Weber) anderer Art. An Samoas Strand schlug zuletzt noch der Krieg seine Wellen, hier sind wir in Vorkriegszeit und doch mitten in den geistigen Nöten unserer Tage. Dieser Jungmannschaft fühlen wir die Einsamkeit in den Städten nach; gewiß, wir schütteln den Kopf, denn wir sind ja so schrecklich viel klüger; aber daß solche Gedanken zur Macht im Nachwuchs des deutschen Volkes geworden sind, wir müssen es wissen, wenn wir nicht blind und taub sein wollen. Hier macht eine Handvoll Ernst: zwei gehen voran und leben als Menschen in freier Freundschaft, und als Gott Eros mächtig geworden ist, in freier Liebe auf friesischer Scholle zwischen Nordsee und Wattenmeer, dann folgen andere, und die Siedlung der neuen Menschen soll werden. Es kommt, wie es kommen muß; aber es wird keine Niederlage ihres besten Geistes. Sie lernen, daß die alten Ordnungen nicht gering zu achten sind, und zweifeln doch nur am Wege, nicht am Ziel; sie begreifen, daß nicht Weltflucht, sondern Weltdurchdringung die Losung sein muß — Spreu sondert sich vom Korn, das Korn aber wird aufgehen und Frucht tragen. Dazu helfen sie sich selbst und hilft ihnen die Allmutter Natur, die Welt des Meeres und der Düne, Sonnenglut, Winterstarre und Sturmeswüten. Es ist Philippis dichterisch beste Leistung, wie er die Auswanderer aus dem Steinmeer der Großstadt auf der letzten Landzunge umfangen sein läßt vom Walten ewigen und immer wechselnden Lebens; es erdrückt sie fast und gibt ihnen immer wieder neue Kraft: das ist ihr eigentliches Erlebnis, daß sie sich auch in der Einöde hineingestellt fühlen in den Ring des Lebens. Unsere Herzen schlagen mit dem Führer dieser Siedler, der dem steinernen Bismarck zu Hamburg als Gruß der Seinen die Botschaft bringen will: „Die Jugend läuft nicht davon. Sie kommt wieder und ist erwacht.“

Gebe Gott, daß dies der Odem unsrer deutschen Zukunft ist!

Albert Ludwig

Digitized by Google

Das Kindertheater

Das Kindertheater ist eine der dringlichsten Kulturaufgaben der Zukunft — vom morgigen Tage an gerechnet —, insofern es wie nichts anderes dem „inneren Aufbau“ dient und damit beim Kinde anfängt. Man frage nicht dagegen: Haben wir nicht die Schule? und baut sie nicht Jahr um Jahr auf? Allerdings, aber mir will scheinen — nein, nicht nur mir, sondern sehr vielen —, als zeitige sie nach einer bestimmten Richtung hin nicht genug Frucht.

Die Schulpädagogik ist zu lange, zu oft abseits vom Leben gegangen. Nicht nur bei der Aufstellung der Lehrpläne haben die Laien gefehlt, sie fehlten auch bei den Nachprüfungen der Methoden — und kein Fach wird lebensnahe genug bleiben, wo nicht auch einmal die sogenannten „Laien“ (die intelligenten Laien) dreinreden. Die Pädagogen haben einen Kreis gezogen, darin leben und sterben sie. Aber dieser Kreis ist zu eng, er umspannt nicht die Welt. Noch nicht einmal das Bißchen diesseitiges Leben. Die Schullesebücher machen die Pädagogen selber, die Liederbücher und alles andere. Die Dichter und Musiker, die doch auch sozusagen davon was verstehen und auch oft von der Kinderseele was verstehen, und auch intelligente Mütter und Väter, die doch von der Kinderpsyche manchmal sehr viel verstehen, haben nie in das Zusammenstellen von Schulbüchern hineinreden dürfen. Das haben immer Schulmänner im Verein mit den Behörden ganz allein besorgt.

Was ich hier sage, das haben vor langen Jahren eine Reihe von Pädagogen und Künstlern gefühlt, und haben gefühlt, daß es ein Mangel sei. Und haben darum seinerzeit die „Kunsterziehungstage“ einberufen, drei im ganzen, deren erster, in Berlin, der bildenden Kunst, deren zweiter, in Weimar, der Dichtung, deren dritter, in Hamburg, der Musik und dem Tanz gewidmet war. Auf diesen Tagungen hat man die Frage untersucht, wie man dem Kinde Kunst nahebringen könne, hat auch eine ganze Reihe Reformvorschläge gemacht, von denen aber, soweit ich sehe, nichts Nennenswertes in die Schule gekommen ist. Der Grund liegt darin, daß die Schule ihrer ganzen inneren Struktur nach eine nachhaltige Beschäftigung mit der Kunst nicht zuläßt, weil sie eben eine Lernschule ist. Und nachhaltige Beschäftigung mit der Kunst wäre das einzige Mittel, um Wirkungen der Kunst auf die Kinder hervorzubringen.

Es hat natürlich auch an großzügigem Wollen gefehlt. In der Lehrerschaft war das manchmal, bei einer Minderheit, vorhanden. Aber die Mehrheit sowie die Behörden wollten gar nicht den bisherigen Charakter der Schule verändern lassen. Noch nicht mal ein anständiges Lesebuch ist zustande gekommen. Wenn ein Lesebuch von einigen hundert Seiten vielleicht ein Dutzend leidlich guter Sprachstücke hat, das andere aber ausgemachter Sprachschund ist, wie soll dann das Kind Geschmack an „deutscher Dichtung“ bekommen? Die vereinigten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, die aus den deutschen Lehrervereinen hervorgingen, haben wenigstens das Durchschnittsmaß der Jugendschrift heben wollen und haben es auch wohl teilweise etwas gehoben, wenn auch in ihren Verzeichnissen noch manches Buch mit schlechter Sprache steckt. Sonst aber? Nun ja, es sind einige Versuche gemacht worden: man hat Kindern gute Musik bieten wollen, man hat versucht, Volksschulklassen in Museen zu führen und ihnen Meisterbildwerke zu erklären. (Lichtwarck in Hamburg versuchte das mit Volksschulkindern.) Allen solchen Versuchen lag der Gedanke zugrunde, Kinder für die Kunst zu interessieren und sie mit ihr zu beschäftigen. Aber es ist bei den Versuchen geblieben...

Man wollte also, um das zusammenzufassen, dem Kinde Dichtung geben, man wollte es Bildwerke schauen lassen, man wollte es Musik hören lassen (auch Instrumentalmusik).

Alles dies kann man dem Kinde bieten durch das „Kindertheater“, und kann man ihm sogar noch viel mehr bieten.

Was ist das Kindertheater? Nicht eine besondere Bühne für Kinder, sondern eine künstlerische Bühne irgendeiner Stadt, auf der an einigen Tagen der Woche — je nach der

Digitized by Google

Größe der Stadt mehr und öfter — gespielt wird für Kinder. Für die Kinder der oberen Klassen der Volksschulen vor allem; aber auch für die höheren Schulen. Die Klassen (alle Kinder) würden abwechselnd hingeführt werden und so jährlich wenigstens einige Aufführungen, etwa ein halbes Dutzend, im Theater sehen. Die Grenze könnte etwa bei der dritten Klasse, also im 11. Lebensjahr, gezogen werden, denn für die kleineren dürfte die Sache noch nicht in Frage kommen.

Also es werden den Kindern Darbietungen gemacht, die nicht nur Dramen zu sein brauchen. Aber in erster Linie und soweit als möglich: Dramen, für Kinder geeignet. Die Ausbeute in der Klassik dürfte nicht zu groß sein. Aber es kämen Märchenstücke hinzu. Es käme vielleicht eine Oper für Kinder hinzu oder ein Singspiel. Wenn die Dichter die Wichtigkeit der Sache gesehen haben, werden sie sich bewogen fühlen, auch für Kinder zu schaffen. Außer solchen dramatischen Vorführungen aber kämen auch noch musikalische Darbietungen hinzu, leichte klassische Musik, Volks- und Kinderlieder-Nachmittage. Es kämen hinzu Nachmittage mit Reigen, Spielen und Tänzen, Nachmittage mit Märchenvorlesungen.

Was würde damit und mit anderen Dingen erreicht werden? Zunächst die Einwirkung dichterischen Worts auf die Kinder, die Einwirkung der Musik, die Einwirkung eines künstlerischen Bühnenbildes, eines Rahmens, der nicht nur bei den Dramen und den Märchenstücken, sondern auch bei den Kinder- und Volkslieder-Nachmittagen, auch bei den Reigen und Spielen usw. dastehen müßte, auf daß die ganze Zeit hindurch das künstlerische Bild auf das Auge des Kindes wirke. Bei Märchenvorlesungen würde die ganze Zeit hindurch ein schön abgestimmter Innenraum dastehen und das Auge des Kindes festhalten. Es würde künstlerische Gewandung und Bewegung sehen, alles Dinge, die es vielleicht nie im Leben sonst sieht.

Ich behaupte, dies ist eine Kulturangelegenheit ersten Ranges, ist eine Sache, die das Leben und die Arbeit der Schule nicht stört, wohl aber wertvoll ergänzt; ja, so wertvoll, daß ich sage, das Kindertheater gehört als gleichberechtigte Bildungskraft neben die Schule.

Die Kosten lassen sich allgemein schwer berechnen. Man geht aber wohl nicht fehl, daß ein Eintrittspreis von etwa 2 ℳ pro Kind reichen würde. Die Zeit würde durchweg nachmittags sein müssen, zwischen 4 und 6 Uhr, wo die Bühnen meist probenfrei sind.

Wenn das jahrelang gemacht würde, dergestalt daß jedes Kind jährlich mindestens sechsmal ins Theater käme, so müßte m. E. nach Jahren eine merkliche Veränderung in der geistigen Luft der Stadt zu fühlen sein. Wer sieht von den Kindern jetzt mal ein Theater? Einige Auserwählte zu Weihnachten, wenn die Weihnachtsmärchenstücke gegeben werden. Wundert man sich dann noch, wenn die Kinder, nachdem sie aus der Schule entlassen werden, ins Kino begehren, statt ins Theater, das sie ja niemals sahen und von dem sie gar nicht wissen, was es bietet und tut?

Karl Röttger

Das religiöse Erleben und die christliche Kunst der Gegenwart

Es ist eines der flachsten Ergebnisse des vernünftelnden Verstandes, die Religion als Mythos zu fassen und sie damit in die Sphäre des Ästhetischen zu verweisen.

Wer das Leben seiner Seele unter der Wucht des religiösen Erlebnisses erfuhr, wer nur einmal das versunkene Auge eines Betenden betrachten konnte, dem wird die Gewißheit, daß die religiöse Seelensphäre tiefer liegt als das Reich der Kunst, erst recht tiefer als der Markt des handelnden Verstandes: im tiefsten, letzten Wesenskern des Menschen, in jenem „Einheitspunkte“ der Mystiker, wo der Springquell der Individualität emporquillt aus der ewigen Gott-Substanz.

Digitized by Google

Paulchen

A. König

Digitized by Google

Digitized by Google

Alles Fragen und Tun der Menschheit führt letzten Endes an diesen Punkt und sinkt ohnmächtig nieder; alles ästhetische Erleben schlägt seine Wellen bis an dies Gestade und versinkt in Schauer; nur eine Macht ist, die, wenn die Fackel des Verstandes sinkt und die begleitende Muse bebend stehen bleibt, unsere zitternde Hand ergreift und sie legt in die des Unendlichen die Religion und ihr Mysterium.

So ist Religion letzte Erfüllung allen Menschheitssinnes, Schlußakkord in aller Menschheitsfreude, tiefste Antwort auf alle Menschheitsfragen; keine Antwort freilich, wie der suchende Verstand sie selbst sich gibt, sondern eine Antwort der Gnade, die das Land der Seele überflutet. Diese Antwort ist ihrem Wesen nach die gleiche für alle Zeiten; und doch wird sie verschieden erlebt, je nachdem die jeweilige Menschheit an sie herangeführt wird.

Für den, der mit offenen Augen in unsere Zeit sieht, kann kein Zweifel sein, daß unser religiöses Erlebnis aus weltanschaulichen Gründen emporwächst. Das heiße Ringen für und wider, das Suchen nach der „neuen" Religion, die Wendung zum Buddhismus, die modernistischen Bestrebungen innerhalb der katholischen Kirche, all das zeigt, daß der Sinn der Religion für uns wesentlich darin liegt, daß sie Abschluß und letzte Vertiefung unseres Weltbildes bedeutet; nur deshalb brennt die religiöse Frage so heiß in unseren Tagen, weil sie geboren wurde aus unserem Verhältnis zu Welt und Leben. Nun aber ist die Weltanschauung des modernen Menschen, der innerhalb der Geistesentwicklung steht — und nur um diesen handelt es sich hier —, wesentlich bedingt durch Kant und seine Ergänzung durch den deutschen Idealismus. Diese Philosophie aber bedeutet im philosophischen Ringen der Menschheit die Überwindung des uralten Problems, das dem Menschen auf der Seele brannte, seit er aus naturgebundenem Schlaf erwachend die Augen der Vernunft aufschlug, dessen Überwindung er im gleichen Augenblick in den Formen der Mythologie suchte, des Problems: Mensch und Welt, Subjekt und Objekt. Erst Kant hat uns, nicht in genialer, aber unbefriedigender Intuition wie einst Spinoza, sondern auf den mühevollen Wegen der Kritik, dieses Rätsels Lösung gezeigt, indem er das Objekt enthüllte als Erscheinung, d. h. als Werk des Subjekts, in seiner räumlich-zeitlichen Gegebenheit bedingt durch Anschauungs- und Erkenntnisformen des Subjekts. Das „Ding an sich", das sich als schreckende Vogelscheuche aus der Zeit des „dogmatischen Schlummers" durch die Sintflut der Kritik hinübergerettet hatte, wurde von Fichte zerschlagen, indem er die Kantische Konzeption emporhob in die Höhe des Göttlich-Substantiellen, wo Gott alles in allem ist und das Ding an sich in seiner Einzelexistenz versinken muß. Damit ist der alte Dualismus gefallen, der die Welt zerriß in Geist und Materie; es blieb nur der Geist und seine unendliche Wirksamkeit. Ein neues Sympathiegefühl ist geboren: Der Geist, der im Faust meine Seele überwältigt, ist der gleiche, der im Tautropfen mein Auge entzückt —: ist er aber auch der gleiche, der im irren Auge des gequälten Tieres die Welt, sich selbst anklagt, der Hilfe sucht im letzten, krampfhaften Händedruck meines röchelnden Kameraden, den eben die Granate zerriß, der an seiner Schmach erstickt in der Klage des vergewaltigten Kindes? Noch eben blickten wir, geblendet vom Glanze der neuen Weltschau, in die Runde; nun ist es, als schlüge irgendwoher im Universum wildes Dämonengelächter uns ins Gesicht: „Hanswürste!" Sollte Schopenhauer die richtige Folgerung aus Kant gezogen haben?

Aber selbst dem, der die Schatten der Welt nicht so tragisch und nur als Hintergrund faßt, dunkel, damit das Licht um so leuchtender strahlt, löst die neue Weltanschauung nicht die letzten Rätsel; denn ein anderes Problem steigt auf, dunkler und geheimnisschwerer als das alte, das Problem, vor dem Kant seine Waffen streckt, dem gegenüber der deutsche Idealismus versagt, das Problem: Mensch und Gott. Die einfache Gleichung: Menschengeist = Gottesgeist, wie sie Hegel aufstellt, kann nicht richtig sein; welchen Sinn hätte dann dies bange Fragen unserer Seele, dieses Greifen nach Halt, dem Augustinus in seinem bekannten Worte unvergleichlichen Ausdruck gab? Wir Armen können nicht letztes Sein bedeuten. Aber wie stehen wir denn zu ihm, der da Wesensgrund aller Dinge ist?

Digitized by Google

Uns antwortet ein tiefstes Schweigen, das Schweigen der hohlen Unendlichkeit. Das Dröhnen der Ewigkeit erschrickt unsere Seele, der Boden versinkt unter unseren Füßen, und schauernde Nacht senkt sich nieder auf die Augen unseres Geistes. Doch da neigt es sich hernieder und umfängt unsere Seele als Christus-Mysterium, und traulich-nahe spricht göttliche Stimme uns vor: Vater unser!

Das ist unser religiöses Erleben. Es weint in ihm das wegmüde Suchen des Menschen der Jahrtausende, es zittern in ihm die Schrecken der ewigen Einsamkeit, in ihm rauscht das Entzücken dessen, den im Augenblicke des Versinkens ein kräftiger Arm emporriß.

Wie steht die christliche Kunst der Gegenwart zu diesem religiösen Erleben, dem sie doch Ausdruck geben will?

Wir haben es hier nicht zu tun mit vereinzelten Versuchen, diesem Erleben künstlerisch Gestalt zu geben, selbst wenn sie einer Erfüllung nahekommen sollten, was aber, soweit ich sehe, nirgends erreicht wurde, sondern mit der christlichen Zeitkunst im Großen, wie sie die religiös-ästhetischen Bedürfnisse unseres Volkes befriedigen will, mit der Kunst unserer Kirchen und Altäre.

Ein klägliches Versagen gähnt uns da entgegen, ein vollständiges Fehlen des innerlich notwendigen, charaktergebenden Stiles. Jede große Epoche in der christlichen Kunst hatte ihren Stil, und dieser Stil war tiefstbedingter Ausdruck des jeweiligen religiösen Erlebens. Dieses aber war immer, wie auch heute, letzte Vertiefung und Abrundung der die Seelen ergreifenden geistigen Bewegung, Weihe der eigensten Lebensbetätigung der Zeit.

Versuchen wir die charakteristischen Züge in der Lebensgestaltung des deutschen Mittelalters zu erfassen, so werden wir zunächst auf den ersten Blick erkennen, daß der mittelalterliche Mensch der Welt wesentlich naiver gegenüberstand als wir Heutigen. Diese Naivität fragt nicht nach der metaphysischen Bedingtheit und Verknüpfung der einzelnen Erscheinungen, sondern freut sich an ihrer bunten Fülle, erzählt und läßt sich erzählen. Zu dieser Freude am Erzählen aber tritt — auch hierin ist die Zeit dem Kinde verwandt — die Liebe zum Geheimnisvollen, die Hinneigung zur Mystik. Es erübrigt sich, unsere mittelhochdeutschen Epen und die altdeutsche Mystik zum Beweise heranzuziehen, es sei nur hingewiesen auf Meister Wolfram, dessen Parzival die harmonische Verschmelzung der beiden Elemente meisterlich darstellt. Wir wissen, daß man im Mittelalter keinen Dichter so sehr schätzte und verehrte wie den Weisen von Eschenbach. Die Religion aber bot diesem Doppelbedürfnis letzte und unerschöpflich tiefe Möglichkeiten, und das religiöse Erlebnis lag darin, daß dieser Grundcharakter der Lebensgestaltung in den Heilswahrheiten seine tiefste Befriedigung und ins Göttliche emporragende Verklärung fand. Wie sehr aber die christliche Kunst des Mittelalters Ausdruck dieses religiösen Erlebens war, das zeigt — verglichen etwa mit der Sonnenruhe und Klarheit des griechischen Tempels — der gotische Dom mit der unerschöpflichen Erzählungslust seiner Portale, seiner Fassaden, seiner Wasserspeier, mit der blühenden Mystik seiner Fenster, seiner ganzen Raumgestaltung. Und es ist der gleiche Geist, der sich ausspricht in der naiven Kleinmalerei unseres mittelalterlichen Madonnenbildes, in den Geheimnissen der Dürerschen Apokalypse.

Auf ganz anderem Wege kommt des Renaissance-Menschen religiöses Erlebnis und dessen künstlerische Bewältigung zustande. Ein unbändiger Schönheitsdurst hatte um jene Zeit die Seele der Menschheit ergriffen, und ein Drang nach unumschränktester Lebensauswirkung wühlte in diesen Menschen — der Drang nach dem Übermenschen. Wie sehr auch dieser auf den ersten Anblick religionsfeindlich aussehende Doppeldrang der Lebensgestaltung — in der Tat hat er sich häufig in negativem Sinne ausgelebt — der religiösen Vertiefung und Verklärung fähig war, also zum religiösen Erlebnis führen konnte, das zeigt dessen künstlerische Gestaltung in der kompositionellen Pracht und Größe der Disputa, zeigt das dämonische Ringen und die berstende Kraft in den Fresken der Sixtinischen Kapelle.

Digitized by Google

Und die christliche Kunst der Gegenwart, die unser religiöses Erleben gestalten will, das, wie oben gezeigt wurde, als letzte Vertiefung der Weltanschauung und Erlösung aus ihrer Not geboren wurde?

Man möchte mit Nietzsche bitter lachen: „Nie sah mein Auge etwas so Buntgesprenkeltes, — hier ist ja die Heimat aller Farbentöpfe!“ Welch neues Leben glüht denn auf im Bilde, das wir auf unsere Altäre stellen, in der Kirche, die wir uns bauen? Ist nicht unsere christliche Kunst von heute ein wässeriger Aufguß ererbter Formen, die wir nicht mehr mit Leben füllen können, weil sie nicht zugleich mit unserem eigensten Erleben ans Licht traten? Wir wollen erzählen wie das Mittelalter, und werden zum — Historienmaler; wir ahmen seine taufrische Naivität nach, und werden läppisch; wir wagen uns an uralte Symbole, in die sich mystische Schau des Mittelalters ergoß, und malen sie mit derselben unverschämten Gleichgültigkeit und Realistik, wie den Löffel einer Bauernküche; wir suchen die große, schönheitstrunkene Linie der Renaissance, und werden zum Theater-Regisseur, erreichen den Grad der Unerträglichkeit, wenn michelangeleskes Ringen uns reizt!

Man könnte hier mit Namen aufwarten, könnte auch edle Ausnahmen nennen. Aber das hieße den einen oder andern bloßstellen für die Fehler der Gesamtheit. Übrigens liegt die Schuld nicht so sehr auf seiten der Schaffenden, als vielmehr bei den Auftraggebern — darüber wäre ein eigenes Kapitel notwendig.

Aber wie soll die religiöse Kunst von heute sein?, wird man einwenden, und damit die Frage erheben, auf die nur das schaffende Genie die positive Antwort, die der Tat, zu geben vermag. Doch man kann dieser neuen Kunst auch gedanklich näher kommen, wenn auch vorerst nur in negativen Bestimmungen. Zunächst ist außer Zweifel: die neue Kunst darf nicht — wenn wir uns hier einmal auf die Bildkunst beschränken wollen — Historienmalerei sein, die das religiöse Geschehnis erzählt wie etwa den Tod Cäsars. Sie darf ebensowenig in den Märchenton verfallen und das religiöse Geschehen darstellen als Ausgeburt einer mythologisierenden Phantasie; beides verträgt sich nicht mit der bitterernsten weltanschaulichen Verankerung unseres religiösen Erlebnisses. Daraus aber ergibt sich als positive Bestimmung: Die neue Kunst muß symbolisch sein, denn die Weite und Tiefe unseres religiösen Erlebens kann nur durch bedeutungsschweres Symbol, das schrankenlos bis ins Unendliche weiterklingt, künstlerisch bewältigt werden.

Viel weiter aber wird man auch nicht gehen können in der Bestimmung dieser Kunst, es sei denn, daß wir uns auf Beispiele berufen könnten, auf das Werk eines Genies, das seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilt war.

Aus dem deutschen Mittelalter dröhnt die Kunst eines Einsamen in unsere Tage, eines Gottbegnadeten, der aufleuchtete wie ein Meteor und im Dunkel der Jahrhunderte verschwand, bis wir Gegenwärtigen dem Neuerstandenen die Palme reichen: Mathias Grünewald, dessen „Kreuzigung“ französische Flachheit sich nicht entblödet, für sich in Anspruch zu nehmen, und deren Abgrundtiefen französischem „Esprit“ so unerreichbar sind wie die Sternennähe des Faust. In diesem Hintergrunde zittern die Schauer und Schrecken der ewigen Einsamkeit; eine Schopenhauer-Seele hat sich hier ausgeklagt; dieser Christus ist erschütterndster Ausdruck und zugleich sieghafter Überwinder all unserer Menschennot; diese Mutter ist unsere Ohnmacht und unser Versinken; Johannes unser machtloses Mitleid; Magdalena unsere Reue und unser Schrei nach Erlösung; der Täufer in seiner Standhaftigkeit und der unbeirrbaren Geste seiner hinweisenden Hand unsere unerschütterliche Hoffnung, die das Grab überdauert.

„Und schwer und schwerer hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Digitized by Google

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Wir heißen euch hoffen.

Was Goethe in diesen Versen aussprach, unser Menschenschicksal mit seinem Dunkel, seiner Not, aber auch seiner blühenden Ewigkeitshoffnung, das ist hier als Mysterium crucis religiöses Erlebnis geworden und hat sich künstlerisch Gestalt gegeben in einer Weise, die uns Heutigen den Weg zeigen kann. Ferdinand Bergenthal

Aus Richard Wagners Bezirken

Das Werk des Meisters von Bayreuth ist noch lange nicht ausgeschöpft. Immer wieder gilt es, auf wertvolle Bücher dieses Bezirkes hinzuweisen und den Deutschen die Beschäftigung damit zu empfehlen.

Professor Dr E. Meinck hat Richard Wagners Dichtung „Der Ring des Nibelungen" aus der Sage neu erläutert (I. Teil: Das Rheingold. Verlag J. G. Burmeister, Liegnitz 1920). Wie Goethes Faust wird auch das gewaltige Ringdrama den Menschengeist immer wieder aufs neue beschäftigen. Aus ewig geltenden Gesetzen des Mythos geboren, beherrscht das Werk Zeiten und Menschen. Das Welterleben gerade unserer sturmdurchtosten Zeit hat den Blick auf diese Kunstschöpfung gelenkt. In ehrfurchtsvollem Staunen haben wir erkannt, wie sich in diesem Weltendrama uralte und immer wieder neu erstehende Wirklichkeit offenbart. Wir erschauern vor der Tat des Genius, wenn wir seinen Worten und Tönen lauschen und der Welt furchtbarsten Wahn und selig jubelnde Erlösung zugleich im Kunstwerk erleben. Wohl nur im Kunstwerk? Nein, gegenwärtig eben unter dem Eindruck all des furchtbaren Weltwirrwesens, das unsere Seele durchbebt und sie nimmer ruhen läßt. Unser Erleben — das ist die Sendung und große Botschaft dieses Kunstwerks! Aber auch der Forschergeist, der Ernst der Wissenschaft darf sich ihm nahen, und das geschieht in diesem Buch des hochverdienten Wagnerkenners Meinck, der in den „Bayreuther Blättern" wertvolle Beiträge und die Meistersinger- und Parsifaldichtung in trefflichen Schulausgaben veröffentlicht hat. Eine vor Jahren erschienene Schrift des Verfassers über diesen Stoff wird jetzt von ihm auf Grund ausgedehnter Studien neu bearbeitet und beträchtlich erweitert der Öffentlichkeit übergeben. Urdeutsch wie der Stoff ist auch der Geist der Darstellung in dieser Arbeit. Meincks Erklärung der Ringdichtung geht aus von der Erschaffung der Welt, „wie sie sich dem Geiste der Germanen darstellte — denn lediglich germanische Vorstellungen sind es, die Wagner bei dieser Dichtung vorschwebten". Die Leuchtkraft des Genius bannt althehrstes Sagengut zum erhabenen Kunstwerk. Bewundernd stehen wir vor diesem Dichterbau, der bis in die kleinsten Einzelheiten, die jetzt in mühsamer Arbeit scharfeindringender Forscherfinn ergründen muß, Kulturgut aller Zeiten, Länder und Völker in sich schließt. Zu rechter Zeitenwende gibt Meinck dem deutschen Teile unseres Volkes mit diesem Buche Gelegenheit, Güter der Vergangenheit heilig zu halten und altehrwürdiges Sagengut zu pflegen. Das Charakteristische der Darstellung Meincks ist die Verbindung von Märchen und Sage bei der Erläuterung der einzelnen szenischen Vorgänge das „Rheingold". Jede Szene wird mit ihren Hauptgestaltern nach diesem Gesichtspunkt behandelt. Die ausführlichen Literaturangaben, die bis auf die unmittelbare Gegenwart berücksichtigt sind, regen zu eignen Einzelstudien an. Kenner dieses schier unübersehbaren Forschungsgebiets müssen dem Verfasser für die restlose und tiefgründige Beherrschung der gesamten für dieses Thema in Frage kommenden Literatur hohe Anerkennung zollen. Unmöglich kann die Wissensfülle der Schrift im einzelnen aufgezählt werden, sie ist für jeden

Digitized by Google

sagenwissenschaftlich Interessierten eine Fundgrube der Belehrung und sollte vor allem in der Schule bei Besprechung der Ringdichtung eingehend berücksichtigt werden. Der musikalische, philosophische und ethische Gehalt des Werkes tritt in den Ausführungen Meincks ganz zurück — es ist die Arbeit des mit einem erstaunlichen Maß von Gelehrsamkeit ausgestatteten Philologen und feinsinnigen Deuters, der sich in den Born des Sagengutes aller Zeiten versenkte und die gewaltigste Schöpfung der musikdramatischen Literatur des verflossenen Jahrhunderts aus ihm heraus zu erläutern trachtet. Aus der Fülle des Inhalts dieser lehrreichen Schrift soll hier nur auf folgende wichtige Einzelheit hingewiesen werden. Schon in einem ausführlichen Aufsatz der „Bayreuther Blätter" (Jahrgang 1919, S. 248 ff.) — „Wotan als Mondgott" — hat Meinck die von Siecke in einem Aufsatz über die Bedeutung der Grimmschen Märchen vertretene Ansicht weiter begründet, Wotan nicht ausschließlich als Windgott anzunehmen: „Er macht mit Recht geltend, daß einem so abstrakten Wesen wie dem Winde gar kein sichtbarer Körper zukomme, da die ältesten Menschen ihre Götter ohne Frage sehen wollten." Diese Ansicht für Wotan als Mondgott zu bestätigen, nimmt Meinck auch in seinem neuen Buche Gelegenheit.

Den schwierigen Zeitverhältnissen zufolge kann Meincks umfangreiche Arbeit erst in Teildrucken erscheinen. Die übrigen Dramen der Ringdichtung werden folgen, und ein Einleitungsband wird dieses treffliche Gelehrtenwerk beschließen.

Richard Wagners Briefe an Frau Julie Ritter sind im Verlag Bruckmann (München 1920) erschienen. Nachdem erst kürzlich die Briefe Wagners an Hans von Bülow bekannt geworden sind, erfährt das Wagner-Schrifttum mit dieser von Siegmund von Hausegger besorgten Veröffentlichung eine neue wertvolle Bereicherung. In der Einleitung werden vom Herausgeber die Beziehungen Wagners zur Empfängerin der Briefe ausführlich dargelegt. Von Wagners Dresdener Zeit an bis zu ihrem Tode im Jahre 1869 ist die edle, feingebildete Frau dem Künstler menschlich die stets hilfsbereite Freundin geblieben und hat seinem Werk und Streben tiefes Verständnis und unerschütterlichen Glauben entgegengebracht. Durch die Gewährung einer namhaften Jahresrente hat Frau Ritter dem Meister während der Schweizer Jahre über schwere wirtschaftliche Sorgen hinweggeholfen. Die Briefsammlung umfaßt die Zeit von März 1850 bis Juni 1860 und enthält vor allem für das Thema „Richard Wagner und die Frauen" neue wichtige Aufschlüsse. Hier sind es vor allem Wagners Beziehungen zu Jessie Laussot und Mitteilungen über sein Verhältnis zu seiner ersten Gattin, die Wagner bei aller Leidenschaft und Einseitigkeit seines Charakters dennoch als ein zartfühlendes, feingestimmtes Gemüt zeigen — wie es ihn treibt, der edlen Freundin „das ganze blutende Leiden eines sehnsüchtig verlangenden, trostlos einsamen Herzens rückhaltlos offen zu legen". In wundervollen Worten hat er seinen heiligsten Herzensgefühlen an vielen Stellen dieser Briefe Ausdruck verliehen. Daneben leuchtet der hohe künstlerische Drang, die fortreißende Kampfesnatur des Künstlers aus diesen Briefseiten hervor. Seine Erlebnisse im Züricher Theaterleben, seine Beziehungen zu deutschen Theatern, das Schicksal seiner Werke auf den deutschen Bühnen und wichtige Einzelheiten zur Entstehungsgeschichte der Ring-Dichtung und des „Tristan" werden geschildert. Auf eine sehr zeitgemäße Bemerkung Wagners über sein Verhältnis zum Kapitalismus im Brief vom 9. Dezember 1859 kann hier nur verwiesen werden! Das auf gutem Papier gedruckte und fein ausgestattete Buch sei jedem Wagnerfreund warm empfohlen.

R. Wagners universale Bedeutung. Anläßlich der Erschließung der R. Wagner-Sammlung „Rudolph E. Hagedorn" im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig herausgegeben von W. Lange. Rainer Wunderlich-Verlag, Leipzig 1920. Der einleitende Aufsatz des verdienstvollen Veranstalters dieser hochbedeutsamen Ausstellung, Herrn Direktorialassistenten Dr. W. Lange führt uns in den Wert der kostbaren Sammlung ein, die der Rat der Stadt Leipzig Ende vorigen Jahres für den Spottpreis von 30000 ℳ erwerben konnte. Hermann Behn widmet dem

Digitized by Google

am 13. August 1917 in Hamburg verstorbenen Schöpfer dieses umfassenden Sammelwerkes warmherzige Gedenk- und Erinnerungsworte. Artur Nikisch' „Erinnerungen an Richard Wagner", Karl Schäffers verdienstvoller Aufsatz über „Richard Wagner als Begründer und Vorkämpfer der modernen Regiekunst" sind weiterhin willkommene Beiträge des empfehlenswerten Heftes. Aus dem Kreise der „Neuen Zeitschrift für Musik" teilt Friedrich Schulze drei Briefe Theodor Uhligs an Franz Brendel mit. Von dem auserlesensten Stücke der Autographengruppe dieser einzigartigen Sammlung, dem eigenhändigen Entwurf der Rede bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth, ist der Anfang dieses herrlichen Zeugnisses lichtvollen Meisterringens als Faksimiledruck dem Heft beigefügt. Wir schließen uns dem Wunsch des Herausgebers an, daß die Stadt Leipzig sich als Hüterin dieses aus treuen Händen übernommenen Sammelwerkes bewähren möchte! Für die Wagnerforschung wird die Sammlung ein wissenschaftlicher Grundstock von bleibender Bedeutung sein, und es ist die Pflicht der beteiligten Kreise, sie immer umfassender unter Heranziehung des Eisenacher Wagner-Museums und unter Mithilfe des Hauses Wahnfried zu einem nationalen Kulturwerk des Bayreuther Kreises auszubauen.

In den Bayreuther Bezirk gehört auch Artur Prüfers gehaltvolle Arbeit „Musik als tönende Faustidee" (Leipzig 1920, Steingräber-Verlag). Das Thema „Faust in der Musik" hat zuerst James Simon in seiner bereits in 2. Auflage (1919) vorliegenden Schrift aus der früher von Richard Strauß, jetzt von Artur Seidl herausgegebenen Sammlung „Die Musik" behandelt. Das Prüfersche Buch ist aus Vorlesungen, die der Verfasser im Sommersemester 1919 an der Universität Leipzig gehalten hat, hervorgegangen. In Anlehnung an die tiefeindringende Deutung der Schopenhauerschen Musikauffassung — Musik sei das Abbild, die Idee selbst — und in der Übertragung dieser erhabenen Auffassung vom Wesen der Musik auf die im „Faust" sich spiegelnde Weltseele wurde dem Buche der Titel „Musik als tönende Faustidee" gegeben. So versucht die Arbeit, das Wesen der Musik als tönende Faustidee an den Meisterschöpfungen der Instrumentalmusik zu offenbaren und beschränkt sich dabei auf Beethoven, Wagner und Liszt, denen die musikalische Lösung des Faustproblems am vollkommensten gelungen ist. Die Einleitung behandelt Goethe und Beethoven, sowie den faustischen Gehalt der Neunten Sinfonie. Zwar ist Beethoven eine Musik zum „Faust" zu schreiben nicht vergönnt gewesen, aber in seiner C-Moll-Sinfonie, dem Cis-Moll-Quartett und vor allem in der Neunten hat er „deutsche Faustmusik" geschaffen. Sehr dankenswert ist der Abdruck von Wagners vielen noch immer unbekannten Erläuterungen der Neunten Sinfonie, die im Anschluß an Faustworte eine wundervolle Deutung dieser gewaltigen Tonschöpfung gibt. Aus den Beziehungen Wagners zum „Faust" sind die leider wenig bekannten „Sieben Kompositionen zu Goethes Faust" op. 5 erwähnenswert, jene bemerkenswerten Wagnisse eignen musikalischen Schaffens des damals achtzehnjährigen Künstlers. Prüfer zählt diese Lieder der Soldaten, Bauern, Studenten, die Lieder Mephistos, Gretchens „Meine Ruh' ist hin" als Lied und „Ach neige, du Schmerzensreiche" als Melodram zu den beachtenswertesten von sämtlichen Liedern Wagners. Leider haben sie in unsern Konzertsälen eine völlig ungerechtfertigte Vernachlässigung erfahren. — Für die musikalische Erläuterung von Wagners Faustouvertüre wird auf die meisterliche Darstellung seines kongenialen Freundes Hans von Bülow verwiesen. Dagegen wird von Liszts Faustsymphonie und vor allem von seinen beiden sehr unbekannt gebliebenen Tonstücken aus Lenaus Faust — „Der nächtliche Zug" und der „Tanz in der Dorfschänke" — eine ausführliche Analyse gegeben. Für die beiden letzten Werke legt Prüfer in seiner Darstellung eine vortreffliche Einführung von Professor Stade zugrunde, die dieser noch lebende Altmeister und edle Vorkämpfer des Lisztschen und Bayreuther Kreises bereits im August 1866 in der „Neuen Zeitschrift für Musik" veröffentlicht hat. Ein am Schlusse beigefügter Schriftennachweis erleichtert den Weg zu eignen, ausführlicheren Studien.

Dr. Paul Bülow

Digitized by Google

Türmers Tagebuch

Zwischen Paris und London
Milliardenrausch · Protestieren hilft nichts
Sind wir wehrlos? · Das Erwachen

Die Pariser Beschlüsse sind wie ein Kaltwassersturz auf die deutsche Öffentlichkeit niedergewuchtet, die sich, in ihren Lebensansprüchen auf das bescheidenste Maß herabgestimmt, der kargen Spanne eines konferenz-, putsch- und generalstreiklosen Zeitabschnitts mit paradiesischem Behagen hingegeben hatte. Deutsches Träumen gedeiht auch zwischen Gefängnismauern, die Sphärenklänge geistiger Sehnsüchte übertönen das Kettenklirren, und bunte Hoffnungen flattern zum vergitterten Fenster hinaus — bis plötzlich wieder die schwere Eisentür in den rostigen Angeln knirscht und die graubleiche Wirklichkeit zu neuem Foltergange aufrüttelt. Der Henker steht vor der Tür ...

Wievieler bitterer Lektionen wird es noch bedürfen, ehe die unumstößliche Gewißheit in den deutschen Dickschädel Eingang findet, daß irgendeine der Gnade oder auch nur der Versöhnlichkeit ähnelnde Regung nie und unter keinen Umständen von dem Bunde der Feinde zu erwarten ist. Den Fehler, in der großen Politik Gefühlsrücksichten gelten zu lassen, hat seither noch keine Nation uns nachzumachen sich bemüßigt gezeigt, und wir selbst würden auch in der ungemein trostlosen Lage der Gegenwart uns noch manchen schmerzenden Nackenschlag und manche herbe Enttäuschung ersparen können, wenn wir uns endlich, endlich doch daran gewöhnen wollten, den Dingen, und seien sie noch so graueneinflößend, zunächst einmal kühl und ohne Leidenschaftstrübung ins Auge zu sehen. Die Größe unseres peinlichen Erstaunens über die Ententebeschlüsse bietet nicht zuletzt einen zuverlässigen Maßstab für unsere politische Voraussicht, einen Gradmesser für den Unterschied, um welchen unsere Berechnung der politischen Werteinsätze von deren tatsächlichem Ergebnis abgewichen ist.

Die Pariser Friedenskonferenz vor zwei Jahren, die uns als lehrreiches Beispiel hätte dienen können, weist einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang auf wie die jüngste Beratung von Paris, deren Beschlüsse uns in eine so namenlose Bestürzung versetzt haben. Ja, fast dasselbe Schaustück spielte sich vor der Welt ab, für uns ein Trauerspiel, dessen schreckhafte Wandlungen wir als klägliche Galeriebesucher aus der Ferne mit qualvoll pochendem Herzen zusehen durften,

Digitized by Google

ohne in unseres Gemütes Einfalt allzuviel von den geheimen Kräften der Regie zu ahnen, die hinter den Kulissen walteten. Beide Male begann der Auftakt zu den Verhandlungen unter den verheißungsvollen Vorzeichen einer scheinbaren Mäßigung. Dann mit der theatralischen Wirkung eines Knalleffektes platzten die Willkürforderungen der Franzosen heraus und warfen alle mühsam errichteten Schranken der Vernunft über den Haufen. England, mit dem voreiligen Beifall wackerer Biertischpolitiker beehrt, erhob kühle und sachgemäße Einwände. Eine Überbrückung der tiefgeklüfteten Anschauungen schien unmöglich und damit eine Krisis heraufbeschworen zu sein, über deren Nutznießung während der Zwischenpause in der deutschen Presse mit breiter und behaglicher Redseligkeit geleitartikelt wurde. Kurz darauf vollzog sich zum Entsetzen der Geblufften das Abflauen des englischen Widerstandes, die Annäherung der beiden ehrenwerten Partner, Lloyd Georges „Umfall" und die Einigung auf den Pakt zur Erdrosselung Deutschlands.

Was an dem sichtbaren Bühnenvorgang unverständlich bleibt, findet seine natürliche Erklärung, wenn man sich an der Hand der hier vor wenigen Wochen aufgestellten Formel die Tatsache vergegenwärtigt, daß Deutschland lediglich als ein Handelsobjekt gilt, um die Interessengegensätze innerhalb der Entente, insonderheit zwischen England und Frankreich, auszugleichen. Großbritannien ist jederzeit bereit, auch dem an sich Unmöglichen seine Zustimmung zu geben, sobald es gegen einen solchen irrationalen Wert den sehr greifbaren irgendeines Vorrechtes beispielsweise in Kleinasien oder sonstwo eintauschen kann. Und warum etwa sollte sich Lloyd George gegen eine Verlängerung der Besetzung des Rheinlandes sträuben, solange England mit Köln einen Handelsmittelpunkt ersten Ranges in Händen behält? Es trägt England reiche Früchte ein, die Illusionen Frankreichs zu hätscheln. Bei uns aber hat man noch immer nicht das großartige Wesen britischer Staatskunst begriffen, die es mit meisterhafter Geschicklichkeit versteht, sich als im Schlepptau französischer Revanchepolitik segelnd hinzustellen, während in Wahrheit sie den Kurs bestimmt und jederzeit in den Stand gesetzt ist, abzustoppen und aus dem Kielwasser zu schwenken, wenn es das britische Staatsinteresse erheischt. Bis zu diesem Zeitpunkt, der allem Ermessen nach noch in weiter Ferne steht, sollten wir wenigstens soviel Selbsterhaltungsinstinkt aufbringen, daß wir alle Unausgleichbarkeiten dieses Machtverhältnisses zu unserem Vorteil ausmünzen.

* * *

Solcher Unausgleichbarkeiten nämlich gibt es mehr als eine, nicht nur innerhalb der Entente, sondern, was vielleicht wichtiger ist, außerhalb deren engerer Interessengemeinschaft. Die Reparationsfrage ist nämlich infolge der tiefgreifenden Erschütterungen, die der Krieg auf das Wirtschaftssystem der Welt ausgeübt hat, zu einer Angelegenheit geworden, die weit über ihre ursprüngliche Bedeutung hinausreicht. Deutschland stellt auch heute noch trotz seiner Niederlage ein so wichtiges Glied im Weltwirtschaftsorganismus dar, daß alle, auch die nicht am Kriege beteiligt gewesenen Staaten, an den in London zu treffenden finanztechnischen Regelungen mittelbar oder unmittelbar aufs stärkste interessiert sind. Worauf es nämlich ankommt, ist im Grunde nicht der Umstand, ob Deutsch-

Digitized by Google

land den Schuldschein unterschreibt, sondern ob die Welt den Schuldschein anerkennt. Kurz, treffend und auch dem Laien verständlich wird in der „Glocke" der für unsere politische Einstellung außerordentlich wichtige Sachverhalt folgendermaßen beleuchtet: „Was Frankreich braucht, ist ein sicheres, vollwertiges Börsenpapier, mit dem es seine internationalen Verpflichtungen regeln kann und das auch im Inlande seinen sicheren Umlauf und seinen unerschütterlichen Wert hat. Die deutschen Zahlungen können nur dann die Grundlage dazu abgeben, wenn alle Welt einig ist, daß sie tatsächlich geleistet werden können. Es handelt sich also weniger um unsere Zustimmung zu den Geldforderungen, die man uns auferlegt, als um die Anerkennung der Welt. Diese Anerkennung fehlt Frankreich und seinen Verbündeten. Sie fehlt nicht erst seit heute, seit dem Bekanntwerden der soeben gefaßten Beschlüsse, sie fehlt ihm von Anfang an, seitdem die Bestimmungen des Versailler Vertrages bekannt geworden sind. Die Börse hat auf die phantastischen Entschädigungspläne ganz anders zurückgewirkt, als die Urheber dieser Pläne gehofft haben."

Eine französische Regierung, die den Spießertraum vom alles zahlenden Deutschland heute aufgäbe, wäre morgen geliefert. Keynes kennzeichnet die verheerende Entwicklung dieses Spiels mit den Milliarden als eine Folge dessen, was wir „Propaganda" zu nennen gelernt haben. Das Ungeheuer ist der Aufsicht seiner Erzeuger entschlüpft, und so ergab sich in Paris die seltsame Lage, daß die mächtigsten und klügsten Staatsmänner der Welt lauter „Abwandlungen des Unmöglichen" in Erwägung ziehen mußten. Lloyd George, der große Hexenmeister, beteiligte sich lächelnd an der Partie und gab sich den Anschein, einen Fortschritt errungen zu haben, indem er Briand zu der Ansicht bekehrte, daß 2 + 2 nicht 12, sondern nur 8 ergäbe. Denn was ihm und seinen Ratgebern von der Londoner City als Ziel vorschwebt, ist offenbar dies: Man will auf Grund der Schuldverpflichtungen Deutschlands einen Weltbund auf finanzieller Grundlage zusammenschweißen gegen die Deutschen. Man will Methode in den Wahnsinn der Billionenforderung bringen, auch wenn man sehr wohl weiß, daß ein Sprung von 20 Milliarden Defizit Handelsbilanz zu 6 Milliarden Überschuß völlig ausgeschlossen ist. Eine internationale Zwangsverwaltung unter englischer Führung, auf die das Londoner Programm hinaus drängt, würde aber, darüber kann kein Zweifel sein, unser nationales Aufkommen für alle Zukunft vereiteln. Mit Händen und Füßen müssen wir uns dagegen wehren. An Deutschland ist es, die Neutralen, auf die ja die Entente nach alter Übung jeden nur erdenklichen Druck ausüben wird, laut und vernehmlich zu warnen. „Im Friedensvertrag und deutlicher in den Pariser Beschlüssen", weist Dr. E. Jenny in der „Deutschen Tageszeitung" hin, „ist die Begebbarkeit der von Deutschland in die Hände der Reparationskommission zu legenden Obligationen vorgesehen, da die Entente, besonders Frankreich, bares Geld braucht. Diese deutschen Obligationen in Gesamthöhe der 42 Jahresraten sollen also in der Form börsengängiger Papiere den Neutralen in die Hände gespielt werden, wodurch die Neutralen an der strengen Durchführung der neuen Abmachungen, über die jetzt in London verhandelt werden soll, interessiert werden. Die Neutralen würden zu Spießgesellen der Entente und

Digitized by Google

wären gezwungen, mit ihr bei der Aussaugung Deutschlands durch dick und dünn zu gehen. Darin liegt der Wert der Unterschrift der deutschen Regierung für die Entente, denn durch die deutsche Unterschrift erst wird das Ententediktat zu einem Rechtsgeschäft und werden die deutschen Obligationen für die Entente begebbar."

Der Ausfuhrzoll, den die Pariser Abmachungen vorsehen, richtet sich zudem in erster Linie gegen die Wiederherstellung normaler wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, die als einer der wichtigsten Punkte auf dem Programm des neugewählten amerikanischen Präsidenten verzeichnet steht. Seit dem Zusammenbruch sind wir unablässig bemüht gewesen, uns die Gunst Amerikas und der Neutralen zu erringen. Unsere gar zu plumpe Spekulation auf die politische Auswertung menschlichen Mitleids mußte sich naturgemäß als verfehlt erweisen, da kein Volk der Erde, die Deutschen vielleicht ausgenommen, sich durch Gefühlseinwirkungen bestimmen lassen wird, auch nur um eines Zolles Breite von der sicheren Bahn abzuweichen, die der nationale Eigennutz vorschreibt. So hat man uns denn zwar hochherzig mit Geldspenden, Spielzeug und Milchkühen die Daseinsnot gelindert, politisch aber seither noch immer die kalte Achsel gewiesen. Zum ersten Male nun seit Friedensschluß eröffnet sich für Deutschland die Aussicht auf eine, wenn auch gewiß nur zeitweilige, Rückenstärkung von der Seite Amerikas und der Neutralen her. Damit ist der deutschen Diplomatie, wofern sie die freilich unumgänglich nötige Geschicklichkeit zu entfalten versteht, die bislang fehlende Gelegenheit geboten, den Widerstand gegen die Vernichtungsgelüste Frankreichs, die zum wesentlichen Teile der britischen Weltpolitik entsprechen, doch auch nach außen hin fest zu verankern.

* * *

In seiner großen Stuttgarter Rede hat Staatssekretär Dr Simons die Entschlossenheit durchblicken lassen, bei der entscheidenden Wendung, die die Dinge durch den Pariser Weltumformungsplan genommen haben, nicht erst auf das Eingreifen von außen her zu warten, dem überdies durch die Anberaumung der Londoner Tagung vor dem Amtsantritt des neuen amerikanischen Präsidenten vom Feinde weitsichtig vorgebeugt worden ist. Der Propagandareise des Dr Simons nach dem Süden kommt überhaupt insofern eine erhöhte Geltung zu, als sie ein grundsätzliches Abweichen bedeutet von der bisher geübten Redetechnik unserer Außenminister, die sich auf Darlegungen im Parlament beschränkten und sich durch eine solche Einengung ihres Mitteilungsbedürfnisses Wirkungen entgehen ließen, die sich die englische, d. h. bestgeschulte Diplomatie der Welt, schon längst mit größtem Erfolg nutzbar gemacht hat. Dr Simons ist, was ihm als Verdienst gebucht sein mag, einer glücklichen Eingebung gefolgt, indem er einmal den Beschönigungstiraden der feindlichen Staatsmänner mit unerwarteter Schnelligkeit in die Parade fuhr, zum andern aber der auswärtigen Politik des Reiches zu einer gewissen Volkstümlichkeit verhalf dadurch, daß er sie statt in der abgeschlossenen Dumpfheit des Reichstags in der freieren Luft Süddeutschlands zur Sprache brachte.

Digitized by Google

Dr Simons hat in einer Nebenbemerkung, die sich gegen ein im übrigen durchaus hochwertiges Stuttgarter Blatt richtete, die Aufgabe gestreift, die der Presse in einer kritischen Lage wie der gegenwärtigen zufällt. Das Blatt hatte, unmittelbar bevor Dr Simons seine Rede hielt, weitgehende Zweifel geäußert, ob es der Regierung mit ihrem Widerstande gegen die Entente auch wirklich ernst sei. So berechtigt diese Zweifel sind, man wird dem Staatssekretär des Auswärtigen darin beistimmen müssen, daß es von einem bedenklichen Mangel an politischer Einsicht zeugt, diesen Zweifeln in einem Augenblick weithallenden Ausdruck zu verleihen, wo es darauf ankam, die Einigkeit der Nation nach außen hin eindrucksvoll zu verdeutlichen. Mit Schelten über Wankelmütigkeit ist schließlich immer noch Zeit, wenn eine verdorrte Hand zur Feder greift und bestätigt, daß 2 + 2 nicht 12 und nicht 8, sondern vielleicht 6 sei. Die deutsche Presse aller Richtungen bedarf, was ihre Mitwirkung an der Gestaltung unserer auswärtigen Verhältnisse anlangt, noch gar sehr der Schulung. Es wird bei uns rechts wie links über auswärtige Politik mit geringen löblichen Ausnahmen auf eine merkwürdig altväterliche, um nicht zu sagen hausbackene Weise geschrieben, nämlich so, als ob wir ganz und gar nur unter uns und keineswegs der Belauschung durch eine stattliche Zahl von Zuhörern außerhalb unserer vier Wände ausgesetzt wären. Derart trifft die Presse ein erheblicher Teil von Schuld an dem leidigen Umstand, daß die feindlichen Staatsmänner mit einer Fingerfertigkeit, die sie langjähriger Übung verdanken, auf der Klaviatur unserer Stimmungen herumspielen.

Wieviel nachhaltiger und wirkungsvoller hätte sich, um einen weiteren Beleg für das Versagen unseres Presseapparates anzuführen, der Proteststurm, der erfahrungsgemäß nach Feindesbeschlüssen wie denen von Paris einzusetzen pflegt, nach außen hin gestalten lassen, wenn ihm durch die Presse von vornherein die angemessene Form und Einkleidung gegeben worden wäre. Einer Presse, die sich ihrer Bedeutung voll bewußt ist, kann gegebenenfalls eine Rolle zuteil werden, nicht unähnlich der des Chors in der griechischen Tragödie. Auf die Gefahr hin, Anstoß zu erregen, sei offen eingestanden, daß gerade in gewiß aufrichtig deutschgesinnten Kreisen bei solchen Anlässen, bei denen es sich um furchtbar schwere Entscheidungen handelt, ein zu lärmender, zu phrasenreicher Nationalismus prahlerisch zur Schau getragen wird. Der Nationalismus, der sich so gebärdet, laut und eng, hat sich in der Feuerprobe nicht immer als der stärkste erwiesen. Vor allen Dingen aber geben sich dessen Dolmetscher einer gründlichen Täuschung hin, wenn sie sich allen Ernstes einbilden, sie könnten auf diese Art dem Ausland Achtung, dem Feinde Schrecken einflößen. Muß uns denn wirklich erst ein neutrales Blatt, der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", halb ärgerlich, halb spöttisch zurufen: „Die Deutschen protestieren zu viel und zu aufdringlich. Demonstrieren hilft nicht." Man solle, so rät das Blatt, in Deutschland nicht jedesmal so verzweifelt tun, sondern auf praktische Auswege sinnen.

Wenn der mit keinerlei Verantwortung belastete brave Durchschnittsstaatsbürger sich an der Vorstellung eines nackten „Neins" und eines schroffen „Unannehmbar" berauscht, so mag das ohne weiteres seinem berechtigten Zornempfinden zugute gehalten werden. Von den verantwortlichen Stellen aber, und jede Re-

Digitized by Google

daktionsstube ist der Öffentlichkeit gegenüber eine solche, müßte doch unter allen Umständen soviel Kühle abwägenden Verstandes gewahrt werden, daß man auch bei grundsätzlichstem Verharren auf dem Ablehnungsstandpunkte doch nicht die psychologische und taktische Seite der Angelegenheit völlig außer acht läßt. Leider hat sich gerade unsere Rechtspresse dieser Unterlassung in beträchtlichem Maße schuldig gemacht. In der Geschichte finden sich genug Beispiele dafür, wie jeder Versuch, die Romantik in die Politik hineinzutragen, den Urhebern zum Verderben ausgeschlagen ist. Und es hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun, es bedeutet Romantik, wenn einem Volke in der erniedrigten Lage des unsrigen die „schöne Geste" gleichsam als die Erlösungsidee angepriesen wird, die wie das Schwert Alexanders den gordischen Knoten unserer unglückseligen Schicksalsverstrickung mit einem Schlage zerhauen könnte. Proteststürme, Begeisterungswellen sind ohne Zweifel starke Kraftquellen, die eine umsichtige Politik sich zunutze machen wird und deren sie sogar dringend bedarf, um die nötige Schwungweite zu erlangen. Aber wie hoch sind die aus solchen Quellen zuströmenden Energiemengen zu bewerten und auf welches Zeitmaß ist ihre Dauer zu veranschlagen? Man überlege: Die vaterländische Begeisterung von 1914, die doch wahrlich echt, tiefgreifend und gewaltig war, begann bereits (nicht wahr, wir wollen uns doch nichts vormachen?) nach sechs Monaten Krieg merklich abzunehmen ...

Es ist, wenn wir uns, bar jeder romantischen Sinnestrübung, nur von der nüchternen Erwägung der Tatsachen leiten lassen, durchaus keine Nebensächlichkeit, sondern eine Frage von schwerwiegender Bedeutung, in welche Form der Willensausdruck, eine gewisse Höchstgrenze der Verpflichtungen nicht zu überschreiten, gekleidet werden soll. Auch ein Gerichtsurteil verschafft sich Ansehen und Geltung außerhalb des Gerichtssaals lediglich durch die Begründung, deren logische Überzeugungskraft und Stichhaltigkeit. Ein hingedonnertes „Nein" würde selbstüberheblichen Einwänden zum Trotz bei der Entente ein schallendes Hohngelächter und bei den Neutralen ein entsprechendes Echo hervorrufen. Die „Tägliche Rundschau" hat — ziemlich vereinzelt unter den gleichgerichteten Blättern — als Marschziel für London die Absage unter Vorlegung äußerster eigener Anerbietungen geraten, d. h. also die ungemein glückliche Form eines Angebots als Umweg zur Ablehnung, und von dem bekanntlich durch und durch vaterländisch gesinnten Blatt sind als dabei maßgebende Gesichtspunkte folgende drei angeführt worden, die kurz zusammengezogen und hintereinander gruppiert sich etwa so ausdrücken lassen:

1. Um die innere Front seelisch zu panzern und den vielen Kleinmütigen den Boden nachträglicher Vorwürfe abzugraben, muß deutlich zu erkennen gegeben werden: „Wir haben das Äußerste und Menschenmöglichste angeboten; gegen das Unmenschliche aber lehnen wir uns auf."

2. Ein Angebot, das Deutschland machen und das sich vor jedem gerechten Auge als sehr weitgehend erweisen würde, erzielt die Wirkung, die Entente bei den Neutralen noch ärger ins Unrecht zu setzen.

3. Eine Ablehnung mit herrischer Geste würde der Entente, Frankreich vor allen Dingen, hochwillkommen sein. Dagegen würde es ein sehr viel größeres

Digitized by Google

Aufgebot agitatorischen Geschickes bedürfen, um für ein Vorgehen gegen die Deutschen Anklang zu finden, wenn gegenüber dem unsinnigen, in den Wolken schwebenden Anspruch der Entente ein gutwillig zu zahlender Gegenbetrag sich sozusagen greifbar bietet, als wenn dies nicht der Fall wäre.

Das hier aufgestellte Exempel ist klar und einleuchtend. Allerdings, mit der Parteibrille auf der Nase mag manch einer daran auszusetzen haben.

* * *

Aus zahllosen Entschließungen, hinter denen gewiß viel Tüchtigkeit der Gesinnung steht, hat das Bekenntnis herausgeklungen, daß man lieber tot als Sklave zu sein wünsche, daß man ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzöge und daß die Nation nichtswürdig sei, die nicht ihr Alles setze in ihre Ehre. Treffliche, heldische Worte fürwahr, die nun aber schon zu oft, von jedermann und bei jeder Gelegenheit in den Mund genommen, allmählich in ihrem Marktwert auf die Geltung feststehender Vereinsredewendungen herabgesunken sind. Unter siebenzig Millionen gibt es sicherlich Tausende und Abertausende von wirklichen Helden — der Weltkrieg hat es bewiesen. Indes selbst wenn wir alle, die im Geiste hinter jenen Entschließungen stehen, mit in diese stattliche Zahl hineinbeziehen, so bleibt demgegenüber immer noch eine voraussichtlich weit größere Anzahl von Leuten übrig, die — das hat die Etappe und hat die Revolution bewiesen — die Sklaverei ganz sicher dem Tode vorziehen und auch in dem Zustand des endlosen Schreckens die Voraussetzungen für ein Fortfristen ihres Parasiten-Daseins vorfinden würden. Und — wäre dann die „Ehre der Nation" gerettet?

Und doch liegt in dem, was durch das dunkle Gestammel all dieser Entschließungen zittert, ein sinnfälliger Wirklichkeitskern unter rauher Schale beschlossen. Aus dem Gefühlsmäßigen in das Politische übertragen, würde er etwa so auszudeuten sein: Wenn durch den schonungslosesten Gewaltdruck die Verzweiflung zum Ausbruch gelangt, dann braucht sie nicht, wie immer angenommen wird, die Bahn des Bolschewismus einzuschlagen. Sie kann, was offenbar von der Entente nicht genügend in Betracht gezogen wird, unter Umständen auch eine ganz andere Richtung nehmen. Nirgends sind ja die Erfolge des Bolschewismus geringer, als im besetzten Gebiet. Es hat sich gezeigt, daß im Rheinlande gerade die Arbeiterschaft die Trägerin des nationalen Gemeinschaftsgefühles ist, in höherem Grade sogar als das Bürgertum, dessen Haltung, zumal soweit es kapitalistisch ist, durch wirtschaftliche Beeinflussungen zeitweilig starken Schwankungen ausgesetzt war. Ein deutsches Irland, auf dessen Schaffung die Entente zielbewußt hinarbeitet, könnte aber — rein theoretisch betrachtet — eine ähnliche Erscheinung zeitigen, wie sie in der gefürchteten Sinnfeinbewegung täglich und stündlich als unausrottbares Schreckgespenst den britischen Machthabern das Leben verbittert. Ein furchtbares Zukunftsbild, das aber im Grunde nicht abschreckendere Züge trägt, als der russisch-jüdische Bolschewismus. Es gehört schon ein gewisser Mut dazu, sich diese Entwicklungsmöglichkeit (die im übrigen keineswegs als wahrscheinlich bezeichnet werden soll) genauer auszumalen. Kontreadmiral L. Glatzel besitzt diesen Mut, indem er im „Tag" eine Zukunfts-Kampfform als im Entstehen be-

Digitized by Google

griffen hinstellt, die er als „wirtschaftlichen Franktireurkrieg“ bezeichnet und deren Kennzeichen, kurz ausgedrückt, „Sabotage gegen Leben und Eigentum des Gegners“ sein würde. Das also etwa wäre das, was wir unter einem „Ende mit Schrecken“ zu verstehen hätten. Es ist derjenige Kriegszustand, in dem sich die irischen Sinnfeiner England gegenüber befinden. Ob der Deutsche die seelische Eignung für einen solchen auf der Kraft der Nerven beruhenden Verzweiflungskampf besitzt, ob er die Zähigkeit und die Ausdauer des Iren würde aufbringen können, das freilich steht auf einem andern Blatte. Aber mit derselben Berechtigung wie wirtschaftspolitische Sachverständige warnend die jetzigen volkswirtschaftlichen Zustände in Österreich, Polen und Sowjet-Rußland als Zukunftsbilder eines jeder inneren Gesundungsmöglichkeit beraubten Deutschlands uns vor Augen geführt haben, darf man auch in dem irischen Kampf der Sinnfeiner eine „Warnungstafel“ für die westeuropäische Politik der Zukunft erblicken.

* * *

Das natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl des Volkes hat in den seelischen Leidenstagen zwischen Paris und London eine bemerkbare Stärkung erfahren. Und das, obwohl die Preußenwahl alle Gehässigkeiten des Parteienkampfes wieder einmal lichterloh aufflammen ließ. Die innere Einheitsfront ist zustande gekommen, ohne daß sie in dem Zusammenschluß der Parteien den entsprechenden sichtbaren Ausdruck bekommen hätte. Schlagender konnte sich die Unzulänglichkeit unseres gegenwärtigen parlamentarischen Systems und die Volksfremdheit unseres gesamten überalterten Parteiwesens gar nicht dartun. Die Parteien ohne Ausnahme haben während dieser kritischen Zeit alles nur Erdenkliche getan, um ihre Unnötigkeit, ja ihre reine Schädlichkeit für die Gesamtpolitik jedem verständigen Menschen dadurch vor Augen zu führen, daß sie, wie schon oftmals vorher, so auch in dieser Schicksalsstunde, die geschlossene Stoßkraft der Nation nach Kräften schwächten. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß, anders wie in Weimar und beim Versailler Diktate, heute der Pariser Forderung auch ein einmütiger Ablehnungswille in der deutschen Arbeiterschaft gegenübersteht. Ja, Rosen knospen am Galgenholz! „Die deutsche Einung“, stellt Dr Stadtler im „Gewissen“ mit Genugtuung fest, „ist im Wachsen. Trotz schwacher Regierung. Trotz Parteikampf. Trotz Entente-Wühlerei. Allerdings darf man nicht nach der Oberfläche urteilen. Alles, was heute in Deutschland an der Oberfläche liegt, das ist unfertiger Zustand. Die Regierung ist heute Zustand, d. h. Chaos. Das Parlament ist heute Zustand, d. h. Zersetzung. Die Presse ist heute Zustand, d. h. Mißton. Der Friedensvertrag ist Zustand, d. h. gerissener Schleier über einem Vulkan. Die deutsche Einung selbst ist dagegen ein tiefes Geschehen: ein langsames Erwachen, ein Sichbesinnen auf Werte, ein Umsichschauen in die Wirklichkeit, ein Sichgegenseitigaufrütteln zur Kräftesammlung, ein Sichverstehen, ein Tatgemeinschafts-Denken.“

Digitized by Google

Auf der Warte

Erinnerung an Karl Hauptmann

Es ist ein wehes und bedrückendes Gefühl, wenn man von einem Menschen geht, den man lieb gewonnen, und fühlt ganz plötzlich: Du siehst ihn nicht wieder. So ging mir's mit Karl Hauptmann, als ich drei Tage vor seinem Tode mit ihm an seinem Krankenlager alte liebe Erinnerungen austauschte. Ich suchte Erholung in Schreiberhau. Mit Skiern bahnte ich mir den Weg zu dem verschneiten Häusel, das er einst mit seinem Bruder Gerhart gemeinsam bewohnte. Eine Schneewehe hat die Haustür verschüttet. Ich klopfe. Ein altes Mütterlein, dem der Hausherr im Erdgeschoß Obdach gewährt, öffnet mir und erzählt, daß der Herr Doktor schwer erkrankt sei, man habe vor ein paar Tagen aus Breslau einen berühmten Arzt gerufen. Ich erschrecke und muß an die Folgen des nicht unbedenklichen Schlaganfalls denken, den der Dichter im Frühjahr erlitt. Ich sende meine Karte der Gattin. Sie empfängt mich herzlich, und ich erfahre von seiner Krankheit.

Karl Hauptmann schlief im Nebenzimmer, mochte aber durch unser Gespräch erwacht sein. Er erkannte mich an der Stimme und verlangte nach mir. Ich erschrecke über sein Aussehen und verberge mühsam meine innere Erregung. Der Dichter ist aber erfüllt von Hoffnung.

„Das Herz müssen wir erst kurieren. Freilich muß Atropin dem müden aushelfen. Meinen alten Hausarzt, der dreißig Jahre mich kurierte und mir befreundet war, mochte ich nicht mehr. Wir gingen dennoch als Freunde auseinander. Ein paar schlimme Tage habe ich hinter mir. Wir riefen Professor K. aus Breslau telegraphisch. Unser junger Mittel-Schreiberhauer Arzt assistiert ihm."

Ich saß an seinem Bette und fühlte Todesnähe. Das Herz tat mir weh, wie dieser grundgütige stille Weise voller Hoffnung war. Ich trank mit ihm Tee, und er plauderte angeregt. Die besorgte Gattin und die Krankenschwester um ihn. Der Wind heulte um das Haus und verwehte die Fensterkreuze, und wir sprachen vom Frühling. Blumen standen auf seinem Nachtschränkchen. Seine Sprache war langsamer und leiser als sonst. In seiner Wohnung hängen ein paar wundervolle Schneelandschaften. Darunter ein paar trotzig verschneite Tannen. Und die märchenhaften Schneegruben, die in alpiner Majestät der Kamm krönt. Ich sehe Karl Hauptmanns Augen leuchten, wie er einst mich von Bild zu Bild führte und wie es jauchzend in seiner Brust klang: „Meine Riesenberge! Schneeschuhe unter den Füßen — auf einem weiten Winterfelde stehen — Flockenwirbel um und um! — Tief unten traumhaft wie in Nebeln einzelne Hütten! — Frei aufzuatmen! — Und dann jauchzend hinab wie auf Flügeln! — Hinabgleiten über den weißsamtnen Hang wie ein Windeswehen — so leise und leicht! — Kaum, daß der Schnee stäubt! — Kaum, daß eine Spur! — Und nur noch ein Lispeln und Rauschen ums Ohr. — So hab' ich in tiefer Einsamkeit oben gestanden — Totenruhe rings — hab' rückschauend das Leben in den Städten verlacht — bin von Kraft und Freiheit berauscht in mein winterliches Bergnest gesaust — und habe immer, immer wieder gefühlt, — ein Mensch zu sein!" — Damals griff ich begeistert zu seinen Werken. Seine Naturfreude mit ihrer dringenden Mahnung zum Schauen und Sinnieren klingt in mir. Seine Märchen und Gesichte bekommen erst durch sein Blut Sinn und Klang.

Der Dichter fängt von seinen „Armseligen

Digitized by Google

Besenbindern" an zu plaudern. „Oft bin ich in Dresden gewesen, um dieses Wunder der Regie und Darstellung zu erleben. Es waren die schönsten Tage meines Lebens. Mit Hanns Fischer wurde ich Freund. Das war ein Mensch, der die toten Dinge sprechen lassen konnte, der Märchen und Gesichte zu Leben brachte. Schade, daß man aus meiner Trilogie ‚Auf goldener Straße' nichts brachte!" Und er erzählte mir, welche Schwierigkeiten er hatte, sie an ersten Bühnen unterzubringen. Ich gestand ihm aufrichtig, daß ich seine „Musik" für sein bedeutendstes Drama hielt; ich hatte es vor Jahren im Manuskript gelesen gleichzeitig mit seinem „Abtrünnigen Zaren". Meine Versuche, es an einer mir befreundeten ersten Bühne anzubringen, scheiterten. Düsseldorf und Leipzig brachten es dann zur Uraufführung. Interessant war es mir zu hören, daß der Dichter selbst seinen „Abtrünnigen Zaren" am höchsten wertete und daß dieser schon vor Kriegsausbruch 1914 vollendet war. Im Sommer hatte er Werner Sombart, dem bekannten Berliner Nationalökonom, der in Ober-Schreiberhau eine Villa besitzt, das Manuskript gegeben. Vom Dichter nach dem Urteile befragt, hatte er in seiner markigen Art zu ihm gesagt: „Lieber Hauptmann, und hättest du mit deinen 61 Jahren weiter nichts als diesen ‚Abtrünnigen Zaren' geschrieben, du könntest dir getrost die sechs Bretter nageln lassen, du hast mehr als Tausende von Menschen geschaut und der Welt gegeben. Der Zar wird auch nach hundert Jahren von dir zeugen!" „Aber ich denke nicht daran zu sterben! So Gott will, habe ich noch Manches zu geben!" Und dann erzählt er mir von seinen Plänen. Glücklich war er darüber, daß der ehemalige Regent von Gera zu seinem Geburtstage den „Abtrünnigen Zaren" im Frühjahr uraufführen wollte. „Auch Sie erhalten eine Einladung und müssen kommen. Denken Sie, Wegener als abtrünniger Zar! Der Fürst stellt ein ideales Ensemble zusammen!"

Eine Stunde verging. Mir war bange, das anhaltende Sprechen könnte dem Kranken schaden. Ich verabschiedete mich oft, doch immer zog er mich wieder auf den Bettrand zurück. Ich ahnte, es war ein Abschiednehmen für immer. Das Schwesterchen mußte dies und das aus Truhen holen, das er mir noch zeigen wollte. Ein Werk, „Deutsche Dichterhandschriften: Karl Hauptmann", herausgegeben von Dr. Hanns Martin Elster, zeigte er mir. Ich sah seine Rübezahlhandschrift, die fast keine Korrektur aufwies. Er lächelte über mein Erstaunen. „Wir mußten freilich beim Drucke manche Worte streichen, da weder ich noch meine Schreiberin sie entziffern konnten. Mit meinem inneren Schauen und Gestalten kann die Feder nicht Schritt halten. Schade, daß meine Sekretärin nicht da ist, ich hätte Ihnen gern ein Buch mit Widmung verehrt. Ich sende es Ihnen, ach nein, Sie müssen bald wiederkommen..."

Ich habe ihn nicht wiedergesehen; ich wurde plötzlich heimgerufen. Am Bahnhof empfingen mich die Meinigen, denen ich zwei Tage zuvor Grüße von dem Dichter sandte. „Karl Hauptmann ist tot!" Der Telegraph war schneller als mein Zug. Ich vergaß in meinem Schmerze, die Meinen zu begrüßen. Meine Gedanken weilten bei dem stillen Träumer, bei der tiefinnerlichen Schöpfernatur, die voller Märchen, Wunder und Gesichte war. „Kommen Sie bald wieder!" Zu spät. Der grundgütige herrliche Mensch und Dichter ist zu seinen Traumgestalten und Wundern heimgegangen...

Joh. Reichelt (Egon Ritter), Dresden

*

Ein Brief Hans Thomas an amerikanische Frauen

Einen in seiner geklärten Weisheit wundervollen Brief hat unser Altmeister in Karlsruhe, durch Frl. Elisabeth W. Trippmachers Vermittlung, eigenhändig und mit unverminderter Geistesfrische an amerikanische Frauen geschrieben. Der uns freundlich zur Verfügung gestellte Brief lautet:

„Ich habe mich sehr gefreut über die Grüße amerikanischer Frauen, welche Sie so freundlich waren, mir zu übermitteln, und so bitte ich Sie, den verehrten Damen diesen Brief als Dankesgruß von mir bekanntzugeben.

Ich setze meine Hoffnung auf Besserung

Digitized by Google

unserer Weltzustände jetzt mehr als je auf das Element der Frauen. Sie stehen mit ihrem natürlichen Empfinden für das, was der Menschheit gut und notwendig ist, näher als der so oft hochmütig verstiegene Mann, der von seinem Gewebe von Theorie und Prinzipien sich nicht loslösen kann, der sich auf Meinungen und Weltanschauungen eingeschworen hat und es für Untreue hält, von seiner selbstgebackenen Meinung abzuweichen.

Ich glaube, daß, wenn weise Frauen, von ihrem natürlichen Empfinden geleitet, mehr als bisher teilnehmen könnten an der Leitung des Staates, die Brutalität der Völker gegeneinander gemildert würde.

Es ist vom Schöpfer geordnet, daß das Menschenwesen zweigeschlechtlich ist. Jedes Geschlecht hat seine besonderen Eigenschaften, die im Gesamtwesen Mensch zum Ausdruck kommen; und die Eigenschaften, die im Weibe wohnen, dürften wieder mehr zur Geltung kommen auch im öffentlichen Leben — es könnte daraus Segen entstehen und Klarheit in die unheimliche Verwirrung, die unsere Zeit über alle Völker gebracht hat. Die Frau ist durch die Familie mit dem Volke weit inniger verwachsen als der Mann. In der Frau lebt und wirkt das große Mitleid mit allem Lebendigen, das Mitleid, welches unser Übermenschentum — Übermännertum — so gerne abschaffen möchte. Das weibliche Element ist der hauptsächliche seiner Natur nach berufene Träger der Liebe, welche die Menschheit verbinden sollte, die aus der von der Natur gebotenen Mutterliebe hervorwächst, die da ahnt, daß die Allzuvielen lauter ‚Geborene' sind — und ihre Körper Wohnungen der von Gott stammenden Menschenseele.

Das Psalmwort: ‚Ob Tausende fallen zu deiner Seite und gehen tausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen', ist nicht für das Weib gesagt; denn wir wissen, daß der Mutter beim Tode ihres Sohnes ein Schwert durch die Seele geht. Das Weib in seinem Mitleid ist berufen, Wunden zu heilen; es würde gewiß, wenn es gehört würde, alles aufwenden, um die Wunden zu verhüten, welche die wahnbetörten, haßerfüllten Völker sich schlagen.

In diesen urmenschlichen Eigenschaften sind sich die Frauen aller Völker gleich. Überall ist die Frau die Hüterin von Haus und Herd — und wenn dies Haus auch so arm sein sollte, daß es nur aus dem Schoß und dem Arme sich bildet, mit dem sie ihr Kindlein warm hält; wenn es nur eine Krippe ist, in die sie ihr Kindlein legen kann, bei den Tieren, welche die Mutterliebe ja auch kennen und rührenden Anteil an ihr haben. Das hindert freilich nicht, daß des Mannes Kraft der Schutz und Schirm seines Heimes sein soll; auch das ist naturgemäß, und wenn wir uns wieder einmal fragen lernen, wie wir uns natur- und sachgemäß einrichten müssen bei unserer Pilgerfahrt durch die Erdenwelt, durch die uns Freud und Leid getreulich begleiten, in der wir zwischen gut und böse den dunkeln Weg suchen müssen: so würde vielleicht die Zeit anbrechen, wo der Staat mit lächerlich wenig Gesetzen auskommen könnte — es brauchte ganz wenig regiert zu werden, weil die Kaiser und Könige der Menschheit zu der Weisheit gekommen sind, daß alle Dinge die Notwendigkeit in sich tragen, sich selbst ihrem Wesen nach zu ordnen. Es würden wieder Menschen heranwachsen, welche die Rolle des Selbstherrschens auf sich nehmen und bestrebt sein würden, sie mit all ihrem Fleiß zu erlernen. Dann könnte eine goldene Zeit anbrechen. Aber die liegt wohl immer fern und weit — doch mir scheint, daß hauptsächlich die Frauen berufen sind zur Anbahnung dieser Zeit.

So entbiete ich den Frauen, die meiner in Amerika freundlich gedacht haben, herzlichen Gruß. Ich vertraue dem guten Geist, welcher die Menschheit führt, die ja doch weit tiefer im Weltwesen gegründet ist, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt; unser Denken reicht nicht an diesen Schutzgeist heran, das ist aber auch nicht nötig: der Mensch ist dazu berufen, vor dem ihm unbegreiflichen Wunder der Schöpfung in staunender Ehrfurcht zu stehen und als Schwester und Brüder vor dem Urheber der Schöpfung in Anbetung. Möge mit dem Lobe Gottes auch wieder Friede und Freude einziehen in unser Trauertal! Das ist der Gruß, den alle guten Men-

Digitized by Google

schen sich zurufen sollten — so laut, daß er das Hadergeschrei der Welt übertönt. Gott selbst führt die Friedfertigen zum Sieg, und er hat den Sanftmütigen den Besitz des Erdreichs zugesichert. Den mitwirkenden Frauen am guten Werke, das die Menschheit immerfort zu schaffen hat,

in aufrichtiger Hochachtung
ergebenst dankend
Hans Thoma.

Karlsruhe i. B., Januar 1921.

*

Deutschamerikanische Hilfe an deutsche Schriftsteller

Als zweiter Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung zu Weimar bin ich mit der Not zahlreicher Berufsgenossen genauer bekannt geworden. Ich wandte mich nun an einen nach Neuyork ausgewanderten elsässischen Landsmann und bat ihn, einmal mit deutschamerikanischen Freunden eine Hilfsleistung zu erwägen. Friedrich Michel, selber Dichter, griff die Anregung freudig auf, gab sie an seinen Freund Dr. Otto Glogau, den Vorsitzenden des „Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins", weiter — und im Nu waren, dank großzügiger Werbung, über eine halbe Million Mark für die notleidenden deutschen und österreichischen Schriftsteller gesammelt. Wenn auch ein Teil hievon an den Staat abfließt: es bleibt uns doch eine stattliche Summe, die wir teils sofort, teils nach und nach zur Linderung der Not verteilen können.

So ist es uns denn eine angenehme Pflicht, den hochherzigen Spendern öffentlich Dank zu sagen: nicht nur für den ansehnlichen Betrag an sich, sondern auch im Hinblick auf die schöne Menschlichkeit, die sich in dieser tätigen Beziehung zwischen Deutschamerikanern und deutscher Kulturwelt bekundet. F. L.

*

Bänkelsänger in den abgetrennten Gebieten

In „Unsere Heimat" (Nr. 13, 1920, Beilage zu den Els.-Lothr. Mitteilungen) findet sich ein sonst trefflicher Aufsatz „Vom Volkslied im Elsaß" aus der Feder von Karl Walter, Ludwigsburg. Diese Arbeit enthielt einen für mich nur teilweise berechtigten Satz: „Die tiefsten und schönsten Volkslieder sind wohl die Balladen, aus denen so recht unmittelbar das Wesen des Volksgesanges spricht. Ich meine nicht die Lieder der Bänkelsänger, die noch vor einigen Jahren herumzogen, meist Männlein und Weiblein, die schauerlichsten Mordtaten besangen und auch illustrierten."

Aus meinen Erfahrungen, aus meiner in Schlettstadt verlebten Jugend, bin ich hier anderer Meinung. Ich behaupte kühn: in jenen trüben Zeiten des III. Napoleons, da man eine „Generation opfern" wollte, um die deutsche Sprache auszurotten, erfüllten die Bänkelsänger eine nicht zu unterschätzende deutsche Kulturmission im Elsaß und wohl auch in Lothringen. Sie hielten die Fühlung wach mit der deutschen Volksgemütswelt. Es ist wahr, sie brachten meist schauerliche Moritaten, die auf einer Leinwand abgemalt waren. Nebenbei sangen sie aber auch recht gute deutsche Volkslieder, aus alter und neuer Zeit, auch historische Lieder und Liebeslieder, allerdings manchmal nicht ganz einwandfreien Inhalts. Beständig konnte die „Moritat" nicht abgewandelt werden, wozu gewöhnlich nur ein Bild vorhanden war; und so wurden neben den Moritaten auch die Texte der gesungenen Lieder verkauft. Sehr genau erinnere ich mich aus den siebziger Jahren dreier Lieder, die ich in Schlettstadt von „Moritatensängern" hörte; sie mögen als Beweis dienen, daß ihre Darbietungen gar nicht so schlecht waren. Ihr Liederprogramm mag wohl dasselbe wie in den fünfziger und sechziger Jahren gewesen sein.

1. Lotte an Werthers Grab — wie ich später feststellte, von einem anonymen Verfasser zum erstenmal gedruckt im „Deutschen Merkur", Juni 1775;
2. das Guckkastenlied von Nadler: „Wälzen möcht' ich mich vor Trauer";
3. das Carl-Ludwig-Sand-Lied, worüber ich kürzlich in den Mannheimer Geschichtsblättern Mitteilung im Jahrgang 1920 machte.

Digitized by Google

Nicht minder zu unterschätzen in ihrer Hilfe zur Erhaltung deutschen Wesens im Elsaß und wohl auch in Lothringen war die Arbeit der Kasperletheater- und der Wandertheater-Familien.

Ich sage Familien; denn sie arbeiteten meist nur mit eigenen Kräften; sie hatten einen Wohnwagen und eigenes Theaterzelt. Nicht ohne Wehmut kann ich jener wackeren Leute gedenken, die uns Schlettstadter Buben und Mägdlein die duftenden Schönheiten der deutschen Märchenwelt offenbarten, wie Schneewittchen, Rotkäppchen, Dornröschen usw.; für die Erwachsenen brachten sie neben Schund die wertvollen Stücke der deutschen Volksbücher. Aus meiner Erinnerung zähle ich hier auf: Genoveva, Heymonskinder und vor allem „Doktor Faust", aus dem auch allerdings einmal „Doktor Faust, der Zauberer der Hohkönigsburg" gemacht wurde! Vom Kasperltheater wurde geboten „Kasperl und der Tod"; oder es wurde so gemacht, daß der Kasper die Rolle des Hanswurst in „Doktor Faust, der Erzschelm und Erzzauberer" übernahm.

Diese braven Leute, die unbewußt das Ihrige zur Erhaltung deutschen Volkstums im Elsaß beitrugen, waren meist Pfälzer und stammten aus der Pirmasenser oder Altleininger Gegend.

Wenn einer einmal die Geschichte der das Deutschtum erhaltenden Faktoren im Elsaß und Lothringen in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts schreibt — er darf diese lieben „Fahrenden", die so viel Poesie ins Land brachten, nicht vergessen. Ein großes Ereignis für Schlettstadt z. B. in jener Epoche war, wie mir alte Leute erzählten, das Eintreffen deutscher Wandertheatertruppen, die im Theatersaal Vorstellung gaben. Neben vielem Schund, wie immer, brachten sie auch viel Wertvolles; und nur durch sie hat mancher elsaß-lothringische Volksgenosse zum ersten Male Bekanntschaft mit unseren Klassikern gemacht. Wie mir alte Schlettstädter versicherten, schlug man sich um Eintrittskarten zu diesen Vorstellungen, wie zur Hungersnot um Brot beim Bäcker.

Welche Lehren ergeben sich aus dieser erfolgreichen Mithilfe dieser Kleinkünstler in vergangener Zeit für uns, die wir gegen die Verwelschung dieser urdeutschen Lande erneut ankämpfen müssen?

Es hat sich in anerkennenswerter Weise vor dem Kriege schon die bayerische Regierung in der Pfalz durch Gründung einer Musikschule für Wandermusikanten um die Hebung dieses Standes sehr verdient gemacht. Es wäre nun zu empfehlen, daß irgendeine literarische Körperschaft sich dieser Wandersänger und Sängerinnen — Moritaten scheinen ausgestorben zu sein —, ferner der Kasperletheater- und Wandertheater-Familien annimmt. Man könnte sogar daran denken, um der Sache eine feierliche Form zu geben, für diesen Zweck mutatis mutandis den alten deutschen Meistergesang wieder aufleben zu lassen. Diese Leute kommen überall hin, die Paßschwierigkeiten dürfen noch so groß sein, sie schlüpfen durch die Maschen und werden nach wie vor auf ihre Weise das, was das Gemüt ergreift im ernsten und fröhlichen Sinne, ins elsässische und lothringische Dorf oder Kleinstadt bringen. Und wie nach dem Elsaß, so zu unsren schmerzvoll abgetrennten Brüdern überhaupt.

Wißt ihr, was es heißt, deutsche Volksgenossen, daß zurzeit in den elsaß-lothringischen Schulen kein deutsches Volkslied mehr ertönt?

G. H.

*

„Heliandkreuz"

Wilhelm Schwaner feiert den 25. Jahrgang seines „Volkserziehers" durch eine festliche Nummer. Die Lehrer und ihre Freunde, die sich um dieses kernige Temperament sammelten, haben unter seiner starken persönlichen Wirkung eine besondre Lebensmelodie herausgearbeitet. Ihr Bekenntnis setzt mit deutschvölkischem Anklang ein: „Die Volkserzieher verwalten mit das geistig-seelische Erbe ihrer germanischen Vorfahren" — fährt aber plötzlich fort: „die keinen Bluts- (Rassen-) und Religionshaß kannten, deren Heimat die ganze Welt war — in der sie als rechte Asenkinder todtrotzend kämpften und lachend untergingen."

Digitized by Google

In diesen paar Worten steckt schon der ganze Schwaner. „Lachend untergingen“? Es mag manchem Tapfern wahrlich nicht ums Lachen gewesen sein, wenn er samt seinem Volksstamm unterging. Ein bißchen Übersteigerung schwingt also in diesen Programmworten mit und bringt ganz leis einen unechten Schwung hinein, wenn wir auch die Ermunterung darin wohl verstehen.

Der überaus tätige Herausgeber der Germanenbibel, des Lichtsucherbuches, der Uplandsblätter u. dgl. ist aber im übrigen ganz und gar echt, auch wenn er einmal wuchtig danebenhaut. In ihm ist ein religiöser Grundton. Und in der Prägung seiner Frömmigkeit ist er ebenso eigenwillig und eigenwüchtig wie in seiner völkischen Selbstgewachsenheit. Nun überrascht er uns mit einem neuen Symbol: er hat das Hakenkreuz mit dem Christenkreuz zusammengezeichnet und nennt es das „Heliandkreuz“. In

diesem Wahrzeichen, schreibt er, „ist die tiefste Erkenntnis des Germanentums (durch Nacht zum Licht'!) und die heiligste Erfahrung des Christentums (durch Kreuz zur Krone'!) symbolisch Linie geworden“ ... In diesem Zeichen deutet er auch seinen Begriff vom Sozialen: „Für uns ist jeder Erdensohn und Lichtsucher Weggenosse zum Himmel, nicht etwa nur der Zugehörige irgendeiner politischen, religiösen und gesellschaftlichen Sippe; wir wollen über das materialistische Besitzverhältnis der altrömischen Proletarier hinweg zum geistig-seelischen Geschwistertum des Über- und Edelmenschen von der Art Jesu Christi“ ...

In demselben Heft hält freilich Prof. Drews dem Herausgeber entgegen: „Ich glaube nicht an die von Ihnen erstrebte Verschmelzung von Deutschtum und Jesustum, da beide sich mir im Innersten zu sehr zu widersprechen scheinen“ — und damit sind wir denn glücklich wieder in das für deutsches Wesen so bezeichnende „Meinen“ auseinandergeraten, statt einem einheitlichen Lebensgefühl kräftig Gestalt zu geben.

Es gab in diesem Kreise einen frommdeutschen Dichter, der Jesus und Baldur in der Luft geliebter deutscher Landschaft und nicht minder geliebter Sage und Geschichte vereinigt hat: Karl Engelhard. Dieser Hesse ist vor einigen Jahren allzufrüh gestorben. Und noch heute zittert Wehmut durch Wilm Schwaners Stimme, wenn er des jungen Freundes gedenkt: „Er war und ist uns Volkserziehern der sanfte Johannes der Zwölferschar, war uns der Baldurknabe am Fuße des Marterkreuzes ...“

Der Versuch nun, das rollende Hakenkreuz, Sinnbild des Sonnenrades, des fortwährenden Werdens, Vergehens und Wiederwerdens, mit dem feststehenden Christenkreuz, an das die Menschheit zu Leid und Sieg gebunden ist, b ldhaft zu vereinigen: — man darf bei aller Achtung vor dem Gewollten die Möglichkeit der Einheit bezweifeln. Es sind zwei verschiedene Stufen. Doch wir fühlen, was Schwaner meint und will. Vielleicht wird einmal eine Aussprache die Klärung fördern. L.

*

Wandlung des Bildungsideals

Eins erscheint sicher in unserer geistig unruhigen Zeit: es vollzieht sich allmählich eine Wandlung des Bildungsideals. Die Möglichkeit einer „allgemeinen Bildung“ wird immer mehr in Zweifel gezogen, ja, man kann schon offen aussprechen hören, die „allgemeine Bildung“ sei in vielen Fällen ein Irrtum ...

Es ist zunächst nur ein dunkles Gefühl, das aber, wer weiß wie bald, zu einem klaren Wissen werden wird und das gerade bei den im besten Sinne religiös durchfluteten Menschen hervorbricht: daß die unserem Volke vor allem eigenen metaphysischen Kräfte durch die herrschende Bildung zu leiden scheinen. Es drängt zwar einstweilen von unten auf nach immer mehr Bildung — was als ein gutes Zeichen erscheinen könnte, — wenn uns eben nicht die übliche Bildung selbst anfinge, zweifelhaft zu werden. Schlagworte, wie „Bildung ist Macht“, sind an solchen Tendenzen des Bildungsbestrebens gewiß mit beteiligt. Ja, ich glaube, daß Tausende von Eltern unter der hypnotischen

Digitized by Google

Wirkung dieses Wortes handeln, wenn sie alles daran setzen, die Kinder etwas „lernen“ zu lassen, und das heißt: sie eine Schule besuchen zu lassen, die ihnen die Möglichkeit oder das Anrecht auf ein Amt oder einen höheren Beruf gewährleistet. Und so schwindet leicht aus dem Bewußtsein, was Bildung im tiefern, philosophischen oder religiösen Sinn sein könnte und müßte: ein vornehmer Charakter und ein seelenvoller, durchglühter Mensch!

Man könnte im Anschluß hieran fragen, ob ein Künstler, ein Dichter, ein Maler „gebildet“ sei, und wird ehrlich sagen müssen: im Sinne des jetzigen Bildungsideals nicht. Meist nicht. Schon daß die besten Künstler der Zeit sich ihrer metaphysischen Kräfte stärker bewußt werden, scheidet sie oft und manchmal sehr stark von den Vertretern des bisherigen allzu verstandesmäßigen, ja materialistisch durchhauchten Bildungsideals. Man könnte sagen, der Künstler, der etwas leiste, sei auf seine Weise gebildet; aber schon die Tatsache, daß jeder Dichter wieder anders gebildet ist wie der andre, jeder Maler anders als der andre, sagt uns vielleicht, daß der Begriff „Bildung“ hier nicht mehr paßt — wenn man ihn nicht ganz bedeutend erweitert und vertieft.

Hier liegen Geheimnisse des Wachstums der Seele und des Geistes, um die wir uns mehr bemühen sollten. Gerade die Künstler sollten dies tun: schon weil es sich auf die Dauer auch um die Fragen handeln wird, ob sie im Laufe der Zeit immer mehr im Volke allein stehen sollen oder ob sie Seelen finden werden, die ihre Gaben von Grund auf fassen wollen und können.

Kann mit „Bildung“ (immer wie sie heute noch meist verstanden wird) große Kunst erreicht und nachgelebt werden? Immer mehr Künstler entziehen sich nicht der Erkenntnis, daß es zum mindesten zweifelhaft ist. Immer mehr entziehen sich auch nicht der Erkenntnis, wie oft und wie sehr Kunst erst gewürdigt wird, nachdem sie autoritativ geworden ist. Im tiefsten Grunde, glaube ich, wird der wirkliche Künstler, wenn er ganz ehrlich sich ausspricht, geneigt sein, abzuleugnen, daß das Beste der Kunst mit der Bildung erreichbar sei. Künstler und Propheten wenden sich doch mehr oder minder an den Gesamtmenschen. Große Kunst, ähnlich wie Religion, wurzelt immer tiefer als Wissen und Bildung meist wurzeln (es mag Ausnahmen geben). Denn der Mensch ist gewiß nicht nur so ein weißes Blatt, auf das der „Bildungsgang“ nun etwas schreibt, und es dadurch erst wertvoll macht: der Mensch ist von Anfang an eine lebendige Seele; und ich glaube, unsere Bildungsschätzung hat uns doch allzu sehr vergessen lassen, welche Möglichkeiten der Entwicklung diese Seele hat.

Ich möchte hier keine voreiligen Schlüsse ziehen, möchte nur bitten, das jetzt angesichts der Volkshochschulen wieder viel erörterte Problem der „Bildung“ tiefer zu durchdenken.

Karl Röttger

*

Soldatisch, sozial, seelisch

In diesen drei Worten mit gleichem Anfangsbuchstaben prägen sich die drei Schichten des gegenwärtigen Weltkriegs aus, der bekanntlich noch nicht zu Ende ist.

Das Soldatische ist der äußere Ring. Diese Stufe ist für uns ehrenvoll verloren. Nun sind wir im wirtschaftlichen oder sozialen Kampfabschnitt. Man sucht uns nun wirtschaftlich zu erdrosseln. Werden wir innere Einheit und äußere Gesundung erringen? Während ich diese Worte schreibe, sucht uns wieder ein Streik Licht und Wasser abzusperren. Und in London droht die schwere Konferenz! Wir sind noch lange nicht gesund.

Die dritte und tiefste Schicht ist das Seelische, das freilich schon seit Kriegsbeginn aufgerührt ist und das andre durchdringt. Wird uns etwas wie eine sittlich-religiöse Erneuerung aus dem Pfuhl des Materialismus herausreißen?

Ich weiß nicht, wie sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit entscheiden wird. Doch ich hoffe auf eine Auslese der Ernsten und Edlen. Wenn es diesen gelingt, auf das Ganze Einfluß zu gewinnen, so ist die

Digitized by Google

In diesen paar Worten steckt schon der ganze Schwaner. „Lachend untergingen“? Es mag manchem Tapfern wahrlich nicht ums Lachen gewesen sein, wenn er samt seinem Volksstamm unterging. Ein bißchen Übersteigerung schwingt also in diesen Programmworten mit und bringt ganz leis einen unechten Schwung hinein, wenn wir auch die Ermunterung darin wohl verstehen.

Der überaus tätige Herausgeber der Germanenbibel, des Lichtsucherbuches, der Uplandsblätter u. dgl. ist aber im übrigen ganz und gar echt, auch wenn er einmal wuchtig danebenhaut. In ihm ist ein religiöser Grundton. Und in der Prägung seiner Frömmigkeit ist er ebenso eigenwillig und eigenwüchtig wie in seiner völkischen Selbstgewachsenheit. Nun überrascht er uns mit einem neuen Symbol: er hat das Hakenkreuz mit dem Christenkreuz zusammengezeichnet und nennt es das „Heliandkreuz“. In

diesem Wahrzeichen, schreibt er, „ist die tiefste Erkenntnis des Germanentums (‚durch Nacht zum Licht‘!) und die heiligste Erfahrung des Christentums (‚durch Kreuz zur Krone‘!) symbolisch Linie geworden“ ... In diesem Zeichen deutet er auch seinen Begriff vom Sozialen: „Für uns ist jeder Erdensohn und Lichtsucher Weggenosse zum Himmel, nicht etwa nur der Zugehörige irgendeiner politischen, religiösen und gesellschaftlichen Sippe; wir wollen über das materialistische Besitzverhältnis der altrömischen Proletarier hinweg zum geistig-seelischen Geschwistertum des Über- und Edelmenschen von der Art Jesu Christi“ ...

In demselben Heft hält freilich Prof. Drews dem Herausgeber entgegen: „Ich glaube nicht an die von Ihnen erstrebte Verschmelzung von Deutschtum und Jesustum, da beide sich mir im Innersten zu sehr zu widersprechen scheinen“ — und damit sind wir denn glücklich wieder in das für deutsches Wesen so bezeichnende „Meinen“ auseinandergeraten, statt einem einheitlichen Lebensgefühl kräftig Gestalt zu geben.

Es gab in diesem Kreise einen frommdeutschen Dichter, der Jesus und Baldur in der Luft geliebter deutscher Landschaft und nicht minder geliebter Sage und Geschichte vereinigt hat: Karl Engelhard. Dieser Hesse ist vor einigen Jahren allzufrüh gestorben. Und noch heute zittert Wehmut durch Wilm Schwaners Stimme, wenn er des jungen Freundes gedenkt: „Er war und ist uns Volkserziehern der sanfte Johannes der Zwölferschar, war uns der Baldurknabe am Fuße des Marterkreuzes ...“

Der Versuch nun, das rollende Hakenkreuz, Sinnbild des Sonnenrades, des fortwährenden Werdens, Vergehens und Wiederwerdens, mit dem feststehenden Christenkreuz, an das die Menschheit zu Leid und Sieg gebunden ist, bildhaft zu vereinigen: — man darf bei aller Achtung vor dem Gewollten die Möglichkeit der Einheit bezweifeln. Es sind zwei verschiedene Stufen. Doch wir fühlen, was Schwaner meint und will. Vielleicht wird einmal eine Aussprache die Klärung fördern. L.

*

Wandlung des Bildungsideals

Eins erscheint sicher in unserer geistig unruhigen Zeit: es vollzieht sich allmählich eine Wandlung des Bildungsideals. Die Möglichkeit einer „allgemeinen Bildung“ wird immer mehr in Zweifel gezogen, ja, man kann schon offen aussprechen hören, die „allgemeine Bildung“ sei in vielen Fällen ein Irrtum ...

Es ist zunächst nur ein dunkles Gefühl, das aber, wer weiß wie bald, zu einem klaren Wissen werden wird und das gerade bei den im besten Sinne religiös durchfluteten Menschen hervorbricht: daß die unserem Volke vor allem eigenen metaphysischen Kräfte durch die herrschende Bildung zu leiden scheinen. Es drängt zwar einstweilen von unten auf nach immer mehr Bildung — was als ein gutes Zeichen erscheinen könnte, — wenn uns eben nicht die übliche Bildung selbst anfinge, zweifelhaft zu werden. Schlagworte, wie „Bildung ist Macht“, sind an solchen Tendenzen des Bildungsbestrebens gewiß mit beteiligt. Ja, ich glaube, daß Tausende von Eltern unter der hypnotischen

Digitized by Google

Wirkung dieses Wortes handeln, wenn sie alles daran setzen, die Kinder etwas „lernen“ zu lassen, und das heißt: sie eine Schule besuchen zu lassen, die ihnen die Möglichkeit oder das Anrecht auf ein Amt oder einen höheren Beruf gewährleistet. Und so schwindet leicht aus dem Bewußtsein, was Bildung im tiefern, philosophischen oder religiösen Sinn sein könnte und müßte: ein vornehmer Charakter und ein seelenvoller, durchglühter Mensch!

Man könnte im Anschluß hieran fragen, ob ein Künstler, ein Dichter, ein Maler „gebildet“ sei, und wird ehrlich sagen müssen: im Sinne des jetzigen Bildungsideals nicht. Meist nicht. Schon daß die besten Künstler der Zeit sich ihrer metaphysischen Kräfte stärker bewußt werden, scheidet sie oft und manchmal sehr stark von den Vertretern des bisherigen allzu verstandesmäßigen, ja materialistisch durchhauchten Bildungsideals. Man könnte sagen, der Künstler, der etwas leiste, sei auf seine Weise gebildet; aber schon die Tatsache, daß jeder Dichter wieder anders gebildet ist wie der andre, jeder Maler anders als der andre, sagt uns vielleicht, daß der Begriff „Bildung“ hier nicht mehr paßt — wenn man ihn nicht ganz bedeutend erweitert und vertieft.

Hier liegen Geheimnisse des Wachstums der Seele und des Geistes, um die wir uns mehr bemühen sollten. Gerade die Künstler sollten dies tun: schon weil es sich auf die Dauer auch um die Fragen handeln wird, ob sie im Laufe der Zeit immer mehr im Volke allein stehen sollen oder ob sie Seelen finden werden, die ihre Gaben von Grund auf fassen wollen und können.

Kann mit „Bildung“ (immer wie sie heute noch meist verstanden wird) große Kunst erreicht und nachgelebt werden? Immer mehr Künstler entziehen sich nicht der Erkenntnis, daß es zum mindesten zweifelhaft ist. Immer mehr entziehen sich auch nicht der Erkenntnis, wie oft und wie sehr Kunst erst gewürdigt wird, nachdem sie autoritativ geworden ist. Im tiefsten Grunde, glaube ich, wird der wirkliche Künstler, wenn er ganz ehrlich sich ausspricht, geneigt sein, abzuleugnen, daß das Beste der Kunst mit der Bildung erreichbar sei. Künstler und Propheten wenden sich doch mehr oder minder an den Gesamtmenschen. Große Kunst, ähnlich wie Religion, wurzelt immer tiefer als Wissen und Bildung meist wurzeln (es mag Ausnahmen geben). Denn der Mensch ist gewiß nicht nur so ein weißes Blatt, auf das der „Bildungsgang“ nun etwas schreibt, und es dadurch erst wertvoll macht: der Mensch ist von Anfang an eine lebendige Seele; und ich glaube, unsere Bildungsschätzung hat uns doch allzu sehr vergessen lassen, welche Möglichkeiten der Entwicklung diese Seele hat.

Ich möchte hier keine voreiligen Schlüsse ziehen, möchte nur bitten, das jetzt angesichts der Volkshochschulen wieder viel erörterte Problem der „Bildung“ tiefer zu durchdenken.

Karl Röttger

*

Soldatisch, sozial, seelisch

In diesen drei Worten mit gleichem Anfangsbuchstaben prägen sich die drei Schichten des gegenwärtigen Weltkriegs aus, der bekanntlich noch nicht zu Ende ist.

Das Soldatische ist der äußere Ring. Diese Stufe ist für uns ehrenvoll verloren. Nun sind wir im wirtschaftlichen oder sozialen Kampfabschnitt. Man sucht uns nun wirtschaftlich zu erdrosseln. Werden wir innere Einheit und äußere Gesundung erringen? Während ich diese Worte schreibe, sucht uns wieder ein Streik Licht und Wasser abzusperren. Und in London droht die schwere Konferenz! Wir sind noch lange nicht gesund.

Die dritte und tiefste Schicht ist das Seelische, das freilich schon seit Kriegsbeginn aufgerührt ist und das andre durchdringt. Wird uns etwas wie eine sittlich-religiöse Erneuerung aus dem Pfuhl des Materialismus herausreißen?

Ich weiß nicht, wie sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit entscheiden wird. Doch ich hoffe auf eine Auslese der Ernsten und Edlen. Wenn es diesen gelingt, auf das Ganze Einfluß zu gewinnen, so ist die

Digitized by Google

dritte Schlacht gewonnen — und von hier aus, vom Seelischen aus, können wir auch die soldatischen und sozialen Niederlagen in Sieg zu verwandeln hoffen. Nur vom erstarkten Seelischen aus! Nicht anders.

Schon F. A. Lange hat in seinem Buch über die „Arbeiterfrage" (1865) nur dann der zu erwartenden großen Arbeiterbewegung Erfolg versprochen, wenn sie zugleich mit einer völligen ethischen Erneuerung aller Beteiligten — oben und unten — verbunden ist. Dies ist, wie auch Troeltsch im „Kunstwart" hervorhebt, bis jetzt noch nicht der Fall.

Und doch ist etwas im Werden; nicht nur bei uns; trotz des neuesten Pariser Wahnsinns. Dieser noch fortdauernde Krieg bedeutet dennoch den Bankrott einer Epoche und einer Geistesstimmung — in ganz Europa. Wenn wir doch hoffen dürften, daß Deutschland in der neuen Geistesstimmung voranginge! L.

*

Vom neudeutschen Stil

Jeder Stil entspricht dem Seelenzustand, den er zu prägen sucht, falls wirklich Außen und Innen, Ausdruck und Wesenheit sich decken.

Der Seelenzustand, den wir dem Deutschen der Gegenwart als heilend und erhebend empfehlen oder wünschen, ist immer wieder: Besonnenheit und Beseelung. Besonnenheit als gesammelte Kraft; Beseelung als Verinnigung und Verherzlichung. Jenes als das Starke, dies als das ergänzende Zarte. Beides zu edler Einfachheit vereinigt.

Demnach sei der neudeutsche Stil kein aufgeregter, händefuchtelnder Expressionismus! Man lerne von der Gedrungenheit der Germanen in Mythos und Märchen, in Sage und Legende! Und man lerne vom Stil der Germania eines granitenen Tacitus! Das steht den Führern unseres zerrütteten Volkes wohl an und gibt uns wieder Würde, gibt uns Zucht. Denn solcher Stil bekundet Gehaltenheit und Spannkraft.

Also Vereinfachungskraft, Veredelungskraft, Verklärungskraft — da steckt die Aufgabe des neudeutschen Stils. Knappe Kraft, reine Ruhe, edle Einfachheit! Ein klarer und gesunder Stil, der weder der Tiefe noch der Zartheit oder des farbigen Duftes zu entbehren braucht! Solche Melodie und Rede fällt sofort ins Ohr, wie jene Tonarten der älteren Musik in ihrer oft herben, oft so ergreifenden Kraft und Einfalt.

Was braucht wohl der Deutsche mehr: neue Reizungen und Aufpeitschungen — oder seelische Kraft?

Hier scheiden sich die Geister. Die Aufgeregten werden nach wie vor weiter gewirbelt, weiter gepeitscht, Sklaven der Dämonen. Die Gefestigten aber, denen die Engel der Weisheit und der Liebe dienen, haben die Kraft, sich selber und ihren Trieben ein donnernd Halt zuzurufen. Endlich doch muß einer anfangen, diesem sinnlosen Treiben von Haß und Hetze Einhalt zu gebieten. Es fange jeder mit sich selber an!

Uns ist die Welt kein Beglückungsparadies, sondern ein edles Schicksalsfeld. Uns ist die Welt eine Aufgabe. Diese Aufgabe heißt: durch die Kräfte des Innern die Umwelt zu erforschen, zu ordnen und zu verklären.

Wenn uns diese Aufgabe bewußt wird, so wird unser Deutschland eine Insel der Besonnenheit und ein Hain der Lebensverklärung inmitten des weiter brandenden Völkerchaos. L.

*

Zwei Bilder

Die „Berliner Illustrierte" brachte gegen die Jahresneige auf ein und demselben Bogen zwei Bilder, die in ihrer Gegensätzlichkeit kaum zu überbieten sind So in unmittelbarer Folge geschaut, erhellen sie blitzartig die dämonische Tiefe unserer gesellschaftlichen Zerklüftung.

Erstes Bild. Filmschauspieler mit Gemahlin. Natürlich! Der Film regiert. Sind die „Filmsterne" nicht die einzigen Lichtquellen in der grabesdüstern Nacht, die über Deutschland brütet? Lässig lehnen die beiden in den Polstern ihres Sofas. Vorzüglich ge-

Digitized by Google

nährt. Tadellos gekleidet — wenn auch nicht gerade nach dem Geschmack des Wandervogels. In den Augen das süße Wohlgefallen, sich als Größe gefeiert zu wissen. Von Kampf und Sorge keine Spur in den Mienen. Hier heißt leben: sich ausleben. Zum Zeitvertreib tillert jedes mit einem Schoßhündlein. Prächtige Tiere das, nicht wahr? Sicher auf der letzten Ausstellung mit dem Grand prix gekrönt. Man sieht's ihnen gleich an, daß sie mit Lilienmilchseife gewaschen und mit den feinsten Kämmen frisiert werden; daß sie sich viel auf Kissen und Teppichen vergnügen dürfen, für die Nacht warme, flaumige Bettchen haben und zum Ausgang ein seidenes Mäntelchen...

Zweites Bild. Eine Mutter mit drei Kindern. Hintere Kellerwohnung in Berlin. Der Sonne dürfte das Gelaß wenig bekannt sein. Auch künstliches Licht ist da fremd. Unter dem Bild ist bemerkt, daß die Glühbirnen abgenommen sind — vom Gerichtsvollzieher! In einer Ecke liegen etliche Blechwaren zum Verkauf. Der Raum dient nicht bloß zum Schlafen, Wohnen und Kochen, sondern auch noch als Laden. Der Mieter ist nämlich Klempner. Wie ein bittendes Opfer steht die junge Mutter da, abgehärmt, von der Schwindsucht angekränkelt, den Blick in furchtbarem Wissen aufgehellt — eine mater dolorosa der Millionenstadt. Und dann die Kinder: gekreuzigte Jugend! Elende Flicken um den schwächlichen Leib sind ihre Gewänder. Kein Faden Wäsche lugt an den freien Gelenken hervor. Ein immerwährendes Frieren um ihre Züge. Zum Zerbrechen dünn wachsen die Beinchen aus dem schwerfälligen Schuhwerk heraus. Man braucht kein Spezialarzt für Kinderkrankheiten zu sein, um zu erkennen, wie bitter diese Wesen an den Folgen dauernder Unterernährung leiden. Und bei dem ältesten der Geschwister: welche Ratlosigkeit, welche schreckhafte Verwunderung in den tiefgebetteten Augen! Das ist ein einziger Aufschrei der Seele: was soll all das Weh und all die Wirrsal um mich her!? ... Irgendwo auf belebter Straße wird der kriegsbeschädigte Klempnermeister mit englischen Zigaretten handeln...

Zwei Bilder: Tierkult dort — und Propaganda für deutsche Kinderhilfe hier! Was sich wohl der Schriftleiter des Ullstein-Blattes gedacht, als er sie nebeneinander gereiht? Ernst Hauck

*

Die Notgemeinschaft der Geistigen

Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat die Bedeutung eines schüchternen Anfanges zum Zusammenschluß der geistigen Arbeiter Deutschlands. Bei diesem ersten Schritt darf aber nicht stehen geblieben, vielmehr muß über diese viel zu eng gesteckte Grenze hinaus eine geschlossene Einheitsfront der Geistigen angestrebt werden. Sie, die bisher nur die Waffen für andere geschmiedet haben, sollten endlich einmal auch an sich selber denken und den Willen aufbringen, sich mit Ungestüm aus der ihnen auferlegten Aschenbrödelrolle zu befreien. Der Weg zum Aufstieg läuft dem, den die Handarbeiter einschlugen, schnurstracks entgegen: nicht von einem Generalstreik der Gehirne, sondern von der äußersten Höchstspannung der Leistungen ist das Heil zu erwarten. Die noch ganz im Unvollkommenen steckende Organisation der Geistigen muß ausgebaut, mit allen Mitteln gefördert, die zahllos zersplitterten Gruppen und Grüppchen auf eine großzügige Grundlage gebracht und solchermaßen zu einem wirklichen Machtfaktor des öffentlichen Lebens zusammengeschweißt werden! Im neuen Staat und zu dessen eigenem Nutzen darf Wissen und Elend nicht verschwistert bleiben.

„Die Künstler (im allerweitesten Sinn!)", so ruft Walter von Molo anfeuernd in der Zeitschrift „Der geistige Arbeiter", „müssen sich endlich darauf besinnen, daß sie Kämpfer für den Geist, das heißt Kämpfer gegen alles zu sein haben, was die Geistigkeit schädigt, was sich ihr stumpfsinnig brutal entgegenstemmt. Die Steuergesetze, die den Künstler als ‚Geschäftstreibenden' nehmen, die Dummheit im heutigen Deutschland, das nur durch den Geist gerettet werden kann, den

Digitized by Google

Künstlerstand als ‚Beruf', als ergebene Milchkuh anzusehen, ihm kein Ausnahmsrecht zu gewähren (außer vielleicht die Zensur), muß bis aufs letzte bekämpft werden. Die Schaffenden müssen endlich die Spießbürgerlichkeit ablegen, sich ihrer jämmerlichen Lage zu schämen, sie müssen sich endlich zusammenschließen und alle Sonderklüngelei fahren lassen, sie müssen kämpfen! Die Revolution, die wahrhafte Revolution, von der so viel geschwatzt wird, war noch nicht, sie wird dann anheben und Deutschland erretten, wenn die Geistigen einig sind, einig in Aufrichtigkeit und Entschlossenheit, im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit."

*

Das Beutesystem

Seit der Abschaffung der Monarchie besteht in Deutschland die Herrschaft der Parteien, zu der die republikanische Staatsform lediglich den Prunkrahmen abgibt. Es genügt, einige der markantesten der allerletzten Zeit entnommene Beispiele hervorzuheben, um Form und Linie der Entwickelung deutlich zu machen:

1. Abschaffung der Ehrenämter. Diese Posten, die bisher ohne Entgelt ausgeübt wurden, werden fast überall da, wo die Sozialisten in den Gemeinden die Mehrheit haben, jetzt so mit Diäten ausgestattet, daß nicht nur etwa die Auslagen ersetzt, sondern höchst einträgliche Nebenverdienststellen geschaffen werden.

2. Anrechnung der Dienstjahre. Damit die Futterkrippe nur auch ja bis zum Rande gefüllt sei, werden die auf früheren Posten bei Gewerkschaften usw. (also im Dienste der Partei) verbrachten Jahre auf die Pension angerechnet. (Scheidemann, Leinert usw.) Beliebt ist auch das System der langfristigen Anstellungsverträge, wodurch man erreicht, daß bei einer Verschiebung in den Machtverhältnissen der Parteien der bisherige Amtsinhaber mit Riesensummen abgefunden werden muß.

3. Übergangsgelder für Staatsminister. Diejenigen Parteihäuptlinge, die aus irgend einer parlamentarischen Zufallskonstellation heraus mindestens drei Monate (!) hindurch den Minister gespielt haben, erhalten Anspruch auf eine „Entschädigung", die das Gehalt von fünf Vierteljahren ausmacht. Es bleibt jedem überlassen, sich auszurechnen, was in Zukunft dem verarmten Deutschland ein Ministerschub kostet! Zugleich ist ein Ansporn für die Schaffung immer neuer Ministerposten gegeben.

Das Beutesystem ist also, wie aus diesen flüchtigen Andeutungen hervorgeht, bereits vorzüglich ausgebaut. Und da wagt man es, von oben her dem Volke Sparsamkeit und Steuermoral zu predigen!

Wie war's bei Bismarck? Er mußte die paar Tage Gehalt, die er zu viel erhalten hatte, nach seinem Abgang bei Heller und Pfennig zurückzahlen ... Etwas von dieser Übersparsamkeit wäre ja wohl auch heute und gerade heute dem Staat bekömmlich.

An die Türmer-Bezieher!

Der Verlag hatte damit gerechnet, daß die Druckkosten bei Beginn des neuen Jahres geringer werden und ihn zu einer Erhöhung des Bezugspreises des „Türmers" nicht zwingen würden. Nachdem er sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht, kann der Verlag die bedeutenden Opfer, die er zugunsten der Verbreitung des „Türmers" brachte, nicht mehr allein tragen, sondern muß seine Abnehmer bitten, sich einen kleinen Preisaufschlag gefallen zu lassen, der den einzelnen Bezieher kaum merkbar belastet, dem Verlag aber die Möglichkeit gibt, den „Türmer" im bisherigen Umfang weiter zu führen. Der Bezugspreis für das Vierteljahr ist vom nächsten Hefte an 15 Mark, das macht auf das Heft ausgerechnet nur rund 80 Pfg. mehr. — Allen Lesern Dank für die Treue, mit der sie auch in Zeiten wirtschaftlicher Not am Türmer festhalten!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

053
TU
Germa

...heg. März 1921 Heft 6

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Begründer: J. E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

Friedrich Lienhard: Der Ausklang deutscher Politik im Elsaß 387
Frz. Hörmann: Der Schmuck der Goldschmiede 395
Prof. Dr. Ed. Heyck: Die politische Zukunft Deutschlands 402
Alsaticus: Elsässische Charakterbilder 406
Dr. Hans Siegfried Weber: Vom Wesen des Staates 410
Das Rätsel des Todes 413
Dr. Friedrich Knauer: Die Robinsoninsel als Nationalpark 416
Arno Lange: Naturwissenschaftliche Bildung 419
Karl Theodor Strasser: Karl Hauptmann, der Lyriker 421
Albert Ludwig: Um Herrschaft und Freiheit 426
Karl Röttger: Das Kindertheater 429
Ferdinand Bergenthal: Das religiöse Erleben und die christliche Kunst der Gegenwart 433
Dr. P. Bülow: Aus Richard Wagners Bezirken 436
Türmers Tagebuch 439
Auf der Warte 447
Kunstbeilagen

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 12 M. 50 Pf. Einzelhefte 4 M. 50 Pf.

LEHMANN STEGLITZ

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen!

Wer im Leben vorwärts gekommen ist, hat dies in den meisten Fällen seiner tatkräftigen Arbeit, seiner Energie, seiner Unternehmungslust zu verdanken. Neiden Sie deshalb niemand seine Erfolge, sondern nehmen Sie sich ihn zum Vorbild. Machen Sie es ebenso wie er. Wenn Sie den Weg, der aufwärts führt, nicht kennen, so benutzen Sie unser Werk „Gedächtnis-Ausbildung" von Hans Gloy als Wegweiser. Dieses Werk erzieht zum zielbewußten klaren Menschen. Wenn Sie es durchgearbeitet haben, wissen Sie, wie man jede Sache anfangen muß, um sie zum Erfolge zu führen. Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt G 83. Dessen Zusendung erfolgt vollständig kostenlos. Schreiben Sie aber heute noch, morgen haben Sie es schließlich vergessen und damit den ersten Schritt zu Ihrem Vorwärtskommen wieder verpaßt.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29/30 (Gegründet 1856).

Monatlich nur 7.20 M.

brauchen Sie aufzuwenden, um eine fremde Sprache nach der weltberühmten Methode Toussaint-Langenscheidt zu erlernen. Bedenken Sie, daß Sie sich mit den Kenntnissen, die Sie sich dadurch erwerben, zu angesehenen gutbezahlten Stellungen hinaufarbeiten und Ihre Existenz sichern können. Lassen Sie die günstige Gelegenheit, die wir Ihnen bieten, nicht ungenützt vorübergehen. Schreiben Sie uns heute noch eine Postkarte und verlangen Sie unsere Einführung A 83 in den Unterricht der Sprache, die Sie erlernen wollen. Zusendung erfolgt portofrei und ohne irgendwelche Verbindlichkeit für Sie.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Verlag der Sprachunterrichtswerke nach der Methode

Toussaint-Langenscheidt

Höchste Empfindlichkeit
30° W. = 16/17° Sch.

*

Ungewöhnlich großer Belichtungsspielraum

*

Vollendete Tonabstufung

*

Mit allen Entwicklern bei ausgezeichneter Klarheit Kräftige Deckung leicht erzielbar

Vorzüglich geeignet

für Kunstlicht,** sowie **zur Sensibilisierung durch Baden

*Auch für **Architekturen und Landschafts-Aufnahmen** sehr empfehlenswert*

Empfehlenswerte Entwickler-Rezepte für Metol, Pyrosäure, Rodinal, Metol-Hydrochinon, „Agfa"-Special-Entwickler **in jedem Carton**

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO 36

Digitized by Google

Der neue Hosenhalter

Das Geheimnis der Liebe.

Cupido: „Wißt Ihr, wie dies Werk gelang?
Dieser Spröden, Mitleidlosen
Herz der „Ordofix" bezwang,
Denn sie liebt bloß seine Hosen!"

Ordo-Fix-Hosenspanner D. R.-Pat. Einspannen und Abnehmen selbsttätig in **1 Sekunde.** Überall erhältlich.

Fabrik: „Sanitas", Berlin N 24.

„ORDO-FIX I"

bleibt im Kleiderschrank hängen und besorgt das Einspannen und Abnehmen der Beinkleider in einer Sekunde selbsttätig.

„ORDO-FIX II"

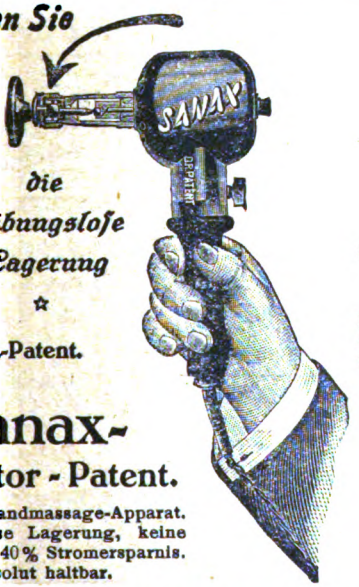
wird an der Wand befestigt und dient zum täglichen Gebrauch. **Keine Druckstellen!**

Fort mit den alten Hosenspannern!

Sie verursachen **Zeitverlust** und **Ärger** und erfüllen ihren Zweck **mangelhaft.**

Fabrik: Sanitas Berlin N 24.

Beachten Sie



die reibungslose Lagerung

☆

D. R.-Patent.

Sanax-Vibrator-Patent.

Der beste Handmassage-Apparat. Reibungslose Lagerung, keine Erhitzung. 40% Stromersparnis. Absolut haltbar.

Fön

elektr. Heissluft-dusche.

Die Marke „Fön" bietet Gewähr für sicheren Betrieb und ist in jeden Apparat **eingeprägt!**

Der beste Apparat für Körper- und Schönheitspflege.

Man verlange Prospekte durch die Verkaufsstellen, in denen Plakate ausliegen; eventuell zu erfragen durch die Fabrik

„SANITAS" BERLIN N 24
Friedrichstr. 131 d.

Digitized by Google

Briefe

Auf mehrere Zuschriften. Die Jugendbewegung behalten wir im Auge; doch ist sie viel zu ungeklärt, als daß wir sie so wichtig nehmen könnten, ihr breite Berichte einzuräumen. Es gilt das Edle zu ermutigen, wo immer es heraus will. Die Bewegung um Muck-Lamberty war uns als Zeichen der Zeit beachtenswert; doch der Person Mucks gegenüber empfehlen wir Zurückhaltung. Nicht als ob jene alberne Verdächtigung bezüglich des Mordes irgendwie Hintergrund hätte, sondern aus anderen Ursachen. Muck ist ob seiner sexuellen Haltlosigkeit als Führer abzulehnen und nach den neuesten Enthüllungen als abgetan zu betrachten.

Prof. Dr. E. H. in E. Gern bringen wir im heutigen Heft Ihre anregende Betrachtung. Freilich: Völkerbund —? Ja, wenn uns, wie einst dem besiegten Frankreich, ein Talleyrand beschieden wäre; wenn Amerikas künftige Großpolitik, und was damit zusammenhängt, bereits entschleiert läge; endlich und hauptsächlich, wenn sich der Vernichtungs- oder Versklavungs-Wille unserer Feinde bereits in einen Verhandlungs-Willen [illegible] wandelt hätte — — ja, dann vielleicht würden wir etwas [illegible] zu hoffen wagen. Gruß!

K. M. in S. Wir erfüllen Ihren Wunsch und bringen hier [illegible] Teil der Besprechung aus dem Februarheft der „Saat" über Karl Wizenmann, Fausts Heimkehr. Der Weg zum Leben (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; geh. 15.50 M, geb. 20 M, Halbleinen geb. 22 M.) — Karl Wizenmann ist unserm Lese[illegible] ein Name von bestem Klang. Ich weiß, viele schauen zuerst na[illegible] diesem Namen, wenn der Postbote ein neues Heft unserer Ze[illegible]schrift bringt. Und mit Recht; denn stets bringen seine Arbeit[illegible] eine Fülle neuer, tiefer Gedanken. Aufrüttelnder Gedank[illegible] Höhen führender Gedanken. Wer Wizenmann durch unse[illegible] Monatsschrift schon näher getreten ist, der wird bei dieser A[illegible]kündigung aufschauen, wird mit Freuden nach diesem Buc[illegible] greifen. Er wird mit großen Erwartungen an die Lesung „Fau[illegible] Heimkehr" herantreten. Und wird weit mehr finden, als er [illegible] wartet. Dies Buch wird sicher in vielen Tausenden von Famili[illegible] zum Hausbuch werden.

Für fast 16jähr. Obertertianer, gut beanlagt aber schwer zu leiten, wird zu Ostern Aufnahme in

Landerziehungsheim

gesucht. Es käme auch ein ev. Pfarrh. in ländl. Ort m. höh. Schule in Betracht, wo er bei guter körperl. Pflege liebev., doch strenge Erziehg. findet. Angebote erbet. unt. T. 1069 an d. Anzeigenverw. Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Stottern kein Sprechfehler, nur Angst ist zu beseitigen. Auskunft gibt
Anstalt Hausdörfer, Breslau I. 13.

Garant. rein. Bienen-Honig
9 Pfd. netto Mk. 135.— frei gegen Nachn. versendet
Fr. Horstmann, Bienenzüchter, Hude i. O.
Garantie Zurücknahme!

Browning, Kal. 7,65 M. 250, Mauser M. 350, Parabell. M. 290, Jagdwaffen.
Benshendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

Halali ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristenhutes
Halali imponiert d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckung.
Halali ist der eleganteste und vornehmste Promenaden- und Reisehut.
Nächste Bezugsquellen zu erfragen
„Halali"-Hüte,
Moselstr. 4, Frankfurt a. M. 59.
Nachahm. wird gerichtl. verfolgt.

STAATL. FACHINGEN
Natürliches Mineralwasser

Zu Haustrinkkuren

Bei Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Nieren-, Blasen- und Harnleiden Sodbrennen usw. Bei Diphtherie zur Abwendung von Folgeerscheinungen

Man befrage den Hausarzt!

Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55

Angesehener Verlag (Pädagogik, Jugendliteratur, Lehrmittel) sucht intell., strebsamen Herrn (a. d. ehem. Lehrer) als
Reise-Vertreter
z. Besuch v. Schulen u. Behörden. Angen. Tätigkeit, g. Einkommen, unabhäng. Stellung. Gefl. Angebote an Schwarzburg-Verlag, Stadtilm i. Thür.

EMS
Emser Pastillen
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen

Geflügel-Schweine-Ziegen-Ställe
tragb., Futtermaschinen, Brutöfen usw. Preisl. fr.
Geflügelhof I. Mergentheim 49

Gutes Wetter
für Reise, Sport, Forst-, Garten- und Landwirtschaft berechnet für jede Zeit voraus
Wodania - Wetterwarte Leipzig-Gohlis 82.
Fernruf: 8753 :: Prospekte frei

Naturwissenschaftliches
Präparatorium
Wolfg. Blascheck, Stuttgart
Ludwigstr. 26 d. Telefon 12585
übernimmt das sachgemäße
Präparieren
von Sammelobjekten jeder Art
Aufsetzen
von Geweihen und Gehörnen
Ausstopfen
von Säugetieren u. Vögeln usw.
Präparation ganz. Sammelausbeuten.
Verlangen Sie Offerte.

Rodenstock's Perpha-Augengläser
punktuell abbildend mit groß. Blickfelde, wirken wohltuend auf die Augen, schützen vor Überanstrengung

Spezial-Institute für Augengläser

Augenuntersuchung zur Bestimmung der richtigen Gläser durch Fachoptiker von 9 bis 7 Uhr

Leipzigerstr. 101—102, Equitable Gebäude
Friedrichstr. 59—60, Ecke Leipzigerstr.
BERLIN
Rosenthalerstr. 45, Nähe Hack. Markt
Joachimsthalerstr. 44, Bahnhof Zoo

Preislisten sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftl. Bestellg. unserer Augengläser gratis

Digitized by Google

F. J. in E. „Wer hier in der Ostmark seinen Posten hält, steht zumal auf dem Lande, allein. Die Ungewißheit, das Hin und Her, die Gerüchte und anderes, wovon man unter der Militärzensur nicht schreiben kann, vor allem die Mammonsgier und Selbstsucht, die Rücksichtslosigkeit und Erbärmlichkeit so vieler Volksgenossen zerren an unseren Nerven; und wenn man auch seines Entschlusses und seiner Zuversicht sicher ist, so kommen doch Zeiten des Ermüdens. Da freut man sich über jede Erquickung . . ." Wir rufen Ihnen herzlichen Gruß zu und wissen Ihr Opfer zu achten: auszuhalten und in den möglichen Formen deutsche und religiöse Gesinnung durchzuführen. Wir sind ganz Ihrer Ansicht: „Es muß in stillen und kleinen Kreisen beginnen, bis die Zeit zu weiterem Hervortreten gekommen ist; und ich bin gewiß, diese stille Schar sammelt sich immer mehr, je mehr sich Mammonsgeist und tierische Gier austoben."

Stud. Crohn in **Freiburg i. B.**, Rheinstr. 62. Wir verzeichnen es gern an dieser Stelle, daß sich dort ein „Elsaß-lothringischer Studentenbund" gebildet hat, der in Deutschland die Teilnahme für unser verlorenes Land nicht einschlafen lassen will.

Grünberg. Es war ein glücklicher Gedanke, daß Ihre Festleitung die Feier der 50. Wiederkehr des 18. Januars mit der des 50. Geburtstags von Eberhard König so eindrucksvoll vereinigt hat. Soweit ist es also nun: Gymnasiasten führen dort das 5. Bild von Königs Festspiel „Stein" auf — und die deutschen oder gar Berliner Bühnen, die von Unzucht triefen, kümmern sich keinen Deut um diesen 50. Geburtstag eines so bedeutenden Dramatikers!

W. K. in K. „Ich habe mit Anteilnahme gelesen, was Sie im Türmer über die Jugendbewegung schrieben. Nur in einem kann ich Ihnen nicht zustimmen: in der Stellung zum Du unter der Jugend. Ich habe seit 18 Jahren den Wandervogel werden, wirken und verfallen sehen. Gewiß hat die Verwirrung unserer

Soeben erschien:

ADOLF BARTELS

Die deutsche Dichtung der Gegenwart Die Jüngsten

Broschiert: M. 18.—
In Halbleinen: M. 23.—

Das unentbehrlichste Nachschlagewerk und Handbuch über die deutsche Literatur bis zum Ende des Jahres 1920

★

H. Haessel / Verlag / Leipzig
Roßstraße 5

Mitarbeiter,

auf christlichem Boden stehend, mit abgeklärter Weltanschauung, werden für eine Monatsschrift gegen gutes Honorar gesucht.

Adressen erbeten unter T. 1073 an Anzeigen-Verwaltg., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Das Vorlesungs-Verzeichnis der Universität Greifswald für das Sommer-Semester 1921 ist erschienen und wird auf Wunsch übersandt.

VERLANGEN SIE DEN BÜCHER KATALOG
AUCH MONATL. TEIL-ZAHLUNG
KARL BLOCK BUCHHANDLUNG BERLIN S. W. 68

Damenbinden

beste Qual., Dtz. Mk. 5.— 7.50 u. 9.—, bei 10 Dtz. 5% Gestrickte, waschbare Binden Stück Mk. 5.— b. 8.—. Damenbindegürt. Stück Mk. 8.50 b. 8.—. Versand per Nachn. od. Voreinsend. des Betrag. exkl. Porto. Versandh., Hywekа', Neukölln Z. 5. Siegfriedstr. 14.

Unentbehrlich für jeden Haushalt

elektrische Bügeleisen

110 u. 220 Volt, nur Qualitätsware, vernickelt, Ia. Ausführung, unverwüstlich, sofort ab Lager lieferbar

Carl Rilling, Dusslingen 20 (Württbg.)

Vertreter gesucht.

Echter deutscher Weinbrand Marke: **Hermes „Dreistern"** Heinr. Hermes Weinbrennerei M.-Gladbach

Digitized by Google

Zeit auch in dieser Hinsicht manches Unheil gestiftet, haben Blüher und Kurella verderblich gewirkt, aber es hat sich doch eine neue Reinheit und Klarheit im Verhältnis der Geschlechter dort herausgebildet, die mich immer tief ergriffen hat und für die das traute Du eine unerläßliche Vorbedingung ist . . ." Wir wollen uns recht verstehen: wo sich das Du bei innerem Zusammenklingen auf die Lippen drängt, ist es ja selbstverständlich; und wo eine kleine Gemeinschaft wirklich zusammenklingt, ist ja diese Form brüderlicher oder kameradschaftlicher Anrede erst recht die natürliche Verkehrsweise. Was wir beanstandeten unter dem Wort „Duzerei", galt nicht dieser Selbstverständlichkeit, sondern jenem Zusammenlaufen und Wiederauseinanderlaufen von jungen, noch gar nicht aufeinander abgestimmten Menschen. Daher meinten wir: mehr Abstand! mehr Auslese!

A. D. in B. „Gerade auch den nationalgesinnten Kreisen muß man die entscheidende Bedeutung der Bodenreform vor das Gewissen stellen. In eindringlicher Anschaulichkeit zeigt diesen Zusammenhang jetzt Oberschlesien. Auch dort leiden wir unter den Sünden der mammonistischen Blütezeit: auf der einen Seite die unermeßlichen Flächen der Pleß, Henkel-Donnersmarck usw. und auf der anderen ein Wohnungselend, das dem von Berlin nicht viel nachsteht. Das benützen natürlich die Polen, die ein formell gutes Heimstättenrecht geschaffen und auch in Einzelfällen gute Heimstättenbildung geleistet haben. Korfanty hat 20 Redner zu diesem Zweck aus Posen und Westpreußen kommen lassen. Nun kommt der Notruf: die deutsche Bodenreform soll helfen! . . ." Der unermüdliche Damaschke tut dies in einer besonderen kleinen Schrift „Heimstätten!", ein „ernstes Wort von polnischer Vergangenheit und deutscher Zukunft" (Verlag Bodenreform, Berlin NW. 23).

B. v. H. in J. Wir begrüßen es, daß sich Ihr Jugendkreis, im Anschluß an unsere eigene Auffassung, zu der Erkenntnis durchringt, mit dem Schlagwort „Wir Jungen" sei noch gar nichts gebessert: sintemalen es auch junge Esel und Gänse gibt. Heil!

Fast alle Kulturfragen

der Gegenwart und Vergangenheit berührt die bereits auf 216 Nummern angewachsene Broschüren-Sammlung

„Volksaufklärung".

(Jede Nummer 60 Pfg.)

Leitgedanken:

Strenge Logik und konkrete Tatsachen gegenüber unheilvollen Tagesphrasen, Mode- und Parteischlagworten.

Verteidigung der idealen Volksgüter gegenüber der Vergiftung der Volksseele.

Bisheriger Absatz d. deutschen Originalausgabe: **3 Millionen Exemplare.**

In vier Monaten mußten 53 Nummern neu aufgelegt werden.

Wir empfehlen Probebezüge um 30 oder 50 Mk. Lieferung nach Eingang des betr. Betrages.

Bestell-Adresse:

„Volksaufklärung",
Postfach 54,
Warnsdorf, Nordböhmen.

Briefmarken

und ganze Sammlungen kauft
A. W. Drahn, Köln a. Rh.,
Am Hof 1, gegenüber dem Heinzelmännchen-Brunnen.
Grosse Auswahl in Kriegsmarken und Raritäten vorhanden.

Lehrer Obst's **Nerventee**

zum Kurgebrauch b. Nervenkrankheit., Kopfschmerz., Schlaflosigkeit, v. bestersprobter Wirkung, zugleich Arterien-Verkalkung vorbeugend.
Probe (für 1 Woche) Mk. 4.—
Monats-Menge Mk. 15.—
Außerdem best. erprobt:
Lehrer Obst's Asthma-, Blasen-, Blutreinigungs-, Bleichsuchts-, Darm-, Fieber-, Frauen-, Herz-, Hals-, Hämorrho.-, Lungen-, Leber-, Magen-, Nieren-, Rheumatismus-, Wassersuchts-Tee u. a. m.
Genaue Angabe erforderlich.
R. Obst,
Hermannsdorf-L.
bei Breslau.

Lebenswasser — Dr. A. Erlenmeyer
erprobt u. bewährt bei
SCHLAFLOSIGKEIT u. NERVOSITÄT.
In den Apotheken, sonst durch Dr. Carbach & Cie Coblenz a/Rh. in Patentleihkisten zu 10 Flaschen

Universitätsprofess. Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in . . . sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besond. günstig. Zusammensetzg. — Seine Heilanzeig. sind nervöse Beschwerden. Es ist ein seit Jahrzehnten erprobt.,* ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebt. u. gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung usw. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen . . ."*

Zuckerkranke! wie Sie Ihren Zucker los und wieder arbeitsfähig werden, teile ich **unentgeltlich** jedem Zuckerkranken mit. **Fr. Löw, Walldorf L 338** bei Frankfurt a. M.

Briefmarken

Kriegsneuheiten
stets sofort nach Erscheinen.
Sammlungen — Versteigerungen.
Marken- u. Ganzsachenhaus
G. m. b. H. — **Berlin W. 8.**
Friedrichstrasse 162 u. 83.

Carl Gottlob Schuster jr.
Markneukirchen 291
Altbek. Musikinstr.-Fabrik.
Man verlange Sonderlisten.

Yohimbin Lecithin

auf wissensch. Grundlage aufgeb. Kräftigungsmittel.
30 Portionen 25,— Mark, 60 Portionen 47,— Mark
Verl. Sie Gratisbrosch. d. Apotheker H. Maaß, Hannover 28

W. Witte

Fabrikat. Nordisch. Blockhäuser
Osterwieck, Harz.
Aelteste Spezialfabrik Deutschlands.
Erstklassige Referenzen, Musterbücher bereitwilligst.

Friesische Möbel

Büfette, Anrichten, Glasschränke, Truhen
:: Stollenschränke, Tische, Stühle usw. ::
Holland & Co., Berlin SW.
Lindenstrasse 78 a. ✻ Lindenstrasse 78 a.
Abbildungen auf Wunsch zur Verfügung.

Gute Auswahl
Flügel, Pianinos Harmoniums
Auch gebr. Instrumente
Hug & Co., Leipzig

Briefmarken

Unsere fortlaufend erscheinenden Listen, die wir unseren Käufern gratis senden, halten Sie stets auf dem laufenden!
Verkaufsangeb. stets erwünscht.
Alwin Hamann, G. m. b. H.
Briefmarken-Grosshandlung
Berlin-Charlottenbg. 3
Kuno Fischer-Strasse 13c.

HARMONIUM
d. Königin d. Hausinstrumente
HARMONIUM
sollte in jed. Hause z. find. sein
HARMONIUM
m. edl. Orgelt. v. 66—2400 Mk.
HARMONIUM
auch v. Jedem. oh. Notenk. 4st. spielb.
Prachtkatalog **umsonst.**
Alois Maier, Fulda 167.

Lauten Gitarren Mandolinen

Preisliste üb. Lauten, Gitarren u. Mandolin. frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig 21.

Kopfschmerz

geistige Erschöpfung, Kopfdruck, heiss. Kopf, Blutandrang etc. Die natürlichste Hilfe ist der
Stirnkühler **Psygma**
Lindert sofort den Schmerz und erspart das Einnehmen gesundheitsschädlich. Medikamente. Ueberraschende Erfolge, glänzende Anerkenn. Prospekte gratis!
Athos-Laboratorium, G. m. b. H.
Abt. G.
Berlin S. 59, Hasenheide 88 G.

Digitized by Google

Bücherbesprechung

Dr. Ernst Wasserzieher hat im Verlag Ferd. Dümmler, Berlin, eine Reihe von Büchern über die deutsche Sprache veröffentlicht, die gerade für den gebildeten Laien äußerst fruchtbar und fördernd sein können. Nach den bunten Aufsätzen „Leben und Weben der Sprache", die durchdrungen sind von jener sprachgeschichtlichen Betrachtungsweise, wie sie der Verfasser bei seinen Lehrern Rud. Hildebrand in Leipzig und Friedrich Kluge, damals in Jena, gelernt hat: fühlte sich Wasserzieher zu einer neuen Sammlung „Bilderbuch der deutschen Sprache" ermuntert, das womöglich noch mannigfaltiger ist. Und als drittes Buch fügt sich unter dem Titel „Woher?" ein äußerst praktisches „ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache" an, das bereits in 4., stark vermehrter Auflage vorliegt. Ebendort erschienen zwei Schriftchen: „Schlechtes Deutsch" (Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche) und „Hans und Grete" (500 Vornamen). Sehr lesenswert!

W. Kuhaupt: Gibt es eine sittliche Weltordnung? (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) — In unserer verwilderten Zeit ist jedes Wort willkommen, das nach oben weisen, das aus all dem Wirrsal hinausführen möchte und einen Weg zu bahnen unternimmt, auf dem die mißleitete Masse wieder festen Fuß zu fassen vermag. Dieses schöne Bestreben erfüllt auch das vorliegende Büchlein,

So hoch

schätzt der Kenner Tee

Marke Teekanne

Seine hervorragenden Eigenschaften: Aroma, Ausgiebigkeit und Güte sollten auch Nichtkenner veranlassen, ihn zu probieren. In allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen ist Tee Marke Teekanne erhältlich, wo nicht, werden solche nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden.

So sicher

wie der Lichtbildner Deine Bilder retuschiert, Dein Ansehen klärt und verjüngt, so sicher entfernt **zuverlässig, sofort und wirksam** von Grund aus **alle** Hautunreinheiten, Mitesser, Pusteln, Runzeln usw. Dr. Hentschels Wikö-Apparat, D. R. G. M. — Er verjüngt Dich **um Jahre**, gibt heitere Frische, Reinheit und Anmut zurück. — Kosmetisches **Grund**mittel I. Ranges. Von Hunderttausenden täglich mit bestem Erfolge verwandt. Ein zweimal. täglicher — 5 Minuten — Gebrauch gewährt Dir Erfolge **vom ersten Tage** an. — Von jedem begehrt, der seine Wirkung kennt. —

Preis mit Porto einf. M. 20.50, elegant M. 35.50

Nachnahme 50 Pf. mehr. Einmalige Anschaffung.

Wikö-Werke Dr. Hentschel, Tü. 5, Dresden.

Gedieg. Geschenkbücher f. Konfirmat. u. Ostern!

Frische Kraft Tgl. Andachten. Herausg. v. Herm. Josephson. 2. Aufl. Kart. M. 22.—, gbd. M. 27.—, fein gebd. M. 30.— **Neues** zeitgemäßes Buch d. Aufrichtung m. Beiträgen a. erster Feder: D. Blau, D. Mahling, Dr. Dibelius, D. Michaelis, D. Ostertag, Dr. Klein, Schlatter u. a. m.

Cajus von Derbe der Gefährte d. Paulus. W. F. Brockes. 4. Aufl. M. 21.—. Eine Waffe im Geistes-kampf d. Gegenwart. Eine Fundgrube edler Unterhaltung u. Erbauung.

Das Vaterunser d. deutsch. Not Von Lic. Dr. Dibelius. M. 6.60. Packende, wuchtige, zündende Worte.

Vom Leben u. vom Licht Skizzen für nachdenkliche Leute. Von Professor Dr. Dennert. 1.—5. Tausend. M. 7.—. Für große Verbreitung geeignetes Konfirmationsgeschenk.

C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung (P. Seiler), **Halle (Saale).**

Ein willkommenes Geschenk

für jedermann ist unser **Dauerdurchschreib-Füllfederhalter „Schadeck"** zum konkurrenzlosen Preise von Mk. 18.50 franko Nachnahme Mk. 20.—, Garantie für einwandfreie Funktion und unbegrenzte Dauerhaftigkeit. Bei Nichtkonvenienz Zurücknahme. — Nur zu beziehen durch

H. A. Eisvogl & Co., Komm.-Gesellsch., **Nürnberg.**

Verlangen Sie Probehefte des Türmers

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19:
47 Millionen Mark.

Zweckmässigste Kapitalanlage.

Digitized by Google

Lipnagol
zahnsteinlösende überfettete Zahnpasta

enthält **natürliches Karlsbader Sprudelsalz** (zahnsteinlösend) und ist **überfettet**, daher vollkommen **reizlos**. **Lipnagol** wirkt zuverlässig **desinfizierend** und erzeugt **gesunde, weiße** Zähne. Geschmack sehr angenehm. Hervorragende **Gutachten** deutscher **Universitätskliniken** und Ärzte.
Zu hab. in all. Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.
Fabrikt.: Chem. Laboratorium Co-Li, Dresden-A. 1.

das durch die Wärme der Überzeugung und die klare, volkstümliche Schreibart des Verfassers für sich einnimmt. Vorläufig freilich wird sich diese Schrift noch auf den Widerspruch der „Radikalen" gefaßt machen müssen; wir wünschen und hoffen aber, daß es endlich auch seinerseits dazu beitragen möge, die sittlichen und ewigen Grundgesetze in immer helleres Licht zu stellen. E. L. Sch.

Franz Herwig, Dunkel über Preußen. Roman. (Leipzig, Quelle & Meyer.) — Unter den historischen Romanen, die mir in letzter Zeit zu Gesichte gekommen sind, ist Franz Herwigs „Dunkel über Preußen" einer der bemerkenswertesten. Schon insofern, als er stofflich im Leser an Gefühlssaiten rührt, die durch die Gegenwart besonders empfindlich und mitschwingend geworden sind. Der Einsiedler von Sanssouci, dem Preußen die Ehrfurcht der Völker verdankte, ist alt geworden und sinkt aufs Totenbett; sein ungleich gearteter Nachfolger Friedrich Wilhelm, ein Mann der löblichen Vorsätze, der weichen Stimmungen und der Frauen, liebt und freit „zur linken Hand" die ideal gesinnte Hofdame Julie von Voß, die einen Ruf des Schicksals zu hören meint. Weibliche Liebe schmeichelt sich ja allzu

Möchte gern **Briefwechsel** mit einem geistig hochstehenden, gereift. Manne. Zuschriften unter T. 1080 an die Anzeigenverwaltung Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38.

Verlangen Sie Probehefte des Türmers

Sind Sie nervös?

Es gibt wohl keinen Zustand, der so weit verbreitet ist, wie die Nervosität. Wer an ihr leidet, macht sich selbst und anderen das Leben zur Qual. Er fühlt sich matt, unlustig zur Arbeit, ist über jede Kleinigkeit aufgebracht, jede Fliege an der Wand ärgert ihn, nichts macht ihm Vergnügen. Er spürt seine Mattigkeit aber auch an dem mangelnden Erfolg seiner geschäftlichen Tätigkeit. Seine Einnahmen gehen zurück, und die entstehenden Sorgen steigern nur wieder die Nervosität. Darum wird jeder Nervöse gern nach einem Mittel greifen, das in allen Fällen die Qualen lindert, meistens sie ganz beseitigt. Es ist das völlig unschädliche **Sei.** Es ist aus den best. Bestandteilen zusammengesetzt u. schmeckt nach Schokolade, wird daher sehr gern genommen. Zu haben ist **Sei** in allen Apotheken und Drogerien, wenn nicht vorrätig, b. C. F. Asche & Co., Hamburg 19.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer), **Stuttgart**

Vor kurzem erschien:

Karl Wienmann

Fausts Heimkehr

Der Weg zum Leben

Gr. Achtelgröße. 224 Seiten
Geheftet M. 15.50, Pappband M. 20.—,
Halbleinen M. 22.—

Berthold Otto,
Volksorganische Einrichtungen der Zukunftsschule
zeigt bis ins Einzelste, wie sich die Schule in den („sozialistischen") Zukunftsstaat organ. einfügt. **Gebd. 6.-.**
Berlin-Lichterfelde. Verlag der Hauslehrer.

Anzeigen finden durch diese Zeitschrift die wirksamste Verbreitung.

Alte Handschriften, Frühdrucke,
illustrierte Bücher
des 16.–19. Jahrhunderts,
Künstlerische Einbände,
Alte Erd- und Himmelsgloben
kauft und verkauft
Antiquariat Karl W. Hiersemann,
Leipzig, Königstr. 29.

6000
aufklärende Schriften gratis, Porto erwünscht, jedoch nicht unbedingt verlangt. Aufklärende Broschüre gegen 2 Mark in Marken oder Papiergeld franko.
Rad-Jo Versandgesellschaft
Hamburg 40 ✦ Radjopostlof
Rad-Jo ist erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reform- u. Sanitätsgeschäften.

Hand-Näh-Ahle „Einzig"
Jeder sein eigener Sattler u. Schuster. Die Ahle näht Steppstiche w. Nähmaschine. Man kann Schuhe, Geschirre, Riemen, Decken, Säcke und alle Ledersachen selbst flicken. Nähahle „Einzig" ist die beste. Stück mit 3 versch. Nadeln, Garn u. Gebrauchsanweisg. M. 12.—, 2 St. M. 22.—, 4 St. nur M. 38. vers. unt. Nachn. Porto und Verpg. frei. **Versandhaus „Germania", Kehl 269.**

Digitized by Google

leicht, daß sie aus Schwächlingen Helden machen könne. Der heroische Liebestraum zerrinnt, der König tändelt sein Leben weiter, über Preußen breitet sich drohend das Dunkel kommender Katastrophen.

Was Herwigs Buch Wert verleiht, ist vor allem die kulturhistorische Einfühlung. Die besondere Zeitfarbe, das Lokale des alten Berlin und der ländlichen Schauplätze sind ausgezeichnet wiedergegeben. Hier und dort meint man, in einem Wort, einem Satze etwas von Theodor Fontaneſcher Weltklugheit und Abklärung zu verspüren. Ergreifend ist die Szene zwiſchen Julie von Voß und dem längſt bitter gewordenen alten König auf Sanssouci. Hier zeigt der Verfaſſer, daß er wie wenige die Gabe hat, objektiv geſtaltend aus der Vergangenheit zu ſchöpfen und das Tote der Hiſtorie zu durchglühen mit lebendigem Dichterodem.

Dr. Karl Linzen.

Iſolde Kurz: Legenden. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt; geb. 20 M.) — Es iſt ein nicht zu unterſchätzendes, erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man ſich in der Dichtung wieder religiöſen Zielen und Stoffen zuwendet. Und wenn eine Künſtlerin wie Iſolde Kurz ſich hören läßt, ſo lauſcht man willig, in der Überzeugung, daß man reiche und wertvolle Geſchenke zu erwarten hat. Und dieſe Hoffnung betrügt nicht: dieſe legendären Novellen, wie man ſie am beſten bezeichnen könnte, gewähren einen tiefen und nachhaltigen Genuß. Iſolde Kurz kommt von der Renaiſſance her, und ſo atmen auch dieſe Erzählungen den Geiſt Italiens, aber einen guten und immer deutſch empfundenen. Dazu die

Zweckmässigstes
Ostergeschenk

Aus einzelnen Abteilen zu beliebig großen Schränken **zusammensetzbar**

Passen sich jedem Raum und jedem Umfang der Sammlung an

Der ideale Schrank für Sammler

F. Soennecken · Bonn
Berlin, Taubenstr. 16
Leipzig Markt 1

Durch Fach-Geschäfte zu beziehen

Ausführliche Kataloge auf Wunsch

SOENNECKEN-Ideal-Bücherschränke

Andern überlegen

werden Sie durch meine Fernkurse in Redekunst, Gedächtnislehre und Menschenkenntnis.

Verlangen Sie Prospekt direkt vom Verfasser:

Otto Siemens, Leipzig-Stö. 9.

Lagerkatalog

auf Verlangen gratis. Interessante Bücher aus allen Literaturgebieten; besond. zu Geschenkzwecken. Antiqu.: **Gustav Pietzsch**, Dresden-A 1., Waisenhausstr. 28?

Ein Herder-Buch

ist ein stets hilfsbereiter Freund in allen Lebenslagen. Verlangen Sie unsern „Bücherschatz" (30 *Pf.* für Unkosten erbeten). **Verlag Herder / Freiburg im Breisgau**

Deutschlands Wiedergeburt

Von Med.-Rat Dr. **Josef Grassl**
M. 16.— gebd. M. 20.—
Eine Mahnung zur Selbstachtung, :: ein Weckruf des Lebensmutes ::

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68. :: Postscheck 145.

Inhalt wie Ausstattung haben meinen vollen Beifall und ich wünsche dem Werk einen sehr guten Erfolg, es verdient gerade in jetziger Zeit ein deutsches Hausbuch zu werden. *F. C. Heer.*

Die vierte Stimme deutscher Dichter und Schriftsteller über Karl Storcks letztes Buch: Ein glücklich Jahr. Im Geleit deutscher Dichtung dargeboten. 80, 470 Seiten. In Halbleinen gebunden 30 Mark. Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) :: Stuttgart

Bücher

von denen man spricht.

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von

Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla

Der Weg zur **Selbsterkenntnis Gesundheit und zum wahren Lebensglück** Prosp. gratis

Wodan-Verlag
Leipz.-Gohlis 82
Filiale Berlin W. 50, Nürnbergerstr. 42 I.

Bibliotheken

aller Wissenschaften, kostbare Drucke aller Zeiten und Sprachen sowie einzelne Bücher von Wert kaufe zu höchsten Preisen. Antiquariat Gsellius, Berlin W. 8, Mohrenstr. 52.

Digitized by Google

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) Stuttgart

In neuer Auflage ist erschienen:

Ludwig Fahrenkrog

Lucifer

Dichtung in Bild und Wort

Dritte Auflage · In Halbleinen gebunden 13 M.

In ihrer Eigenart und Urtümlichkeit hat die Kunst Fahrenkrogs bereits Tausende von Verehrern gefunden und besonders in letzter Zeit erkennt man in dem Maler und Dichter den großen Gestalter.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) Stuttgart

Nach Beendigung des Drucks neuer Auflagen aller sechs Bände ist jetzt wieder vollständig und in einzelnen Bänden zu haben:

Friedrich Lienhard

Wege nach Weimar

Beiträge zur Erneuerung des Idealismus

Siebente Auflage / Sechs Bände / Jeder Band geheftet 20 M. Pappband 25 M., in Halbleinen geb. 28 M.

Die Nachfrage nach diesem Werke steigerte sich von Jahr zu Jahr in einem Zeitabstand, mit dem die Drucklegung neuer Auflagen nicht Schritt halten konnte; es fehlte seit Jahren der eine oder der andere Band. Erst jetzt ist es dem Verlag gelungen, die Lücken zu schließen und den Wünschen nach Vollständigkeit gerecht zu werden. Neben dem Pappband gibt es den Halbleinenband und die geheftete Ausgabe für die Liebhaber eigener Einbände.

Digitized by Google

klare, durchsichtige Darstellung, der gedrungene und sichere Stil — so weiß man sich geborgen und voll Dankbarkeit. Besonders „Die Anfechtung des heiligen Franziskus" wird überall Entzücken wachrufen, wie denn dieses Werk es verdient, fleißig gelesen und empfohlen zu werden. E. L. Sch.

Otto Stoessl: Lebensform und Dichtungsform. (München, Georg Müller; geb. 6 M.) — Eine Sammlung zum Teil recht ansprechender und förderlicher Studien, die immer von durchdringender und strebsamer Gesinnung Zeugnis geben, auch wo man sich zum Widerspruch gereizt fühlt. Besonders gut gelungen erscheinen mir die Aufsätze „Der dichterische Raum", „Balzac", „Das morgenländische Märchen", „Stifters Nachsommer", während mir Samuel-Lublinski doch überschätzt zu sein scheint. Der Stil ist schlicht und doch eindringlich, so daß man sich gern eine Weile unterhalten und belehren läßt. E. L. Sch.

Julius Kühn: Der Dichter und das All. (Coburg, E. Riemann; 5 M.) — In drei sehr feinen und selbständigen Aufsätzen wird Stifter als der Dichter der Zeit, Scholz als der Dichter des Raums und Werfel als der Dichter Gottes geschildert. Namentlich in der ersten Arbeit wird auch der Kenner Stifters überraschend Neues finden; die Lobpreisung Werfels freilich halte ich für verfrüht und zum mindesten fragwürdig. E. L. Sch.

Friede H. Kraze: Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern. (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag.) — Wenn Storm einmal sagt: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben! Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst" — so hat die Dichterin dieses Jugend-Buches nach den gleichen Grundsätzen gehandelt. Endlich einmal

Für Kur und Erholung

Schloß Elgersburg
Thüringerwald 560 m
Erholungsheim Gemeinschaftsstätte, Tag v. 20 M. an.

Besond. geeignet f. Nervöse, Blutarme, Magen — Darm — Stoffwechselkranke und für Erholungsuchende. Sorgfält. individuelle ärztl. Behandlg. Gute Verpfleg., eigene Landwirtschaft, günst. Preise.
Besitzer: **H. Kamp,**
Leit. Arzt: Dr. med. Käpferer.
Prosp. frei durch d. Verwaltung

Dr. Lahmanns Sanatorium

in Weisser Hirsch bei Dresden
Chefarzt: Prof. Dr. J. H. Schultz-Jena und 7 Aerzte.
Anwendung der physikal.-diätetisch. Heilfaktoren
einschl. Höhensonne- u. Röntgen-Therapie. Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation. Neuzeitl. Inhalatorium. Luft- u. Sonnenbäder.
Stoffwechselkuren.
Physiol.-chem. Laboratorium (Vorstand Ragnar Berg).
Prospekte kostenfrei.
Tagespreis von Mk. 85.— an.

Waldsanatorium
Bredeney-Ruhr bei Essen, Waldstr. 40—42, Fernspr. 4502 Essen,
für Nervenkranke (nicht Geisteskranke) u. Erholungsbedürftige.
Dr. med. **Hackländer,**
Nervenarzt. Fachbeirat im VII. A.-K.

Bad Harzburg. | **Central-Hotel**
Pension 35 Mk., Zimmer 8 Mk.
— Das ganze Jahr geöffnet. —

Bad Lauterberg, Harz.
Hotel Langrehr :: Angenehmes Fremdenheim.
Herbst- und Winterkuren. Pension. Zentralheizung.

Ostseebad Misdroy. Das Christl. Hospiz Dünenschloß ist wie immer zum Empfang bereit. Druckschriften durch die Hausmutter **Eva Quistorp.**

Schierke im Oberharz
Vereinigte Hotels Kurhaus und Fürstenhöh
Vornehmste Familienhotels I. Ranges / 120 Zimmer und Salons. Große elegante Diele.
Fürstenhöh-Hotel-Betriebs-Ges.
Telefon 8, 21 und 26.

Gossmann's Sanatorium Wilhelmshöhe-Cassel
Kuranstalt für natürliche Heilweise. Nerven-, Herz-, Magen-Darmkrank., Gicht, Rheumat., Stoffwechs. Erholungsbedürftige.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Herrliche Lage
Billige Zweiganstalt. — Man verlange Prospekt.

Cecilienhaus-Sanatorium, Halle a. S., Gütchenstr. 19. Tel.-Nr. 6780, für Nerven-, Ohren-, Haut-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nierenkrankheiten. Arzt f. d. Nervenabt.: Herr Dr. Hagemann.

Soolbad Kösen Haus Herta | **Kindererholungsheim.** Aufnahme erholungsbedürftiger Kinder — Knaben bis zu 12, Mädchen bis zu 14 Jahren. Das ganze Jahr geöffnet. Dr. Klemm, Kinderarzt.

Frankfurt a. Main / Kölner Hof
Bekannter Gasthof gut. Ranges a. Hauptbahnhof, rechts. 130 Zimmer m. 180 Betten von Mk. 2.50 bis Mk. 4.—, Zimmer m. Bad, Dampfheizg., Fahrstuhl, Elektr. Licht.
Besitzer **Herm. Laaß.**

Oberhof Parkhotel Wünscher
Vornehmes Haus
Großer Park in herrlicher Südlage.
Seit Jahren in Familienbesitz
Tel. 7 u. 70. Telegr.: Wünscher.
Prospekt durch den Besitzer Erich Wünscher.

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes vornehmes Familienhaus

Digitized by Google

Exquisit † St. AFRA †

Echter alter Weinbrand

Die Perle der Liköre

E. L. KEMPE & Co.

AKTIENGESELLSCHAFT

OPPACH i/S.

Digitized by Google

ein Buch, das nichts weiß von der beliebten Süßigkeit der Mädchenkränzchen; das sich fern hält von aller Lehrhaftigkeit und Moral! Denn es ist eben eine berufene Künstlerin, die hier geschaffen hat, und so ist es ihr gelungen, eine Erzählung zu schreiben, die um ihrer selbst willen gelesen werden sollte und die infolge ihres rein literarischen Wertes gerade der Jugend ein Wegweiser und Führer werden kann. Die Güte und Wärme der Darstellung verliert sich niemals in aufdringliche Sentimentalität; der Stil ist wundervoll ausgeglichen, bildhaft und lebendig. Man empfindet, daß viel Selbsterlebtes diesen Blättern anvertraut wurde; aber mit klugem Blick wurde nur das Wesentliche und wirklich Bewältigte gewählt. Die zarten Seelenregungen dieses jungen Mädchens, deren Entwicklungsgang bis zum sechzehnten Jahre verfolgt wird, überraschen immer von neuem durch Wahrheit und gebändigte Fülle. Wir glauben, daß gerade dieses Buch berufen sein wird, erzieherisch und bildend zu wirken — eben weil es eigentlich nicht in seiner Absicht liegt. E. L. Sch.

Goethe. Geschichte eines Menschen. Von **Emil Ludwig.** (Stuttgart, Cotta.) — Gegenüber der herzhaften Parteinahme einer Clara Hofer über „Goethes Ehe" steht Emil Ludwig in seinem dreibändigen „Goethe, Geschichte eines Menschen", ebenso wie Gundolf, auf seiten des „Eros" und bejaht Christiane. Es gibt ja so reizende neusprachliche Möglichkeiten für einen geübten Literaten, Schillers grades Wort von Goethes „elenden häuslichen Verhältnissen" zu vermeiden und jene Eheform ins Angenehme umzufärben. Ludwig hat die deutschvölkische und Bayreuther Gruppe durch sein Buch „Wagner oder die Entzauberten" geärgert, worauf es eine öffentliche Auseinandersetzung über seinen Namen gab (er ist Sohn des Breslauer Professors Cohn). Er schreibt sinnlich und schillernd, ja er strebt etwas wie novellistische Wirkung an. Und so fehlt es diesen drei Bänden nicht an eleganter, gleichsam mit dem Stoff spielender Vortragsart, die freilich im Grunde kühl ist. Gundolf ist konstruktiv, Ludwig feuilletonistisch: in beiden Schriftstellern arbeitet Intellektualismus. Die beigegebenen Bilder haben nur die Unterschriften „39jährig" oder „60jährig" — und weiter nichts. Auch dies eine der kleinen hübschen Verblüffungen, um so recht „den Menschen" herauszustellen, Verblüffungen, die zu dieser ganzen bewußten Stilart passen.

Soeben ist erschienen:

Paul Steinmüller

Die Rhapsodien vom verlorenen Königreich

Erstes bis zwanzigstes Tausend ✦ Zwölftelgröße ✦ 64 Seiten
Steif geh. 4 M. ✦ Pergamentersatz 9 M. ✦ Kunstleder 12 M.

+ +

Vor kurzem erschien:

Das Zehnjungfrauenspiel

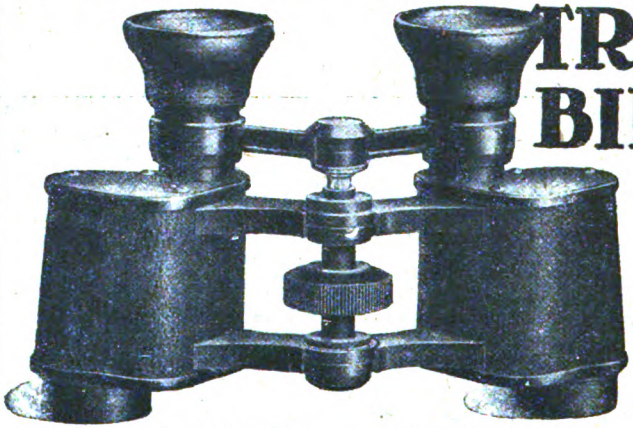
Drama von **Paul Steinmüller**

Geheftet 9 M.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) Stuttgart

Digitized by Google

GOERZ



TRIËDER BINOCLE

für
Reise, Sport, Jagd
Vergrößerungen 6-, 8-, 12fach

Theaterglas „Goerz Fago"
Vergrößerung 3½fach

Zu beziehen durch die optischen Geschäfte. Man verlange Katalog

Optische Anstalt C. P. Goerz Aktien-Gesellschaft, Berlin-Friedenau 140.

Gemälde
alter und moderner Meister,
französ. und engl. Stiche
des 18. Jahrhunderts
Miniaturen / Landkarten
alte Erdkloben
franz. und engl. Möbel
kauft
A. Blumenreich,
Berlin W. 35, Blumes Hof 9.

Rote Rosen blühen auf dem Stengel,
der Herr ist schön, die Frau ist wie ein Engel!

Gesucht!

Sprüche, Verse, Gedichte, Lieder, kleine Erzählungen und Märchen *für die Kinderstube.* Zur Herausgabe einer solchen Sammlung werden aus nah und fern, aus Stadt und Land derartige Beiträge gesucht, die sich zum Vorlesen und Vorsingen für die Mutter und zur Erlernung für die Kinder vom jüngsten Alter bis zu den ersten Schuljahren eignen. In manchen Familien schlummern oft solche hübschen Sachen, die wert sind, dass sie auch andern Müttern und Kindern bekannt werden. Nur gediegene Sachen, Originale und aus Grossmutterszeiten kommen in Betracht.

Verlagsbuchhandlung M. Hahn in Wernigerode.

Ein Werk, dem Fr. Lienhard das Geleit gab, liegt in dritter Auflage vor:

Adelheid von Schorn

Zwei Menschenalter

Erinnerungen u. Briefe aus Weimar und Rom

Mit 18 Abbildungen auf 16 Taf.
Dritte Auflage. Gr. Achtelgröße.
VIII, 414 Seiten in Halbleinen
21.50 M.

Türmer-Verlag in Stuttgart
(Greiner & Pfeiffer)

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, beugt der Zersetzung von Speiseresten und der Bildung von Säuren im Munde vor, hinterläßt einen kräftigen, angenehmen, nachhaltig erfrischenden Geschmack im Munde.

P. Beiersdorf & Co., G. m. b. H., Hamburg 30.

Digitized by Google

Nach einem Original von Prof. L. Hohlwein.

Lithographie
Kunstanstalt
Emil Gerasch
G. m. b. H.
Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Während das Odol-Mundwasser den Zweck verfolgt, die Mundhöhle zu desinfizieren, haben wir mit der **Odol-Zahnpasta** ein Präparat herausgebracht, das für die mechanische Reinigung der Zähne außerordentlich geeignet ist. Die in der Odol-Zahnpasta enthaltenen Salze bewirken eine milde, aber nachhaltige Desinfektion der Mundhöhle und einen sicheren Schutz gegen Zahnfäulnis. Hervorzuheben ist die überaus feinkörnige Beschaffenheit und der eigenartige, aparte Geruch und Geschmack dieses Präparates.

Digitized by Google

Reformpädagogium Dr. Schoetz,
Neustrelitz in Mecklenburg.

Aerztliches Kinderheim zur Aufnahme von Schülern zwecks **gesundheitlicher Erziehung, Kräftigung u. individueller Förderung** nach eigener erprobter mediz.-psycholog. Methode. — **Schulbesuch: Grundschule, Gymnasium** und **Realgymnasium.** — Arbeitsstunden. — Sonderstunden soweit erforderlich. — **Schulanfangsgründe** vermittels modif. Spielmethode nach **Montessori.** — Sorgfältigste reichliche Ernährung und Körperpflege nach Lahmann; liebevolle gewissenhafte Familienerziehung. — Gymnastik, Turnen, Sport, Gartenbeschäftigung, Luft- und Sonnenbäder, Heilbäder. — **Fähigkeitsprüfungen** für Auswärtige zwecks **Schul- und Berufsberatung** (Dauer 3 Tage). — Von massgebenden Autoritäten empfohlen. — 2 Stunden von Berlin. — Auskunft und Aufnahmebedingungen durch den Leiter:
Dr. med. F. B. Schoetz.

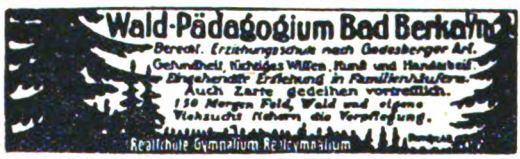
Alte Reserve
1846
Winkelhausen
die deutsche Weinbrandmarke

Bildungs-Anstalten für Söhne

Dir. Fischer, Berlin,
Vorber. Anstalt Zietenstr. 22
für alle Schulexamina.
Internat. Damen. Erfolge s. Prospekt. Telefon: Ltz. 2921.

Thies Vorbereitungsanstalt **Berlin-Charlottenburg 2**
Einjährig, Abitur. Joachimstaler-Strasse 41.

Dir. Eckes Höhere **Vorbereitungsanstalt,** Berlin-Steglitz, Fichtestrasse 24 (Fichtenberg).
Alle Klass. (gymnas. u. real), Einjähr. (Verbandsprüfung), Prima., Abitur. Ueberleitung v. gymn. a. reale Schulen. Gegründet 1883. 2 Villen inmitt. gross. Gärten. Sprechst. 5—7 Uhr. Fernruf Steglitz 1562.



Braunlage (Oberharz) Haus Fichteneck
Alumnat und Jugend-Sanatorium
Vornehme Schülerpension
Unterricht bis U-II einschliesslich. Individuelle Behandlung. — Tücht. Lehrkräfte. Beste Verpflegung :: :: Aerztliche Aufsicht. Freiprospekte für Alumnat oder Sanatorium.

Priv. Unterrichtsanstalten Bückeburg
1. Höhere Privatschule f. alle Schulart u. Schulprüfungen, 2. Höh. Handelsschule, 3. Handelrealschule, 4. Schülerheim. Werbeliste und Auskunft durch die Direktion. :: Fernruf 32.

Handelsrealschule Bückeburg
Lehrplan der Realschule mit Handelsfächern.
Beginn des Schuljahres: 5. IV. Anmeldung baldigst erbeten. :: Auskunftsblatt versendet die Direktion.

v. Hartungsche Anstalt
Cassel-Wilhelmshöhe Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina, besonders Fähnrichexamen.
Prospekt durch den Direktor K. Topf.

Rublitz in Pommern. Pfarrer Kranenbergs Vorbereitungsanstalt f. d. Einj.-, Prim.- u. Abitur.-Prüfg. **Dorfschüler** in 1 Jahr Einj.-Prüfg. **Kriegsabitur.** 1918 üb. 200 Erfolge. Beste Verpfl. Prospekt.

Dresden, Vorbereitungs-Institut Hiss (vorm. Pollatz) Einj., Prima, Abitur., — auch Damen. — Gegr. 1869. Marschnerstr. 3 — Pensionat. — Prospekt.

Halle S. Dr. Harang's Anstalt. Vorbereit. z. Abitur., Obersek. Reife, Reichsverbandsprüfg., Prima u. a. Kl. 56 jähr. glänz. Erf. Gut geleit. Schülerheim. Bericht kostenlos.

Dr. H. Krause Halle a. S. Besond. Damenklassen. **Höhere Vorbereitungs-Anstalt** f. Abitur.-, Prim.-, Obersekunda-Reife und Reichsverb.-Prüfung sowie alle Klassen höh. Lehranstalt. 31jährige glänzende Erfolge. Pension. Bisher bestanden 440 Abitur., darunter 175 Damen. Prospekt frei durch den Direktor Dr. E. Busse.

MEYERS Vorbereitungs-Anstalt, Hannover, Hedwigstraße 13, Fernspr. Süd 5296 für Einj. (Ersatzprüfg.), Prim. u. Abit., auch Dam. In 26 Prüfungen 1918/19 bestand. alle Schüler / Schularbeit. unt. Aufsicht / Pension i. Hause. **MEYER,** ehemaliger Mitinhaber des Gildemeister-Instituts.

Pädagogium Karlsruhe, B. Führt bis Abit. (auch Damen) z. Einjähr., Prim.- u. Fähnr.-Prüfg. — Klass. klein, Unterr. indiv., Lösg. d. Aufg. unt. Aufsicht; Fam.-Anschluß; Gewinn an Zeit, Preise mäßig. Empf. in Prospekten. Kriegerwaisen schulgeldfrei. **B. Wiehl,** Besitzer.

Lähn i. Riesengeb. bei Hirschberg. ✲ **Pädagogium Ländliche Schulanstalt** Gegründet 1873.
Kl. Klass., real, realgymn. u. gymn. Ziel: Einjähr. u. Vorbereit. a. Obersekunda. Streng gereg. Internat fam. Charakt. Beste Pflege, Unterr. u. Erzieh. Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn Nr. 4. Prospekte frei durch die Direktion.

Barthsche Privat-Realschule mit Schülerheim in
Gegründet 1863 **Leipzig,** Georgi-Ring 5
Die Anstalt besteht aus 6 Real- und 3 Vorschulklassen. Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Arbeitsstunden, Nachhilfe. Neues, modern eingerichtetes Schulhaus und Schülerheim :: Prospekte auf Verlangen. Direktor: **Dr. L. Roesel.**

Für alle **Schul- u. Reifeprüfungen**
Vorbereitg. in d. **Dr. Schustersches Lehranstalt,** gegr. 1882, **Leipzig,** Sidonienstr. 59/61. Schülerheim!

Digitized by Google

Bücherbesprechung

Briefe an Elisa von der Recke. Herausgegeben von Prof. D. Dr. **Otto Clemen.** (Berlin-Steglitz, Verlag von Fritz Würtz; 4 M.) — Diese inhaltlich nicht gleichwertigen Briefe hervorragender Zeitgenossen an die einstens weithin bekannte, heute aber vergessene kurländische Dichterin werfen Streiflichter auf religiöse, literarische, politische und gesellschaftliche Zustände der Zeit. Es sind einzelne kulturgeschichtliche Miniaturen aus der Zeit von 1784—1813, die wohl hier und da ein Goldkorn enthalten, als Ganzes aber ihrem Inhalt nach für uns wenig bedeuten. Den meisten der Briefabsender ist mit Veröffentlichung ihrer Zeilen gar zu viel Ehre angetan worden. Der Herausgeber hat jedem Briefe eine erläuternde Einführung vorausgeschickt und dadurch das Verständnis ihres Inhalts wesentlich erleichtert. Eines aber zeigen uns diese Briefe: „Es war eine vergleichsweise materiell bettelarme Zeit, aber die Menschen waren reicher an Liebe, Geist und Gemüt, gebildeter, zufriedener, harmonischer!" Eine herbe Wehmut erfüllt einen beim Lesen dieser Briefzeilen, wenn wir dagegen an die Entartung und Würdelosigkeit unseres Geschlechts denken. Nur Weniges soll aus dem Inhalt dieser Briefsammlung hervorgehoben werden. In dem Briefe des Propstes Neander erfreut uns die Anekdote über Goethes erste Bekanntschaft mit Wielands „Oberon". Der schwärmerisch anbetende Brief des Kapellmeisters Naumann ist ein rechtes Zeugnis aus jener Zeit der Empfindsamkeit. Im Brief des Vaters Gleim — von dem Halberblindeten mit unsicherer, zitteriger Hand geschrieben — kommt seine allbekannte Gutherzigkeit, einfältig-schlichte Frömmigkeit und lautere Gottergebenheit zu rührendem Ausdruck. Friedrich Rochlitz gibt in einem sehr mitteilsamen Briefe eine herzerquickende Schilderung seines jungen Eheglücks. Ein Brief des Freiheitshelden Theodor Körner beschließt diesen 3. Band der Sammlung „Kurland in der Vergangenheit und Gegenwart". Dr. Paul Bülow.

Dr. **Max Zobel von Zobeltitz: Der deutsche Geist und die Form.** (München 1920, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung; 6 M.) — Wir begrüßen es freudig, daß auch diese Schrift in die Reihe derer tritt, die für eine seelische, geistige Kräftigung und Aufklärung unseres Volkstums wirken wollen. Die Unzuverlässigkeit der seelischen Haltung war in den Kriegsjahren und ist noch gegenwärtig eines der größten und verhängnisvollsten Übel bei uns. Sehr lesenswert ist die Schilderung der Volkscharaktere Rußland — England — Frankreich. Ob das Versagen der nachbismarckischen Zeit uns nicht aufzurütteln vermag: „Er (Bismarck) hatte den ersten Schritt getan, mit ihm hatte der Preußengeist seine weltgeschichtliche Sendung erfüllt, das Deutschtum vor der sonst sicheren Zersplitterung zu bewahren; eine neue Generation mochte neue Ziele schaffen. Sie mochte dann vom Preußengeist die innere Kraft übernehmen, die nötig war, um den seelischen Reichtum des übrigen Deutschlands vor dem relativistischen Zerfall zu retten, und diese seelische Fülle, befruchtet von dem

Marburg a. d. Lahn
Erste Empfehlg.

Wissenschaftl. Institut
IV—I all. höh. Schulen. Einj. u. Abitur. Umschulung, Halbjahreskurse, indiv. Behandl., intens. Nachhilfe. Einholen verlor. Zeit. Alle Einrichtgn. d. öffentl. Schulen. Damenkurse z Abitur. u Ergänzungsprüfg. Gross. Berggarten. Spielplätze. herzl. Familienleben, keine Schlafsäle, Einzelzimmer, Zentralheiz., elektr. Licht, Bad. Seit 1915 124 erfolgreiche Extraneerprüfungen Prospekte. Nachweis d. Erf. d. Dir. J. Müller. Sybelstr. 14

Wald-Pädagogium Bad Sachsa, Südharz
mit Schülerheim.

Privat-Realschule mit Berechtig. zur Obersekunda. Ziel: Primareife.
Wahlfrei: Handelsfächer, Spanisch, Russisch, Latein, Griechisch, Kurzschr. Stolze-Schrey, Gabelsberger. Förderklassen. Eig. Sportplatz. Auch für Zarte u. Erholungsbed. Prospekt durch Studiendirektor **Günther.**

Technikum Hildburghausen — Programm frei —
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zimmann.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt, Masch.-, Elek.-Ing., Techniker und Werkmeister.
Programm frei.
Fabrik-lehrwerkstätten.
Beginn d. Sommersemesters am 1. April 1921, des Vorunterrichts dazu a. 15. März.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Abitur. Ueberleitung i. alle Klassen d. Staatsschule. Handelsfächer. **Verpflegung** d. eig. Landwirtsch.

Kinderheim Rudolstadt (Thür.)
K. geb. Kr. f. Aufn. b. reichl. gt. Kost u. best. Pfl. i. herrl. geleg. Villa. Gute Schulen. Preis vierteljährl. 750 Mk. Kurz. Erholungsaufenthalt 10 M. tägl.
Fräul. v. Oheimb und v. Ranke
Schlossstrasse 37.

Ingenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Ingenieur- u. Techniker-Kurse f. Masch.-, Elektr.- und Betriebstechnik.
Semester-Beginn Anfang April und Oktober.
Auskünfte kostenl.

Stettin. Einjährigen-Institut Hoppe.
Kl. Schülerzahl. Pens. i. Hause. Prosp. kostenl.

Harzpädagogium Wernigerode Aufnahme und gründl. Vorbereitg.
für alle Klass. u. Exam. Ziel: Abit.-, Prima-, Obersek.-Versetzg. u. Reichsverbandsprüfg. (früh. Einj.). Bes. Kriegsteiln.-Kurse. Glänz. Erf. Näh. d. d. Dir.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra
Hochschule für In- und Auslandssiedelung.
Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- u. Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarken beifügen.

CASSEL
Kaufm. Ausbildg. :: Weiterbildg.
Blunck & v. Boehn.

Stern'sches Konservatorium Berlin SW.
Gegründet 1850 Bernburgerstr. 22a/23 Vollständ. Ausbildung Musik u. Darstellungskunst. Besuch im Schuljahr 1918/19: 1982 Schüler. Eintritt jederzeit. Prospekte durch das Sekretariat.

Zurückgebliebene geistig
Sorgf. Pflege, Erziehung u. Unterricht find. in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873, Dresden-N, Oppelstr. 44/44 b.

Jugend-Sanatorium Dr. med. K. Isemann
Heil- und Erziehungsanstalt für Entwicklungsgestörte
Nordhausen am Harz.
Ständiger ärztlicher Berater: Herr Geheimrat Prof. Dr. Gabriel Anton - Halle.
Vorbeugung und ärztliche Behandlung der Entwicklungsstörungen.
Heilpädagogischer Unterricht und Erziehung.

Gesellschaft zur
Förderung des realen Wissens
m. b. H., LEIPZIG, Promenadenstr. 10 III:
Vorbereitungen auf die Reifeprüfungen der neunstufigen Anstalten, sowie der U. I. und O. I. auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden für Damen und Herren. Besonders wichtig für Berufstätige, da häusliche Arbeiten auf ein Minimum beschränkt sind.
Mässige Honorare! Fernunterricht! Glänzende Erfolge!

Digitized by Google

männlichen Preußengeist, mochte dann eine neue schöpferische Zeit erleben." Bei der Betrachtung Weimar—Potsdam vermissen wir einen Hinweis auf die im gleichen Sinne gehaltenen Ausführungen bei Lienhard, auf den dies Wort von symbolischer Bedeutsamkeit zurückgeht. Überhaupt lassen sich aus diesem Buch bemerkenswerte Parallelen zu den Werken des elsässischen Dichters feststellen, so vor allem mit dem Satze: „Weimar und Potsdam, Kant und Friedrich der Große sind Brüder, mit gleichen Erbeigenschaften, und auch sich innerlich so fremd, wie nur Blutsverwandte werden können. Das ist die Tragik im Leben des deutschen Volkes, diese innere Gebrochenheit hat auch der einzelne zu überwinden." Die völkisch geistige und politische Einheit des deutschen Volkes — das ist das Edelziel unserer Gegenwartsarbeit. Die klassischen Schöpfungen Weimars und das Bismarcksche Lebenswerk gehören beide zu unserem festen seelischen Erbgute. Unzerstörbar bleibt diese Ideenwelt unser höchster nationaler Besitz. Dies wird im Schlußkapitel dieser Arbeit eindrucksvoll ausgeführt. Wenn das Buch dann zur hohen Tat des deutschen Volkes aufruft, zur Ausgestaltung seines Wesens auch den seiner würdigen Staat sich wieder zu schaffen — so wird dies Werk begeisterten Widerhall bei den besten Kräften der Nation finden. In jeder deutschen Bücherei sei dieser Schrift ein Platz gesichert!

Dr. Paul Bülow.

Zellenbücherei. Unter diesem Sammelnamen hat der Verlag von Dürr & Weber, Leipzig, eine Bücherreihe herausgebracht, die nun schon auf die stattliche Zahl von einem halben Hundert Bändchen angewachsen ist. Die bunte Folge, die noch weiter fortgesetzt wird, hat zum Zweck, dem Laien auf unterhaltende Weise Wissenswertes aus allen Kulturgebieten zu vermitteln, aber — und das gibt der Sammlung die eigentlich bestimmende Note — auf unterhaltende Weise. Wir haben es also mit dem Typ einer „geistvollen Plauderei" zu tun, der hier gepflegt wird. Naturgemäß ergeben sich, je nachdem die einzelnen Verfasser ihre Aufgabe anpacken, Gradunterschiede, bisweilen sogar recht erhebliche, des geistigen Wertgehalts. Das „geistvolle Plaudern" über irgend einen Stoff aus Wissenschaft, Technik, Literatur,

Bildungs-Anstalten für Töchter

Dr. Dusik's Röntgen-, med. Chemie- u. Bakteriologie-Schule für Damen. Leipzig, Kaiserstraße 12. Prospekt B. frei.

Friedrich Lienhards
Werke lasse man sich in den Buchhandlungen vorlegen ::

Altenburg S.-A.,
Charlottenheim.
Haustochterjahr n. neuest. Lehrplän. Hausbeamtinnenschule m. Prüfung u. Stellenvermittlung. Kl. vornehm. Heim. Beste Empfehl. Näh. d. die Vorsteherin F. Burger, K. Wagener, Gewerbelehrerin.

Zur gefl. Beachtung!
Wenn Sie mit nebenstehenden Anstalten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer hervorzuheben, daß Sie die Anzeige im „Türmer" gelesen haben.

Blankenburg, Harz
Rohdenbergstr. 18.
Wirtschaftspensionat von Frau Oberlt. M. Bormann nimmt junge Mädchen auf zur ernstklassigen wirtschaftl. und gesellschaftl. Ausbildung.

Charlottenburg, Berlinerstrasse 39.
Klockowsches Lyzeum gestrennte Ostern- und Michaelisklassen. Alles Nähere schriftl. oder wochentags 1/2 1—1/2 2 Uhr.

Blankenburg/Harz. Töchterheim v. Frau Dir. Killing u. Tochter gegr. 1884, Haushalt. u. wissensch. Fortbildung. Beste Empfehlungen.

Vaterländischer Frauenverein.
Internat für Töchter gebildeter Stände, welche z. Ausbildung od. z. Stud. vornehm. Heim suchen.
Anmeldungen an
Frl. Körber, Berlin SW., Königgrätzerstraße 94.

Braunschweig. Bültenweg 14 | Christliches Erziehungsheim für j. Mädchen, verbunden mit Frauenschulklasse. Vorsteherin: Frl. v. Washholtz, staatlich geprüfte Lehrerin.

C. Wilhelmshöhe, Töchterheim Berger. Eigene Besitzung mit Obstgarten. Haushalt und Wissenschaft, inkl. M. 4800.— jährl. Prosp. durch die Vorsteherin.

Victoria-Studienhaus
Haus Ottilie von Hansemann :: Heim für Studentinnen
Charlottenburg, Berliner Str. 37/38 (Nähe Knie).
Kurse in Latein, Griechisch, Math., Naturw., prakt. jurist. Kurse etc. Direktorin Ottilie Fleer.

Fischer's Privat-Töchterheim.
Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter höherer Stände. Gesunde Lage im Hohenlohewalde.
Prosp. d. Frau G. Fischer. **Wilhelmshöhe.**

CASSEL. Deutsches Töchterheim an Kaiserin Friedrichs Gassel-K. an der Prinzenquelle. Gründl. Ausbild. i. Hauswirtsch. u. Gartenbau, wissensch. Weiterführung. Erz. u. edl. deutsch. Gesinnung u. Lebensführung. Gute Verpflegung. Eig. Haus i. herrl. freier Lage i. unmittelb. Nähe d. Wilhelmshöher Parkanlag. Jahrespreis 2000 Mk. Näheres durch die Leiterin Frl. Henny Rocholl u. den Vorsitzenden des Kuratoriums Herrn Mil.-Oberpf. Geheim. Konsistorialrat Dr. Treptow.

Hausschwesternheim ◆ Berlin-Pankow
Breite Straße 23
1. Beruf. Ausbild. als Hausschwester. (Siehe Lebensberuf im Schutz der Schwesternschaft.)
a) f. Kinderpflege, b) f. Wochenpflege, c) f. Haushalt u. Küche, d) f. Altenpflege, e) f. hauswirtschaftl. Gemeindepflege. Uebergroßes Stellenangebot.
2. Das hauswirtschaftliche Jahr, gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Heim.
3. Frauenschule, Halbjahrskurse in Hauswirtschaft und Kinderpflege.
Beginn der Kurse alle Halb- bzw. Vierteljahre.

Dresden-A., Kaitzerstr. 15, Schweizerviertel, Nähe Hauptbahnhof. Alleinbew. Villa m. schön. Garten. | Lehr- u. Haushaltungs-Pensionat von Frau Dr. Giesselmann. Inhaberin: Fräulein Clara Scholtz. Wissenschaftliche, sprachliche, gesellschaftliche, praktische Ausbildung. Gute, reichliche Verpflegung wird zugesichert. Beste Empfehlungen.

Dresden-Blasewitz Schubertstr. 22. **Haushaltungs-Töchterheim Goltz.** Gründl. Erziehung i. Haus u. Küche; allg. Bildung, Bürgerkunde, Kunst, Lit., Musik; vortreffliche Verpflegung.

Altenburg, S.-A., Karolinum. Wirtschaftl. Frauenschule. Staatl. anerk. Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen-Seminar. Töchterheim. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbildung in allen Fächern. Nähen, Schneidern, Kunsthandarbeiten, Fortbildung in wissenschaftl. Fächern, hauswirtschaftliche Buchführung, Bürgerkunde, Sprache, Musik. Sorgfältige Erziehung. Anleitung gesellsch. Formen. Gute Verpflegung. Näheres durch Fräulein E. Gandert und W. v. Gottberg.

Dresden, Silb Medaille Int. Hyg.-Ausst. | Villa Angelika. Töchterheim Pahler. Eign. Villengrdst., altrenom. Erste Prof. f. Wiss., Sprach., Musik, Mal. Nationallehrerin. Gesell. u. häusl. Ausbildung. Turnen. Sport. Eig. Berg-Ferienheim. Illustrierte Prospekte. I. Referenzen. : Schnorrstrasse 61.

Dresden-N., Nordstr. 15 **Töchterheim Täuber.** Wissensch. u. hauswirtsch. Fortbildg.

Digitized by Google

Kunst oder Politik ist eben doch nicht jedermanns Sache, und so großen Eifer der Verlag offenbar in der Auswahl seiner Mitarbeiter hat walten lassen, nicht immer ist die Grundidee des Sammelwerkes gewahrt worden. Manch einem der Autoren ist die ihm vorgeschriebene leichte Formengebung vorbeigelungen. Aus der Fülle des Gebotenen kann natürlich nur einiges Wenige herausgegriffen werden.

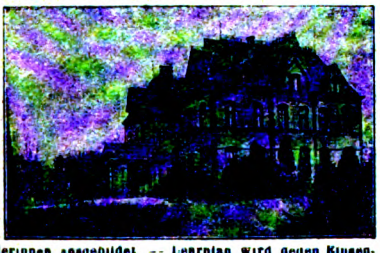
Den Auftakt gibt Wilhelm Ostwald. Er führt den Leser in den Zellenstaat der Wissenschaft ein, die für unser Leben „Das große Elixier" bedeutet, er erläutert ihre Ausmaße nach Leistungen und Aufgaben. Von astronomischen Fragen handelt Bruno Bürgel („Du und das Weltall"), von chemischen und technologischen Prof. Lassar Cohn („Chemie in einer Stunde"), in die Wunder des Pflanzenlebens gewährt Karl Soffel („Schwester Pflanze") einen Einblick. Gerade nach der Seite der Form hin erscheinen uns als eine Musterleistung die „Plaudereien eines Bankdirektors", in denen Prof. Obst im engsten Rahmen leicht verständlich und doch viel Lehrreiches vermittelnd, uns einen kurzen Abriß über „Technik und Ethik eines vernünftigen, privatwirtschaftlichen Finanzgebarens" bietet. Auch Dr. jur. Liskes mit launigem Humor erteilter „Rechtsunterricht für den Privatbedarf" bringt paragraphenbelebend einen spröden Stoff dem Unerfahrenen näher. Ein wenig zu novellistisch hat Carry Brachvogel das dankbare Thema von der „Eva in der Politik" angefaßt. Da wäre doch wohl Gelegenheit gewesen, etwas mehr Grundsätzliches über die politische Tätigkeit der Frau, über die Frauenfrage überhaupt aufzutischen, das liebenswürdige Herumgleiten um den eigentlich problematischen Kern wirkt letzten Endes enttäuschend. Mit der „Kunst der politischen Rede", die in Deutschland bisher noch so wenig entwickelt ist, beschäftigt sich in zwei Bänden Gustav Herrmann, der aus einer schier unerschöpflichen Fülle historischer Beispiele die praktische Nutzanwendung herausarbeitet. Otto Ernsts Büchlein „Der wildgewordene Pädagoge" ist in Fachkreisen auf Widerstand gestoßen, und wenn die Ausführungen auch von Anfang bis zum Schluß fesseln, muß man gerechterweise zugeben, daß eine gewisse Einseitigkeit des Standpunktes der Überzeugungskraft des Ganzen Abbruch tut. Dem verwegenen Versuch, die „Weltgeschichte in einer Stunde" vorzutragen, hat sich Horst Schöltler unterzogen, und die Geschicklichkeit, mit der er das schwierige Unterfangen gelöst, nötigt Achtung ab. Große Zusammenhänge, weitumfassende Überblicke werden hier, freilich aus einer stark persönlichen Einstellung heraus, gegeben.

Dresden-A., Goethestrasse 12. | **Sophie Voigts Töchterheim** verbunden mit **Höh. Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule**
Gute, reichliche Verpflegung. Illustr. Prosp. kostenlos.

Dresden-Blasewitz, Residenzstrasse 27. | Ev. Töchterheim Wehmeyer. Wissensch., wirtsch. u. gesellsch. Ausbildg. Villa mit schönem Garten. Näheres d. Prosp.

Dresden, Hohestr. 69 | **Haushaltungs-Töchterheim** m. wissenschaftl. Unterricht von Frl. Schroeter u. Bahmann. Ausbildung in allen Zweigen der Haushaltung Kochen, Backen und feiner Handarbeit. Referenzen und Prospekt durch die Vorsteherin.

Dresden-A., Töchterheim Schörke.
Nürnberger Platz 5. Inhaberin Frau **Paula Schörke,** geprüfte Lehrerin. Gewissenhafte Erziehung. :: Telefon Nr. 111804. :: Gute Verpflegung.

Schloß Düneck b. Uetersen, v. Hamburg 58 Min. v. Kiel 1¾ Std. Bahnf.
Privat-Töchter-Landheim von Frau **Sophie Heuer.**
Früher: 36 Jahre Tochter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.
Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.
Ländl. ges. Aufenth. im Eigenbesitztum. Theor. u. prakt. Ausbild. in all Zweig. d. Hauswes. u. d. Gärtnerei Weiterbildg i. Musik, Gesang, Liter., Sprach., Malen Halb- und Jahreslehrg. Anerkannt gute Verpfl. Während des langj. Bestehens d. Anstalt wurd. mehrere Tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan wird gegen Einsendung von 1 Mk. abgegeben. Näheres durch die Vorsteherin.


Eberswalde. Vornehmes Familienpensionat für junge Mädchen u. Kinder. Wissensch. Ausbildg. (einschl. alte Sprachen u. Mathem.) u. häusl. indiv. Erziehung. Unterr. i. Musik (Geige, Gesang, Klavier). Gute Verpfleg. Beste Lage a. Walde. Garten. Prospekt durch die Vorsteherinnen G. v. Stumpfeld und L. Holtz, Danckelmannstrasse. 6.

Eisenach, Emilienstr. 12, am Ofenstein. Fernsprecher 1070. Schöne Parterre des Hauses. | **Töchterheim Beyer** vorm. Grosser. Wissenschaftl. u. fremdspr. Fortbildg. Vollst. Ausbildg. i. Haush. Pflege d. Künste. Gartenbau. Säuglingspfl. Samariterdienst. Ziele d. Frauenlehrjahrs. Rythm. u. hygien. Turnen. Gewissenh. Verpfl. Bei beschränkt. Anzahl v. Schülerinnen liebev. Eingehen a. Eigenart. Ausk. durch die Leiterin **Elsa Beyer.**

Eisenach, Marienhöhe, Richardstr. 2 | **Gebirgs-Töchterheim** v. Luise v. Biere. Mütterliche Anleitung in Haushalt, Kochen, Backen und Einmachen. Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und allen Handarbeiten. I. Lehrkräfte. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Eisenach Bismarcksstrasse 14 **Töchterheim Feodora**
bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche, mod. theoretische u. praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** gedieg. Unterricht in allen weiblichen Arbeiten, Fortbildung in Wissenschaft., Sprachen, Musik und Malen; Pflege gut gesellschaftlicher Formen; Sport; sorgfältige Gesundheitspflege. Beste Empfehlung. Prospekt durch die Vorsteherin Frau **Marie Bottermann.**

Eisenach, Theaterplatz 1 a, **Ida-Stiftung.**
I. Seminar f. Handarbeitslehr.: 1 Jahr. (Gleicher in Preußen.)
II. Seminar f. Kindergärtner.: 1½-2 Jahre. (Berecht. z. Jug.-Leit.-Pr.)
III. Handelskursus: 1 Jahr.
IV. Vorber.-Kursus auf die staatl. Mittelschulprüfung: ½—1 Jahr.
V. Wissenschaftl. u. techn. Schülerinnenkurse: 4 Monate.
Auskunft und Prospekte kostenlos. D. Lincke, Leiterin.

Institut Burchardi, Eisenach,
Bornstrasse
Frau E. Burchardi, Zweighaus: Mariental 14
Abteilungen:
A. Töchterheim und Frauenlehrjahr,
B. Haushaltgs.-Schule,
C. Landw. Frauenschule,
D. Seminar f. Lehrerinn.
d. Hauswirtsch.-Kunde
Auskunftsheft durch die Vorsteherinnen.

Eisenach in Thüringen,
Mariental 26.
Töchterheim Kohlstruck, Villa Karoline.
Herrliche Lage a. Fusse d. Wartburg. Gross prächt. Park, unmittelb. am stundenweiten Gebirgswald. Hauswirtsch., wissensch. u. gesellsch. Fortbildung. Erste Fachlehrkräfte. Vorzügliche Verpfleg. Herzl., frohes Familienleben. Auskunftsheft a. Verlangen.
Die Vorsteherinnen:
Frau Direktor M. Kohlstruck, Thekla Kohlstruck.

Friedrichroda/Thüringen, Töchterheim Villa Felicitas, Büchig-Promenade 10.
Herrl. geleg. Heim. Gedieg. Ausbild. i. Haushalt. Gründl. Fortbildg. i. Wissensch., Sprach., Liter., Ethik, Kunstgesch., Musik, Handarb. Vorträge, Theater, Konzert, Réunion. Sommer- u. Wintersport. Ausflüge in die reizv. Umgeb. u. weiter ins sagenumsponnene romant. Thüringerland. Näheres durch die Besitzerin Frau verw. H. Williams.

Gernrode Töchterheim „Brunhild". Vornehmes Haus mit jedem Komfort. Park. Wissensch., gesells. h. u. häusl. Ausbildung. Beste Verpfl. I. Referenzen. Prospekt. Bilder.

Godesberg a. Rh.
Töchterheim Ulmenhaus. Vorzügl. Ausbild. i. all. Wissenschaft. Gründl. Anleit. i. Hausw. Hausw. u. soz. Ausb.: Frauenlehrjahr. Die Vorsteh.: E. Lohmann u. Th. Claussen.

Digitized by Google

Lothringen und den Lothringern widmet Lisbeth Dill („Das verlorene Land") eine Reihe feinsinniger, auf lebendige Beobachtung gestützter Studien. Es wäre eine dankbare Aufgabe, derart auch das Gebenken an die übrigen abgetrennten Gebiete zu pflegen. Dem angekündigten Bande „Auslanddeutsche" von Erwin Rosen-Carlé wird die Beachtung weiter Kreise sicher sein. Kurz hingewiesen sei in diesem Zusammenhange noch auf die Serie völkerpsychologischer Schilderungen (Ernst Zahn: „Schweizer"; Fehr. v. Wolzogen: „Amerikaner"; Victor Ottmann: „Mexikaner"; Carl Hans Strobl: „Tschechen" usw.).

Dem bunten Themengemisch entspricht auch die äußere Aufmachung der einzelnen Bände, die etwas arg unruhig wirkt mit dem Silhouettengeflatter, dem Farbengetupf und Arabeskengerank. Der Preis für den Band beträgt 6 ℳ.

Wilhelm Volz, Im Dämmer des Rimba. (Breslau, Ferd. Hirt; geb. 7.50 ℳ und 100 %.) — Der Breslauer Geograph Volz, der in Fachkreisen einen Ruf als gründlicher Kenner der malaiischen Inselwelt und vor allem Sumatras genießt, gibt in diesem Buch weit mehr als etwa nur eine wissenschaftliche Abhandlung. Volz sieht die Dinge der Umwelt nicht nur mit dem kühlen Auge des Forschers, sondern auch, und nicht zuletzt, mit dem des Künstlers. So ersteht der Urwald mit seiner wilden Natürlichkeit, seinem grünen Dämmer, seinen schwülen Laubmassen vor uns. Mit gleich packender Erzählerkunst wird der Urmensch geschildert, der zwischen den hohen Kerkermauern des Rimba sein kümmerlich triebhaftes Leben führt und im Kampf mit den ungezügelten Elementen nicht viel besser gestellt ist als das Tiervolk der tropischen Wildnis.

Leo Waibel, Urwald, Feld, Wüste. Mit 20 Naturaufnahmen und einer Karte. (Breslau, Ferd. Hirt; geb. 12.50 und ℳ 100 %.) — Waibels Buch tritt vermöge seiner packend frischen Darstellungskunst dem von Volz ebenbürtig an die Seite. Der Verfasser hat länger als ein Jahrfünft im tropischen Afrika gelebt, er ist eins geworden mit der fremden Umgebung, und was er uns Laien vermittelt, ist infolgedessen nicht trockene Wissenschaft, sondern reiches inneres Erleben. Mit ernster Eindringlichkeit erzählt er vom schweren Kampf des Kolonialsiedlers, dessen Schaffen nur dann Erfolg verspricht, wenn eiserne Energie den erschlaffenden Einflüssen des Klimas, der Tücke des Bodens, der Widersetzlichkeit der Eingeborenen sich entgegenstemmt. Wenn der Verfasser so auf der einen Seite optimistischem Überschwang die Flügel

Gernrode / Harz. Töchterheim Dreyscharff bietet j. Mädchen lehrr. u. abwechslungsvoll. Pensionsjahr. Wissensch., musikal., fremdsprachl. u. hauswirtsch. Ausbildung. Grosse Sportplätze, Tanzst. Villa m. Zentralheiz. Herzl., gesell. Familienleben. Vornehm. Kreis. Gute Ernährung. Illustr. Prosp. Frau Anna Gilles.

Gotha i. Th. Deutsches Töchterheim. 10 bis 12 junge Mädchen christlicher Konfession finden sorgsame Pflege und Erziehung sowie Unterricht in Haushalt, Wissenschaften und Musik. Frau Pfarrer Th. Schoch.

Goslar (Harz). Töchterheim Holzhausen. Gründl. Ausbild. i. Hausb., wissenschaftl., Musik-, Mal- u. Handarbeitsunterr. Eig., sehr schöne, a. Walde u. a. Steinberg gel. Villa m. gross. Garten u. Tennisplatz. Erste Lehrkräfte. Vorzügliche Verpflegung. Beste Empfehlungen. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin Frau E. Holzhausen.

Göttingen. Töchterheim Pasle. Bürgerstr. 44. Gründl. Ausbildg. i. all. Haushaltf. — Musik, Wissenschaft. — Gute Verpfleg., Erhol. u. Kräft. H.-Familienleb. Vorz. Empf.

Halberstadt / Harz Töchterheim. Gründl. wirtsch. Ausb. Wissensch. Fortbild. Beste Verpfl. L. Referenz. Frl. E. Becker

Halberstadt / Harz. Töchterheim Hempel-Franke.

Halle a. S., Albrechtstr. 1. Töchterheim von Frau Direktor Zubke. Praktische u. gesellschaftliche Fortbildung für junge Mädchen geb. Stände. Auf Wunsch Wissensch., Sprache, Tanzstunde, Musik, Sport. Gute Verpfl. Vornehm. christl. Heim. Prosp. Referenz.

Hannover Töchterheim im Hagenau, Hildesheimerstr. 101, Villa Rose. Allseit. Ausbildung f. Haus u. Leben. Vorzügl. Verpfl. Beste Referenzen von Eltern. Herrl. gesunde Wohnlage. Näh. Prospekt.

Hannover, Feldstrasse 11. Töchterheim von Frau Apoth. Pauck. Sorgf. häusl., wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildg. Beste Empf. Gute Verpfl. Prosp. Frau Girbig-Pauck

Hannover, Töchterheim Paul, Gneisenaustr. 11, Haus „Sonnenschein". Töchterheim Paul für junge christl. Mädchen, dir. am Stadtwalde (Eingang d. Zoolog. Gart. u. der Stadthalle gelegen). Ausbild. in Wissensch., Sprach., Anstandslehre, Handarb., Schneid., Brennen, Schnitzen, Malen, Haushalt, Kochen, Backen usw. Kräftige Kost, Besuche v. Theater, Konzerten, Kunstsammlgn. u. Leit. Eig. Einzelvilla, Gart., Bad, elekt. Licht. Näheres Prospekt. Frau Dor. Paul

Bad Harzburg, Nordhäuserstrasse 1b. Töchterheim Tannenhof. Gräfl. Institut f. Wissensch. u. Haushalt, Handarb. u. Musik. Schönste Lage inmitt. herrl. Berge. Sommer- u. Winter-sport. Vorz. Verpfl. Beste Ref. Jährl. Pensionspr. 5500 Mk. Prospekte durch die Vorsteherin Frau H. Goldemann.

Hannover, Sextrostrasse 7. Töchterheim Schirmer. Gründl. wissenschaftl., praktische, gesellschaftliche Ausbildung. I. Referenzen.

Töchterheim Amersbach-Philippe
Heidelberg, Haus Tannenberg, Hausackerweg 22.
Eigenes Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen u. hauswirtschaftl. Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

Villenkol. Rohrbach bei **Heidelberg** | Töchterheim z. Fortbild. jg. Mädch. Neuzeitliches Haus in gesunder schöner Lage. Anna Benninghoff, staatl. gepr. Lehrerin.

Täubchenweg 9 **Leipzig** Täubchenweg 9
Haus für Töchterbildung
Theoretische und praktische Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens, in Wissenschaften u. vornehmer Geselligkeit. Unterricht in Weissnähen, Schneidern, allen einfachen und Kunsthandarbeiten. Fortbildung in Sprachen, Literatur, Kunst- und Musikgeschichte, Vortragskunst, Malen, Musik, Gesang. Turn- u. Tanzunterricht. Besuche von Theater, Konzerten, Kunstsammlungen unt. Leitung. Vorzügl. Verpflegung. Eigenes Haus. Obst- u. Gemüsegarten. Vorzügl. Empfehlungen. Prospekt d. d. Vorsteherin
Frau Direktor M. Hoffmann.

Hochschule für Frauen
Ausbildung für höhere Frauenberufe.

Aufnahmebed.: u. a. 10klass. höh. Mädchenschule u. 2jähr. sachgem. Weiterbildung.
Staatliche Prüfungen
Auskunft und sämtliche Drucksachen geg. Einsend. v. 2 Mk. in Briefmarken.
Auskunft durch Kanzlei:
LEIPZIG, Königstr. 1.

Zentral-Institut f. neuzeitl. Körperschulung
Ausbildung v. Lehrkräften
Leit.: Frau Dora Menzler, Leipz. T., Grassistr. 33. Mitarb. im künstl. Tanz: Gertrud Leistikow in a) Hygien. Gymnastik, b) Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik, c) Rhythmischer Gymnastik. Beginn d. Kurse 15. IV. u. 15. X. Prosp. verl. Staatl. Konz. wird angestr.

Digitized by Google

beschneidet, ist er auf der andern Seite mit der Begeisterungsfreudigkeit eines alten Afrikaners bemüht, die Hoffnung auf eine neue koloniale Zukunft Deutschlands zu beleben.

Wilh. v. Scholz: Die die nach Emlohsen. (Gotha, Fr. A. Perthes.) — Diese Skizzen und Aufsätze bieten mehr, als der Titel vermuten läßt. Wer den Dichter kennt, der weiß, daß seine spürsame Art sich namentlich im Beseelen des landschaftlichen Raumes auswirkt: und daher spenden diese tiefen und nachspürenden Schilderungen aus Naumburg, Weimar, Altenburg, Eisenach, vom Neckar oder aus Flandern immer Überraschendes an Eigenem und wahrhaft Dichterischem. Hier kann man lernen, wie man reisen und sehen soll: aufgeschlossenen Auges, unbeirrt, selbständig. Sch.

Felix Freiherr v. Stenglin: Die fröhliche Familie. (Berlin, Winckelmann & Söhne; br. 20, geb. 23 M.) — Ein in jeder Hinsicht unterhaltendes, erheiterndes Buch, voll Leben und Anschaulichkeit.

Eilhard Erich Pauls: Kleinstadt. (Leipzig, Gustav Schloeßmann, G. Fick, geb. 10 M.) — Der Titel des Buches umschreibt sofort den Inhalt dieser hübschen Novellen. Starkes, zuversichtliches Bürgertum, frisch und lebendig dargestellt, in Freud und Leid.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der Hinweis gegeben, daß von **Wilhelm Diltheys** bedeutendem Buche „**Das Erlebnis und die Dichtung**" eine neue Auflage erschienen ist. (Derselbe Verlag; br. 14 M, geb. 20 M.) — Was hier über Lessing, Goethe, besonders über Hölderlin und Novalis gesagt ist, bleibt gültig und wichtig, weil es aus einem reichen, verstehenden Herzen floß, weil eine Persönlichkeit sich auswirkt und weil ein Ewigkeitsausblick gesucht und auch gefunden ist. Es sind entscheidende Darstellungen, weil einmal nachdrücklich betont ist, wie stark jede treue, echte Kunst in den Tiefen des Erlebens verwurzelt ist; aber sie beweisen auch, daß nur eine ehrfürchtig scheue Hand den Schleier heben darf, wenn nicht lediglich der haftigen Neugierde gefrönt werden soll, sondern der Sinn nach dauernder, fruchtbarer Erkenntnis gewendet ist. Dieses Buch sollte in keiner ernsthaften Bibliothek fehlen; es ist ein aufrechter Wegweiser zu edelsten Zielen und ein würdiges Denkmal deutscher Liebe und Wissenschaft. E. L. Sch.

Neuerscheinungen

(Besprechung bleibt vorbehalten)

Der weiße Reiter. Jungrheinischer Bund für kulturelle Erneuerung. Das erste Sammelbuch. Herausgegeben von Karl Gabriel Pfeill. (A. Bagels Verlag, Düsseldorf; 45 M.)

Herzogin-Charlotte-Schule in Meiningen
(Städt. Lyzeum mit Oberlyzeum und Lehrerinnenseminar).
Die Zeugn. sämtl., mit gemeinsamer Leitung stehend. Anstalten gelten laut Erlaß d. Berliner Ministeriums f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung auch in Preußen. Die Schule ist Ostern 1918 neu eingerichtet. Infolge von Teilung größerer Klassen ist d. Schülerinnenzahl in allen Klassen gering. Meiningen ist hübsch geleg. u. hat ein gesund. Klima. Geeign. Pensionen f. auswärtige Schülerinnen sind vorhand. Näh. Ausk. ert. d. Dir.: Prof. W. Oppermann.

Kindergärtnerinnen-Seminar M. Leidloff, Magdeburg,
Derfflingerstr. 19. Neuer Kursus April 1920. Prosp. frei d. d. Vorsteh. Alice Metscher.

München, Karlstr. 45 II. Höh. Mädchenschule m. Erz.-Institut von Anna Roscher, verm. Hermine Ilgen. Internat u. Externat, Vierteljahrskurse. Nur Vormittagsunterricht. Grosser Garten.) A. Vorschule (= 1.—4. Volksschulklasse). B. 6 klassige höhere Mädchenschule. C. Fortbildungskurse; Vorbereitung für die Erzieh.-Prüfung. Prosp. durch die Leitung: Anna Roscher.

Leudietendorf, Thür. Töchterheim
A. Fortbildungsschule.
B. Frauenlehrjahr hauswirtschaftlich-sozial.
C. Landwirtschafts- und Gartenbauschule.
B. Richter, Vorsteherin.

Schandau, Sächsische Schweiz. Töchterheim mit Haushaltungs- und Gewerbeschule von **Helene Roesler.**
Prakt. u. theor. Ausb. in Küche, Hausw., Wäschebehandlg., Schneid., Weißnäh., Kunsthandarbeiten, Fortbildungs- u. a. W. Klavier- u. Gesangsstunden.
Unterrichtskurse in Säuglingspflege im eigenen Säuglingsheim.
Beginn d. versch. Kurse a. 1. Mai, 1. Sept., 8. Jan. Lehrpl. u. Empf. d. d. Vorsteh.

Ilsenburg i. Oberharz Töchterheim Waldburg.
Junge Mädchen finden zur Kräftigung der Gesundheit wie auch zur Erlernung der Küche liebevolle Aufnahme. Musik, Gesang. Prima Referenzen. Prospekt. Besitzer H. Reichardt.

Suderode / Harz. Töchterheim Opitz, schöne, gesch. Waldlage. Haushalt und Wissenschaft. Zeitgemäße Erziehung. Tanz- und Anstandsunterricht.

Starnberg a. See (Bayern). Vornehmes Töchterheim bietet jg. Mädchen Gelegenh., sich in Garten, Haus, Kunst u. Wissensch. vielseit. anzubild. Individ. Behandl. Reichl. gesunde Kost. Herrl. Lage. Zu Sommer- u. Wintersport reichlich Gelegenh. Erstkl. Referenzen vorhanden. Nähere Angaben laut Prospekt. Anfragen an Haus Buchenheim, Starnberg a. See, Possenhofenerstr. 265, Ober-Bayern.

Stuttgart, Pensionat Schmid-Krüger, 23 Bannockerstr., bietet Töchtern höh. Stände Ersatz f. d. Aufenthalt im Ausl. durch bes. Pflege d. fremd. Sprachen. Wissenschaftl., häusl. u. gesellsch. Ausbildg., Musik u. Malerei; vorzügl. Lehrkräfte; anreg. Familienleben; ausgez. Verpfleg.

Thale/Harz. Töchterheim Lohmann. Allseit. Fortbildung. Beste Verpfleg. Geschützte Waldlage.

Warmbrunn i. Rsgb. Werkenthin-Lyzeum
verb. m. Intern., gesunde Lage, kleine Klassen, individ. Erziehung. Körperpflege. Jahrespreis 3600 Mark einschl. Schulgeld. Anfragen u. Anmeldung erb. an die Direktorin.

Wernigerode. Wissensch. u. Haush.-Pension von Frau Schotanus. Kunstgew. Ausbild. Musik. Eig. Haus a. Walde. Gepr. Lehrkräfte im Hause. Näheres Prospekt.

Weimar. Töchterheim v. Linem. Individ. wissenschaftl. u. wirtschaftliche Ausbildung. Villa mit Garten. Prospekt durch Fräulein H. und Th. Skalweit, Cranachstr. 35.

Weimar, Harthstr. 24. „Töchterhort", staatlich beaufsichtigt. Wissenschaftliche, hauswirtschaftliche und gewerbliche Ausbildung. Satz. d. d. Vorsteh. Frl. M. Imminsch u. H. Kies.

Wiesbaden. Schützenstrasse 18. Herrliche Waldlage. Töchterheim Wilhelmina. Haushaltungsschule I. Ranges.

Bezugsbedingungen des Türmers: Der Türmer erscheint Anfangs jedes Monats. Der Bezugspreis beträgt für das Vierteljahr 12.50 Mark, für einzelne Hefte 4.50 Mark. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Preis für die einsp. Millimeter-Zeile 1.50 M. Beilagen nach Übereinkunft.

Hierzu Prospektbeilagen von:
L. Staackmann, Verlag, Leipzig, Taubchenweg 19; Kyffhäuser-Verlag, Berlin W. 50, Geisbergstr. 2a; S. Hirzel, Verlag, Leipzig; J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Straße 26; Riquet & Co. A. G. (Riquet-Tee), Leipzig.

Digitized by Google

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch den von dem Direktor der **Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht** herausgegebenen tausendfach bewährten

Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie im Salon als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! – Anerkennungen aus allen Kreisen. Ausführliche Broschüre versendet vollständig **gratis**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 38, Potsdamerstr. 105a.

Wer studierte Brechts Redekunst?

24 Minister, Botsch., Landräte	485 Militärs u. Marine
19 Konsuln	301 Privatiers
44 Reichs- und Landtagsabgeordnete	310 Apotheker etc.
51 Polizeioffiziere	426 Geistliche
67 Kommerzienräte	512 Assessoren u. Referendare
68 Postdirektoren	671 Offiziere
72 Forstbeamte	720 Direktoren
85 Professoren	766 Studenten
92 Sekretäre	910 Aerzte
102 Redakteure	917 Schuldirektoren u. Lehrer
114 Gerichtsräte etc.	1011 Fabrikbesitzer
121 Bürgermeister	1218 Baumeister u. Ingenieure
123 Künstler	1617 Gewerbetreibende Handwerker und Gehilfen
183 Rechtsanwälte	2119 Beamte
185 Gutsbesitzer	5622 Kaufleute
190 Inspektoren	
205 Hotelbesitzer etc.	
216 Damen	

und Tausende andere.

Alle rühmen diese Bildungsmethode!

Herr Professor **M.**: Ein wahrer Katechismus auch für den Berufsredner gehört ihr Werk jedenfalls zu den **interessantesten** und **besten Lehrwerken.** Meine ständige Empfehlung derselben möge Ihnen beweisen, welchen großen Wert ich auf die Verbreitung Ihres Werkes lege.

Herr Fabrikbesitzer **W.**: Es ist mir ein **Bedürfnis**, Ihnen den Erfolg des Studiums in einem kurzen Satz zum Ausdruck zu bringen: Mit dem Fortschreiten der Durcharbeit von Band zu Band fühlte ich ein **Wachsen meiner ganzen Persönlichkeit** und, am Ende des letzten Bandes angelangt, bin ich in der Tat das geworden, was Sie versprechen: ein Mensch, der sich durch Ihr großartiges Werk bis in die letzte geistige Faser hat kennen gelernt! Meine Empfehlung ist Ihnen deshalb sicher, wo ich sie nur anbringen kann.

Herr Chefredakteur **G.** schreibt: Durch Ihren Kursus ist es mir möglich gemacht worden, selbst **stundenlange Vorträge frei zu halten** und mir dadurch eine angesehene Position in der Gesellschaft zu erringen. Ich werde nie verfehlen, Ihren Kursus bei jeder schicklichen Gelegenheit in meinem Bekanntenkreise weiter zu empfehlen.

Herr Direktor Felschow: Leider bin ich gezwungen, infolge meiner Dienstreise nunmehr die interessanten Abende in Ihrer Akademie abzubrechen. Ich möchte nun nicht von Ihnen scheiden, bevor ich Ihnen nicht noch einmal allerherzlichst gedankt hätte. **Die Fülle des Gebotenen war für mich derartig anregend, daß ich wohl für das ganze Leben mit großer Dankbarkeit an Ihr Institut zurückdenken werde.** Nicht nur daß ich die ganze Art und Ihr System für so vorzüglich halte, daß es über jedes Lob erhaben ist, so bin ich auch entzückt darüber, was Sie den Menschen als solche bieten.

Herr Prokurist **K.**: Ein gut Teil meines **Vorwärtskommens** — seit mehreren Jahren bin ich Prokurist eines ersten hiesigen Handelshauses —, **habe ich nur Ihnen zu verdanken**; denn was nützt alle Kenntnis ohne die Fähigkeit, ihr das richtige und überzeugende Gepräge geben zu können.

Herr Lehrer **D.**: Gestatten Sie mir, Ihnen für die wunderbare geistige Hilfe, welche Sie mir durch Ihre einzigartigen Werke geleistet haben, herzinnigen **Dank** zu sagen. Ihr Kursus ist tatsächlich geeignet, den Nervösen gesund, den Feigen mutig, **den Grübler zum klaren Denker** und den **zaghaften Wortestammler zum erfolgreichen Redner** zu machen. Das tägliche Studium Ihrer genialen Unterrichtswerke ist mir zur liebsten Beschäftigung geworden.

Digitized by Google

Das Examen

ist vielen Schülern u. auch den Eltern eine Quelle beständ. Sorge. Der Schüler ist häufig in einigen Fächern zurückgeblieb. u. schwebt desh. in Gefahr, nicht versetzt zu werden. Hier biet. sich nun in den

Mentor-Repetitorien

wohlfeile Hilfsbücher, die eigens für den Zweck geschaffen sind, schwächere Schüler in ihrem Studium zu unterstützen und ihnen zum Bestehen des Examens zu verhelfen. Auch strebsame junge Leute, besonders solche, die vor Abschluß ihres Studiums oder ihrer beruflichen Ausbildung zum Kriegsdienst eingezogen wurden, finden in den Mentor-Repetitorien eine bewährte Hilfe zur Weiterbildung sowie zur Vorbereitung auf die noch abzulegenden Reifeprüfungen und das Abiturium.

Für Autodidakten ein willkommenes Fortbildungsmittel:

Mathematik.
1. 24. Rechnen I, II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I, II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Lösung der Gleichungen 3. und 4. Grades.
41. Zinseszins- und Rentenrechnung.
55. Vierstellige Logarithmentafeln u. Zahlentafeln.
56. 57. Niedere Analysis mit besond. Berücksicht. d. unendl. Reihen I, II.
58. 59. Differential- u. Integralrechnung I, II.
7. Planimetrie.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I, II, III.
37. Planimetrische Verwandl.-Aufgab.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
48. 49. Analytische Geometrie I, II.
16. 17. 47. Trigonometrie I, II, III.
18. 19. Stereometrie I, II.
50. 51. 52. Geometr. Ornam. I. II, III.

Deutsch.
29. Deutsche Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I, II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 3. Französisch I, II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
5. 6. Englisch I, II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
11. 12. Lateinisch I, II.
13. 14. Griechisch I, II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griech. und römische Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. 23a. Geschichte der Neuzeit I, II.

Geographie.
4. Astronom.-mathematische, physikalische und politische Geographie.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik. 32. Zoologie.

Jeder Band M. 4.20. Alle 60 Bände auf einmal statt M. 252.— nur M. 224.—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine am Platze, direkt vom

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg T 2., Bahnstraße 29/30.

Soeben erscheint als

Jubelausgabe

Friedrich Lienhard

Oberlin

Einhundertste Auflage

Mit einem Bildnis Oberlins und einem Briefe Oberlins an Octavie von Berckheim in Handschriftnachbildung nebst einer Ansicht von Waldersbach und dem Denkmal Oberlins. Diese 100. Auflage wird nur in besonderen Einbänden ausgegeben: Ganzleinen mit Golddruck und Goldschnitt 35 Mark / Halbfranz (Lederrücken und -ecken) mit Golddruck und Goldschnitt 72 Mark.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) Stuttgart

Digitized by Google

Lebenskunst

bringt Lebensgunst! Wer das Leben richtig zu nehmen weiß, dem sind immer Erfolge gewiß. Die Geheimnisse der Lebenskunst enthält Poehlmanns Geisteschulung, die schon Tausende von verzagenden Pessimisten zu starken, frohen Lebensbejahern gemacht haben. Poehlmanns Geisteschulung ist nicht, wie die meisten andern Werke mit ähnlich lautenden Titeln, ein Lesebuch voll allerhand verbrauchter Gemeinplätze, die man rasch durchfliegt und enttäuscht beiseite legt, sondern ein vollständiger, individueller brieflicher Unterricht mit praktischen Übungen und Aufgaben, die der Schüler zu lösen und dem Verfasser der Geisteschulung zur Begutachtung und weiteren Beratung einzusenden hat. Der Kurs dauert so lange, bis der Lernende durchaus selbständig ist und die Regeln der Originalmethode Poehlmann auf allen Gebieten anzuwenden versteht. Ohne Überanstrengung werden durch Poehlmanns Geisteschulung auch die geringsten Fähigkeiten weit über das Maß des Durchschnitts erhoben und zu einem fabelhaften Gedächtnis, eisernen Willen, hervorragenden Wissen und Können erweitert. Diese Eigenschaften aber machen den Lebenskünstler, dem alles zu erreichen möglich ist! Verlangen Sie ausführlichen kostenlosen Prospekt von

Ch. L. Poehlmann, Amalienstrasse 3, München A 79.

Mercedes

Automobile

Stadtwagen ~ Tourenwagen ~ Zweisitzer

*

Daimler-Motoren-Gesellschaft
Stuttgart-Untertürkheim

Eigenes Karosseriewerk in Sindelfingen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082988913

Digitized by Google